Handbuch der deutschen Nationalliteratur

von

O. Hallstadt

nla

754

William Isaacs

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
AT LOS ANGELES

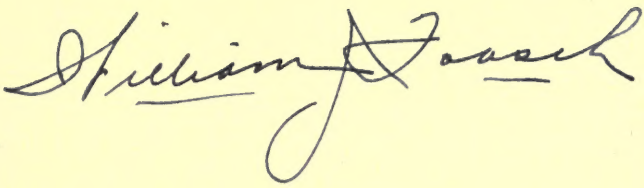
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS

LVX

FIAT

MDCCCLXVIII

EX LIBRIS



Cephalic Index of Skulls

chimpanzee - 37.7

Pithe. - 34.2

Neanderthal - 40.4-44

Modern man - 52.0

Handbuch

der

deutschen Nationalliteratur

von ihren

ersten Anfängen bis zur Gegenwart.

Zum Gebrauch für den Unterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht

bearbeitet von

Dr. Otto Hattstädt,
Professor am Concordia-Gymnasium zu Milwaukee, Wis.

Zweite, verbesserte Auflage.

St. Louis, Mo.
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.
1914.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

UNIV. OF CALIFORNIA
AT LOS ANGELES

PT
1105
H28 h

Vorwort zur ersten Auflage.

Die Notwendigkeit für die Herausgabe des vorliegenden „Handbuchs der deutschen Nationalliteratur" ergab sich aus der Art der höheren Schulen, für die dasselbe bestimmt ist. Es soll nämlich dem Unterricht auf amerikanischen kirchlichen Lehranstalten evangelisch-lutherischen Bekenntnisses dienen. Der Charakter dieser Schulen bedingte den Charakter des Buches. Als kirchliche Anstalten bedurften sie eines Lehrbuches, das in keiner Weise dem Unglauben das Wort redete und insonderheit frei war von jenen gottfeindlichen, materialistischen Anschauungen, die sich leider in so vielen, zum Teil als vorzügliche Leistungen gepriesenen literargeschichtlichen Lesebüchern breit machen. Als amerikanische Anstalten, die bei ihrem Zweisprachensystem und ihrem höchstens sechs- oder siebenjährigen Kursus dem Unterricht in der deutschen Literatur viel weniger Zeit widmen können als die deutschen Gymnasien, bedurften sie eines Lehrbuches, das nur die Hauptsachen aus der Geschichte der deutschen Literatur vorführte, ohne wiederum hinsichtlich des Lesestoffes zu dürftig zu sein. Ein solches Buch aber, das diesen Anforderungen entsprach, war auf dem Büchermarkt nicht zu finden. So sah sich denn die im Sommer 1903 zu Addison, Ill., versammelte Konferenz der Professoren an den Lehranstalten der Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten zu dem Beschluß veranlaßt, selbst für die Herausgabe eines geeigneten Lehrbuches für den Unterricht in der deutschen Literatur Sorge zu tragen, und betraute den Unterzeichneten mit dessen Verabfassung.

Dem Sinne der Konferenz gemäß hat nun der Verfasser seine Aufgabe zu lösen versucht. Eine genaue Prüfung des Buches wird ergeben, daß es unbedenklich christlichen Knaben und Jünglingen in die Hände gegeben werden kann und daß es somit der an dasselbe gestellten Hauptforderung entspricht. Sodann wird man auch erkennen, daß, um der andern Forderung zu genügen, nur die Hauptmomente aus der Geschichte der deutschen Literatur gegeben sind, daß aber trotzdem das Buch reichhaltig genug ist, um den Schüler zu befähigen, sich ein deutliches Bild von der Entwickelung der deutschen Literatur zu machen und zugleich auch einen Einblick zu gewinnen in den Reichtum an wirklich Gutem und Schönem, was im Laufe der Zeit von deutschen Dichtern und Denkern hervorgebracht worden ist. Daneben war der Verfasser bemüht, das Buch so einzurichten, daß alles für den einschlägigen Unterricht Nötige darin enthalten ist. So umfaßt die Auswahl der dichterischen Erzeugnisse alle Gattungen der Poesie mit Ausnahme des Romans und des modernen Dramas, die natürlich in einem Buch dieser Art keine Aufnahme finden konnten; auch sind fast sämtliche Reim-, Vers- und Strophenarten vertreten, und ein „Abriß der Poetik" erteilt über sie sowie über die Dichtungsarten weiteren Aufschluß. Für Stoff zu Deklamationsübungen ist in so ausgedehnter Weise gesorgt, daß damit wohl allen Wünschen entsprochen ist. Wiederum enthält das Buch auch eine stattliche Anzahl Prosastücke, die, verschiedenen Gebieten entnommen, den Schülern einen reichen Lesestoff darbieten und wohl dazu geeignet sind, ihren Anschauungskreis zu erweitern und ihre Phantasie anzuregen. Sie sind zahlreich genug, daß sie bei nebenhergehender

414656

Lektüre zusammenhängender größerer Dichtungen kaum jedesmal ausgenutzt werden dürften und somit dem Lehrer von Jahr zu Jahr eine vielleicht willkommene Abwechselung ermöglichen. Indem sie von der einfachen Erzählung und dem schlichten Brief bis zur schwierigen Abhandlung und erhabenen Rhetorik aufsteigen, mögen sie auch als Unterlage für allerlei praktische Übungen dienen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß von der großen Menge vortrefflicher Prosaschriftsteller nur ein verschwindend kleiner Teil zu Wort kommen konnte, und vielleicht mit Bedauern wird man diesen oder jenen vermissen, wie man vergeblich auch nach dem einen oder dem andern Dichter oder nach diesem oder jenem Gedicht suchen wird. Aber sowenig der Verfasser sich hierfür zur Verantwortung verpflichtet fühlt, da ja das Buch auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben will und kann, als so berechtigt möchte die Frage erscheinen, warum gerade einigen der aufgenommenen Schriftsteller vor andern der Vorzug gegeben ist. Aber darauf möchte er erwidern, daß keine zwei Männer bei einer Arbeit dieser Art dieselbe Auswahl treffen würden, und daß man die Aufgabe als einigermaßen gelöst betrachten muß, wenn die gewählten Proben dem Plan des Buches entsprechen, von anerkannt tüchtigen Leuten herrühren und eine gesunde, gehaltreiche und anregende Lektüre bilden.

Von der Aufnahme von Bruchstücken aus größeren Werken ist fast ganz abgesehen worden. Sie bieten doch kein Bild der ganzen Dichtung und haben daher wenig Wert. Alle größeren Meisterwerke der deutschen Literatur sind jetzt in so wohlfeilen Einzelausgaben zu bekommen, daß der Schüler deswegen nicht ohne Kenntnis derselben zu sein braucht. Auffallen mag vielleicht, daß das mittelalterliche Kunstepos nicht wie das Nibelungen- und das Gudrunlied durch ausführliche Inhaltsangaben und reichliche Proben dargeboten ist. Das geschah aber nur aus dem Grunde, weil zur Behandlung der mittelalterlichen Kunstepen bei unserm kurzen Kursus die Zeit fehlt; sie werden also nicht durchgenommen, und so konnten auch Inhaltsangaben und Proben wegfallen. Was der Schüler von ihnen wissen sollte, ist gegeben.

Besonders zu Nutz und Frommen derer, die das Buch zum Selbststudium gebrauchen wollen, sind erklärende Noten unter die Texte gesetzt worden. In der Schule dürften viele derselben überflüssig sein. Auch sollte dem Lehrer damit nicht vorgegriffen werden.

So möge denn das Buch hinausgehen in die Welt und seinen ihm bestimmten Zweck erfüllen, nämlich christlichen hohen Schulen das Mittel zu der so nötigen Kenntnis der deutschen Literatur zu bieten, und wenn Gott, zu dessen Ehre auch dieses Werk unternommen ist, seinen Segen auf den Gebrauch desselben legt, indem unsere Schüler nicht nur dadurch in ihrer allgemeinen Bildung gefördert, sondern auch dadurch befähigt werden, sich ein Urteil über den Wert oder Unwert der Erzeugnisse der weltlichen Literatur zu bilden, so ist der Verfasser für all seine Mühe und Arbeit reichlich belohnt.

Zum Schlusse sei es ihm noch gestattet, allen denen, die ihm bei der Ausarbeitung dieses Buches mit Rat und Tat an die Hand gegangen sind, den herzlichsten Dank abzustatten.

Milwaukee, Wis., den 28. Juni 1906.

Otto Hattstädt.

Vorwort zur zweiten Auflage.

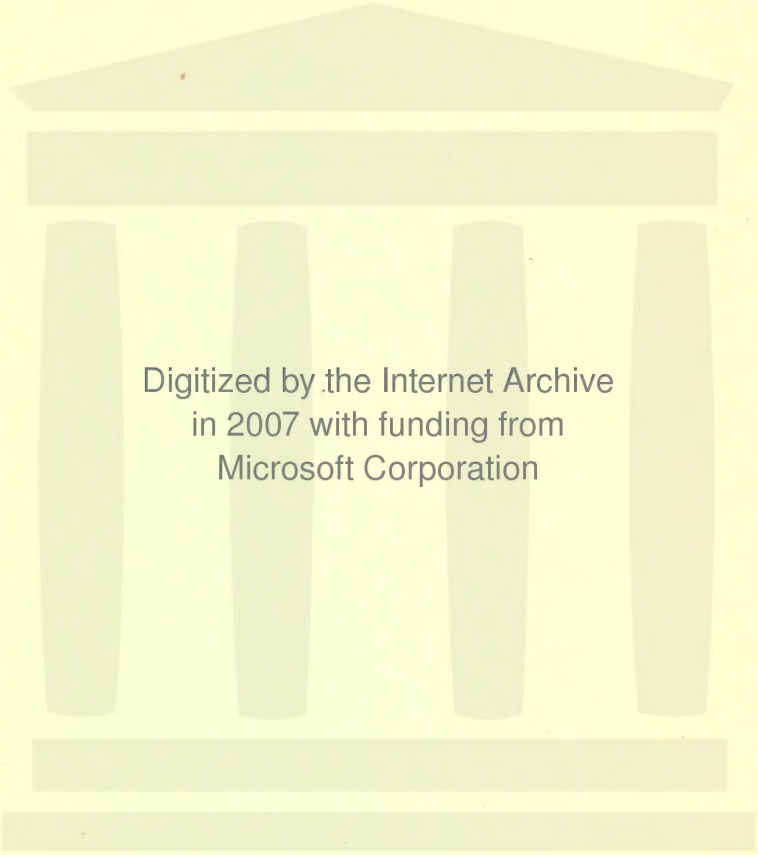
Die vorliegende zweite Auflage des „Handbuchs der deutschen Nationalliteratur" unterscheidet sich bei oberflächlicher Betrachtung von der ersten in kaum wahrnehmbarer Weise. Da nämlich die Deutschlehrer an den höheren Schulen, auf denen das Buch gebraucht wird, den dringenden Wunsch geäußert hatten, daß die zweite Auflage sich eng an die erste anschließen möchte, um den Gebrauch beider Auflagen nebeneinander im Unterricht zu ermöglichen, so ist das Buch, abgesehen von der Umarbeitung einiger einleitender Paragraphen und der Ersetzung einiger weniger Proben durch andere, nach Anlage und Inhalt mit Einschluß der Paginierung durchaus dasselbe geblieben. Und doch wird der aufmerksame Leser einen nicht unbedeutenden Unterschied zwischen der alten und der neuen Auflage erkennen. Denn nicht nur sind viele Ungenauigkeiten in der Rechtschreibung und Zeichensetzung beseitigt worden, sondern auch sämtliche Proben haben nach den besten erhältlichen Originalen eine sorgfältige Nachprüfung erfahren, als deren gewiß wünschenswertes Ergebnis nun ein zuverlässiger, unverfälschter Text vorliegt. Nur an wenigen Stellen ist statt der ursprünglichen eine spätere Lesart gesetzt worden, weil es unrätlich erschien, an Gedichten, die in ihrer jetzigen Fassung sich allgemein eingebürgert haben, durch zwecklose Ausgrabungen zu rütteln. Auslassungen im Text sind durch Punkte, nicht vom Autor herrührende Stellen durch eckige Klammern bezeichnet.

Besondere Sorgfalt ist auch der Feststellung der biographischen Notizen zugewandt worden. Welche Schwierigkeiten diese bereitete, wird jeder verstehen, der da weiß, welch verschiedenen Angaben, besonders hinsichtlich der Geburts- und Todestage und -jahre unserer Schriftsteller, man in literargeschichtlichen Einzel- und Sammelwerken und Enzyklopädien begegnet. Möge überall das Richtige getroffen sein!

Wie bei dem ersten Erscheinen dieses Buches, so fühlt sich der Verfasser auch diesmal verpflichtet, einigen lieben Kollegen, insonderheit seinem teuren Freund und Lehrer Prof. A. Crull, der an dem Gelingen dieses Werkes großes Interesse bekundete, für allerlei Dienstleistungen den herzlichsten Dank abzustatten.

Milwaukee, den 28. Juli 1914.

Otto Hattstädt.


Digitized by the Internet Archive
in 2007 with funding from
Microsoft Corporation

http://www.archive.org/details/handbuchderdeuts00hattiala

Übersicht des Inhaltes.

Einleitung.

Seite

§ 1. **Begriff der deutschen Nationallitteratur. — Die deutsche Sprache. — Mundarten** 1

§ 2. **Die gotische Bibelübersetzung des Wulfila.** Matth. 6, 9—13 1

§ 3. **Das Hochdeutsche** 2

Erste Periode. Die älteste Zeit.

§ 4. **Dichtungen aus der heidnischen Zeit** 3
Das Hildebrandslied.

§ 5. **Dichtungen aus der christlichen Zeit** 6
Das Vaterunser aus dem 8. Jahrhundert.
Aus dem Heliand.
Aus Otfrieds Krist.
Aus Tatians Evangelienharmonie.

§ 6. **Die Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser** 9
Aus Notkers Katechismus.

Zweite Periode. Die mittelalterliche Blütezeit.

§ 7. **Gründe des Aufschwungs. — Die Arten der Dichtung. — Die mittelhochdeutsche Sprache** 10

A. Epik.

I. Das Volksepos.

§ 8. **Das Wesen des Volksepos** 11
1. Das Nibelungenlied.
2. Das Gudrunlied.
3. Die übrigen Volksepen.

II. Das Kunstepos.

§ 9. **Wesen des Kunstepos und dessen Hauptvertreter** 39

B. Lyrik.

§ 10. **Wesen der Lyrik als höfischer Dichtung** 43

1. Der Ritter von Kürenberg 44
Der Falke.

2. Dietmar von Aist 44
Frühlingstrost.

3. Spervogel 44
1. Ermutigung.
2. Freundschaft.
3. Priamel.
4. Weihnachtslied.
5. Gotteslob.

4. Heinrich von Veldeke 45
1. Winterlied.
2. Hoffnung.

5. Reinmar der Alte 45
1. Lenz und Liebe.
2. Aus: Klage um Leopold V.

6. Walter von der Vogelweide 46
1. Frühlingssehnsucht.
2. Winterklage.
3. Frühling und Frauen.
4. Traumdeutung.
5. Der Wahlstreit. I. Die drei Dinge. II. Der Waise. III. Der Pfaffen Lug.
6. Philipps Krönung.
7. Mahnung an die Geistlichen.
8. König Philipp auf dem Magdeburger Hoftag.
9. Des Papstes Gebot.
10. Der welsche Schrein.
11. Deutschland über alles.
12. Dank an Kaiser Friedrich.
13. Jugendlehren.
14. Selbstüberwindung.
15. Mäßigkeit im Trinken.
16. Warnung vor Habsucht.
17. Das Heilige Land.

7. Neidhart von Reuental 53
Frühlingslieder.

C. Didaktik.

§ 11. **Wesen der Didaktik und deren Hauptvertreter** 53

1. Aus Freidanks Bescheidenheit 54
2. Aus Ulrich Boners Edelstein 55

Dritte Periode. Die Zeit des Verfalls der Poesie.

§ 12. **Charakter dieser Periode** 56

§ 13. **Das Volkslied** 58
1. Das Herzensschlüsselein.
2. Sommerlied.
3. Abschied von Innsbruck.
4. Martinsgans.
5. Kranzsingen.
6. Das Schloß in Österreich.
7. Weihnachtslied.
8. Der Tod als Schnitter.

Vierte Periode. Die deutsche Literatur im Zeitalter der Reformation.

Seite

§ 14. Martin Luther. Die neuhochdeutsche Sprache. — Die Bibelübersetzung. — Luther als deutscher Klassiker 62
1. Aus dem Sendschreiben vom Dolmetschen.
2. Vergleichende Zusammenstellung der Übersetzungen von Phil. 2. 5—11.
3. Aus der Schrift: An die Ratsherren usw.
4. Etliche Briefe Luthers: An seine Tischgesellen in Wittenberg. — An Wolfgang Sieberger. — An seine Hausfrau.
5. Der XLVI. Psalm.

Seite

§ 15. Das evangelisch-lutherische Kirchenlied 82

§ 16. Hans Sachs 85
1. Die Wittembergisch Nachtigall.
2. Comedia. Die ungleichen Kinder Eve.
3. Sankt Peter mit der Geis.

§ 17. Murner. — Hutten. — Fischart .. 95

§ 18. Volksbücher 95

Fünfte Periode. Die Zeit der literarischen Fremdherrschaft.

§ 19. Allgemeiner Charakter dieser Periode 96

1. Martin Opitz 97
Auff Leyd kompt Freud.

2. Paul Fleming 97
1. Das treue Herz.
2. Sonett an sich.

3. Friedrich von Logau 98
1. Hoffnung.
2. Geduld.
3. Der Sonnen und deß Menschen Untergang.
4. Göttliche Rache.
5. Die Sünde.
6. Selbst-Erkäntnüß.
7. Die beste Artzney.
8. Geschmünkte Freundschafft.
9. Frantzösische Kleidung.
10. Die blühende Deutsche Sprache.
11. Frantzösische Sprache.
12. Die Deutsche Sprache.

4. Simon Dach 99
Lob der Freundschaft.

5. Johann Michael Moscherosch 99
Aus dem „A la mode Kehraus".

6. Ulrich Megerle, genannt Abraham a Sancta Clara 101
Aus der Flugschrift „Auf, auf, ihr Christen!"

7. Christian Warnecke 104
Epigramme: 1. Auf gewisse Trauerspiele. 2. Auf gewisse Gedichte. 3. Auf Astolph, den hochtrabenden Poeten. 4. Blumenreiche Gedichte. 5. An einen gewissen Pritschmeister. 6. Römische Beichte. 7. Die Klagen über die itzige Zeit.

§ 20. Vorboten einer besseren Zeit. — Gottsched und die Schweizer 105

1. Albrecht von Haller 106
Aus „Die Alpen", 33—37.

2. Friedrich von Hagedorn 107
1. Johann der Seifensieder.
2. Das Hühnchen und der Diamant.
3. Drei Taube.

3. (Christian) Fürchtegott Gellert .. 108
1. Die Ehre Gottes aus der Natur.
2. Der Maler.
3. Der Bauer und sein Sohn.
4. Die beiden Wächter.
5. Der Tanzbär.
6. Der Prozeß.
7. Brief an Rabener.

4. (Magnus) Gottfried Lichtwer ... 113
1. Der junge Kater.
2. Der Hänfling.
3. Die Katzen und der Hausherr.

5. (Gottlieb) Wilhelm Rabener 115
Kleider machen Leute.

6. (Johann Wilhelm) Ludwig Gleim 117
1. An die Schwalbe.
2. Die Milchfrau.
3. Der Löwe und der Fuchs.

7. Ewald (Christian) von Kleist 119
1. Hymne.
2. Die preußische Armee.
3. Arist.

8. Abraham (Gotthelf) Kästner 121
1. Die alternden Dichter.
2. Hippokrene auf deutsch.

9. (Gottlieb) Konrad Pfeffel 121
1. Der Ortolan.
2. Das Kamel und das Trampeltier.
3. Die Tabakspfeife.

Sechste Periode. Die zweite Blütezeit: 1748—1832.

§ 21. Charakter dieser Periode 122

§ 22. Friedrich (Gottlieb) Klopstock 123
1. Aus dem „Messias", 1—157.
2. Die beiden Musen.
3. Wir und sie.
4. Unsere Sprache.
5. Vergebliche Warnung.
6. Das Epigramm.
7. Die frühen Gräber.
8. Sommernacht.
9. Der Eislauf.
10. Frühlingsfeier.
11. Auferweckung.

Helfrich Peter Sturz 131
über Klopstock.

§ 23. (Christoph) Martin Wieland 133
1. Über das Schachspiel.
2. Über Goethes Götz von Berlichingen.

§ 24. Der Göttinger Dichterbund.

1. Johann (Heinrich) Voß 138
1. Der siebzigste Geburtstag.
2. Epigramme: 1. Der Schnellgläubige. 2. Katos Sittenspruch. 3. Die sieben Weisen.

Seite

2. Ludwig (Heinrich Christoph) Hölty 141
1. Das Landleben.
2. Vermächtnis.
3. Aufmunterung zur Freude.

3. Friedrich (Leopold) Graf zu Stolberg 142
1. Der Harz.
2. Lied eines deutschen Knaben.
3. Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn.

4. Gottfried August Bürger 144
1. Lenore.
2. Der wilde Jäger.
3. Spruch.
4. An das Herz.

5. Matthias Claudius 150
1. Rheinweinlied.
2. Abendlied eines Bauersmanns.
3. Ein Lied hinter dem Ofen zu singen.
4. Bei dem Grabe meines Vaters.
5. Eine Chria.

§ 25. Gotthold (Ephraim) Lessing 152
1. Aus „Laokoon".
2. Aus der „Hamburgischen Dramaturgie".
3. Aus der „Abhandlung über die Fabel".
4. Fabeln: 1. Der Strauß. 2. Der Löwe und der Hase. 3. Das Roß und der Stier.
5. Sinngedichte: 1. An den Leser. 2. An den Leser. 3. Hänschen Schlau. 4. Die Ewigkeit gewisser Gedichte. 5. Auf den Kauz. 6. In ein Stammbuch.

§ 26. (Johann) Gottfried Herder 168
1. Aus den „Stimmen der Völker in ihren Liedern". 1. Erlkönigs Tochter. 2. Das Lied der Hoffnung. 3. Ännchen von Tharau. 4. Edward.
2. Der gerettete Jüngling.
3. Die ewige Bürde.
4. Das Kind der Sorge.
5. Bilder, Gnomen, Epigramme. 1. Das Lied vom Schmetterling. 2. Verschiedener Umgang. 3. Der Fruchtbaum. 4. Anklagen. 5. Der Mond. 6. Der Weg zur Wissenschaft. 7. Wissenschaft ohne Anwendung. 8. Wissenschaft für andere. 9. Strenge gegen sich selbst. 10. Das Schweigen. 11. Der Tapfere. 12. Staub und Edelgestein.
6. Von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen.

§ 27. Sturm und Drang.

Christian (Daniel Friedrich) Schubart 178
1. Kaplied.
2. Ahasveros.

§ 28. (Johann) Wolfgang Goethe 180
1. Aus „Dichtung und Wahrheit".
2. Lyrisches.
1. An die Günstigen.
2. Wanderers Nachtlied, 1776.
3. Aus „Wilhelm Meisters Lehrjahre". 1. Der Harfenspieler. 2. Derselbe. 3. Mignon.
4. Gesang der Geister über den Wassern.
5. Wanderers Nachtlied, 1783.
6. An den Mond.
7. Schäfers Klagelied.
8. Trost in Tränen.
9. Das Sonett.
10. Natur und Kunst.

Seite

3. Episches.
1. Das Heidenröslein.
2. Der König in Thule.
3. Der Fischer.
4. Der Erlkönig.
5. Der Sänger.
6. Der Zauberlehrling.
7. Legende vom Hufeisen.
8. Hochzeitlied.
9. Der Totenkranz.

4. Didaktisches. Epigramme, Sprüche usw.
1. Aus den Venetianischen Epigrammen.
2. Gesellschaft.
3. Demut.
4. Nativität.
5. Sprichwörtlich.
6. Aus dem Westöstlichen Diwan. 1. Fünf Dinge. 2. Fünf andere. 3. Spruch.

5. Aus der „Italienischen Reise".

6. Abendmahl von Leonardo da Vinci zu Mailand.

§ 29. (Johann Christoph) Friedrich Schiller 199
1. Lyrisches.
1. Pompeji und Herkulanum.
2. Das Lied von der Glocke.
3. An die Freunde.
4. Punschlied.
5. Das Siegesfest.

2. Episches.
1. Die Schlacht.
2. Das Mädchen aus der Fremde.
3. Der Taucher.
4. Der Ring des Polykrates.
5. Die Kraniche des Ibykus.
6. Der Kampf mit dem Drachen.
7. Die Bürgschaft.
8. Kassandra.
9. Der Graf von Habsburg.

3. Didaktisches.
1. Die Sprüche des Konfuzius. I. II.
2. Breite und Tiefe.
3. Licht und Wärme.
4. Das Distichon.
5. Der epische Hexameter.
6. Erwartung und Erfüllung.
7. Votivtafeln. a. Pflicht für jeden. b. Der Schlüssel. c. Freund und Feind. d. Der Meister.
8. Rätsel. 1. 2. 3.
9. Xenien. 1—19.

4. Die Schlacht bei Lützen.

5. über Klopstock.

§ 30. Zeitgenossen der großen Dichter.

1. Alexander von Humboldt 234
Die Fülle des Lebens in der Natur.

2. Johann Wilhelm von Archenholtz 238
Der Überfall bei Hochkirch.

3. Varnhagen von Ense 242
Blücher.

4. Jean Paul Friedrich Richter 244
Die Taschenbibliothek.

5. Gottfried Seume 247
1. Der Wilde.
2. Seumes Amerikafahrt.

Seite

§ 31. Die Romantik.

1. (August) Wilhelm von Schlegel .. 254
   1. An die südlichen Dichter, deren Lieder ich übersetzt hatte.
   2. In der Fremde.
   3. Das Sonett.
2. Ludwig Tieck 256
   1. Chor aus dem Lustspiel „Kaiser Octavianus".
   2. An A. W. Schlegel.
   3. Arion.
   4. Siegfrieds Jugend.
3. Friedrich von Hardenberg 258
   Bergmannslied.
4. Klemens Brentano 258
   1. Die Gottesmauer.
   2. Der Spinnerin Nachtlied.
5. Friedrich Baron de la Motte Fouqué 260
   1. Der kranke Ritter.
   2. Der Husar.
6. Joseph Freiherr von Eichendorff 261
   1. Wandernder Dichter.
   2. Mondnacht.
   3. Sehnsucht.
   4. Abschied der freiwilligen Jäger 1813.
   5. Abschied vom Walde.
   6. Das zerbrochene Ringlein.
   7. Nachklang.
7. Adelbert von Chamisso 263
   1. Schloß Boncourt.
   2. Tragische Geschichte.
   3. Die Löwenbraut.
   4. Die alte Waschfrau.
   5. Korsische Gastfreiheit.
   6. Die Weiber von Winsperg.
   7. Der Soldat.
   8. Salas y Gomez.
8. (Karoline) Luise Brachmann 272
   Kolumbus.
9. Wilhelm Müller 274
   1. Wanderschaft.
   2. Der Lindenbaum.
   3. Frühlings Einzug.
   4. Alexander Ypsilanti auf Muntacs.
   5. Spruch.
   6. Epigramme. 1. Der Schneeball. 2. Armut und Freundschaft. 3. Leer lärmt am meisten. 4. Ahnenwert.
10. August Graf von Platen-Hallermünde 276
    1. Das Grab im Busento.
    2. Harmosan.
    3. Klagelied Kaiser Ottos des Dritten.
    4. Gaselen. I. II.
    5. Hermann und Dorothea.
    6. Der Vesuv im Dezember 1830.
    7. Los des Lyrikers.
11. Friedrich Rückert 279
    1. Der alte Barbarossa.
    2. Roland zu Bremen.
    3. Das ruft so laut!
    4. Aus der Jugendzeit.
    5. Ghasel.
    6. Leben und Tod.
    7. Die Sipe.
    8. Das Meer der Hoffnung.
    9. Aus den „Angereihten Perlen". 1—11.
    10. Aus den „Persischen Vierzeilen". 1—12.
    11. Aus der „Weisheit des Brahmanen". I—IX.
    12. Homonyme. 1. 2.

Seite

12. Die Gebrüder Grimm 285
    1. Aus der Vorrede zu „Kinder- und Hausmärchen".
    2. Dornröschen.
    3. Eigenschaften der epischen Tierfabel.
13. Friedrich Christoph Schlosser 289
    Epaminondas und Pelopidas.
14. Friedrich von Raumer 292
    Konradin, der letzte Hohenstaufe.

§ 32. Die Dichter der Befreiungskriege.

1. Ernst (Moritz) Arndt 296
   1. Des Deutschen Vaterland.
   2. Die Leipziger Schlacht.
   3. Das Lied vom Feldmarschall.
2. (Karl) Theodor Körner 298
   1. Die Eichen.
   2. Aufruf.
   3. Lützows wilde Jagd.
   4. Harras, der kühne Springer.
   5. Rätsel. a. Palindrom. b. Logogriph. c. Scharade.
   6. Brief an seinen Vater.
3. Max von Schenkendorf 303
   1. Die Muttersprache.
   2. Das Lied vom Rhein.
   3. Freiheit.

§ 33. Der schwäbische Dichterkreis.

1. Ludwig Uhland 305
   1. Frühlingsglaube.
   2. Die Kapelle.
   3. Das Schloß am Meer.
   4. Der Wirtin Töchterlein.
   5. Schäfers Sonntagslied.
   6. Das Glück von Edenhall.
   7. Die Rache.
   8. Des Sängers Fluch.
   9. Bertran de Born.
   10. Taillefer.
2. Gustav Schwab 311
   1. Der Reiter und der Bodensee.
   2. Das Gewitter.
   3. Das Mahl zu Heidelberg.
   4. Der Fund in der Opferbüchse.
3. Justinus Kerner 314
   1. Poesie.
   2. Wanderlied.
   3. Der Wanderer in der Sägemühle.
   4. Der reichste Fürst.
   5. Spindelmanns Rezension einer Gegend.
   6. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe.
4. Eduard Mörike 316
   1. Denk' es, o Seele.
   2. In der Frühe.
   3. Die Soldatenbraut.
   4. Die Geister vom Mummelsee.
5. Wilhelm Hauff 317
   1. Reiters Morgengesang.
   2. Soldatenliebe.
   3. Rätsel.

§ 34. Gleichzeitige Prosaiker.

1. Philipp (Konrad) Marheinecke ... 318
   Luther auf dem Reichstage zu Worms.
2. Leopold von Ranke 322
   Die unüberwindliche Armada.

Seite

3. Auguſt Vilmar 326
1. Die Minnepoeſie.
2. Sagen vom Heiligen Gral und dem König Artus.
3. Leſſings Stil.

4. Georg Gervinus 331
Herders größtes Verdienſt.

5. Wilhelm Wackernagel 334
Alter und Urſprung der Poeſie.

§ 35. Gleichzeitige, keiner beſtimmten Richtung angehörende Dichter.

1. Franz Freiherr von Gaudy 335
1. Die Schlacht bei den Pyramiden.
2. Spurlos.

2. Ludwig Bechſtein 337
1. Eliſabeths Roſen.
2. Landgraf Ludwig und der Löwe.
3. Das wilde Heer.

3. Karl Simrock 339
1. Habsburgs Mauern.
2. Der Rattenfänger von Hameln.

4. Auguſt Kopiſch 340
1. Das grüne Tier und der Naturkenner.
2. Willegis.
3. Die Hiſtörchen. 1. 2.

5. Adolf Stöber 342
1. Wachtelſchlag.
2. Das Grab im Neuen Münſter zu Würzburg.

6. Franz Kugler 343
1. Triolette.
2. Die Schlacht bei Leuthen.

7. Hermann Beſſer 348
1. Der Choral von Leuthen.
2. Die Trommel.

Seite

8. Auguſt Schnezler 349
Mummelſees Rache.

9. Otto Gruppe 350
1. Der Schmied von Solingen.
2. Der Tod Friedrich Wilhelms III.

Annette Freiin von Droſte-Hülshoff 351
1. Der Knabe im Moor.
2. Die junge Mutter.

§ 36. Öſterreichiſche Dichter.

1. Joſeph Freiherr von Zedlitz 352
Nächtliche Heerſchau.

2. Nikolaus Lenau 353
1. Schilflieder. I—III.
2. Liebesfeier.
3. Herbſtklage.
4. Der Poſtillon.
5. Die drei Indianer.
6. Einem Knaben.

3. Nepomuk Vogl 356
1. Das Erkennen.
2. Ein Friedhofsgang.
3. Heinrich der Vogler.
4. Die Sieger.
5. Der Kordoniſt.

4. Gabriel Seidl 358
1. Das Glöcklein des Glücks.
2. Hans Euler.
3. Der tote Soldat.
4. Der Alpler.

5. Anaſtaſius Grün 363
1. Der letzte Dichter.
2. Zwei Heimgekehrte.
3. Unſere Zeit.
4. Das Schlachtbeil.
5. Sprüche. I—III.

6. Franz Grillparzer 366
Ruhe.

Siebente Periode.

Die deutſche Literatur ſeit Goethes Tod bis zur Gegenwart.

§ 37. Charakter dieſer Periode 367

§ 38. Die politiſchen Dichter.

1. Heinrich Heine 368
1. Die Lorelei.
2. Sehnen.
3. Du biſt wie eine Blume.
4. Gruß.
5. Abenddämmerung.
6. Meergruß.
7. Pelſazer.
8. Aus der „Harzreiſe“.

2. Heinrich Hoffmann von Fallersleben 373
1. Mein Lieben.
2. Heimat.
3. Garten der Kindheit.
4. Frühlingsbotſchaft.
5. Das tote Kind.
6. Abendlied.

3. Julius Moſen 374
1. Das Lied vom Kreuzſchnabel.
2. Andreas Hofer.

4. Ferdinand Freiligrath 375
1. Löwenritt.
2. Die Auswanderer.
3. Aus dem ſchleſiſchen Gebirge.
4. O lieb', ſolang du lieben kannſt!
5. „Prinz Eugen, der edle Ritter.“
6. Hurra, Germania!
7. Die Trompete von Vionville.

5. Gottfried Kinkel 380
1. Ein geiſtlich Abendlied.
2. Abendſtille.
3. Petrus.

6. Robert Prutz 382
1. Bretagne.
2. Die Mutter des Koſaken.

7. Rudolf von Gottſchall 387
1. Den Kindern.
2. Am Bergſee.
3. Nachts an der Oſtſee.
4. Die Metapher.

Seite

§ 39. Dichter neuer Beſtrebungen.

1. Emanuel Geibel 389
   1. Hoffnung.
   2. Jugenderleben.
   3. Volkers Nachtgeſang.
   4. Gudruns Klage.
   5. Sanssouci.
   6. Der Tod des Tiberius.
   7. Friedrich Rotbart.
   8. Citta mors ruit.
   9. Die Turkenkugel.
   10. Ethiſches und Äſthetiſches. I—III.
   11. Sprüche. I—IX.
2. Friedrich Bodenſtedt 397
   1. Aus den Mirza-Schaffy-Liedern. I—III.
   2. Sprüche der Weisheit. 1—5.
   3. Fühlingslied.
   4. Freundſchaft.
3. Ferdinand Bäßler 399
   Die Stieläuſer.
4. Hermann Lingg 400
   Der ſchwarze Tod.
5. Friedrich Hebbel 401
   1. Der Heideknabe.
   2. Das Kind.
6. Theodor Storm 403
   1. Eine Frühlingsnacht.
   2. Die Stadt.
   3. Weihnachtsabend.
   4. Spruch.
7. Theodor Fontane 404
   1. Guter Rat.
   2. Das Glück.
   3. Archibald Douglas.
   4. John Maynard.
   5. Der 6. November 1632.
8. Hermann Allmers 407
   Die Katakomben von Rom.

§ 40. Geiſtliche Dichtung und Beredſamkeit

1. Albert Knapp 411
   Ruſſiſche Szene.
2. Philipp Spitta 412
   1. Geduld.
   2. Dieſem Hauſe iſt Heil widerfahren.
3. Karl Gerok 413
   1. Auch du, mein Sohn?
   2. Die heilige Nacht.
   3. „Ave, Caesar, morituri te salutant!“
   4. Das Gewitter.
   5. Junker Georg.
   6. Wie Kaiſer Karl Schulviſitation hielt.
   7. Die Roſſe von Gravelotte.
   8. Spruch.
   9. Die Verwerflichkeit des Unglaubens.
   10. Zwei Bibeln.
4. Julius Sturm 422
   1. Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern!
   2. Gott lebt noch.
   3. Nimm Chriſtum in dein Lebensſchiff!
   4. Sprüche. I. II.
5. Klaus Harms 425
   1. Des Sommers Fülle.
   2. Der Herbſt, ein Treiber zu Fleiß und Arbeit.
   3. Sprüche. I—III.

Seite

6. Heinrich Caſpari 427
   Der Tag der Reformation ein Gedächtnistag.
7. Friedrich Ahlfeld 429
   Nicht Natur, nicht Schickſal, nicht der Himmel, ſondern Gott.
8. (Karl) Ferdinand (Wilhelm) Walther 430
   Jeſu Wunder ein untrüglicher Beweis ſeiner Gottheit.

§ 41. Dichter der neueſten Zeit.

1. Joſeph (Viktor) von Scheffel ... 431
   1. Ausfahrt.
   2. Aus dem „Trompeter von Säckingen“. I. II.
2. Konrad (Ferdinand) Meyer 432
   1. Lutherlied.
   2. Bettlerballade.
3. Otto Roquette 433
   1. Der Totenſee.
   2. Walter von der Vogelweide.
4. Paul Heyſe 440
   1. Der Schenk von Erbach.
   2. Über ein Stündlein.
   3. Spruch.
5. Felix Dahn 441
   1. Gotentreue.
   2. Der ſchwediſche Trompeter.
   3. Die Varusſchlacht.
6. Julius Wolff 446
   1. Der Reiter in Jena.
   2. Die Fahne der Einundſechziger.
7. Martin Greif 449
   1. Morgendämmerung.
   2. Auf der Wieſe.
   3. Andacht im Walde.
   4. Bergföhre.
   5. Sternennacht.
   6. Walter von der Vogelweide.
8. Detlef von Liliencron 450
   1. Du mein Vaterland.
   2. Abſchied und Rückkehr. I. II.
   3. Tod in Ähren.
   4. Krieg und Friede.
9. Ferdinand Avenarius 451
   Der goldene Tod.

§ 42. Proſaiker der neueſten Zeit.

1. Ernſt Curtius 453
   Die olympiſchen Spiele.
2. Theodor Mommſen 458
   Julius Cäſar.
3. Helmut von Moltke 461
   Pompeji.
4. Fürſt Otto von Bismarck 463
   Schluß der Rede über die politiſche Lage im Jahre 1888.
5. Guſtav Freytag 466
   Die deutſchen Städte im Mittelalter.

Seite

6. Friedrich Wilhelm Ritter von Hackländer 469
Jerusalem und die umliegenden heiligen Orte.

7. Ferdinand Gregorovius 472
Kapri.

8. Ferdinand Schmidt 475
Ursachen der ersten Christenverfolgungen.

9. Hermann Masius 477
Die Vogelwelt.

Seite

10. Wilhelm Riehl 479
1. Im Jahre des Herrn.
2. Ludwig Richter.

11. Wilhelm Baur 485
Das Gottesgericht in Rußland.

12. Heinrich von Treitschke 487
Der Ausbruch der Befreiungskriege.

13. Friedrich Vetter 490
Das Licht.

Anhang I.

Mundartliche Dichtung.

1. Fritz Reuter 493
1. De Rechnung ahn Wirt.
2. De sokratische Method'.

2. Klaus Groth 495
Min Modersprak.

3. Karl von Holtei 495
1. Alleene.
2. 's Mutterle.

4. Franz von Kobell 496
1. 's Lichtche.
2. Die drei Dukat'n.

5. Karl Stieler 497
An Anfrag.

6. Konrad Grübel 497
Der Schlosser und sein Gesell.

7. (Johann) Peter Hebel 497
Der Sommerabend.

Anhang II.

Das Sprichwort 499

Anhang III.

Abriß der deutschen Poetik 502

Namen- und Sachregiſter.

	Seite
Abraham a Sancta Clara	97. 101
Abasverus	96. 179
Ahlfeld, F.	429
Akzentvers	504
Alexanderlied	39
Alexandriner	504
Alkäiſche Strophe	506
Allegorie	510
Alliteration. (S. Stabreim.)	504
Allmers, H.	407
Althochdeutſch	2
Annolied	39
Archenholtz, J. W. v.	238
Arndt, E. M.	296
Asklepiadiſche Strophe	506
Aſſonanz. (S. Vokalreim.)	505
Aufklärung	122
Avenarius, F.	451
Ballade	508
Bäßler, F.	399
Baur, W.	485
Bechſtein, L.	337
Beſſer, H.	348
Better, F.	490
Bibelüberſetzung, Luthers	65
Bismarck, C. v.	463
Bodenſtedt, F.	397
Bodmer, J. J.	105
Boner, U.	53. 55
Brachmann, A. L.	272
Brant, Seb.	57
Breitinger, J. J.	105
Brentano, M.	258
Buch von der deutſchen Poeterey	96
Bürger, G. A.	144
Caſpari, H.	427
Chamiſſo, A. v.	263
Claudius, M.	150
Curtius, E.	453
Dach, S.	99
Dahn, F.	441
Decius, N.	83
Deutſchland, Das Junge	367
Dezime	506
Diäreſe	504
Dichterkreis, Königsberger	99
Dichterkreis, Münchener	389
Dichterſchule, erſte ſchleſiſche	97
Dichterſchule, zweite ſchleſiſche	105
Didaktik	53. 57. 510
Dietmar von Aiſt	44
Diſtichon	506
Doktor Fauſt	96
Drama	57. 165. 511
Droſte-Hülshoff, A. v.	351
Eber, P.	83
Ebers, G.	367
Eckenlied	39
Eichendorff, J. v.	261
Elegie	507
Enſe, V. v.	242
Epigramm	128. 167. 510
Epiſche Poeſie	507
Epos	11. 57. 508
Erzählung, poetiſche	508
Fabel	510
Fahrende Sänger	10
Fallersleben, H. v.	373
Faſtnachtsſpiele	57
Fiſchart, J.	95
Fleming, P.	97
Fontane, Th.	404
Frank, J.	85
Freidanks Beſcheidenheit	53. 54
Freiligrath, F.	375
Freytag, G.	466
Friedrichs des Großen Einfluß auf die Literatur	122
Gaſele	507
Gaudy, F. v.	335
Geibel, E.	389
Gelehrtenpoeſie	96
Gellert, Ch. F.	108
Gerhardt, P.	84
Gerok, K.	413
Gervinus, G.	331
Geſenius, J.	84
Gleim, L.	117
Gnome	510
Goethe, J. W. v.	180
Gotiſche Bibelüberſetzung	1
Gottfried von Straßburg	41
Gottſchall, R. v.	387
Gottſched, J. Chr.	105
Gregorovius, F.	472
Greif, M.	449
Grillparzer, F.	366
Grimm, Die Gebrüder	285
Groth, Kl.	495
Grübel, K.	497
Grün, A.	363
Gruppe, O.	350
Gudrun	31

	Seite
Hackländer, F. W.	469
Hagedorn, F. v.	107
Hainbund	138
Haller, A. v.	106
Hardenberg, F. v.	258
Harms, Kl.	425
Hartmann von Aue	40
Hauff, W.	317
Hauptmann, G.	367
Hebbel, F.	401
Hebel, J. P.	497
Heermann, J.	84
Heine, H.	368
Heinrich von Veldeke	39. 45
Heldensage	3
Heliand	6. 7
Herberger, V.	84
Herder, J. G. v.	168
Hermann, A.	83
Hexameter	504
Heyse, P.	440
Hildebrandston	506
Höfische Poesie	40
Holtei, K. v.	495
Hölty, L.	141
Humanismus	56. 62
Humanität	168
Humboldt, A. und W. v.	234
Hutten, U. v.	95
Idyll	508
Jean Paul Fr. Richter	244
Indogermanischer Sprachstamm	1
Kaiserchronik	39
Kantate	512
Kanzleideutsch	62
Kanzone	506
Karikatur	511
Karls des Großen Einfluß auf die Literatur	6
Kästner, A. G.	121
Kehrreim	505
Keller, G.	367
Kerner, J.	314
Kinkel, G.	380
Kirchenlied, Das evangelisch-lutherische	82
Kleist, E. v.	119
Klopstock, Fr. G.	123
Knapp, A.	411
Knittelvers	504
Kobell, F. v.	496
Komödie	511
Kopisch, A.	340
Körner, K. Th.	298
Kugler, F.	343
Kürenberg	44
Lalenbuch	96
Legende	168. 508
Lehrgedicht	510
Leibnitz, G. W. v.	97
Leich	43
Lenau, N.	353
Lessing, G. E.	153
Lichtwer, M. G.	113
Lied	507
Liliencron, D. v.	450
Lingg, H.	400
Logau, F. v.	98
Ludwig, O.	367
Luther, M.	62. 82
Lyrik	11. 57. 507
Madrigal	506
Makame	507
Märchen	508
Marheinecke, Ph. K.	318
Masius, H.	477
Matheius, J.	83
Meistergesang	57
Meyer, K. F.	432
Meyfart, M.	84
Minnegesang	43
Mittelhochdeutch	11
Moltke, H. v.	461
Mommsen, Th.	458
Mörike, E.	316
Moscherosch, J. M. v.	97. 99
Mosen, J.	374
Motte Fouqué, Fr. de la	260
Müller, W.	274
Mundarten	1
Murner, Th.	95
Muspilli	6
Mythe	508
Narrenschiff	57
Neander, J.	85
Neidhart von Reuental	53
Neuhochdeutsch	2. 62
Neumark, G.	85
Nibelungenlied	11
Nibelungenstrophe	11. 506
Nibelungenvers	504
Nicolai, Ph.	84
Notker Labeo	9
Novalis. (S. Hardenberg.)	258
Novelle	509
Ode	507
Oktave	506
Oper	512
Opitz, M.	96. 97
Oratorium	512
Otfried von Weißenburg	6
Parabel	510
Paramythie	510
Parodie	509
Parzival	40
Pasquill	511
Pentameter	504
Pfeffel, G. K.	121
Platen-Hallermünde, A. v.	276
Poesie	502
Prosa	502
Prutz, R.	382

	Seite
Raabe, W.	367
Rabener, G. W.	115
Rabenſchlacht	39
Ranke, L. v.	322
Rätſel	510
Raumer, F. v.	292
Realismus	367
Redensarten, Sprichwörtliche	501
Refrain. (S. Kehrreim.)	505
Reim	504
Reineke Fuchs	57
Reinmar der Alte	45
Reuter, F.	493
Rhapſodie	508
Rhythmus	503
Riehl, W.	479
Ringwaldt, B.	83
Rinkart, M.	84
Rüt, J.	84
Ritornell	506
Rodigaſt, S.	85
Rolandslied	39
Roman	509
Romantik	253
Romanze	508
Rondo	506
Roquette, O.	433
Roſegger, P.	367
Roſengarten, Der große	39
Roswitha	9
Rouſſeau, J. J.	178
Rückert, Fr.	279
Sachs, H.	85
Sage	508
Sagenkreiſe	3
Sapphiſche Strophe	506
Satire	511
Schalling, M.	84
Schauſpiel	511
Scheffel, J. V. v.	431
Schenkendorf, M. v.	303
Schiller, F. v.	199
Schlegel, F. v.	255
Schlegel, W. v.	254
Schloſſer, F. Chr.	289
Schmidt, F.	475
Schnezler, A.	349
Schubart, Chr. D. F.	178
Schule, erſte ſchleſiſche	97
Schule, zweite ſchleſiſche	105
Schwab, G.	311
Schwank	508
Seidl, G.	358
Selnecker, N.	83
Seſtine	506
Seume, J. G.	247
Simpliciſſimus, Der abenteuerliche	97
Simrock, K.	339
Skandieren	503
Sonett	506
Spengler, L.	83
Speratus, P.	83
Sperbogel	44
Spitta, Ph.	412
Sprachgeſellſchaften	96
Sprichwort	499. 511
Stabreim	504
Stegmann, J.	84
Stieler, K.	497
Stöber, A.	342
Stolberg, F. L.	142
Storm, Th.	403
Strophe	505
Sturm, J.	422
Sturm und Drang	178
Sturz, H. P.	131
Tatian	7. 9
Terzine	506
Tieck, L.	256
Tierſage	9. 57. 288
Till Eulenſpiegel	96
Titurel	41
Tragödie	511
Traveſtie	509
Treitſchke, H. v.	487
Trichter, Nürnberger	96
Triolett	506
Triſtan und Iſolde	41
Uhland, L.	305
Versarten	504
Versfüße	503
Vilmar, A.	326
Vogl, N.	356
Vokalreim	505
Volkslied	58. 168. 507
Voß, J. H.	138
Wackernagel, W.	334
Walter von der Vogelweide	46
Waltharilied	9
Walther, K. F. W.	430
Warnecke, Chr.	104
Weiße, M.	83
Weſſobrunner Gebet	6
Wieland, M.	133
Wildenbruch, E. v.	367
Winckelmann, J. J.	122. 153
Wolff, J.	446
Wolfram von Eſchenbach	40
Wulfila	1
Wunderhorn, Des Knaben	258
Zäſur	504
Zedlitz, J. Ch. v.	352

Einleitung.

§ 1. Begriff der deutschen Nationalliteratur. — Die deutsche Sprache. Mundarten.

Unter der Literatur des deutschen Volkes versteht man im weiteren Sinne dessen gesamte in Sprache und Schrift niedergelegte Geisteserzeugnisse, im engeren Sinne jedoch nur dessen poetische Werke und solche Werke der Prosa, die einen gediegenen Inhalt mit künstlerischer Form verbinden und dabei die Eigenart der Nation deutlich erkennen lassen. Wegen des ihr anhaftenden echt deutschen Gepräges pflegt man diese Literatur im engeren Sinn die deutsche Nationalliteratur zu nennen.

Darstellungsmittel derselben ist die deutsche Sprache. Diese ist ein Ast einer germanischen Grundsprache, die, wie die Gemeinsamkeit der Wurzeln[1]) beweist, mit dem Indischen, zu dem das erloschene Sanskrit, und dem Iranischen, zu dem das erloschene Zend gehört, sowie den griechisch-italischen, keltischen und lituslawischen Sprachen einen Sprachstamm bildet, den man den indogermanischen oder indoeuropäischen, auch arischen nennt.

Schon vor dem Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte spaltete sich das Urgermanische infolge der räumlichen Ausdehnung in verschiedene Mundarten oder Einzelsprachen, die sich zusammen unter folgende Benennungen gruppieren lassen: 1) Das Gotische, 2) das Deutsche, 3) das Nordische. Etwa um das 7. Jahrhundert nach Christo spaltete sich hinwiederum das Deutsche in das Ober- oder Hochdeutsche und das Nieder- oder Plattdeutsche. Die Sprache der deutschen Nationalliteratur ist in der Hauptsache das Ober- oder Hochdeutsche. Das erste germanische Sprachdenkmal ist uns jedoch in gotischer Mundart überliefert worden.

§ 2. Die gotische Bibelübersetzung des Wulfila.

Wulfila (Wölfle), von den Griechen Ulfilas genannt, wurde um das Jahr 311 im damaligen Westgotenlande (Dazien) geboren, kam als Jüngling nach Konstantinopel, widmete sich dem geistlichen Stande und wurde auf der Synode zu Antiochia 341 zum Bischof der Westgoten geweiht. Nach längerer Wirksamkeit unter

1) Vgl. die Zusammenstellung folgender Wörter, die zugleich einige Gesetze der Lautverschiebung veranschaulichen mögen.

	Sanskrit.	Griechisch.	Lateinisch.	Gotisch.	Englisch.	Althochdeutsch.	Neuhochdeutsch.	Lettisch.	Russisch.
1.	dva	**d**yo	**d**uo	**t**wai	**t**wo	**z**wei	**z**wei	du, dwi	dwa
2.	trayas	**t**reis	**t**res	**th**reis	**th**ree	**d**ri	**d**rei	tris	tri
3.	dur—	**th**yra	fores	**d**aur	**d**oor	**t**uri	**T**ür	duris	dver
1.	——	tyr**b**e	tur**b**a	thaur**p**	thor**p**	dor**f**	Dor**f**	troba	——
2.	pitar	**p**ater	**p**ater	**f**adar	**f**ather	**f**ater	**V**ater	——	——
3.	bhratar	**ph**rater	**f**rater	**b**rothar	**b**rother	**b**ruodar	**B**ruder	broter-elis	brat
1.	yuga	zy**g**on	ju**g**um	ju**k**	yo**k**e	jo**h**	**J**o**ch**	yungas	igo
2.	nakt—	ny**kt**-os	no**ct**-is	na**ht**s	ni**gh**t	na**h**t	**N**a**ch**t	nakti	noch
3.	hansas	**ch**en	(**h**)anser	(gans)	**g**oose	**g**ans	**G**ans	za(n)sis	gusj

seinem Volke mußte er mit seinen Anhängern vor dem heidnischen König Athanarich nach Mösien fliehen, wo er den Entschluß faßte, die Bibel ins Gotische zu übersetzen. Er bildete aus den Runen, den ältesten Schriftzeichen der Deutschen, und aus griechischen und lateinischen Buchstaben ein neues Alphabet, und eine erstaunliche sprachschöpferische Tätigkeit entfaltend, schuf er eine durch Würde, Kraft und Erhabenheit gleich ausgezeichnete Übersetzung, wenn auch nicht des ganzen, so doch des größten Teils des heiligen Buches. Ulfilas starb 70 Jahre alt zu Konstantinopel als eifriger Anhänger der arianischen Lehre. Von seiner Bibelübersetzung sind uns in alten Handschriften erhalten: bedeutende Stücke der vier Evangelien (auf purpurfarbiges Pergament mit Silber- und Goldschrift geschrieben, wegen des silbernen Einbandes codex argenteus genannt), jetzt in Upsala, sowie große Teile der Paulinischen Briefe und einiges aus dem Alten Testament, jetzt teils in Wolfenbüttel, teils in Mailand, Rom und an andern Orten.

Aus diesen für die Kenntnis der Geschichte unserer Sprache so wichtigen Resten ist ersichtlich, daß sich das Gotische durch eine reiche Abwechselung von volltönenden Vokalen, besonders in den Endungen, wo unsere jetzige Sprache nur ein tonloses oder stummes e hat, ferner durch eine überraschende Fülle von Formen und durch einen großen Wortreichtum auszeichnete, und damit fällt die Meinung hin, daß unsere Sprache in der frühesten Zeit roh und unausgebildet gewesen sei.

Matth. 6, 9—13.

9. Sva nu bidjaith jus. Atta unsar thu in himinam. veihnai namô thein. 10. Quimai thiudinassus theins. vairthoi vilja theins, svê in himina jah ana airthai. 11. Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga. 12. Jah aflêt uns thatei skulans sijaima, svasve jah veis aflêtam thaim skulam unsaraim. 13. Jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin. Unte theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus in aivins. Amen.

So nun sollt beten ihr. Vater unser du in Himmeln. Geweihet werde Name dein. Komme Herrschaft dein. Werde Wille dein, wie in Himmeln, auch auf Erden. Brot (Laib) unseres, das fortwährende, gib uns diesen Tag. Und erlaß uns, daß Schuldige wir seien, so wie auch wir erlassen den Schuldigern unseren. Und nicht bringest uns in Versuchung, sondern löse uns von den Übeln. Denn dein ist Herrscherhaus und Macht und Herrlichkeit in Ewigkeiten. Amen.

§ 3. Das Hochdeutsche.

Das Hochdeutsche erfuhr durch Wandel in den Lauten, im Satzbau und im Wortschatz im Laufe der Zeit mancherlei Veränderungen. In seiner Entwickelung sind drei Hauptstufen zu unterscheiden: 1) das Althochdeutsche, etwa bis zum Beginn der Kreuzzüge (1100) reichend, 2) das Mittelhochdeutsche, von 1100 bis 1500, 3) das Neuhochdeutsche, unsere jetzige gemeinsame Schriftsprache, geschaffen durch Luther.

Innerhalb dieser Sprachentwickelung lassen sich sieben Literaturperioden abgrenzen, nämlich:

1) die älteste Zeit, von den ersten Anfängen bis 1100;

2) die mittelalterliche Blütezeit, von 1100 bis 1300;

3) die Zeit des Verfalls, 1300 bis 1500;

4) die Reformationszeit, 1500 bis 1624;

5) die Zeit der literarischen Fremdherrschaft, 1624 bis 1748;

6) die zweite Blütezeit, 1748 bis 1832;

7) die neueste Zeit, 1832 bis zur Gegenwart.

Erste Periode. Die älteste Zeit.

§ 4. Dichtungen aus der heidnischen Zeit.

Wie alle Völker die Fähigkeit besitzen, ihren erregten Gefühlen in einer von der gewöhnlichen Redeweise durch Schwung, Rhythmus und allerlei sonstigen Schmuck abweichenden Sprache Ausdruck zu geben, so hatten auch die alten Deutschen ihre Poesie. Das bezeugt auch ausdrücklich der römische Geschichtschreiber Tacitus (100 n. Chr.), der in seiner „Germania" und in den „Annalen" der Schlachtgesänge der alten Germanen sowie ihrer Lieder auf ihre Götter und Helden und ihrer Trinklieder Erwähnung tut.

Von all diesen Liedern hat sich nicht eine Zeile erhalten. Ehe sie aufgezeichnet werden konnten, waren sie vergessen und hatten der in der Zeit der Völkerwanderung entstehenden Heldensage Platz gemacht, die in unzähligen Liedern Gegenstand der Sangeskunst wurde. Indem diese Lieder sich allmählich um gewisse Mittelpunkte sammelten, entstanden die folgenden Sagenkreise:

1) Der ostgotische, mit Ermenrich (gest. 375) und Dietrich von Bern (Theodorich der Große, gest. 526) samt seinem Waffenmeister Hildebrand als Hauptheldeu;

2) der fränkische oder niederrheinische, der sich um Siegfried von Xanten bildete;

3) der burgundische, der die Burgunderkönige Gunter, Gernot und Giselher und ihre Schwester Kriemhilde behandelt;

4) der hunnische, dessen Mittelpunkt Attila oder Etzel (gest. 453) ist, und

5) der langobardische, der sich an die Könige Rother und Ortnit anknüpfte.

Unabhängig von diesen bildete sich im Anschluß an die Normannenfahrten der normannisch-friesische Sagenkreis mit Hettel, Hilde, Herwig und Gudrun als Hauptgestalten.

Jahrhundertelang blieben diese Sagen lebendig im Munde des Volkes. Als einzigen überrest in fast ursprünglicher Gestalt besitzen wir von ihnen nur das um das Jahr 850 im Kloster Fulda aufgezeichnete und leider nur als Bruchstück vorhandene Hildebrandslied. Es gehört dem ostgotischen Sagenkreis an und behandelt den Zweikampf des nach dreißig Jahren aus dem Hunnenlande heimkehrenden Hildebrand mit seinem Sohne Hadubrand, der den Vater nicht kennt und sich ihm als einem Eindringling widersetzt. Es ist nicht nur deshalb wertvoll, weil es als das erste uns überlieferte Denkmal deutscher Poesie seine Helden in den echten Farben des deutschen Heldenzeitalters zeichnet, sondern auch, weil es zugleich den Bau unserer ältesten Poesie kennen lehrt. Seine Form ist nämlich die der Alliteration und der Assonanz. (Vgl. Seite 504.) Bis um die Mitte des 9. Jahrhunderts, wo der Reim zur Herrschaft gelangte, war dies die ausschließliche Form deutscher Dichtungen.

Das Hildebrandslied.

Ik gihôrta dat seggen, . . .	Ich hörte das sagen, . . .
dat sih *u*rhêttun *a*enon muotîn	daß sich herausforderten zum Einzelkampfe
*Hi*ltibrant enti *Ha*dubrant untar *he*riun tuêm.	Hildebrand und Hadubrand zwischen Heeren zweien.
sunufatarungo iro saro rihtun,	Sohn und Vater ihre Waffen richteten,

*g*arutun se iro *g*ûdhamun, *g*urtun sih iro suert ana,
*h*elidos, ubar *h*ringâ, dô sie tô dero *h*iltiu ritun.
*H*iltibrant gimahalta [Heribrantes sunu]: her uuas *h*êrôro man,
*f*erahes *f*rôtôro; her *f*râgên gistuont
*f*ôhêm uuortum, hwer sîn *f*ater wâri
10 *f*irco in *f*olche, . . .
. . . „eddo hwelîhhes cnuosles dû sîs.
ibu dû mî ênan sagês, ik mî dê ôdre nuêt,
*ch*ind, in *ch*uningrîche; *ch*ûd ist mî al irmindeot".
*H*adubrant gimahalta, *H*iltibrantes sunu:
15 „dat sagêtun mî ûsere liuti,
alte anti frôte, dea êrhina uuârun,
dat *H*iltibrant *h*ætti mîn fater: ih heittu *H*adubrant.
forn her ôstar giuueit, flôh her *O*tachres nîd,
hina miti *D*êtrîhhe enti sînero *d*egano filu.
20 her fur*l*aet in *l*ante *l*uttila sitten
*pr*ût in *b*ûre, *b*arn unwahsan,
arbeo laosa: her raet ôstar hina.
sîd *D*êtrîhhe *d*arbâ gistuontun
*f*ateres mînes. dat uuas sô *f*riuntlaos man:
25 her uuas *O*tachre *u*mmet *i*rri,
*d*egano *d*echisto miti *D*eotrîchhe.
her was eo *f*olches at ente: imo uuas eo *f*ehta ti leop:
*ch*ûd was her . . . *ch*ônnêm mannum.
ni wâniu ih iû lîb habbe."
30 „wêttu *i*rmingot [quad Hiltibrant], *o*bana ab hevane,
dat dû neo *d*ana halt *d*inc ni gileitôs
mit sus sippan man." . . .

bereiteten ſie ihre Schlachtgewande, gürteten ſich ihre Schwerter an,
die Helden, über die Ringe (des Panzers), da ſie zu dem Kampfe ritten.
Hildebrand ſprach, Heribrands Sohn, er war der mehrere Mann,
an Geiſt der klügere; er zu fragen begann
mit wenigen Worten, wer ſein Vater wäre
der Leute im Volke, . . .
. . . „oder welches Geſchlechtes du ſeiſt.
Wenn du mir einen ſagſt, ich mir die anderen weiß,
Kind, im Königreiche; kund iſt mir alles Menſchenvolk".
Hadubrand ſprach, Hildebrands Sohn:
„Das ſagten mir unſere Leute,
alte und erfahrene, die ehedem waren,
daß Hildebrand hieße mein Vater: ich heiße Hadubrand.
Einſt er nach Oſten ging, floh er Odoakers Haß,
von hinnen mit Dietrich und ſeiner Degen viel.
Er ließ im Lande elend ſitzen
Braut[1] im Hauſe, Kind unerwachſen,
Des Erbes los (der Erbgüter beraubt): er ritt nach Oſten weg.
Darauf dem Dietrich Darbungen entſtanden
meines Vaters.[2] Das war ſo freundloſer Mann:
er war (auf) Odoaker unmäßig erzürnt,
der Degen ergebenſter bei Dietrich.
Er war immer an des Volkes Spitze: ihm war immer Gefecht zu lieb;
kund war er . . . kühnen Männern.
Nicht wähne ich mehr, daß er noch Leben habe."
„Wahrlich, Menſchengott" (zum Zeugen rufe ich J.), ſprach Hildebrand, „oben von dem Himmel,
daß du nie noch mehr Verhandlung nicht führteſt
mit ſo verwandtem Manne." . . .

1) Zeile 21 prut, Braut, urſprünglich nicht die zu vermählende, ſondern die neuvermählte junge Frau, wie jetzt noch der engliſche bride. — 2) Der Sinn iſt: Dietrich verlor darauf meinen Vater.

*w*ant her dô ar arme *w*untane bougâ,
*ch*eisuringu gitân, sô imo sê der *ch*uning gap,
*h*ûneo truhtîn: „dat ih dir it nû bî *h*uldî gibu".
*H*adubrant gimahalta, *H*iltibrantes sunu:
„mit *g*êru scal man *g*eba infâhan,
ort widar *o*rte.
dû bist dir, *a*ltêr hûn, *u*mmet spâhêr,
*sp*enis mih mit dînêm *u*uortun, wili mih dînu *sp*eru *u*uerpan.
pist alsô *gi*altêt man, sô dû êwîn *i*nwit fuortôs.
dat *s*agêtun mî *s*eolîdante
*w*estar ubar *w*entilseo, dat inan *wî*c furnam:
tôt ist *H*iltibrant, *H*eribrantes suno."
*H*iltibrant gimahalta, *H*eribrantes suno:
„wela gisihu ih in dînêm hrustim . . .
dat dû *h*abês *h*êm *h*êrron gôten,
dat dû noh bî desemo *r*îche *r*eccheo ni wurti." — —
„*w*elaga nû, *w*altant got [quad Hiltibrant], *w*êwurt skihit!
ih wallôta *s*umaro enti wintro *s*ehstic ur lante,
dâr man mih eo *sc*erita in folc *sc*eotantêro:
sô man mir at *b*urc ênîgeru *b*anun ni gifasta.
nû scal mih *su*âsat chind *su*ertu hauwan,
*b*retôn mit sînu *b*illiu, eddo ih imo ti *b*anin werdan.
doh maht dû nû *ao*dlîhho, ibu dir dîn *e*llen taoc,
in sus *h*êremo man *h*rustî giwinnan,
*r*auba bi*r*ahanen, ibu dû dâr ênîc *r*eht habês." — —
„der sî doh nû *a*rgôsto [quad Hiltibrant] ôstarliuto,
der dir nû *wî*ges *w*arne, nû dih es sô *w*el lustit,
gûdea gimeinûn: niuse dê môtti.
*h*werdar sih *h*iutu dero *h*regilo rûmen muotti,

Wand er da vom Arme gewundene Spangen,
von einem Kaiſering (einer Kaiſermünze) gemacht, wie ihm ſie der König gab,
der Hunnen Herr: „daß ich dir es nun mit Hulden gebe".
Hadubrand ſprach, Hildebrands Sohn:
„Mit dem Ger ſoll der Mann Gabe empfangen,
Spitze wider Spitze.
Du biſt dir, alter Hunne, unmäßig klug,
reizeſt mich mit deinen Worten, willſt mich mit deinem Speere werfen.
Biſt ebenſo gealterter Mann, wie du ewigen Trug hegteſt.
Das ſagten mir Seefahrer
weſtwärts über den Wendelſee (Mittelmeer), daß ihn der Krieg hinraffte:
Tot iſt Hildebrand, Heribrands Sohn."
Hildebrand ſagte, Heribrands Sohn:
„Wohl ſehe ich an deinen Rüſtungen, . . .
daß du haſt daheim einen guten Herrn,
daß du noch von dieſem Reich verbannt nicht wurdeſt." — —
„Wehe jetzt, waltender Gott," ſprach Hildebrand, „Wehgeſchick geſchieht!
Ich wallte der Sommer und Winter ſechzig außer Landes,
da man mich immer zuteilte dem Volk der Schießenden,
ohne daß man mir an irgendeiner Burg den Tod [nicht] feſtigte.
Nun ſoll mich trautes Kind mit dem Schwerte hauen,
treffen mit ſeiner Art, oder ich ihm zum Tode werden.
Doch magſt du nun leicht, wenn dir dein Mut taugt,
an ſo hehrem Manne Rüſtung gewinnen,
Raub rauben, wenn du dazu einiges Recht haſt." — —
„Der ſei doch nun der feigſte", ſprach Hildebrand, „der Oſtleute,
der dir nun den Kampf verweigere, nun dich deſſen ſo ſehr lüſtet,
den gemeinſamen Kampf; er verſuche die Begegnung,
wer von beiden (ſich) heute den Waffenſchmuck laſſen muß,

erdo desero *b*runnôno *b*êdero unaltan."

dô lêttun sê *ae*rist *a*sekim scrîtan,

scarpên scûrim:, dat in dêm scîltim stônt.

dô *st*ôptun tô samane *st*aimbort chludun,

*h*euwun *h*armlîcco *h*uîtte scilti,

umti im iro *l*intûn *l*uttilo wurtun,

gi*w*igan miti *w*ambnum . . .

oder dieser Brünnen beider walten (sich bemächtigen)."

da ließen sie zuerst die Eschen (Lanzen) splittern

in scharfen Kampfschauern, daß es in den Schilden stand.

Dann sprengten (sie) zusammen, die steinernen Äxte ertönten, (?)

hieben harmlich weiße Schilde,

bis ihnen ihre Linden(bretter) klein wurden,

vernichtet von Waffen (?) . . .

§ 5. Dichtungen aus der christlichen Zeit.

Eine neue Zeit begann für die deutsche Poesie durch die Bekehrung der deutschen Völker zum Christentum. Durch dessen Einwirkung hörte die alte heidnische Poesie auf, und an ihre Stelle trat die christliche. Dies geschah zur Zeit Kaiser Karls des Großen (768 bis 814), dessen Wirken überhaupt für die deutsche Sprache und Literatur von höchster Bedeutung war. Unabläßig tätig für die Förderung des Christentums nämlich, suchte dieser Fürst durch Heranziehung berühmter Gelehrter (Alkuin, Eginhard, Peter von Pisa, Paul Diakonus) und durch Gründung von Klosterschulen (St. Gallen, Fulda, Metz, Reichenau, Hirschau, Rheims) auch die allgemeine Bildung seines Volkes zu heben, und da diese nur vermittels der Volkssprache zu erzielen war, so ließ er dieser alle Pflege angedeihen. Er verpflichtete die Geistlichen zu deutscher Predigt und zum Gebrauch der deutschen Tauf- und Beichtformeln, ordnete die Verabfassung des Vaterunsers und des Glaubens in deutscher Sprache an, führte statt der lateinischen die deutschen Monatsnamen (Wintermonat, Hornung, Lenzmonat usw.) ein, ließ alte deutsche Heldengesänge sammeln und erhob die deutsche Sprache, wie sie in seiner engeren Heimat am Mittelrhein gesprochen wurde, zur Hofsprache und schuf durch das Ansehen, das er ihr dadurch im Gegensatz zu dem in der Kirche herrschenden Latein gab, einen festen Boden für die Entwicklung einer hochdeutschen Literatur.

Seine Bestrebungen für das Christliche wie für das Volksmäßige trugen bald reiche Früchte, indem unter ihm und seinen nächsten Nachfolgern einige Dichter in deutscher Sprache mehrere bedeutende christliche Dichtungen schufen. Es sind dies:

1) Das Wessobrunner Gebet, das in edler Sprache die Ewigkeit Gottes preist;

2) Muspilli, das heißt, Feuer, Weltbrand, ein Gedicht, das im Anschluß an Matth. 25 das Ende der Welt schildert;

3) Der Heliand, das heißt, Heiland, ein in altsächsischer Sprache das Leben Jesu nach den vier Evangelien behandelndes Epos, das, urdeutsch, seinen hohen Gegenstand auf heimischen Boden überträgt und den Sohn Gottes wie einen sächsischen Herzog schildert, der, umgeben von seinen Mannen, die in Treuen fest zu ihrem Herrn stehen, Gnade und Segen spendend durch die Lande zieht;

4) Der Krist, gleichfalls eine Lebensbeschreibung Jesu, nach den vier Evangelien von dem Benediktinermönch Otfried von Weißenburg verfaßt, an poetischem Wert dem Heliand weit nachstehend, aber wichtig wegen des Umstandes, daß darin zum erstenmal die alte Form der Alliteration durch den Endreim ersetzt und ein regelmäßiger

Strophenbau (vier in zwei Langzeilen vereinigte Halbzeilen, jede mit vier Hebungen) eingeführt ist, wodurch das Gedicht vorbildlich für die deutsche Poesie des ganzen Mittelalters wurde.

Karls Bemühungen um die deutsche Predigt hatten auch eine reiche Entfaltung deutscher Prosa zur Folge. Besondere Erwähnung verdient die von einem Unbekannten um das Jahr 830 verfaßte Übersetzung von Tatians Evangelienharmonie, die reichste Quelle für das Althochdeutsche.

In diese Zeit fällt die Entstehung unserer deutschen Schrift aus der mönchischen Latein- oder Frakturschrift.

Das Vaterunser aus dem 8. Jahrhundert.

Fater unser, dû pist in himilum. Kauuîhit sî namo dîn. Piqhueme rîhhi dîn. Uuesâ dîn willo, sama sô in himile ist, sama in erdu. Pilipi unsraz emizzîgaz (fortwährendes) kip uns cogawanna (immerdar). Enti flâz uns unsrô sculdî, sama sô wir flazzamês unsrêm scolôm. Enti ni prine unsih in chorunka; ûzzan kaneri unsih fona allêm suntôn. Amen.

Aus dem Heliand.

Petri Waffentat.

4865 . . . Thô gibolgan uuard
snel suerdthegan Simon Pêtrus:
uuêl imu innan hugi, that he ni mahte
ênig uuord sprekan:
sô harm uuard imu an is hertan that
man is hêrron thâr
binden uuelde. Thô he gibolgan gêng
4870 suido thristmôd thegan for is thiodan standen,
hard for is hêrron: ni uuas imu is hugi tuîfli,
blôthi an is breostun, ac he is bil atôh,
suerd bi sîdu, slôg imu tegegnes
an thene furiston fîund folmo crafto,
4875 that thô Malchus uuard mâkeas eggiun
an thea suidaron half suerdu gimâlod:
thiu hlust uuard imu farhauuan: he uuard an that hôbid uund,
that imu herudrôrag hlear endi ôre
beniuundun brast; blôd aftar sprang,
4880 uuêl fan uundun. Thô uuas an is uuangun scard
the furisto thero fîundo. Thô stôd that folc an rûm:
andrêdun im thes billes biti. Thô sprak that barn godes

. . . Da zornig ward
der schnelle Schwertdegen Simon Petrus:
wallte ihm innen der Sinn, daß er nicht (ver)mochte einzig Wort sprechen:
so kummervoll ward ihm in seinem Herzen, daß man seinen Herrn da
binden wollte. Da er zornig ging,
der sehr kühne Degen, vor seinem Herrscher stehen,
hart vor seinem Herrn: nicht war ihm darüber der Sinn zweifelhaft,
blöde in seiner Brust, sondern er seine Waffe zog,
Schwert an der Seite, schlug ihm entgegen
auf den ersten Feind mit der Hände Kraft,
daß da Malchus wurde von des Meissers Schneide
an der stärkeren (rechten) Hälfte mit Schwerte gezeichnet:
das Ohr ward ihm verhauen: er ward an dem Haupte wund,
daß ihm schwertblutig Wange und Ohr
von schlimmen Wunden klaffte; Blut danach sprang,
wallte aus den Wunden. Da war an seiner Wange geschartet
der vorderste der Feinde. Da stand das Volk in Entfernung,
fürchteten des Schwertes Biß. Da sprach das Kind Gottes

*s*ello te *S*îmon Pêtruse, hêt that he is *s*uerd dedi
*sk*arp an *sk*êdia: „Ef ik uuid thesa *sc*ola uueldi,“ quad he,
4885 „uuid theses *uue*rodes *geuu*in *uuî*g-saca frummien,
than *m*anodi ik thene *m*âreon *m*ahtigne god,
*h*êlagne fader an *h*imilrîkea,
that he mi sô managan *e*ngil herod *o*bana sandi
*uuî*ges sô *uuî*sen, sô ni mahtin iro *uu*âpanthreki
4890 *m*an adôgen: iro ni stôdi gio sulîc *m*egin samad
*f*olkes *gi*fastnod, that im iro *f*erh aftar thiu
*uue*rden mahti. Ac it habad *uu*aldand god,
*a*lomahtig fader, an *ô*dar gimarkot,
that uui gi*th*oloian sculun, sô huat sô ûs thius *th*iod tô
4895 *b*ittres *b*rengit: ni sculun ûs *b*elgan uuiht,
*uu*rêdean uuid iro *geuu*inne; huand sô hue sô *uu*âpno nîd,
*g*rimman *g*êrheti uuili *g*erno frummien,

he *s*uiltit imu eft *s*uerdes eggiun,

*d*ôt im bi*d*rôregan: uui mid ûsun *d*âdiun ni sculun
4900 *uu*iht a*uue*rdian.“ Gêng he thô te themu *uu*ndon manne,
*l*egde mid *l*istiun *l*ik tesamne,
*h*ôbiduundon, that siu sân gi*h*êlid uuard

thes *b*illes *b*iti.

ſelber zu Simon Petrus, hieß, daß er das Schwert täte,
das ſcharfe, in die Scheide: „Wenn ich gegen dieſe Schar wollte,“ ſprach er,
„gegen dieſer Mannen Streit Kampfſache verrichten (mit Waffen ſtreiten),
dann mahnte ich den großen, mächtigen Gott,
heiligen Vater im Himmelreich,
daß er mir ſo manchen Engel her von oben ſendete,
des Kampfes ſo weiſen (kundigen), dann könnten nicht ihre Waffenkraft
die Männer ertragen: ihrer ſtünde nicht je ſolche Menge zuſammen
des Volkes gefeſtigt, daß ihnen ihr Leben danach
werden möchte. Aber es hat der waltende Gott,
allmächtige Vater, anders beſtimmt,
daß wir dulden ſollen alles, was uns dieſes Volk zu
an Bittrem bringt: wir ſollen uns nicht erzürnen in etwas,
feindlich handeln wider ihren Angriff; denn jeder, der der Waffen Streit,
den grimmen Speerhaß will gern verrichten,
der ſtirbt ihm wieder durch des Schwertes Schärfe,
ſtirbt blutigen Tod: wir mit unſern Taten nicht ſollen
etwas verderben.“ Ging er da zu dem wunden Manne,
legte mit Kunſt den Leib zuſammen,
den am Haupte wunden, daß er alsbald geheilt ward
(von) des Schwertes Biß.

Aus Otfrieds Kriſt.

Betrachtung über die Geburt Chriſti.

Druhtin queman uuolta,
tho man alla uuorolt zalta,
thaz uuir sin al giliche
gibriafte in himilriche.

In krippha man nan legita,
thar man daz fihu nerita,
uuant er uuilit unsih scouuon
zi then euuinigen goumon.

Der Herr kommen wollte,
Da man alle Welt zählte,
Daß wir ſeien alle gleich
Verbrieft (verzeichnet) im Himmelreich.

In die Krippe man ihn legte,
Da man das Vieh nährte,
Weil er will uns ſchauen
Zu dem ewigen Mahle.

Niuuari tho thiu giburt,
tho uuurti uuorolti firuuurt,
sia satanas ginami,
ob er tho niquami.

Wäre da nicht die Geburt,
So würde der Welt Untergang,
Sie Satan nähme,
Wenn er da nicht gekommen wäre.

Uuir uuarun in gibentin,
in uuidaruuertin hentin,
thu uns helpha, druhtin, dati
zi theru oberostun noti.

Wir waren in Banden,
In des Widerwärtigen Händen,
Du uns Hilfe, Herr, tateſt
In der oberſten (höchſten) Not

Aus Tatians Evangelienharmonie.

Der reiche Jüngling.

Thô quad imo ther iungo: alliu thisu (sc. bibot = Gebot) gihielt ih fon mînera iugundî; uuaz ist mir noh nû uuan (mangelhaft)? Thô ther heilant inan scouuônti minnôta inan inti quad imo: ein ist dir uuan, oba thû uuollîs thuruhthigan (vollkommen) uuesan, far (geh), forcoufi thin thû habês inti gib thin thurftîgôn, inti thannae habês treso in himile, inti quim, folgê mir. Mittin (als) gihôrta ther iungo thaz uuort, gieng gitruobit, uuas êhtig (reich) thratô (ſehr) inti manago êhtî (Eigentum) habênti. Inti umbiscouuônti ther heilant quad sinên iungorôn: uuir unôdo (ſchwer) thie dâr scaz habênt in gotes rîchi ingangent! Uuâr quidu ih iu, uuanta (daß) ôtag (ein Reicher) unôdo ingengit in rîchi himilo. Inti abur quidu ih iu: ôdira (leichter) ist olbentûn (Elefant) thuruh loh nâdlûn zi faranne, thanne ôtagan zi ganganne in himilo rîche.

§ 6. Die Zeit der ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſer.

Unter dieſen Herrſchern (von 919 bis 1125) ruhte die deutſche Poeſie. Unter dem Einfluß der durch die enge Verbindung Deutſchlands mit Italien begünſtigten ſüdlichen Kultur legte die Dichtung ein lateiniſches Gewand an: es entſtand eine lateiniſche Hof- und Kloſterdichtung. Erwähnenswert iſt das vom Mönch Eckehard in St. Gallen, geſtorben 973, in Hexametern verfaßte Waltharilied, ein vortreffliches Gedicht, das einen wertvollen Beitrag zur burgundiſch-hunniſchen Sagengeſchichte enthält; ferner die Werke der Nonne Roswitha, Abſchnitte aus der Tierſage (Ecbasis captivi) u. a. Nur die Proſa bediente ſich der Mutterſprache und zeitigte eine umfangreiche Literatur. Hervorragendes leiſtete der gelehrte Notker Labeo (mit den großen Lippen), geſtorben 1022 als Leiter der Kloſterſchule zu St. Gallen. Erſt gegen Ende dieſer Periode entſtanden wieder deutſche Gedichte, jedoch nur geiſtlichen Inhalts.

Aus Notkers Katechismus.

Auslegung des Vaterunſers.

Vater unsir, dû in himile bist. Wolne (wohlan), dû mennisco (Menſch), skeine (ſcheine) ana guoten werchen, daz dû sîn sun sîst: so heizist du in mit rehte vater. Habe die minna (Liebe), die tuot dih wesen sînen sun. Dîn namo werde giheiligôt. Wer scol in giheiligôn? Nû ist er heilic: wir biten avir, daz er in unseren herzon giheiligit werde, sô daz wir in uobende (übend) giheiligen. Dîn rîche chome daz êwiga, dara (darauf) alla guote zuo dingênt (hoffen), dâ wir dih gisehen sculen unde den engilen gilîche wortine (geworden) lîb âne tôt haben sculen. Dîn wille giskehe in erda fone mennisgen alsô in himile fone den engilen. Unsir tagelîchiz prôt gib uns hiuto: gib uns lêra (Lehre), dera unsere

sêla gilâbit werde, wanda (denn) dera bidarf si tagelichis, alsô der lichinamo (Leichnam = Leib) bedarf brôtis. Unde unsere scolde belâz uns, alsô ouh wir firlâzen unseren scolâreu. Diesen gidingen (Bedingung) firneme mannichlih unde si garo ze (bereit zu) firgebenne (vergeben) daz luzzila (Kleine), alsô er welle, daz imo firgeben werde daz michila (Große). Unde in dia chorunga (Versuchung) neheitist dû unsih, daz chuit (heißt): ne lâz unsir gechorit werden nâh unseren sunden; den dû neskirmist (nicht schirmst), den wirfit diu chorunga nidir, der wirt ze huohe (Hohn) sînen fianden. Suntîr irlôse unsih fone demo ubile. Lôse unsih fone des tiufilis chorungen unde fone sînemo giwalte. Siben bete churci (sieben kurze Bitten) sint dise: an in wirt doh funten al daz, des uns durft (Bedürfnis) ist.

Zweite Periode. Die mittelalterliche Blütezeit.

§ 7. Gründe des Aufschwungs. — Die Arten der Dichtung. — Die mittelhochdeutsche Sprache.

Im 12. Jahrhundert erwachte die deutsche Poesie aus ihrem langen Schlummer und erreichte schon nach wenigen Jahrzehnten eine Höhe, wie sie ihr nur einmal wieder, nämlich im 18. Jahrhundert, beschieden wurde. Gewichtige Gründe führten diesen Aufschwung herbei. Schon der Glanz der hohenstaufischen Kaiser, die heldenmütig mit den Päpsten um die Obermacht in der Christenheit rangen, war durch Weckung des nationalen Sinnes der Neubelebung der Poesie günstig. Nicht minder trugen die Kreuzzüge dazu bei, die den Deutschen durch die Berührung mit dem märchenhaften Orient einen großen Schatz neuer Bilder und Ideen zuführten und somit äußerst befruchtend auf die Phantasie wirkten. Den Hauptgrund aber hat man in der sich damals vollziehenden gesellschaftlichen Umwälzung zu suchen, die darin bestand, daß die Ritter, die bisher hinter der Geistlichkeit zurückgestanden hatten, jetzt infolge der Kreuzzüge in den Vordergrund traten und als die vornehme und gebildete Laienwelt an Stelle des Klerus die geistige Führung der Nation übernahmen. Den Anstoß hierzu erhielten die deutschen Ritter von ihren französischen Standesgenossen, mit denen sie auf den Kreuzzügen in Verkehr traten. Von ihnen lernten sie das fein ausgebildete Ritterwesen Frankreichs kennen und nahmen es sich zum Vorbild. Die unter dem französischen Adel herrschende galante Lebensart und Sitte, die glänzenden Waffenspiele, der Frauendienst, das Hauptelement des französischen Rittertums, wurden auf deutschen Boden verpflanzt und damit zugleich die Pflege der Dichtkunst, wie sie vom Adel Frankreichs (durch die Troubadours in der Provence und die Trouvères in der Bretagne) ausgeübt wurde. Indem nun allerorts die Ritter sich mit Eifer der Poesie widmeten, begann diese zu blühen wie nie zuvor. Im bewußten Gegensatz zur lateinischen Geistlichkeit bedienten sich die Ritter der deutschen Sprache und bildeten ihre Poesie zu einer „höfischen Kunst" aus, indem sie dieselbe den Bedürfnissen ihres Standes anpaßten und die ihnen eigenen Ideale verherrlichten.

Neben dieser „höfischen" oder „ritterlichen" Poesie gedieh damals der epische Volksgesang zu hoher Vollendung. Vertreter der Volkspoesie waren die fahrenden Sänger (diu varnde diet), die ihre Stoffe den alten, im Volke lebendig gebliebenen Sagen entnahmen und diese in Einzelbildern, unbekümmert um den Zusammenhang, auf den Märkten der Städte und auf Ritterburgen unter dem Klang der Fiedel (daher Spielleute genannt) vortrugen. Unter dem Einfluß der

höfischen Kunstpoesie wurden nun diese so entstandenen Dichtungen zu großen zusammenhängenden Epen verarbeitet, die in ihrer Natürlichkeit und Frische zu den meist etwas gekünstelten Dichtungen der Ritterwelt einen wohltuenden Gegensatz bilden.

Die zahlreichen noch vorhandenen Werke dieser Periode gehören 1) der epischen, 2) der lyrischen Gattung an. In der Epik sind, wie oben angedeutet, zu unterscheiden das Volksepos und das höfische Kunstepos. In der Lyrik, dem Minnegesang, fand das höfische Wesen seinen feinsten und reinsten Ausdruck. Neben diesen beiden Gattungen der Poesie wurde auch die Didaktik gepflegt.

Die Sprache aller dieser Dichtungen ist das Mittelhochdeutsche, und zwar ist es die schwäbische Mundart, die durch die Hohenstaufen die Umgangssprache der höheren Stände wurde. Das Mittelhochdeutsche hat nicht mehr die Schönheit und den Wohlklang an Vokalen und den Formenreichtum des Althochdeutschen. Die volltönenden Vokale der Bildungs- und Endsilben haben fast durchweg dem tonlosen e Platz gemacht (vgl. zunga, zungôm, liupôsta, luginâri mit zunge, zungen, liebeste, lügenaere). Anderseits ist aber die Sprache beweglicher und des feinen Ausdrucks einer reicheren Gedankenwelt fähiger geworden.

Anmerkung: Betreffs der Aussprache des Mittelhochdeutschen ist folgendes zu merken: Die Vokale a, e, i, o, u sind stets kurz; mit dem Zirkumflex versehen, sind sie lang. Kurz sind ferner ä, ö, ü, lang hingegen ae, oe, iu (= ü). Lang sind auch die Diphthonge ei, ie, ou, uo, öu, üe. In ei, ou, öu ist der erste Vokal deutlich hörbar, in ie, uo, üe schlägt dem ersten Vokal der zweite kurz nach. — h vor s und t ist = ch, z = ſ, ß in allen Fällen, wo in den entsprechenden neuhochdeutschen Wörtern der S-Laut steht, sonst = z.

Sonstige Eigentümlichkeiten des Mittelhochdeutschen sind: 1) die (schwache) Deklination der Feminina im Singular; 2) Formunterschiede zwischen Adjektiv und Adverb; 3) das Fehlen des Sch-Lautes, der sich erst in der folgenden Periode bildete, und zwar aus sk und aus s im Anlaut vor andern Konsonanten und im Auslaut nach r; 4) die doppelte Verneinung, niht mit dem proklitischen en und dem enklitischen ne; 5) die Zusammenziehungen mancher Wörter, z. B. ir = irer, sime = sineme, dirre = disere usw.

Die langen mittelhochdeutschen i, u, iu entsprechen den neuhochdeutschen ei, au, eu; ie, uo, üe vereinfachen sich im Neuhochdeutschen in i, u, ü. Für ou hat das Neuhochdeutsche au, für öu äu oder eu, für ei zuweilen ai; â ging häufig in o über.

A. Epik.

I. Das Volksepos.

§ 8. Das Wesen des Volksepos.

Das Volksepos ist der Ausdruck dichterischer Erinnerung des Volkes an seine große Geschichte. Indem der Sänger die im Volke selbst entstandenen Sagen zum Gegenstand seines Sanges macht, tritt er, als bloßes Mundstück des Volkes, mit seiner Persönlichkeit ganz zurück, und Objektivität, Naturwahrheit sind daher neben Schlichtheit und Volkstümlichkeit die Hauptzüge des Volksepos. Die Form ist entweder die Nibelungenstrophe, die aus vier paarweise gereimten, in der Mitte durch eine Cäsur getrennten Langzeilen besteht, wovon die drei ersten sechs und die vierte sieben Hebungen enthält, oder der Berner Ton, eine Strophe von dreizehn kurzen Zeilen. Die vorzüglichsten Volksepen sind das Nibelungenlied und Gudrun.

1. Das Nibelungenlied.

Das Nibelungenlied ist zu Anfang des 13. Jahrhunderts entstanden; doch wissen wir nicht, wer es verfaßt hat. Die Grundlagen, auf denen das Gedicht sich aufbaut, sind

a) ein mythisches Element. Mythologische Vorstellungen sind z. B. das Auftreten der Nibelungen (altnordisch Niflungar, das heißt, Bewohner des Niflheims,

des Totenreichs mit ihrem verhängnisvollen Golde, das dem Besitzer zum Fluch wird; ferner die Gestalten Siegfrieds (altnordisch Sigurd, Enkel Wolfungs, dessen Ahnherr Odin [Wotan] ist) und Brunhilds (in der altnordischen Sage die Walküre Brynhild, die von Odin zur Strafe für ihren Ungehorsam, da sie gegen seinen Willen in einem Kampf zwischen zwei Königen Sieg und Tod austeilt, von einem Flammenwall umgeben und in einen Zauberschlaf versenkt, aber von Sigurd geweckt und befreit wird); ferner die weissagenden Meerweiber, das Wahrrecht u. a. m. Schon früh machte die Einbildungskraft des Volkes aus den mythischen Gestalten des Siegfried, der Brunhilde und der Nibelungen menschliche Wesen.

b) ein geschichtliches Element. Dieses sind die historischen Sagen aus dem Heldenzeitalter der Völkerwanderung. Vier Sagenkreise sind in das Gedicht verwoben, nämlich der burgundische, der fränkische, der ostgotische und der hunnische. Der so ergreifend geschilderte Untergang der Nibelungen im Hunnenlande ist der Nachklang des geschichtlichen Vernichtungskampfes zwischen den Burgundern und Hunnen im Jahre 437. In freier Weise werden zeitlich gesonderte Personen, z. B. Attila (gest. 453) und Theodorich (geb. 455), zusammengeführt.

c) ein christlich-ritterliches Element. Mit der alten Sage sind die Anschauungen des 13. Jahrhunderts vermischt, nämlich 1. christliche: Kirche, Taufe, Messen werden erwähnt, „Pfaffen" treten auf usw.; 2. ritterliche: der ganze Glanz des Rittertums spiegelt sich wider in den Schilderungen des höfischen Lebens, der Feste und Waffenspiele, der glänzenden Rüstungen, des Lehensverhältnisses der Dienstmannen zu ihren Herren usw. Besonders auf diesem letzteren beruht der Grundzug der ganzen Dichtung, die Treue. Herren und Mannen sind durch das festeste Band der Treue bis in den Tod miteinander verbunden. Hinwiederum ist der Treubruch die Schuld, die den Untergang des ganzen Burgundergeschlechts herbeiführt.

Die Schönheiten des Gedichts sind: die edle sprachliche Darstellung, die lebensvollen Schilderungen und Situationszeichnungen, die treffliche Charakteristik, die tiefe Erfassung der menschlichen Leidenschaften, der großartige Aufbau, die Entwicklung des Konflikts, die enge Verkettung von Schuld und Strafe.[1] Alles dies gestaltet das Nibelungenlied zu einem dichterischen Meisterwerk, das sich mit den besten Epen aller Völker und Zeiten messen kann.

1) Vgl. z. B. Scherr, Heinrich Heines. S. 372.

Inhaltsangabe.

Erster Teil: Siegfrieds Tod. 1. Aventiure. Zu Worms wächst unter der Obhut ihrer Mutter Ute und ihrer drei Brüder Gunter, Gernot und Giselher das schöne Königstöchterlein Kriemhild heran. Einst träumt ihr, daß zwei Aare ihren Lieblingsfalken zerfleischen. Die Deutung des Traumes durch die Mutter, daß der Falke ein edler Mann sei, dem sie in Liebe zugetan sein werde, weist Kriemhild ab, da sie ohne Reckenminne bleiben wolle, die doch nur Leid bringe. — 2. Aventiure. Zur selben Zeit erblüht in Xanten der herrliche Königssohn Siegfried. Aufs beste in allen höfischen Sitten unterwiesen, wird er unter prangenden Festlichkeiten in den Ritterstand aufgenommen und zieht auf Taten aus. — 3. Aventiure. Trotz der Warnungen seines Vaters Siegmund beschließt er, um Kriemhild zu werben. Mit zwölf auserlesenen Rittern langt er in Worms an. Dort erkennt ihn nur Hagen, der den Königen erzählt, daß er das Zwerggeschlecht der Nibelungen besiegt, den Nibelungenschatz gewonnen und dem Zwerg Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe entrissen, auch einen Lindwurm erschlagen habe und durch ein Bad in seinem Blut unverwundbar geworden sei. Mit allen Ehren wird Siegfried empfangen und bleibt ein ganzes Jahr am Burgundenhof, ohne jedoch Kriemhild zu sehen. — 4. und 5. Aventiure. Der Sachsenkönig Lüdiger und der Dänenkönig Lüdegast künden den Burgundern Krieg an. Siegfried besiegt die Feinde und bringt beide Könige in seine Gewalt. Von dem Boten, der die Siegeskunde nach Worms bringt, läßt sich Kriemhild die gewaltigen Taten Siegfrieds erzählen und ist über diese voller Freude. Bei dem Siegesfest sieht Siegfried zum erstenmal den Gegenstand seiner Sehnsucht. — 6. bis 8. Aventiure. Gunter hört von einer Königin im fernen Isenlande namens Brunhilde. Sie ist von wunderbarer Schönheit, aber auch von unheimlicher Kraft. Wer sie zum Weibe begehrt, muß sie im Speerwerfen, im Steinschleudern und im Springen überwinden, sonst verliert er sein Leben. Gunter will sie zum Weibe gewinnen und erhält dazu Siegfrieds Beistand durch die eidliche Zusage, ihm Kriemhilde zum Weibe zu geben. Nach zwölf Tagen gelangen die Helden vor Brunhildens Feste. Die Königin erkennt sofort Siegfried und wähnt, er sei gekommen, um ihre Hand zu erhalten. Er aber deutet auf Gunter und gibt sich als dessen Lehensmann aus. Während der Zurüstung zum Kampf verläßt Siegfried die schwerbesorgten Burgunder, hüllt sich in die Tarnkappe und erringt, unsichtbar, für Gunter den Sieg, worauf Brunhilde diesem gelobt, ihm als seine Gemahlin zu folgen. Immer noch Unheil

fürchtend, fährt Siegfried zu den Nibelungen und kehrt mit tausend Mannen zurück. Doch Brunhilde fährt, ihrem Gelöbnis treu, mit Gunter nach dem Rhein. — 9. bis 11. Aventiure. Siegfried meldet als Ehrenbote in Worms die glückliche Brautwerbung. Glänzende Vorbereitungen auf die Hochzeit werden getroffen. Herrlich wird das junge Paar empfangen. Beim Mahle wird zur allgemeinen Freude Kriemhild dem Siegfried verlobt. Nur die eifersüchtige Brunhilde freut sich nicht, denn sie hat sich Hoffnung auf Siegfried gemacht. Ihr Grimm macht sich in Tränen Luft, und von Gunter nach der Ursache ihrer Betrübnis gefragt, sagt sie, daß sie um Kriemhild Leid trage, weil sie sie an der Seite eines Eigenholden sehe. Vergeblich sucht Gunter sie zu beruhigen. Wütend ringt sie mit ihm am Abend im Schlafgemach und hängt ihn gefesselt an einen Haken. Am nächsten Tag klagt Gunter dem Siegfried sein Leid. In seine Tarnkappe gehüllt, überwindet dieser abends die Brunhilde und nimmt ihr Ring und Gürtel weg und schenkt beides seiner Kriemhild, der er auch unbedachterweise den Vorfall mitteilt. Siegfried und Kriemhild rüsten sich zur Heimkehr nach Niederland. Mit Entrüstung weist Hagen das Ansinnen Kriemhildens, ihr als Dienstmann zu folgen, ab, da er dem König Treue geschworen habe. Siegfried übernimmt in Xanten die Regierung und erfreut sich des höchsten Glückes, zumal ihm auch ein Söhnlein geboren wird, das in der Taufe den Namen Gunter erhält. — 12. und 13. Aventiure. Eine zehnjährige Abwesenheit Siegfrieds und Kriemhildens vermag nicht Brunhildens eifersüchtige Glut zu löschen. Voll Begierde, Kriemhild zu demütigen, bewegt sie Gunter, sie und ihren Gemahl nach Worms zum Sonnenwendefest einzuladen. Siegfried zieht mit seiner Gattin samt tausend Mannen nach Worms. Herrliche Gastmähler und Waffenspiele werden ihnen zu Ehren veranstaltet. — 14. Aventiure. Als einst die beiden Königinnen den Ritterspielen zuschauen und Kriemhild in innigem Wohlgefallen an ihrem Gemahl denselben als über allen Recken stehend preist, da bricht Brunhildens Zorn los, und mit beleidigenden Worten weist sie auf sein „Dienstverhältnis“ zu Gunter hin, der demnach als sein Herr und Gebieter über ihm stehe. Vor der Kirche, wohin sie sich jetzt zur Messe begeben, will Brunhilde vor allem Volke ihren Vorrang vor Kriemhilde, der Eigenholdin, beweisen, wohingegen Kriemhild ihr erklärt, daß sie sich von ihrem „Dienstmann“ Siegfried habe minnen lassen, der sie bezwungen und dann verlassen habe. Beim Ausgang aus der Kirche fordert Brunhilde von Kriemhild Beweise für ihre schimpfliche Behauptung. Da zeigt sie Ring und Gürtel, und Brunhilde muß verstummen. Nun wendet sich ihr ganzer Haß gegen Siegfried, der ihre Demütigung verschuldet hat, und Hagen schwört ihr, sie an ihm zu rächen. Mit Gunters Zustimmung wird Siegfrieds Tod beschlossen. Auf einer falscherweise angekündigten Heerfahrt soll er getötet werden. — 15. Aventiure. Zu dem angeblichen Kriege bietet Siegfried wiederum seine Hilfe an. Die um ihn besorgte Kriemhild empfiehlt ihn dem Schutze des treulosen Hagen und nennt ihm seine einzige verwundbare Stelle und bezeichnet sie durch ein auf sein Gewand genähtes Kreuz. Alsbald wird die nun unnötige Heerfahrt abgesagt und eine Jagd im Odenwald angekündigt. — 16. Aventiure. Siegfried, der an der Jagd teilzunehmen gedenkt, nimmt von der durch böse Träume geängstigten Kriemhild zärtlichen Abschied. Auf der Jagd entfaltet er noch einmal seine unvergleichliche Kraft, indem er einen Bären bändigt. Dem nach einem Trunke verlangenden Helden schlägt Hagen arglistig einen Wettlauf zu einer Quelle vor. Siegfried gelangt zuerst an, legt seine Waffen ab und wartet, bis der König Gunter getrunken hat. Als er sich darauf zur Quelle niederbeugt, schleudert ihm Hagen den Speer durch das Kreuz auf dem Rücken. Rasch erhebt sich Siegfried zur Verfolgung des Meuchelmörders, stürzt aber alsbald zu Boden, eine Beute des Todes. In der Nacht wird der Leichnam nach Worms gebracht. — 17. Aventiure. Mit ausgesuchter Grausamkeit läßt Hagen ihn vor Kriemhildens Kemenate legen, wo man ihn morgens findet. Unsagbar ist ihr Jammer. Kaum hält sie ihre Mannen von der sofortigen Rache ab. Der Leichnam wird in das Münster gebracht, wo durch die Bahrprobe der Mörder offenbar wird. Bei der Bestattung läßt Kriemhild noch einmal den Sarg öffnen, um den letzten Blick auf den heißgeliebten Gatten zu werfen. — 18. und 19. Aventiure. Kriemhild bleibt in Worms, um in stiller Zurückgezogenheit Siegfried zu betrauern. Nach fast vier Jahren versöhnt sie sich mit Gunter. Sie läßt sich bereden, den reichen Nibelungenhort zu sich bringen zu lassen. Da sie aber durch allzureichliche Spenden manches Herz an sich zieht, so versenkt Hagen aus Sorge für seine Könige den Schatz in den Rhein und schwört, den Ort nicht zu verraten. (Als Besitzer des Schatzes heißen jetzt die Burgunden die Nibelungen, und auch ihnen sollte das rote Gold Tod und Verderben bringen.)

Zweiter Teil: Kriemhildens Rache. 20. und 21. Aventiure. Nach weiteren zehn Jahren läßt der Hunnenkönig Etzel, der seine Gattin Helke verloren, durch den Markgrafen Rüdiger von Bechlaren um Kriemhild werben. Ihre Brüder sind mit Etzels Absicht einverstanden; doch Hagen widerrät, da er Gefahr befürchtet. Kriemhild willigt endlich ein, da sie merkt, daß ihr hiermit eine Gelegenheit zur Rache an den

Mördern ihres Gemahls geboten wird, und läßt den arglosen Rüdiger schwören, daß er all ihr Leid rächen wolle. Mit großem Gefolge bricht sie nach dem Hunnenlande auf. Freundlich wird sie in Bechlaren von Rüdigers Gattin Gotelinde bewirtet. — 22. Aventiure. Mit einem glänzenden Geleite von 24 Königen und vielen Helden, darunter der herrliche Gigore Dietrich von Bern und sein Waffenmeister Hildebrand, zieht Etzel ihr bis Tulna entgegen und führt sie nach Wien, wo siebzehn Tage lang mit nie gesehener Pracht die Hochzeit gefeiert wird. Königlich ist der Empfang in der Etzelnburg. — 23. Aventiure. Nach sieben Jahren genest Kriemhild eines Söhnleins, das Ortlieb genannt wird. Nach weiteren sechs Jahren bewegt sie, auf Rache sinnend, ihren Gatten, ihre Verwandten aus dem Burgunderlande einzuladen, und schärft den Boten ein, für Hagens Teilnahme an der Fahrt zu sorgen. — 24. bis 27. Aventiure. Trotz der Warnungen Hagens wird die Einladung angenommen, und Gunter verläßt, unbekümmert um die unheilverkündenden Träume seiner Mutter Ute, mit 1060 Rittern und 9000 Knechten die Heimat. An der ausgetretenen Donau findet der nach einer Furt suchende Hagen zwei Meerweiber, deren eine ihm den Untergang aller Burgunden mit Ausnahme des Kaplans weissagt. Hagen setzt das Heer über und wirft bei der letzten Fahrt den Kaplan in die Flut; doch dieser rettet sich, und Hagen zerschlägt den Kahn, damit kein Feiger dem ihnen sicheren Verderben entrinne. Unter der Führung des kühnen Fiedlers Volker geht der Zug nun durch das Bayernland, dessen Fürsten Else und Gelfrat die Burgunden vergeblich angreifen. Freundlich werden sie bei Bischof Pilgerin in Passau aufgenommen. Markgraf Eckewart warnt sie vor Kriemhildens Rache und weist sie an das gastliche Haus Rüdigers von Bechlaren, bei dem sie mehrere Tage lang die köstlichste Bewirtung finden. Die Freude erreicht ihren Höhepunkt in der Verlobung Giselhers mit Rüdigers lieblicher Tochter Dietelinde. Beim Abschied werden die Gäste reich beschenkt, Gernot erhält Rüdigers Schwert. Darauf zieht die Heldenschar unter Rüdigers Geleite dem Hunnenlande zu, nachdem ihre Ankunft dem Etzel gemeldet ist. — 28. und 29. Aventiure. Dietrich von Bern reitet den Burgunden entgegen und meldet ihnen Kriemhildens Stimmung. Mutig und trotzig ziehen sie zur Burg Etzels, wo Kriemhild sofort ihre feindselige Gesinnung zu erkennen gibt, indem sie nur den Giselher begrüßt und die Gäste auffordert, ihre Waffen abzulegen, was sie sich aber zu tun weigern. Hagen und Volker setzen sich auf eine Bank Kriemhildens Saal gegenüber. Von der vor Ingrimm weinenden Kriemhild zur Rache an Hagen aufgefordert, waffnen sich 400 ihrer Mannen. Sie führt sie selbst hinunter, um vor ihnen Hagen zum Bekenntnis des ihr angetanen Leides zu bewegen. Als sie herannahen, schließen Hagen und Volker einen Waffenbund auf Leben und Tod. Hagen steht vor der Königin nicht auf und legt Siegfrieds Schwert Balmung ihr zum Hohne vor sich auf seine Schenkel. Ohne weiteres bekennt er sich auf ihre Frage als den Mörder ihres Gemahls; aber die beiden gewaltigen Männer flößen den Feinden solches Entsetzen ein, daß diese sie nicht anzugreifen wagen. Mit den andern Burgunden gehen Hagen und Volker zu Etzel, der sie herzlich begrüßt und herrlich bewirtet. — 30. Aventiure. Als die Gäste sich abends zur Ruhe legen, übernehmen Hagen und Volker freiwillig die Wache. Der kühne Fiedler Volker läßt sein Saitenspiel in die Nacht hinaustönen. Heranschleichende Hunnenscharen werden von den beiden Helden verjagt.[1]) — 31. Aventiure. Am Morgen gehen die Burgunden in voller Waffenrüstung zur Kirche. Bei den Ritterspielen am Mittag erschlägt Volker im Ernst einen Hunnen, und nur Etzels Eingreifen verhindert einen allgemeinen Ausbruch der Feindseligkeiten. Zu Etzels Verdruß begeben sich die Gäste gewaffnet zu Tisch. Vergeblich sucht unterdessen Kriemhild Dietrich und Hildebrand als Rächer zu gewinnen; doch gelingt es ihr, ihren Schwager Blödel zu überreden, mit seiner gewaffneten Schar die Dienstmannen in der Herberge zu überfallen. Sie geht darauf zum Mahl, und Etzel empfiehlt sein Söhnchen Ortlieb der Fürsorge der Burgunden; aber Hagen kränkt ihn durch verletzende Bemerkungen über das Kind. Da bricht das grollende Unwetter los. — 32. Aventiure. Unterdessen hat nämlich Blödel mit seinen Mannen, Rache für Siegfried fordernd, die Knechte im Saal der Herberge überfallen, die sämtlich der Übermacht erliegen. Nur Dankwart, ihr Führer, schlägt sich durch und gelangt, mit Blut bedeckt, in den Speisesaal der Herren, wo er das entsetzliche Unglück meldet. — 33. Aventiure. Sofort fordert Hagen die Burgunden auf, mit Blut die verhängnisvolle Gastfreundschaft heimzuzahlen. Er heißt Dankwart die Türe bewachen, damit kein Hunne entrinnen möge, schlägt dem kleinen Ortlieb den Kopf ab, streckt dessen Wärter nieder, und bald ist das Morden allgemein. In ihrer Todesangst wendet sich Kriemhild an Dietrich um Rettung, der für sich und die Seinen freien Abzug erhält und Kriemhild und Etzel aus dem Saal führt. Ihnen folgt auch Rüdiger. Darauf wird das Gemetzel erneuert, und kein Hunne kommt mit dem Leben davon. —

1) Vgl. S. 390 Geibels Gedicht „Volkers Nachtgesang".

34. Aventiure. Die Leichen werden die Stiege hinabgeworfen. Hagen verhöhnt den Etzel als Feigling, und kaum wird der darob ergrimmte König von einem Angriff abgehalten. Kriemhild bietet dem, der Hagen erschlage, einen reichen Lohn, aber niemand meldet sich. — 35. Aventiure. Voll Wut über Hagens Hohn greift der Däne Iring Hagen an und schlägt ihm eine Wunde. Zurückgedrängt, wagt er einen zweiten Angriff und wird tödlich verwundet. Um ihn zu rächen, stürzen Irenfried und Hawart in den Saal, finden aber samt ihren Mannen den Tod. Laute Klage erschallt um die Gefallenen. — 36. Aventiure. Todmüde entledigen am Abend sich die burgundischen Helden ihrer Waffen. Ihres schließlichen Untergangs gewiß, unterhandeln sie mit Etzel um einen ehrlichen Kampf unten im Freien. Aber Kriemhild widersetzt sich, da Hagen entrinnen möchte, und fordert dessen Auslieferung. Doch mit Entrüstung weisen die Burgunden dieses Ansinnen zurück. Da läßt Kriemhild den Saal umzingeln und anzünden. Die Burgunden löschen ihren Durst mit dem Blut der Erschlagenen und schützen sich, an den steinernen Wänden stehend, mit ihren Schilden vor den herabfallenden Bränden. Am Morgen stürmen neue Hunnenscharen auf die ermatteten Helden, ohne sie überwältigen zu können. — 37. Aventiure. Da erscheint Rüdiger und klagt bitter über das grause Elend, und gerne möchte er eine Versöhnung herbeiführen, aber umsonst. Einen Hunnen, der ihn seiner Untätigkeit wegen der Undankbarkeit zeiht, schlägt er nieder, indem er sagt, daß er die Gäste hergeleitet habe und sie daher nicht bestehen dürfe. Da erinnert ihn Kriemhild an seinen Eid und beschwört ihn, ihr die Treue zu halten und ihr Leid zu rächen. Ein harter Kampf zwischen Mannen- und Freundestreue zerreißt sein Herz; aber endlich siegt die Pflicht über Freundschaft und Liebe, und um nicht eidbrüchig an seiner Königin zu werden, muß er sich zum Kampf gegen seine Freunde und den Verlobten seiner einzigen Tochter entschließen. Er betritt den Saal und kündet den erschreckten Gästen die Freundschaft auf, da er seine Mannentreue bewahren müsse. Die Burgunden erkennen die Notwendigkeit seiner Handlungsweise an und nehmen von ihm rührenden Abschied. Vor Wehmut halten sich Hagen, Volker und die drei Könige vom Kampfe gegen Rüdiger zurück. Doch wie dieser immer furchtbarer im Saale wütet, eilt Gernot den Seinen zu Hilfe und erschlägt Rüdiger mit demselben Schwert, das er von ihm als Gastgeschenk erhalten hat, sinkt aber zur selben Zeit unter Rüdigers letztem Schwertschlag entseelt nieder. Sämtliche Mannen Rüdigers kommen um. Lautes Klagegeschrei um den gefallenen Rüdiger erfüllt die Luft. — 38. Aventiure. Dietrich hört den Jammer, kann es nicht glauben, daß Rüdiger tot sei, und entsendet Hildebrand mit einer Schar gewaffneter Goten, um sich näher zu erkundigen. Groß ist die Klage, als ihnen der Tod des herrlichen Helden bestätigt wird. Hildebrand bittet um die Leiche Rüdigers zu ehrenvoller Bestattung; doch infolge der Heftigkeit Wolfharts, der den Leichnam fordert, entsteht ein Kampf, in dem sämtliche Burgunden bis auf Hagen und Gunter fallen. Von den Goten entrinnt nur Hildebrand. Tiefes Weh erfüllt Dietrich über den Verlust seiner treuen Mannen. — 39. Aventiure. Er waffnet sich und geht mit Hildebrand zum Saal, um Genugtuung zu fordern. Er macht Hagen und Gunter bittere Vorwürfe und verlangt zur Sühne, daß sie sich ihm als Geisel ergeben. Sie aber weisen die Forderung als eine Beleidigung zurück, da sie ja noch gewaffnet seien. Dietrich muß daher das Schwert entscheiden lassen, und nach hartem Kampf schlägt er Hagen eine tiefe Wunde und führt ihn gefesselt zu Kriemhild, die ihn trotz Dietrichs Bitten, seiner zu schonen, ins Gefängnis werfen läßt. Auch den Gunter überwindet Dietrich und bringt ihn zur Königin. Diese fordert von Hagen die Auslieferung des Nibelungenschatzes. Er aber erwidert, daß er geschworen habe, denselben niemand auszuliefern, solange noch einer seiner Herren lebe. Das zur Furie gewordene Weib läßt darauf ihrem Bruder Gunter das Haupt abschlagen und trägt es an den Haaren zu Hagen hin. Da dieser auch jetzt noch auf seiner Weigerung besteht, zieht Kriemhild, außer sich vor Zorn, ihres Siegfrieds Schwert Balmung dem Hagen aus der Scheide und schlägt ihm damit den Kopf ab. Doch da schmettert Hildebrand sie mit einem grimmen Schwertschlag nieder zur Strafe, daß sie den ihr von Dietrich anempfohlenen Frieden gebrochen hat. Mit jammervollen Klagen beweinen Etzel und Dietrich die hingeschlachteten Magen und Mannen.

I. Âventiure.

Von Kriemhilden.

1. Uns ist in alten maeren wunders vil geseit
von helden lobebaeren, von grôzer arebeit,
von vröuden, hôchgezîten, von weinen und von klagen
von küener recken strîten muget ir nû wunder hoeren sagen.

2. Ez wuohs in Búrgónden ein vil edel magedîn,

daz in allen landen niht schoeners mohte sîn.
Kriemhilt was si geheizen und was ein schoene wîp.
darumbe muosen degene vil verlîesén den lîp.

3. Der minneclîchen meide triuten[1] wol gezam.
ir muotten[2] küene recken: niemen was ir gram.
âne mâzen schoene, sô was ir edel lîp.
der junevrouwen tugende zierten[3] andériu wîp.

4. Ir pflâgen drî künege edel unde rîch:
Gunther unde Gêrnôt, die recken lobelich.
und Gîselhêr der junge, ein ûzerwelter degen.
diu vrouwe was ir swester, die vürsten hêten s' in ir pflegen.[4]

5. Die hêrren wâren milte, von arte hôhe erborn,
mit kraft unmâzen küene, die recken ûzerkorn.
dâ zen Búrgónden sô was ir lant genant.
si vrumten[5] starkiu wunder sît in Etzélen lant.

6. Ze Wormze bî dem Rîne si wonten mit ir kraft.
in diende von ir landen vil stolziu ritterschaft
mit lobelîchen êren unz an ir endes zît.
sît sturben s' jaemerlîche von zweier edelen vrouwen nît.

7. Ein rîchiu küneginne, vrou Uote ir muoter hiez:
ir vater hiez Dancrât, der in diu erbe liez
sît nâch sîme lebene, ein ellens[6] rîcher man,
der ouch in sîner jugende grôzer êren vil gewan.

8. Die drî künege wâren, als ich gesaget hân,
von vil hôhem ellen. in wâren undertân
ouch die besten recken, von den man hât gesaget,
stárc und vil küene, in scharpfen strîten unverzaget.

9. Daz was von Tronege Hagene und ouch der bruoder sîn,
Dancwart der vil snelle, von Metzen Ortwîn,
die zwêne marcgrâven Gêre und Eckewart,
Volkêr von Alzeije, mit ganzem ellen wol bewart.

10. Rûmolt der kuchenmeister, ein ûzerwelter degen,
Sindolt unde Hûnolt, dise hêrren muosen pflegen
des hoves und der êren, der drîer künege man.
si hêten noch manegen recken, des ich genennen niht enkan.

11. Dancwart der was marschalc: dô was der neve sîn
truhsaezé des küneges, von Metzen Ortwîn.
Sindolt der was schenke, ein ûzerwelter degen.
Hûnolt was kameraere: si kunden hôher êren pflegen.

12. Von des hoves krefte[7] und von ir wîten kraft,
von ir vil hôhen werdekeit und von ir ritterschaft,
der die hêrren pflâgen mit vröuden al ir leben,
des enkunde iu ze wâre niemen gar ein ende geben.

13. In disen hôhen êren troumte Kriemhílde,
wie si züge einen valken starc, schoen und wilde,
den ir zwên arn erkrummen,[8] daz si daz muoste sehen:
ir enkunde in dirre werlde nimmer leider sîn geschehen.

14. Den troum si dô sagete ir muoter Uotén.
sine kunde 's niht bescheiden baz der guoten:
„der valke, den du ziuhest, daz ist ein edel man.
in welle got behüeten, du muost in schiere[9] vloren hân."

1) Liebe. — 2) Praet. v. muoten = begehren. — 3) Conj. Praet. — 4) Leben. — 5) ausrichten. — 6) Stärke.

7) Menge des Gefindes. — 8) zwei Aare zerfleischten. — 9) bald.

15. „Waz saget ir mir von manne, vil liebiu muoter mîn?
âne recken minne sô wil ich immer sîn.
sus schoene wil ich belîben unz an mînen tôt,
daz ich von mannes minne sol gewinnen nimmer nôt."

16. „Nu versprich[10] ez niht ze sêre," sprach aber ir muoter dô.
„soltu immer herzenlîche zer werlde werden vrô,
daz geschiht von mannes minne. du wirst ein schoene wîp,
obe[11] dir got noch gevüeget eins rehte guoten ritters lîp."[12]

17. „Die rede lât belîben," sprach si, „vrouwe mîn.
ez ist an manegen wîben vil dicke[13] worden schîn,[14]
wie liebé mit leide ze jungest lônen kan.
ich sol si mîden beide, son' kan mir nimmer missegân."[15]

18. Kriemhilt in ir muote sich minne gar bewac.[16]
Sît lebete diu vil guote vil manegen lieben tac,
daz si wesse niemen, den minnen wolde ir lîp.
sît wart si mit êren eins vil werden recken wîp.

19. Der was der selbe valke, den si in ir troume sach,
den ir beschiet ir muoter. wie sêre si daz rach[17]
an ir naehsten mâgen, die in sluogen sint!
durch sîn eines sterben starp vil maneger muoter kint.

II. Âventiure.

Von Sîvride.

1. Dô wuohs in Niederlanden eines edelen küneges kint,
des vater hiez Sigemunt, sîn muoter Sigelint,
in einer rîchen bürge, wîten wol bekant,
nidene bî dem Rîne: diu was ze Sántén genant.

2. Ich sage iu von dem degene, wie schoene der wart.
sîn lîp vor allen schanden was vil wol bewart.
starc unde maere[1] wart sît der küene man.
hei, waz er grôzer êren ze diser wérldé gewan!

3. Sîvrit was geheizen der snelle degen guot.
er versuochte[2] vil der rîche durch ellenthaften muot.
durch sînes lîbes sterke reit er in manegiu lant.
hei, waz er sneller degene zuo den Búrgónden vant!

4. In sînen besten zîten, bî sînen jungen tagen
man mohte michel[3] wunder von Sîvride sagen,
waz êren an im wüehse und wie schoene was sîn lîp,
sît hêten in ze minne diu vil waetlîchen[4] wîp.

5. Man zôch in mit dem vlîze, als im daz wol gezam.
von sîn selbes muote[5] waz tugende er an sich nam!
des wurden sît gezieret sînes vaters lant,
daz man in z' allen dingen sô rehte hêrlîchen vant.

6. Er was nû so gewahsen, daz er ze hove reit.
diu liute in gerne sâhen: manic vrouwe und manic meit
im wunschten, daz sîn wille in immer trüege dar.
holt wâren im genuoge: des wart der hêrre wol gewar.

7. Vil selten âne huote man rîten lie daz kint.
in hiez mit kleidern zieren Sigemúnt und Sigelínt.
sîn pflâgen ouch die wîsen, den êre[6] was bekant.
des mohte er wol gewinnen beidiu liute unde lant.

8. Nû was er in der sterke, daz er wol wâfen truoc.

---

10) abweisen. — 11) wenn. — 12) lip mit Gen. oder Pron. Poss. Umschreibung für die Person. — 13) oft. — 14) offenbar. — 15) schlecht ergehen. — 16) verzichten. — 17) rächte.

1) berühmt. — 2) besuchte. — 3) groß. — 4) stattlich, schmuck. — 5) aus seinem eignen Herzen. — 6) feine Sitte.

swes er dar zuo bedorfte, des lac an im genuoc.[1]
er begúndé mit sinnen werben schoeniu wîp.
die trûten wol mit êren des schoenen Sîvrides lîp.

9. Dô hiez sîn vater Sigemunt künden sînen man,
er wolde hôchgezîte mit lieben vriwenden[2] hân.
diu maere man dô fuorte in ander künege lant.
den vremden und den kunden gap er ros und gewant.

10. Swâ man vant deheinen, der ritter solde sîn,
von art der sînen mâge, diu edelen kindelîn,
diu ladet' man zuo dem lande durch diu hôchgezît:
mit dem jungen künege swert genâmen si sît.

11. Von[3] der hôchgezîte man möhte wunder sagen.
Sigemunt unde Sigelint die mohten wol bejagen
mit guote michel êre: des teilte vil ir hant.
des sah man vil der vremden zuo in rîten in daz lant.

III. Âventiure.

Wie Sîvrit ze Wormze kom.

1. Im rieten sîne mâge und genuoge sîne man,
sît daz er ûf minne vlîzen sich began,
daz er eine naeme, diu im möhte zemen.
dô sprach der hêrre Sîvrit: „sô wil ich Kriemhilden nemen.

2. „Diu edeln junefrouwen uz Búrgónden lant,
durch[4] ir vil grôzen schoene. von sage ist mir bekant:
nie keiser wart sô rîche, der wolde haben wîp,
im enzaeme wol ze minnen der jungen künegínne lîp."

3. Disiu selben maere vernam dô Sigemunt.
ez reite[5] sîn gesinde: dâvon wart im kunt
der wille sînes kindes, was im grimme leit,
daz er werben wolde die vil hêrlîchen meit.

4. Ez gefriesch[6] ouch Sigelint, des edlen küneges wîp.
si hête grôze sorge umbe ir kindes lîp:
den vorhte si verliesen von Gunthers man.
den gewerp[7] man dô dem degene sêre leiden began.

5. Dô sprach der starke Sîvrit: „vil lieber vater mîn,
âne edeler vrouwen minne wolde ich immer sîn,
ich enwürbe dar[8] mîn herze vil grôze liebe hât.
swaz ieman reden kunde, des ist deheiner slahte[9] rât."

6. „Sît du niht wil erwinden,"[10] sprach der künec dô,
„sô bin ich dînes willen inneclîchen vrô
und wil dir 's helfen füegen, sô ich beste kan.
doch hât der künec Gunther vil manegen übermüeten man.

7. „Ob ez ander niemen waere wan Hagene der degen,
der kan mit übermüete der hôchverte[11] pflegen,
daz ich vil sêre fürhte, deiz uns werde leit:
jâ ist mir solcher maere dicke vil von im geseit."

8. „Waz mac uns daz gewerren?"[12] sprach dô Sîvrit,
„waz ich friwentlîche[13] niht ab[14] in erbit,
daz mac doch mit ellen erwerben wol mîn hant.
ich trouwe an im ertwingen beidiu liut unde lant."

9. Dô vernam ouch disiu maere sîn muoter Sigelint.

---

1) [illegible] hatte er zur Genüge. — 2) Freunden. — 3) [illegible] 3 bis 11. Strophe das Akrostichon: SIVRIT SIGEMUNDSSUN. — 4) [illegible]

2) kontrahiert aus redete. — 3) erfahren. — 4) die Werbung. — 5) ich würbe denn dahin = die, zu der. — 6) Weise, das vermag meine Absicht nicht zu ändern. — 7) ablassen. — 8) Hoffart. — 9) schaden. — 10) freundschaftlich. — 11) von.

si begunde trûren umbe ir liebez kint:
jâ vorhte si vil sêre die Gunthêres man.
diu edele küneginne darumbe weinen began.

10. Dô kom der hêrre Sîvrit, dâ er die vrouwen sach.
wider sîne muoter güetlîch er sprach:
„irn sult niht weinen durch den willen mîn:
jâ wil ich âne sorge vor allen wîganden[12] sîn.

11. „Nû helfet mir der reise in Búrgónden lant,
daz ich und mîne recken haben solch gewant,
daz sô stolze degene mit êren mügen tragen:
des wil ich iu genâde[13] mit triuwen immer sagen."

12. „Sît du niht wil erwinden," sprach dô Sigelint,
„sô hilf ich dir der reise, mîn einigez kint,
mit der besten waete,[14] die ritter ie getruoc,
dir und den dînen degenen: ir sult ir füeren genuoc."

13. Des neic ir mit zühten der vil küene man.
er sprach: „ich will zer verte niemen mêre hân
niwan zwelf gesellen; den sol man prüefen[15] wât.
ich wil versuochen gerne, wie ez umbe Kriemhilde stât."

14. An dem sibenden morgen ze Wormz ûf den sant
riten die vil küenen. allez ir gewant
was von rôtem golde, ir gerêite[16] wol getân:
ir ros in giengen ebene, des küenen Sîvrides man.

15. Ir schilde wâren niuwe, lieht unde breit,
und vil schoene ir helme, dâ ze hove reit
Sîvrit der vil küene in Gúnthéres lant.
man gesach an helden nie sô hêrlîch gewant.

16. Diu ort[17] ir swerte giengen nider ûf die sporn:
ez fuorten scharpfe gêren die ritter ûzerkorn.
Sîvrit der fuorte ir einen wol zweier spannen breit,
der ze sînen ecken vil harte vreislîchen[18] sneit.

17. Die goltvarwen zoume fuorten s' an der hant,
sîdîniu vürbüege.[19] sus kômen s' in daz lant.
daz volc si allenthalben kapfen an began.
dô liefen in engegene vil der Gúnthéres man.

18. Die hôhgemuoten recken, ritter unde kneht,
die giengen zuo den hêrren (daz was michel reht),
und empfiengen die geste in ir hêrren lant
und nâmen in die moere mit den schilden von der hant.

19. Diu ros si wolden dannen ziehen an gemach.
Sîvrit der vil küene wie snelle er dô sprach:
„lât uns stên di moere mir und mînen man.
wir wellen schiere hinnen; des ich guoten willen hân.

20. „Swem sîn kunt diu maere, der sol mich niht verdagen,[20]
wâ ich den künec vinde, daz sol man mir sagen,
Gunthern den vil rîchen ûz Búrgónden lant."
dô sagte ez im ir einer, dem ez rehte was bekant.

21. „Welt ir den künec vinden, daz mac vil wol geschehen.
in jenem sale wîten hân ich in gesehen
bî den sînen helden. dâ sult ir hine gân;
dâ muget ir bî im vinden manegen hêrlîchen man."

22. Nû wâren dem künege diu máeré gesait,

12) Krieger, Held. — 13) Gnade, Dank. — 14) Kleidung. — 15) ordnen, rüsten. — 16) Reitzeug.

17) Spitze. — 18) schrecklich. — 19) Brustriemen der Pferde. — 20) verschweigen.

daz dâ komen waeren ritter vil gemeit:[21]
die fuorten rîche brünne und hêrlîch gewant:
sin' erkande niemen in der Búrgónden lant.

23. Den künec nam des wunder, von wannen koemen dar
die hêrlîchen recken in waete lieht gevar[22]
und mit sô guoten schilden niu unde breit.
daz im daz sagte niemen, daz was Gunthêre leit.

24. Des antwurte dem künege von Metzen Ortwîn
(rîch unde küene moht' er vil wol sin):
„sît wir ir niht erkennen, sô sult ir heizen gân
nâch mînem ôheim Hagene: den sult ir si sehen lân.

25. „Dem sint kunt diu rîche und ouch diu vremden lant.
sint im die hêrren künde, daz tuot er uns bekant."
der künec bat in bringen und die sîne man:
man sach in hêrlîche mit recken hin ze hove gân.

26. Waz sîn der künec wolde, des vrâgte Hagene.
„ez sint in mîme hûse unkunde degene,
die niemen hie bekennet: habet ir s' ie gesehen,
des solt ir mir, Hagene, hie der rehten wârheit jehen[23]."

27. „Daz tuon ich," sprach Hagene: z'einem venster er dô gie,
sîn ougen er dâ wenken[24] zuo den gesten lie.
wol behagte im ir geverte[25] und ouch ir gewant:
si waren im vil vremde in der Búrgónden lant.

28. Er sprach, von swannen koemen die recken an den Rîn,
ez möhten vürsten selbe oder vürsten boten sîn.
„ir ros diu sint schoene, ir kleider harte guot.
von swánnén si koment, si sint helde hôch gemuot."

29. Alsô sprach dô Hagene: „ich wil des wol verjehen,
swie ich nie mêre Sîvriden habe gesehen,
sô wil ich wol gelouben, swie ez dar umbe stât,
daz ez sî der recke, der dort sô hêrlîchen gât.

30. „Er bringet niuwiu maere her in ditze lant.
die küenen Niblunge sluoc des heldes hant,
Schilbúnc und Niblungen, des rîchen küneges kint.
er vrumte starkiu wunder mit sîner grôzen krefte sint.

31. „Noch weiz ich an im mêre, daz mir ist bekant.
einen lintrachen sluoc des heldes hant.
er badet' sich in dem bluote: sîn hût wart hurnîn,
des snîdet in kein wâfen: daz ist dicke worden schîn.

32. „Wir súllen den jungen hêrren enpfâhen deste baz,
daz wir iht verdienen des snellen recken haz.
sîn lîp der ist sô schoene, man sol in holden hân;
er hât mit sîner krefte sô menegiu wundér getân."

33. Dô sprach der künec des landes: „nû sî er uns willekomen.
er ist edel unde küene: daz hân ich wol vernomen.
des sol ouch er geniezen in Búrgónden lant."
dô gie der hêrre Gunther, dâ er Sîvriden vant.

34. Der wirt und sîne geste enpfiengen sô den gast,
daz in an ir zühten vil lützel iht gebrast.[26]
des begunde in nîgen der waetliche man,
daz si im hêten grüezen sô rehte schône getân.

---

21) [illegible] 22) hellfarbig, glänzend. — 23) der [illegible] 24) schweifen. — 25) Aufzug.

26) gar wenig etwas (gar nichts) gebrach.

35. Man bôt im michel êre darnâch ze manegen tagen,
tûsent stunden mêre, dann ich iu kan gesagen.
daz hête versolt[27] sîn ellen. ir sult gelouben daz,
in sach vil lützel iemen, der im waéré gehaz.

36. Sich vlizzen kurzewîle die künege und ouch ir man:
sô was er ie der beste, swes man dâ began,
des'n kund' im gevolgen niemen: sô michel was sîn kraft;
sô si den stein wurfen oder schúzzén den schaft.

37. Swâ si bî den vrouwen durch ir höfscheit[28]
kurzewîle pflâgen, die ritter vil gemeit,
dâ sach man ie vil gerne den helt von Niderlant.
er hêt ûf hôhe minne sîne sínné gewant.

38. Swes man ie begunde, des was sîn lîp bereit.
er truoc in sîme sinne ein minneclîche meit,
und ouch in ein diu vrouwe, die er noch nie gesach,
diu im in heimlîche vil dicke güetlîchen sprach.

39. Swenn' ûf dem hove wolden spilen dâ diu kint,
ritter und knehte, daz sach vil dicke sint
Kriemhilt durch diu venster, diu künegínne hêr:
deheiner kurzwîle bedorfte si in den zîten mêr.

40. Wess' er, daz in saehe, die er in herzen truoc,
dâ hêt er kurzwîle immer von genuoc.
saehen si sîn ougen, ich wil wol wizzen daz,
daz im in dirre werlde nimmer kunde werden baz.

41. Swenn' er bî den helden ûf dem hove stuont,
alsô noch die liute durch kurzewîle tuont,
sô stuont sô minneclîche daz Sigelinde kint,
daz in von herzeliebe trûte manic vrouwe sint.

42. Er gedâht' ouch manege zîte: „wie sol daz geschehen,
daz ich die maget edele mit ougen müge sehen,
die ich von herzen minne und lange hân getân?
diu ist mir noch vil vremde; des muoz ich trûríc gestân."

43. Sô ie die künege rîche riten in ir lant,
sô muosen ouch die recken mit in al zehant.
dâmite muos' ouch Sîvrit: daz was vrouwen leit.
er leit ouch von ir minne dicke michel arebeit.[29]

44. Sus wond' er bî den hêrren, daz ist alwâr,
in Gunthêres lande volleclîch ein jâr,
daz er die minneclîchen die zît nie gesach,
dâvon im sît vil liebe und ouch vil léidé geschach.

XVI. Âventiure.

Wie Sîvrit erslagen wart.

1. Dô si wolden dannen zuo der linden breit,
dô sprach von Tronege Hagene: „mir ist des vil geseit,
daz niht gevolgen kunde dem Kriemhilde man,
swenne er welle gâhen. wolde er uns daz sehen lân!"

2. Dô sprach von Niederlande der küene Sîvrit:
„daz muget ir wol versuochen, welt ir mir loufen mit
ze wette zuo dem brunnen. sô daz ist getân,
man jehe[1] dem gewinnes, den man siht gewunnen hân."

3. „Nû welle ouch wir'z versuochen," sprach Hagene der degen.
dô sprach der starke Sîvrit: „sô wil ich mich legen

27) verdienen. 28) feines Benehmen. 29) Not. 1) zuerkennen.

vür die iuwern vüeze nider an daz gras."
dô er daz gehôrte, wie liep daz Gunthêre was!

4. Dô sprach der degen küene: „ich wil iu mêre sagen:
allez mîn gewaete wil ich mit mir tragen,
den gêr zuo dem schilde und mîn pirsgewant."
den kocher zuo dem swerte schier' er úmbé gebant.

5. Dô zugen sî[2] diu kleider von dem lîbe dan:
in zwein wîzen hemeden sach man si beide stân.
sam zwei wildiu pantel si liefen durch den klê:
doch sach man bî dem brunnen den küenen Sîvriden ê.

6. Den prîs von allen dingen truoc er vor manegem man.
daz swert lôst' er schiere, den kocher leit' er dan,[3]
den starken gêr er leinde an der linden ast;
bî des brunnen vluzze stuont der hêrlîche gast.

7. Die Sîvrides tugende wâren harte grôz.
den schilt er leite nidere, dâ der brunne vlôz.
swie harte sô in durste, der helt doch niht entranc,
ê der künec getrunke; des seit' er im vil boesen danc.

8. Der brunné was küele, lûter unde guot.
Gunther sich dô neigte nider zuo der vluot.
als er hête getrunken, dô rihte er sich von dan.
alsam hêt ouch gerne der küene Sîvrit getân.

9. Dô engalt er sîner zühte. den bogen und daz swert,
daz truoc allez Hagene von im danewert[4]
und spranc dâ hin widere, dâ er den gêr vant.
er sach nâch einem bilde an des küenén gewant.

10. Dô der hêrre Sîvrit ob dem brunnen tranc,
er schôz in durch daz kriuze, daz von der wunden spranc
daz bluot von dem herzen vast' an Hagenen wât.
solher missewende[5] ein helt nu nimmer begât.

11. Den gêr gein dem herzen im stecken er dô lie.
alsô grimmiclîchen ze vlühten Hagene nie
gelief in der werlde vor deheinem man,
dô sich der starke Sîvrit der grôzen wundén versan.

12. Der hêrre tobelîchen von dem brunnen spranc.
im ragete von den herten[6] ein gêrstange lanc.
der vürste wânde vinden bogen oder swert:
sô müese wesen Hagene nâch sînem diensté gewert.[7]

13. Dô der sêre wunde des swertes niht envant,
done hêt êt er niht mêre wan des schildes rant.
er zuht' in von dem brunnen, dô lief er Hagenen an.
done kunde im niht entrinnen des künec Gunthêres man.

14. Swie wunt er was zem tôde, sô krefteclîch er sluoc,
daz ûzér dem schilde draeté[8] genuoc
des edelen gesteines: der schilt vil gar zerbrast.
sich hête gerne errochen der vil hêrlîche gast.

15. Dô was gestrûchet[9] Hagene vor sîner hant ze tal.
von des slages krefte der wert[10] vil lûte erhal.
hêt er sîn swert enhende, sô waer' ez Hagenen tôt.

2) Gunther und Hagen. — 3) legte er fort. — 4) seitwärts, weg.

5) Missetat. — 6) Schulterblatt. — 7) lohnen. — 8) wirbeln, stieben. — 9) straucheln. — 10) Werder, Anger.

sêre zurnde der wunde: des twanc in
êhaftiu[11] nôt.

16. Erblichen was sîn varwe: er'n
mohte niht gestên.
sînes lîbes sterke muoste gar zergên,
wand er des tôdes zeichen in lichter
varwe truoc.
sît wart er beweinet von schoenen vrou-
wén genuoc.

17. Dô viel in die bluomen der Kriem-
hilde man.
daz bluot von sîner wunden sach man
vaste[12] gân.
dô begunde er schelden (des twanc in
grôziu nôt),
die ûf in gerâten hêten ungetriuwé den
tôt.

18. Dô sprach der verchwunde:[13] „jâ
ir boesen zagen,[14]
waz helfent mîniu dienest, sît ir mich
habet erslagen?
ich was iu ie getriuwe; des ich engol-
ten hân.
ir habet an iuwern vriunden leider übele
getân.

19. „Die sint dâvon bescholden, swaz
ir wirt geborn,
her nâch disen zîten. ir habet iuwern
zorn
gerochen al ze sêre an dem lîbe mîn.
mit laster sult gescheiden ir von guoten
recken sîn."

20. Die ritter alle liefen, dâ er erscla-
gen lac.
ez was ir genuogen ein vröudelôser tac.
die iht triuwe hêten, von den wart er
gekleit:[15]
daz hête ouch wol verdienet umb alle
liute der helt gemeit.

21. Der künec von Burgonden klagte
ouch sînen tôt.
dô sprach der verchwunde: „daz ist âne
nôt,
daz der nâch schaden weinet, der in dâ
hât getân.
der dienet michel schelden;[16] ez waere
bezzér verlân."

22. Dô sprach der grimme Hagene:
„jan' weiz ich, waz ir kleit.
es hât nû allez ende unser sorge und
unser leit:
wir vinden ir nû wênic, die getürren[17]
uns bestân.
wol mich, daz ich des heldes hân ze râte
getân[18]."

23. „Ir muget iuch lîhte rüemen,"
sprach hêr Sîvrit.
„hêt ich an iu erkennet den mortlîchen
sit,
ich hête wol behalten vor iu mînen lîp.
mich riuwet[19] niht sô sêre sô vrou
Kriemhilt, mîn wîp.

24. „Nû müeze got erbarmen, deich ie
gewan den sun,
dem man daz itewîzen[20] sol nâch den
zîten tuon,
daz sîne mâge ieman mortlîch hânt er-
slagen.
möhte ich'z verenden, daz sold' ich bil-
lîchen klagen."

25. Dô sprach jaemerlîche der verch-
wunde man:
„welt ir, künec edele, triuwen iht be-
gân[21]
in der werlde an ieman, lât iu bevolhen
sîn
ûf iuwér genâde die lieben triutinne
mîn.

26. „Lât si des geniezen, daz si iuwer
swester sî.
durch aller vürsten tugende wont ir mit
triuwen bî;
mir müezen warten lange mîn vater und
mîne man.
ez enwart nie vrouwen leider an liebem
vriundé getân."

27. Die bluomen allenthalben von
bluote wâren naz.
dô rang er mit dem tôde: unlange tete
er daz,
want[22] des tôdes wâfen in ze sêre sneit.
dô mohte reden niht mêre der recke
küene unde gemeit.

11) wahrhaft. — 12) heftig. — 13) todwund. — 14) Feigling. — 15) beklagt. — 16) der verdient großen Tadel, Vorwürfe.

17) wagen. — 18) Rat schaffen für. — 19) schmerzt. — 20) vorwerfen. — 21) irgendwie Treue beweisen. — 22) denn.

28. Dô die hêrren sâhen, daz der helt was tôt,
si leiten in ûf einen schilt, der was von golde rôt,
und wurden des ze râte, wie daz solde ergân,
daz man ez verhaele, daz ez Hagene hête getân.
29. Dô sprâchen ir genuoge: „uns ist übel geschehen.
ir sult ez helen alle und sult gelîche jehen,
da er jagen rite aleine, der Kriemhilde man,
in slüegen schâchaere,[23] dâ er vüere durch den tan."
30. Dô sprach von Tronege Hagene: „ich bring' in in daz lant.
mir ist vil unmaere,[24] wirt ez ir bekant,
diu sô hât betrüebet den Brünhilde muot.
ez ahtet[25] mich vil ringe, swaz si weinéns getuot."
31. Dô erbiten[26] si der nahte und vuoren über Rîn.
von helden kunde nimmer wirs gejaget sîn.
ein tier, daz si dâ sluogen, daz weinden edeliu wîp.
jâ muoste sîn engelten vil guoter wîgande lîp.

XXXVII. Âventiure.

Wie Rüedegêr erslagen wart.

1. Ez hêten die ellenden wider morgen guot getân.[1]
wine[2] der Gotelinde kom ze hove gegân.
dô sach er beidenthalben diu groezlîchen sêr:
daz weinte inneclîche der getriuwe Rüedegêr.
2. „Owê mir," sprach der recke, „deich den lîp gewan.
daz disen grôzen jâmer kan niemen understân![3]
swie gern ich 's vriden wolde, der künec entuot es niht,
wand er der sînen leide ie mêr unde mêre gesiht."
3. Dô sant an Dietrîchen der guote Rüedegêr,
ob si'z noch kunden wenden an dem künege hêr.
dô enbôt im der von Berne: „wer möht ez understân?
ez enwil der künec Etzel scheiden niemenne lân."
4. Dô sach ein Hiunen recke Rüedegêren stân
mit weinenden ougen, und hêt des[4] vil getân.
der sprach zer küneginne: „nû seht ir, wie er stât,
der doch gewalt den meisten hie bî Etzelen hât,
5. „Und dem ez allez dienet, liut unde lant,
wie ist sô vil der bürge an Rüedegêr gewant,
der er von dem künege sô manege haben mac!
er gesluoc in disen stürmen noch nie lobelîchen slac.
6. „Mich dunket, ern ruoche,[5] wie ez hier umbe gât,
sît daz er den vollen[6] nâch sînem willen hât.
man giht[7] im, er sî küener, danne ieman müge sîn:
daz ist in disen sorgen worden boeslîche schîn."
7. Mit trûrigem muote der vil getriuwe man,
den er daz reden hôrte, der helt blicte in an.
er dâht': „du solt ez arnen.[8] du gihst, ich sî verzagt:
du hâst diu dînen maere ze hove ze lûte gesagt."
8. Die fûst begund' er twingen: dô lief er in an
und sluog sô krefteclîche den hiunischen man,
daz er im vor den füezen lac vil schiere tôt.
dô was aber gemêret des künec Etzelen nôt.

23) Räuber. — 24) gleichgültig. — 25) kümmert. — 26) warten.
1) wacker gefochten. — 2) Gemahl. — 3) verhindern.
4) des Weinens. — 5) er bekümmert sich nicht. — 6) Fülle, Genüge. — 7) sagt. — 8) ernten, büßen.

9. „Hin, du zage boese!“[9]) sprach dô Rüedegêr;
„ich hân doch genuoge leit unde sêr:
daz ich hie niht enstrîte, zwiu wîzest du mir daz?
jâ waer' ich den gesten von grôzen schulden gehaz,

10. „Und allez, daz ich möhte, daz hêt ich in getân,
niwan daz[10]) ich die recken her gefüeret hân.
jâ waz ich ir geleite in mînes hêrren lant:
des ensol mit in niht strîten mîn vil ellendes hant.“

11. Dô sprâch zem marcgrâven Etzel der künec hêr:
„wie habt ir uns geholfen, vil edel Rüedegêr!
wan wir sô vil der veigen[11]) hie ze lande hân,
wir bedorften ir niht mêre. ir habt vil übele getân.“

12. Dô sprâch der ritter edele: „dâ beswârt er mir den muot
und hât mir verwizzen[12]) êre unde guot,
des ich von dînen handen habe sô vil genomen,
daz ist dem lügenaere ein teil unstaetecliche[13]) komen.“

13. Dô kom diu küneginne, diu hêt ez ouch gesehen,
daz von des heldes zorne dem Hiunen was geschehen.
si klaget' ez ungefuoge, ir ougen wurden naz.
si sprach zuo Rüedegêre: „wie haben wir verdienet daz,

14. „Daz ir mir und dem künege mêret unser leit?
nû habt ir, edel Rüedegêr, uns allez her[14]) geseit,
ir woldet durch uns wâgen die êre und ouch daz leben.
ich hôrt' iu vil der recken den prîs vil groezlîchen geben.

15. „Ich mane iuch der genâden,[15]) und ir mir hâbt gesworn,
dô ir mir zuo Etzelen rietet, ritter ûzerkorn,
daz ir mir woldet dienen an unser eines tôt:
des enwart mir armen wîbe nie sô groezlîche nôt.“

16. „Daz ist âne lougen, ich swuor iu, edel wîp,
ich wolde durch iuch wâgen die êre und ouch den lîp;
daz ich die sêle vliese, des enhân ich niht gesworn.
zuo dirre hôchgezîte brâht' ich die vürsten wol geborn.“

17. Si sprach: „gedenke, Rüedegêr, der grôzen triuwen dîn,
der staete[16]) und ouch der eide, daz du den schaden mîn
immer woldest rechen und elliu mîniu leit.“
dô sprach der marcgrâve: „ich hân iu selten iht verseit.“

18. Etzel der rîche vlêhen ouch began.
dô buten[17]) si sich beide ze füezen vür den man.
den edelen marcgrâven unmuotes[18]) man dô sach.
der vil getriuwe recke harte jâmerlîche sprach:

19. „Owê mir gotes armen, deich ditz gelebet hân!
aller mîner êren, der muoz ich abe stân,
triuwen unde zühte, der[19]) got an mir gebot.
owê got von himele, daz mih'z niht wendet der tôt!

20. „Swelhez ich nû lâze und das ander begân,
sô hân ich boeslîche und vil übele getân;
lâz' aber ich si beide,[20]) mich schiltet elliu diet.
nû ruoche mich bewîsen,[21]) der mir ze lebene geriet.“

21. Dô bâten si genôte,[22]) der künec und ouch sîn wîp.
des muosen sider recken verliesen den lîp

9) erbärmlicher Feigling. — 10) = wenn nicht. — 11) Toten. — 12) zum Vorwurf machen. — 13) unbequem ungelegen. — 14) stets bisher. — 15) Gunst, Hilfe.

16) Zuverlässigkeit, Treue. — 17) Praet. von bieten = werfen. — 18) Adv. Gen., kummervoll. — 19) der = die. — 20) das ist, wenn ich überhaupt nicht kämpfe. — 21) belehren, erleuchten. — 22) dringend.

von Rüedegêres handen, dâ ouch der helt erstarp.
ir muget daz hie wol hoeren, daz er vil jâmerlîchen warp.

22. Er weste[23] schaden gewinnen und ungefüegiu leit.
er hête dem künege vil gerne verseit
und ouch der küneginne. vil sêre vorhte er daz,
ob er ir einen slüege, daz im diu wer't trüege haz.

23. Dô sprach zuo dem künege der vil küene man:
hêr künec, nû nemt hin widere al, daz ich von iu hân,
daz lant mit den bürgen; des sol mir niht bestên.[24]
ich wil ûf mînen füezen in daz ellende gên."

24. Dô sprach der künec Etzel: „wer hülfe danne mir?
daz lant zuo den bürgen daz gib' ich alles dir,
daz du mich rechest, Rüedegêr, an den vînden mîn.
du solt ein künec gewaltic beneben Etzelen sîn."

25. Dô sprach aber Rüedegêr: „wie sol ih'z ane vân?[25]
heim zu mînem hûse ich si geladen hân,
trinken unde spîse ich in güetlîchen bôt
und gap in mîne gâbe: wie sol ich râten in den tôt?

26. „Diu liute waenent lîhte, daz ich sî verzaget.
deheinen mînen dienest hân ich in widersaget,
den vil edeln vürsten und ouch ir man;
ouch riuwet mich diu vriuntschaft, die ich mit in geworben[26] hân.

27. „Gîselhêr dem degene gab ich die tohter mîn.
sine kunde in dirre werlde niht baz verwendet sîn
ûf[27] zuht und ouch ûf êre, ûf triuwe und ouch ûf guot.
îne gesach nie künec jungen sô rehte tugentlîche gemuot."

28. Dô sprach aber Kriemhilt: „vil edel Rüedegêr,
nû lâ dich erbarmen unser beider sêr,
mîn unde ouch des küneges, gedenke wol daran,
daz nie wirt deheiner sô leide geste mêr gewan."

29. Dô sprach der marcgrâve wider daz edel wîp:
„ez muoz hiute gelten[28] der Rüedegêres lîp,
swaz ir und ouch mîn hêrre mir liebes habt getân;
darumbe muoz ich sterben; daz mac niht langer nû gestân.

30. „Ich weiz wol, daz noch hiute mîn' bürge unde mîniu lant
iu müezen ledec werden von ir etelîches hant.[29]
ich bevilhe iu ûf genâde mîn wîp und mîniu kint
und ouch die vil ellenden, die da ze Bechelâren sint."

31. „Nû lôn' dir got, Rüedegêr," sprach der künec dô.
er und diu küneginne, si wurden beidiu vrô:
„uns suln dîne liute vil wol bevolhen wesen;
ouch trouwe ich mînem heile, daz du maht selbe wol genesen."

32. Dô liez er an die wâge[30] die sêle und ouch den lîp.
dô begonde weinen daz Etzelen wîp.
er sprach: „ich muoz iu leisten, als ich gelobet hân.
owê der mînen friunde, die ich vil ungerne bestân!"

33. Man sah in von dem künege trûreclîchen gên.
dô vant er sîne recken vil nâhen bî im stên.
er sprach: „ir sult iuch wâfen, alle mîne man,
die küenen Burgonden, die muoz ich leider bestân." — —

23) Er wußte, daß er. 24) bleiben. 25) anfangen. 26) anknüpfen. 27) in bezug auf.

28) vergelten, erstatten. — 29) von der Hand irgendeines von ihnen. — 30) Da setzte er aufs Spiel.

XXXIX. Âventiure.

Wie Gunther unde Hagene unde Kriemhilde wurden erslagen.

1. Dô nam der hêrre Dietrîch selbe sîn gewant:
im half, daz er sich wâfent, der alte Hildebrant.
dô klagete alsô sêre der kreftige man,
daz daz hûs erdiezen[1] von sîner stimme began.

2. Dô gewan er aber widere rehten heldes muot.
in grimme wart gewâfent dô der degen guot,
einen schilt vil vesten, den nam er an die hant.
si giengen balde danne, er unde meister Hildebrant.

3. Dô sprach von Tronege Hagene: „ich sihe dort her gân
den hêrren Dietrîchen: der wil uns bestân
nâch sînem starken leide, daz im hie ist geschehen.
man sol daz hiute kiesen, wem man des besten müge jehen.[2])

4. „Jâne dunket sich von Berne der hêrre Dietrîch
nie sô starc des lîbes und sô gremelîch,[3])
und wil er'z an uns rechen, daz im ist getân,"
alsô redete Hagene, „ich getar in rehte wol bestân."

5. Dise rede hôrte Dietrîch und Hildebrant.
er kom, dâ er die recken beide stênde vant
ûzen an dem hûse geleinet an den sal.
sînen schilt den guoten satzt' hêr Dietrîch zetal.

6. In leitlîchen sorgen sprach dô Dietrîch:
„wie habet ir sô geworben,[4]) Gunther künec rîch,
wider mich ellenden? waz hêt ich iu getân?
alles mînes trôstes, des bin ich eine[5]) bestân.

7. „Iuch endûhte niht der volle[6]) an der grôzen nôt,
dô ir uns Rüedegêren, den helt, sluoget tôt.
nu habet ir mir erbunnen[7]) aller mîner man.
jâne hêt ich iu helden solher leide niht getân.

8. „Gedenket an iuch selben unde an iuwer leit:
tôt der iuwer vriunde und ouch diu arebeit,
ob ez iu zieren recken beswaeret iht den muot.
owê, wie rehte unsanfte mir tôt der Rüedegêres tuot!

9. „Ez geschach ze dirre werlde nie manne leider mêr.
ir gedâhtet übele an mîn und iuwer sêr.[8])
swaz ich vröuden hête, diu liget von iu erslagen.
jâ enkan ich nimmer mêre die mîne mâgé verklagen."

10. „Jâne sîn wir niht sô schuldic," sprach dô Hagene;
„ez giengen zuo dem hûse die iuwer degene,
gewâfent wol ze vlîze, mit einer schar sô breit.
mich dunket, daz diu maere iu niht rehte sint geseit."

11. „Waz sol ich mêr gelouben? mir saget Hildebrant,
dô mîne recken gerten[9]) von Amelunge lant,
daz ir in Rüedegêre gaebet ûz dem sal,
dô bütet ir niwan spotten den mînen recken her zetal."

12. Dô sprach der vogt von Rîne: „si jâhen, si wolden tragen
Rüedegêr von hinne. den hiez ich in versagen
Étzéln ze leide und niht den dînen man,
unze daz dô Wolfhart darumbe schelten began."

13. Dô sprach der helt von Berne: „ez muose êt[10]) alsô sîn.
Gunther, künec edele, durch die zühte dîn

1) widerhallen. 2) den Kampfpreis zuerkennen. — 3) furchtbar. — 4) gehandelt. — 5) eine c. Gen. = beraubt. — 6) genug. — 7) entreißen. — 8) Schmerz. — 9) begehrten. — 10) nun einmal.

ergetze mich[11]) der leide, diu mir von dir sint geschehen,
und süene ez, ritter küene, daz ich dir des künne gejehen.[12])

14. „Ergip dich mir ze gîsel, du und ouch dîn man,
sô wil ich dich behüeten, sô ich aller beste kan,
daz dir hie zen Hiunen niemen niht entuot.
du solt an mir niht vinden niwan triuwe und allez guot."

15. „Daz enwelle got von himele," sprach dô Hagene,
„daz sich dir ergaeben zwêne degene,
die noch sô werlîche gewâfent gein dir stênt
und noch sô ledeclîche[13]) vor ir vîânden gênt."

16. „Ir ensult ez niht versprechen," sô redet' hêr Dietrîch,
„Gunther unde Hagene; ir beide habet mich
sô sêre beswaeret, daz herze und ouch den muot,
welt ir mich's ergetzen, daz ir'z vil billîchen tuot.

17. „Ich gibe iu mîne triuwe und sicherlîche[14]) hant,
daz ich mit iu wider heim rîte in iuwer lant.
ich geleite iuch nâch den êren, oder ich gelige tôt,
und wil durch iuch vergezzen der mînen groezlîchen nôt."

18. „Nû enmuotet[15]) sîn niht mêre," sprach aber Hagene;
„von uns enzimt daz maere niht wol ze sagene,
daz sich iu ergaeben zwên alsô küene man.
nu siht man bî iu niemen wan eine[16]) Hildebranden stân."

19. Dô sprach meister Hildebrant:
„got weiz, hêr Hagene,
der[17]) iu den vride biutet mit iu ze tragene —
ez kumt noch an die stunde, daz ir in möhtet nemen.
die suone mînes hêrren meht ir iu lâzén gezemen[18])."

20. „Jâ naeme ich ê die suone," sprach aber Hagene,
„ê ich sô lasterlîche[19]) ûz einem gademe[20])
vlühe, meister Hildebrant, als ir hie habt getân,
ich wânt' ûf mîne triuwe, ir kundet baz gein vînden stân."

21. Des antwurte Hildebrant: „zwiu[21]) verwîzet ir mir daz?
nû wer was, der ûf dem schilde vor dem Wasgensteine saz,
dô im von Spanje Walther sô vil der mâge sluoc?
ouch habt ir noch ze zeigen an iu selbén genuoc."

22. Dô sprach der hêrre Dietrîch:
„daz enzimt niht helede lîp,
daz si suln schelten sam diu alden wîp.
ich verbiute iu, meister Hildebrant, daz ir iht sprechet mêr.
mich ellenden recken twinget groezlîchiu sêr.

23. „Lât hoeren," sprach hêr Dietrîch, „recke Hagene,
waz ir beide sprâchet, vil snelle degene,
dô ir mich gewâfent zuo iu sâhet gân.
ir jahet, daz ir eine mit strîte woldet mich bestân."

24. „Jâ enlougent iu des niemen," sprach Hagen der degen,
„ich enwell' ez hie versuochen mit den starken slegen,
ez ensî, daz mir zebreste daz Nibelunges swert.
mir ist zorn, daz unser beider hie ze gîsel ist gegert."

25. Dô Dietrîch gehôrte den grimmen Hagenen muot,
den schilt vil balde zuhte der snelle degen guot.
wie balde gein im Hagene von der stiegen spranc!
Nibelunges swert daz guote vil lûte ûf Dietrîch erklanc.

11) entschuldige mich für. — 12) sagen, nämlich, daß du es gesühnt hast. — 13) frei. — 14) zuverlässig. — 15) verlangen. — 16) als alleine. — 17) wenn er (Dietrich).

18) gefallen. — 19) schimpflich. — 20) Saal, Gemach. — 21) wozu, warum.

26. Dô wesse wol hêr Dietrîch, daz der küene man
vil grimmes muotes waere. schirmen im began
der hêrré von Berne vor angestlîchen slegen.
wol erkant' er Hagenen, den vil zierlîchen degen.

27. Ouch vorht' er Balmungen, ein wâfen starc genuoc.
under wîlen[22]) Dietrîch mit listen wider[23]) sluoc,
unz daz er Hagenen mit strîte doch betwanc.
er sluoc im eine wunden, diu was tief unde lanc.

28. Dô gedâht' der hêrre Dietrîch: „du bist in nôt erwigen:[24])
ich hân ez lützel êre, soltu tôt vor mir geligen.
ich wil ez sus versuochen, ob ich ertwingen kan
dich mir ze einem gîsel." daz wart mit sorgen getân.

29. Den schilt liez er vallen. sîn sterke diu was grôz:
Hagenen von Tronege mit armen er beslôz.
des wart dô betwungen von im der küene man.
Gunther der edele dar umbe trûren began.

30. Hagenen bant dô Dietrîch und vuort' in, dâ er vant
die edeln küneginne, und gab ir bî der hant
den küenesten recken, der ie swert getruoc.
nâch ir vil starkem leide dô wart sie vroelîch genuoc.

31. Vor liebe[25]) neic dem degene daz Étzélen wîp:
„immer sî dir saelic dîn herze und ouch dîn lîp.
du hâst mich wol ergetzet aller miner nôt.
daz sol ich immer dienen, mich ensûme[26]) der tôt."

32. Dô sprach der hêrre Dietrîch: „ir sult in lân genesen,[27])
edeliu küneginne. ez mac daz noch gewesen,
daz er iuch wol ergetzet, daz er iu hât getân.
er sol des niht entgelten, daz ir in gebunden sehet stân."

33. Dô hiez si Hagenen vüeren an sînen ungemach,[28])
dâ er lac beslozzen und dâ in niemen sach.
Gunther, der künec edele, rüefen dô began:
„war kom der helt von Berne? der hât mir leide getân."

34. Dô gie im hin engegene der hêrre Dietrîch.
daz Gunthêres ellen daz was vil lobelîch.
dô enbeit[29]) ouch er niht mêre: er lief her vür den sal.
von ir beider swerten huop sich ein groezlîcher schal.

35. Swie vil der hêrre Dietrîch lange was gelobt,
Gunther was sô sêre erzürnet und ertobt[30]) —
wan er nâch starkem leide dô sîn vîent was —
man sagt ez noch ze wunder, daz dô hêr Dietrîch genas.

36. Ir ellen und ir sterke beide wâren grôz.
palas unde türne von ir slegen dôz,
dô si mit den swerten hiuwen ûf die helme guot,
ez hêt der künec Gunther einen hêrlîchen muot.

37. Sît twanc in der von Berne, sam Hagenen ê geschach.
daz bluot man durch die ringe dem helde vliezen sach
von einem scharpfen swerte, daz truoc hêr Dietrîch.
doch hêt gewert hêr Gunther nâch müede lobelîchen sich.

---

22) dazwischen. — 23) mit Geschicklichkeit dagegen. — 24) ermattet, erschöpft. — 25) Freude, Lust. — 26) hindere.

27) am Leben bleiben. — 28) Kerker. — 29) warten. — 30) rasend geworden.

38. Der hêrre wart gebunden von Dietrîches hant,
swie küneges niene solten lîden solhiu bant.
er dâht', ob er si lieze, den künec und sînen man,
alle die si vünden, die müesen tôt vor in bestân.

39. Dietrîch von Berne der nam in bî der hant:
dô vuort' er in gebunden, dâ er Kriemhilde vant.
dô waz mit sînem leide ir sorgen vil erwant.[31]
si sprach: „willekomen, Gunther, ûzer Búrgónden lant."

40. Er sprach: „ich solde iu nîgen, vil liebiu swester mîn,
ob iuwer grüezen möhte genaedeclîcher sîn.
ich weiz iuch, küneginne, sô zornéc gemuot,
daz ir mich und Hagenen vil swachez grüezen getuot."

41. Dô sprach der held von Berne:
„vil edeles küneges wîp,
ez enwart nie gîsel mêre sô guoter ritter lîp,
als ich iu, vrouwe hêre, an' in gegeben hân.
nu sult ir die ellenden mîn vil wol geniezen lân."

42. Sie jach,[32] si taet ez gerne. dô gie hêr Dietrîch
mit weinenden ougen von den helden lobelîch.
sît rach sich grimmeclîche das Etzélen wîp:
den ûzerwelten degenen nam si beiden den lîp.

43. Si lie si sunder[33] ligen durch ir ungemach,
daz ir sît dewedere[34] den andern nie gesach,
unz si ir bruoder houbet hin vür Hagenen truoc.
der Kriemhilde râche wart an in beidén gemuoc.

44. Dô gie diu küneginne, dâ si Hagenen sach.
wie rehte vîentlîche si zuo dem recken sprach:
„welt ir mir geben widere, daz ir mir habt genomen,
sô muget ir noch wol lebende heim zen Búrgónden komen."

45. Dô sprach der grimme Hagene:
„diu bete ist gar verlorn,
vil edeliu küneginne. jâ hân ich des gesworn,
daz ich den hort iht zeige, die wîle daz si leben,
deheiner mîner hêrren, so enwirt er niemen gegeben."

46. „Ich bring' ez an ein ende," sô sprach daz edel wîp.
dô hiez si ir bruoder nemen dâ den lîp.
man sluog im ab daz houbet; bî hâre si ez truoc
vür den helt von Tronege, dô wart im leidé genuoc.

47. Alsô der ungemuote[35] sînes hêrren houbet sach,
wider Kriemhilde dô der recke sprach:
„du hâst ez nâch dîm' willen ze einem ende brâht,
und ist ouch rehte ergangen, als ich mir hête gedâht.

48. „Nû ist von Burgonden der edele künec tôt,
Gîselhêr der junge und ouch Gêrnôt.
den schaz weiz nu niemen wan got unde mîn:
er sol dich, vâlandinne,[36] immer gar verholen sîn."

49. Si sprach: „sô habt ir übele geltes[37] mich gewert.
sô wil ich doch behalten daz Sîvrides swert.
daz truoc mîn holder vriedel,[38] dô ich in jungest[39] sach,
an dem mir herzeleide vor allem leidé geschach."

50. Si zôch ez von der scheide: daz kunde er niht erwern.
dô dâhte si den recken des lebenes beheren.[40]

---

31) betrübt. — 32) sagte. — 33) abgesondert, getrennt. — 34) keiner von beiden.

35) betrübt. — 36) Teufelin. — 37) Vergeltung, Lohn. — 38) Geliebter. — 39) zuletzt. — 40) berauben.

si huop ez mit ir handen, daz houpt si im abe sluoc.
daz sach der künec Etzel; dô was im leide genuoc.

51. „Wâffen[41]),“ sprach der vürste, „wie ist nû tôt gelegen
von eines wîbes handen der aller beste degen,
der je kom ze sturme oder ie schilt getruoc!
swie vîent ich im waere, ez ist mir léidé genuoc.“

52. Dô sprach der alte Hildebrant: „ja geniuzét si's niht,
daz si in slahen torste, swaz halt[42]) mir geschiht,
swie er mich selben brâhte in angestlîche nôt,
iedoch sô wil ich rechen des küenen Tronegaeres tôt.“

53. Hildebrant mit zorne ze Kriemhilde spranc,
er sluoc der küneginne einen swertes swanc.
jâ tet ir diu sorge von Hildebrande wê.
waz mohte si gehelfen, daz si vil groezlichen schrê?

54. Dô was gelegen über al dâ der veigen[43]) lîp.
ze stucken was gehouwen dô daz edele wîp.
Dietrîch und Etzel weinen dô began:
si klageten inneclîche beidiu mâge unde man.

55. Diu vil michel êre was dâ gelegen tôt.
die liute hêten alle jâmer unde nôt.
mit leide was verendet des küneges hôchgezît,
als ie diu liebe leide ze aller jungeste gît.

56. Ich enkan iu niht bescheiden, waz sider dâ geschach:
wan[44]) ritter unde vrouwen weinen[45]) man dâ sach,
dar zuo die edelen knehte, ir lieben vriunde tôt.
hie hât daz maere ein ende. daz ist der Nibelunge nôt.

An das Lied schließt sich ein Gedicht an, das die Trauer der überlebenden Helden schildert und deshalb Die Klage heißt.

2. Das Gudrunlied.

Das Gudrunlied entstand gleichfalls im 13. Jahrhundert in Österreich. Mit Recht nennt man es die Nebensonne des Nibelungenliedes. Es bildet vielfach eine Ergänzung zu diesem und gehört mit ihm zusammen wie Ilias und Odyssee. Es beruht auf dem im Nibelungenlied nicht berührten nordischen Sagenkreis und versetzt uns an das Gestade der Nordsee. Wie das Nibelungenlied die Mannentreue, so verherrlicht das Gudrunlied die Frauentreue. Dort führt die ungezügelte Herrschaft der Leidenschaften zum grausigen Untergang eines Volkes, hier endet durch die Versöhnung zweier Völker alles in Freude und Glück. So ist das Gudrunlied auch der versöhnende Gegensatz zum Nibelungenlied.

Wie das Nibelungenlied, weist auch das Gudrunlied in seinem Stoff drei verschiedene Elemente auf, nämlich

1) ein mythisches, insofern die Erzählung von Hettel, Hilde und Hagen eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem altheidnischen Mythus von ewigen, den Wechsel zwischen Tag und Nacht oder Frühling und Winter bedeutenden Kämpfen hat, wie derselbe in der prosaischen Edda durch den Kampf Högnis (Hagen) mit Hedin (Hettel) zur Darstellung gelangt, der jenem die Tochter (Hilde) geraubt hat und nun von ihm verfolgt und bei der Insel Haey eingeholt wird;

2) ein geschichtliches, indem die Wikingerfahrten und die Raubzüge der Normannen im 9. Jahrhundert die Grundlage der nordischen Sage bilden;

3) ein christlich-ritterliches, indem fast durchweg die heidnischen, barbarischen Züge durch äußerlich christliche und dem höfischen Leben des Rittertums entsprechende ersetzt sind. Das ganze Gedicht haucht den Geist des Mittelalters, offenbart jedoch in der Schilderung der edelsten Merkmale des germanischen Volkes, namentlich der felsenfesten Treue, seinen urdeutschen Charakter.

Obwohl nicht so großartig entworfen und nicht von solch straffer Einheit wie das Nibe-

41) Ausruf des Schmerzes. — 42) auch. — 43) Toten. — 44) als daß. — 45) beweinen.

lungenlied, darf es diesem doch an poetischer Schönheit getrost an die Seite gestellt werden.

Die Versform ist von der des Nibelungenliedes dadurch unterschieden, daß die dritte und vierte Langzeile mit einem weiblichen Reim schließen und die letzte Halbzeile fünf Hebungen hat.

Inhaltsangabe.

Der Inhalt zerfällt in drei Teile, die die Geschichte dreier aufeinanderfolgender Geschlechter eines Königshauses behandeln. — Erster Teil: 1. bis 3. Aventiure. In Irland herrscht der ritterliche König Sigebant. Während eines Ritterspiels wird dessen Sohn Hagen von einem Greifen in die Ferne entführt, wo er drei durch dasselbe Geschick dahin gebrachte indische Königstöchter findet. Nach Jahren gelingt es ihm, mit ihnen nach Irland zu gelangen. Er vermählt sich mit einer derselben und überkommt von seinem Vater die Regierung. Dem Paare wird ein Töchterlein geboren, das nach der Mutter Hilde genannt wird und zu einer wunderbar schönen Jungfrau heranwächst. Viele edle Fürsten werben um sie, aber ohne Erfolg. — Zweiter Teil: 4. bis 8. Aventiure. Der Hegelingenkönig Hettel beschließt, Hilde mit List in seinen Besitz zu bringen. Seine treuen Helden, Wate, Horant und Frute, rüsten ein Schiff aus und gelangen als „Verbannte" vor Hagens Burg. Durch seinen herrlichen Gesang gelingt es dem Horant, die Königstochter für seinen Herrn zu gewinnen. Sie betritt mit dem Sänger das Schiff unter dem Vorgeben, es zu besehen, und wird rasch der Heimat entführt. Aber am siebenten Tag trifft Hagen mit großer Reckenschar ein, und in furchtbarem Kampf ringt er mit Hettel um die geraubte Tochter. Doch diese beschwört die Kämpfenden, vom Streite abzulassen, und die Liebe zu ihr besänftigt des Vaters Zorn, und er söhnt sich mit Hettel aus. — Dritter Teil: 9. bis 32. Aventiure. Hettels und Hildens Kinder sind Ortwin und Gudrun. Erfolglos wirbt der Morlandskönig Siegfried um Gudruns Hand, ebenso der junge König Hartmut von der Normandie. Darauf bewirbt sich auch Herwig aus Seeland um die schöne Maid. Da sie auch ihm verweigert wird, zieht er voll Grimm mit Heeresmacht heran und bewährt sich als ein so trefflicher Held, daß Gudrun ihm Herz und Hand gelobt. Darüber voll Zorn, überzieht Siegfried den glücklichen Herwig mit Krieg, wird aber von Hettel, der seinem zukünftigen Schwiegersohn zu Hilfe eilt, zurückgedrängt und in seine Feste eingeschlossen. Da erfährt Hartmut, daß Hegelingenland des Schutzes entblößt sei, überfällt die Burg und führt Gudrun mit vielen ihrer Frauen hinweg. Die Königin Hilde läßt ihrem Gemahl das Unglück melden, der sofort mit dem umzingelten Feinde Frieden schließt und den Entführern seiner Tochter nachjagt. Er ereilt sie auf dem Wülpensand und sucht in heißem Kampfe die Entführte wiederzugewinnen. Doch wird er mit den meisten seiner Mannen erschlagen, und die Normannen entkommen mit ihrer Beute. Der bange wartenden Hilde bringt Wate, der dem Tode entronnen ist, die schreckensvolle Mär, tröstet sie jedoch mit der Aussicht auf Rache, wenn das junge Volk erwachsen sei. Vor seiner Burg angelangt, fordert Hartmuts Vater, Ludwig, die unglückliche Gudrun auf, Hartmuts Weib zu werden, und verheißt ihr Freude und Ehre; doch sie weigert sich entschieden. In wildem Zorn schleudert Ludwig sie ins Meer, und nur mit Mühe wird sie von Hartmut gerettet. Ans Land gebracht, wird sie von Hartmuts Mutter Gerlinde freundlich empfangen. Da diese sie aber vergeblich zu überreden sucht, dem Hartmut sich zu verloben, so nimmt die „Teufelin" sich vor, durch arge Mißhandlungen sie dazu zu zwingen. Gudrun, die Königstochter, muß die niedrigsten Magddienste tun, und von Jahr zu Jahr steigern sich ihre Qualen. Aber wie demütigend auch ihre Lage, so bewahrt sie doch ihrem Verlobten die Treue.[1]) Zur Strafe dafür, daß sie die erneuten Werbungen Hartmuts abweist, muß sie nun täglich am Meeresstrand die Gewänder ihrer grausamen Peinigerin waschen, wobei ihre frühere Gespielin Hildeburg in Liebe und Treue ihr behilflich ist. Zwölf Jahre harrt Gudrun in ihrer Schmach aus. Da naht die Vergeltung. Hilde hat zur Heerfahrt gerüstet, und nach gefahrvoller Fahrt gelangen die Hegelingen an die normannische Küste. Sie landen in einer Bucht, und Herwig und Ortwin gehen auf Kundschaft aus. Gudrun und Hildeburg sind eben am Meeresstrand mit der Reinigung von Gerlindens Wäsche beschäftigt, da kommt ein Schwan geschwommen, der ihnen als Himmelsbote die nahe Rettung verkündet und ihnen auch von ihren Lieben, nach denen sie, ihrer Rettung fast vergessend, ängstlich fragen, getreue Kunde bringt. In Gedanken über das Geschehene vernachlässigen die beiden Frauen ihre Arbeit und müssen dafür am nächsten Morgen im frischgefallenen Schnee und im scharfen Märzenwind barfuß und im bloßen Hemde zum Meere gehen. Da erspähen sie in einer Barke die beiden Kundschafter. Aus Scham über ihre Blöße wollen sie fliehen, aber ein freundlicher Gruß hält sie zurück. Während sie bereitwillig den Fremdlingen über die Normannen Aufschluß geben, erkennt Herwig in Gudrun

1) Vgl. S. 391 Geibels Gedicht „Gudruns Klage".

seine Braut. Er will sie gleich mit sich nehmen, doch Ortwin verwehrt ihm das, weil er seine Schwester nur in ehrlichem Kampfe gewinnen will, und die beiden Männer fahren zu den Ihrigen zurück, um alles zum Sturm auf die Normannenfeste vorzubereiten. Gudrun wirft in freudigem Übermut die Wäsche ins Meer und stellt sich gegen die darob heftig zürnende Gerlinde, als ob nun ihr trotziger Widerstand gebrochen sei. Im Schlafgemach teilt sie ihren Leidensgefährtinnen das Ende ihrer Drangsal mit. Unterdessen haben Herwig und Ortwin ihren Mannen Kunde gebracht, wie sie Gudrun angetroffen hätten. Laute Klage erschallt wegen solcher Schmach, und von Rachegefühl erfüllt, betreten die Hegelingen in der Nacht das feindliche Gestade. In der Morgendämmerung gewahrt sie eine von Gudruns Jungfrauen und weckt ihre Gefährtinnen. Aber auch der Wächter auf der Zinne hat sie bemerkt und schlägt Lärm. Rasch greifen die Normannen zur Wehr, und bald tobt vor der Burg der grimmigste Streit. Ortwin wird von Hartmut in arge Not gebracht; aber Herwig erschlägt den Ludwig, während es dem Wate gelingt, Hartmut gefangenzunehmen, wodurch die Macht der Normannen gebrochen wird. Wate dringt in die Burg ein und schlägt der Gerlinde das Haupt ab. Nach beendigtem Kampfe begrüßt Herwig voll Freude seine treue Braut. Die Toten werden begraben und alle Burgen im Lande erobert und zerstört. Ungeheure Beute fällt den Siegern zu. Boten melden in der Heimat den Erfolg der Heerfahrt. Die heimkehrenden Hegelingen werden mit Jubel empfangen. Groß ist das Glück der alten Königin Hilde über ihre wiedererlangte Tochter Gudrun. Gudrun führt dankbaren Herzens die edle Hildeburg zu ihrer Mutter und erwirkt Hartmuts Freilassung. Bei dem nun folgenden herrlichen Siegesfest erweist sie sich als Friedensengel, indem sie die Verlobung ihres Bruders Ortwin mit Ortrun, Hartmuts Schwester, ferner Hartmuts mit ihrer Freundin Hildeburg bewirkt und dadurch die Versöhnung der durch Haß und Feindschaft entzweiten Völker herbeiführt.

VI. Âventiure.

Wie suoze Hôrant sanc.

1. Daz kom an einem âbent, daz in sô gelanc,
daz von Tenemarke der küene degen sanc
mit sô hêrlîcher stimme, daz ez wol gevallen
muose al den liuten. dâ von gesweic der vogellîne schallen.

2. Daz hôrte der künec gerne und alle sîne man,
dâvon von Tenen Hôrant der vriunde vil gewan.
ouch hêt ez wol gehoeret diu alte küneginne.
ez erhal ir durch daz venster, dâ si was gesezzen an der zinne.

3. Dô sprach diu schoene Hilde: „waz hân ich vernomen?
diu allerbeste wîse ist in mîn ôren komen,
die ich ze dirre werlde von ieman hân ervunden.
daz wolde got von himele, daz si mîne kameraere kunden!“

4. Si hiez ir gewinnen, der sô schône sanc.
dô si sach den recken, si sagete im's grôzen danc,
daz ir der âbent waere mit vröuden hin gegangen.
von vroun Hilden wîben wart der helt wol enphangen.

5. Dô sprach diu küneginne: „ir sult uns hoeren lân
diu wîse, die ich hînte[1]) von iu vernomen hân.
daz gebet mir z' einer gâbe ze allen âbunden,
daz ich iuch hoere singen, sô wird iuwer lôn wol ervunden.“

6. „Vrouwe, ob ir's gerouchet,[2]) welt ir mir's sagen danc,
ich singe iu z' allen zîten alsô guotez sanc,
swer ez rehte erhoeret, daz im sîn leit verswindet
und minnert gar sîn sorgen, der mîne süeze wîse rehte ervindet.“

7. Er sprach, er diende ir gerne. dâ mite schiet er dan.
sîn singen lôn sô grôzez ze Irlant gewan,
daz man im nie dâ heime gelônt alsô verre.
alsô diende Hetelen ûzer Tenemárké der hêrre.

---

1) = hinaht, heute nacht. — 2) wenn Ihr es wünschet.

8. Dô sich diu naht verendet' und ez begunde tagen,
Hôrant begunde singen, daz dâ bî in den hagen
geswigen alle vogele von sînem süezen sange.
die liute, die dâ sliefen, die enlâgen dô niht ze lange.

9. Sîn liet erklanc im schône, ie[3] hôher und ie baz.
Hagene ez selbe hôrte: bî sînem wîbe er saz.
ûz der kemenâten muosten s' in die zinne.
der gast wart wol berâten: ez hôrte ez diu junge küneginne.

10. Des wilden Hagenen tohter und ouch ir magedîn
die sâzen unde loseten,[4] daz die vogellîn
vergâzen ir doene ûf dem hove vrône.[5]
wol hôrten ouch die helde, daz der von Tenemarke sanc sô schône.

11. Dô wart im gedanket von wîben und von man.
dô sprach von Tenen Fruote: „mîn neve möhte s' lân,
sîn ungevüege doene, die ich in hoere singen.
wem mag er ze dienste als ungevüege tagewîse[6] bringen?"

12. Dô sprâchen Hagenen helde: „hêrre, lât vernemen.
niemen lebet sô siecher, im möhte wol gezemen[7]
hoeren sîne stimme, diu gêt ûz sînem munde."
„daz wolde got von himele," sprach der künec, „daz ich sie selbe kunde!"

13. Dô er drîe doene sunder[8] vol gesanc,[9]
alle, die ez hôrten, dûhte ez niht sô lanc.
sie hêten's niht enphunden einer hande wîle,[10]
obe er solde singen,[11] daz einer möhte rîten tûsent mîle.

14. Dô er nû hêt gesungen und er von sedele[12] gie,
die junge küneginne vroelîcher nie
wider mórgen wart gekleidet mit lichtem ir gewande.
diu junge maget edele nâch ir vater Hagenen si dô sande.

15. Der hêrre gie balde, dâ er die maget vant.
in triutelîcher wîse dô was der magede hant
an ir vater kinne. si bat in vil sêre.
si sprach: „liebez veterlîn, heiz in singen hie ze hove mêre."

16. Er sprach: „liebiu tohter, ze âbendes stunt
wolde er dir dienen, ich gaebe im tûsent phunt.
nû sint sô hôchvertic die werden geste mîne,
daz uns hie ze hove niht wol erklingen die doene sîne."

17. Swaz si gebiten kunde, der künec dannen gie.
des vleiz sich aber der wîse Hôrant, daz er nie
gesanc sô rîterlîche. die siechen zen gesunden
sich mit ir sînnen dannen niht wól gescheiden kunden.

18. Die tier in dem walde ir weide liezen stên.
die würme, die dâ solden in dem grase gên,
die vische, die dâ solden in dem wâge[13] vliezen,
die liezen ir geverte. jâ kunde er sîner vuoge[14] wol geniezen.

XXIV. Âventiure.

Wie Kûdrûnen wart ir kunft kunt getân.

1. Nû swîgen wir der degene. ich wil iuch lân vernemen,
die wol mit vröuden waeren, wie den daz mac gezemen,
daz sie müezen waschen in dem vremeden lande.
Kûdrûn unde Hildeburc die wuoschen alle zît ûf einem sande.

3) immer. — 4) horchten. — 5) Herrenhof. — 6) Morgenlieder. — 7) niemand kann so krank sein, daß ihm nicht gefallen sollte. — 8) jedes Lied besonders. — 9) zu Ende gesungen hatte. — 10) so viel Zeit, um die Hand umzudrehen. — 11) ergänze: so lange.

12) Sitz. — 13) bewegtes Wasser. — 14) Kunstfertigkeit.

2. Ez was in einer vasten umb einen mitten tach.
ein vogel[1] kâm gevlozzen. Kûdrûn dô sprach:
„owê vogel schoene, du erbarmest mir sô sêre,
daz du sô vil gevliuzest ûf disem vluote," sprach diu maget hêre.

3. Dô sprach der vogel schoene: „du maht dich wol versehen,
maget vil ellende: dir sol grôz liep[2] geschehen!
wilt du mich gevrâgen von dîner mâge lande,
ich bin ein bote der dînen, wan mich got ze trôste dir hér sánde."

4. Dô sprach diu gotes arme: „sît dich hat Krist gesant,
uns vil ellenden ze trôste in ditze lant,
du solt mich lâzen hoeren, bote du vil guoter:
lebet noch inder[3] Hilde? diu was der armen Kûdrûnen muoter."

5. Dô sprach der vil hêre: „ich wil dir verjehen:
Hilden, dîne muoter, hân ich gesunt gesehen,
dô si dir her daz groezest vrumte[4] her ze lande,
daz witewe oder künne[5] durch lieber vriunde willen ie gesande."

6. Dô sprach diu maget edele: „bote du vil hêr,
lâ dich des niht verdriezen, ich wil dich vrâgen mêr:
lebet noch inder Ortwîn, der künec von Ortlande,
und Herwîc, mîn vriedel? disiu maere ich harte gerne erkande."

7. Dô sprach der vogel schoene: „daz tuon ich dir kunt.
Ortwîn unde Herwîc, die sint wol gesunt.
die sach ich in den ünden[6] ûf des meres muoder.[7]
die ellenthaften degene zugen vil gelîche an einem ruoder."

8. Si sprach: „sô hôrte ich gerne, hâst du daz vernomen,
sol von Tenemarke Hôrant hér komen
mit den sînen helden, die mich in sorgen liezen?
den weiz ich alsô biderben, deich[8] armiu maget sîn wol möhte geniezen."

9. „Dir kumt von Tenemarke Hôrant, der neve dîn
ûf urliuge[9] starke, er und die recken sîn.
er sol daz Hilden zeichen tragen in sînen handen,
sô die Hegelinge koment zuo den Hartmuotes landen."

10. Dô sprach aber Kûdrûn: „kanst du mir gesagen,
lebet noch Wate von Stürmen? sô wolde ich niht klagen,
des vröuten wir uns alle, swenne daz geschaehe,
deich ouch den alten Fruoten bî mîner muoter zeichén gesaehe."

11. Dô sprach aber der bote: „dir kumt in ditze lant
Wate von den Stürmen. der hât an sîner hant
ein starkez stierruoder in einem kiel bî Fruoten.
bezzer vriunde keiner darftu niht bî urliuge muoten[10]."

12. Dô muoste von in scheiden hin der bote vil hêr.
die ellenden vrouwen vrâgten dô niht mêr.
jâ was in mit gedanken liep unde swaere,[11]
die in dâ helfen solden, wâ daz vil werde ingesinde waere.

XXV. Âventiure.

Wie Ortwîn unde Herwîc dar kômen.

1. Dô sie gewarten lange, dô sâhen s' ûf dem sê
zwêne in einer barken und ander niemen mê.
dô sprach diu vrouwe Hildeburc ze Kûdrûn der rîchen:
„dort sihe ich fliezen[1] zwêne, die mugen dînen boten[2] wol gelîchen.

1) ein Schwan, in deſſen Geſtalt ſich die mit der Zukunft vertrauten Waſſerweiber bargen. — 2) Heil. — 3) irgendwo. — 4) ſchickte. — 5) Verwandte. — 6) Wellen. — 7) = Mieder; hier = Oberfläche.

8) daß ich. — 9) Krieg. — 10) verlangen. — 11) froh und traurig.

1) ſchwimmen. — 2) gemeint ſind die von dem Schwan geweisſagten Retter.

2. Dô kêrten sie sich umbe und giengen beide dan.
dô wâren ouch sô nâhen dise zwêne man,
daz sie die schoenen weschen[3] bî dem stade sâhen.
sie wurden des wol innen, daz sie wolden von den kleidern gâhen.

3. Sie sprungen ûz der barken und ruoften in hin nâch:
„ir vil schoenen weschen, war ist iu sô gâch?[4]
wir sîn vremede liute, daz muget ir an uns kiesen.[5]
scheidet ir von hinnen, sô muget ir die vil rîche sabene vliesen.“[6]

4. Sie giengen in ir hemeden, diu wâren beidiu naz.
den vil edelen vrouwen was ê gewesen baz.
dô bidemte[7] von dem froste das arme ingesinde.
sie wâren swacher koste; jâ wurren[8] in die merzischen winde.

5. Herwîc der edele in guoten morgen bôt,
den ellenden kinden. des waere in dicke nôt,
wan ir meisterinne, diu was vil ungehiure.[9]
„guoten morgen,“ „guoten âbent“ was den minneclîchen meiden tiure.

6. „Lât iuch niht verdriezen und nemet unser golt.
guoter bouge[10] viere, daz sî iuwer solt,
daz ir, schoene vrouwen, iuch niht lât betrâgen[11]
(die geben wir iu gerne), daz ir uns saget, des wir iuch wellen vrâgen.“

7. „Got laze iu iuwer bouge beiden saelîc sîn[12].
wir nemen von iu niht miete,“ sprach daz magedin.
„nû vrâget, swes ir wellet: wir müezen scheiden hinnen.
siht man uns bî iu beiden, daz ist mir leit von allen mînen sinnen.“

8. „Wes sint disiu erbe und ditze rîche lant
und ouch die guoten bürge? wie ist er genant,
daz er iuch âne kleider lât sô swache[13] dienen?
wolt' er iht haben êre, sô solde im 'z für guot vervâhen[14] niemen.“

9. Si sprach: „der fürsten einer heizet Hartmuot:
dem dienent lant diu wîten und veste bürge guot.
der ander heizet Ludewîc von Ormanîerîche.
im dienent vil der helde; die sitzent in ir lande lobelîche.“

10. „Wir saehen sie vil gerne,“ sprach Ortwîn;
„muget ir uns bescheiden, vil schoeniu magedîn,
wâ wir die fürsten beide in ir lande vinden?
wir sîn zuo in gesendet: ja sîn wir eines küneges ingesinden.“

11. Kûdrûn diu hêre sprach den helden zuo:
„ich lie sie in der bürge hiute morgen fruo
ligende an ir bette wol mit vierzic hundert mannen.
daz ist mir ungewizzen, sint sie in der zît geriten inder dannen.“

12. Dicke erblihte Herwîc diu juncvrouwen an.
si dûhte in sô schoene und ouch sô wol getân,
deiz im in sînem herzen harte siuften[15] brâhte.
er gelîchte si ze einer, der er vil dicke güetlîch gedâhte.

13. Dô sprach aber Ortwîn, der künec von Ortlant:
„ich vrâge iuch megede beide, ist iu iht bekant
umbe ein hergesinde, daz kom in ditze lant?
einiu was dar under, diu was Kûdrûn genant.“

3) Waschenden. — 4) wörtlich = wohin ist euch so eilig? — 5) merken. — 6) Gewänder verlieren. — 7) beide. — 8) waren beschwerlich. — 9) unmenschlich. — 10) Spange, Ring (von „biegen“). — 11) verdrießen. — 12) Formel des ablehnenden Dankes: Gott erhalte euch eure Ringe.

13) gering, niedrig. — 14) auslegen. — 15) Seufzen.

14. Si sprach: „die ir dâ suochet, die hân ich wol gesehen
in grôzen arebeiten; des will ich iu verjehen.“[16]
jâ was si 'z der einiu, die Hartmut dar brâhte:
ez was selbe Kûdrûn. si waen' der maere deste baz gedâhte.[17]

15. Dô sprach der fürste Herwîc: „nû seht, hêr Ortwîn,
sol iuwer swester Kûdrûn inder lebende sîn
in deheinem lande ûf al dem ertrîche,
sô ist daz diu selbe. ich gesach ir nie deheine sô gelîche.“

16. Dô sprach der künec Ortwîn: „si ist vil minneclîch
und doch mîner swester niene[18] anelîch.
von unser beider jugende gedenk' ich noch der stunde,
daz man in al der werlde sô schoene maget hête ninder vunden.“

17. Dô sich also nande der vil küene man,
daz er Ortwîn hieze, dô sach in wider an
Kûdrûn diu arme. ob ez ir bruoder waere,
daz wiste s' harte gerne: sô hête gar ein ende al ir swaere.

18. „Swie ir sît geheizen, ir sît lobelîch.
einen ich erkande, dem sît ir anelîch,
der waz geheizen Herwîc und was von Sêlande.
ob der helt noch lebte, sô erlôste er uns von disen starken banden.

19. „Ich bin ouch der einiu, die Hartmuotes her
in strîte gevangen gefuorte über mer.
ir suochet Kûdrûnen; daz tuot ir âne nôt.
diu maget von Hegelingen ist in arebeiten tôt.“

20. Dô trähenden Ortwîne sîniu ougen lieht.
ouch enliez ez Herwîc ungeweinet nieht.
dô si in gesaget hête, daz erstorben waere
Kûdrûn diu schoene, dô hêten die helde grôze swaere.

21. Dô si sie weinende beide vor ir sach,
diu maget ellende zuo in si dô sprach:
„ir tuot dem gelîche und sît in der gebaere,[19]
sam[20] diu edele Kûdrûn iu vil guoten helden sippe[21] waere.“

22. Dô sprach der fürste Herwîc: „jâ riuwet mich ir lîp
ûf mînes lebenes ende. diu maget was mîn wîp.
si was mir bevestent[22] mit eiden alsô staeten.
sît muoste ich sie verliesen durch des alden Ludewîges raete.“

23. „Nû wellet ir mich triegen,“ sprach diu arme meit.
von Herwîges tôde ist mir vil geseit.
al der werlde wünne die solde ich gewinnen,
waere er inder lebende; sô hête er mich gefüeret von hinnen.“

24. Dô sprach der ritter edele: „nû seht an mîne hant,
ob ir daz golt erkennet: sô bin ich genant.
dâ mite ich wart gemahelet Kûdrûn ze minnen.
sît ir dann' mîn vrouwe, sô füere ich iuch meinlîche[23] hinnen.“

25. Si ersmielte[24] in ir vröuden. dô sprach daz magedîn:
„daz golt ich wol erkande; hie vor dô was ez mîn.
nû solt ir sehen ditze, daz mir mîn vriedel sande,
dô ich vil armes magedîn mit vröuden was in mînes vaters lande.“

26. Er blihte ir nâch der hende. dô er daz golt ersach,
Herwîc der edele ze Kûdrûnen sprach:

16) gestehen. — 17) sie, meine ich, hatte die Sache um so besser im Gedächtniß. — 18) durchaus nicht.

19) ihr gebärdet euch so. — 20) wie wenn. — 21) Blutsverwandte. — 22) verlobt. — 23) mit Gewalt. — 24) lächelte.

„dich truoc ouch ander niemen, ez 'n waere küneges künne.
nû hân ich nâch manigem leide gesehen mîne vröude und mîne wünne."

27. Er umbeslôz mit armen die hêrlîchen meit.
in was ir beider maere liep unde leit.[25]
er kuste, i'n weiz wie ofte, die küneginne riche,
sie und Hildeburgen die ellenden maget minneclîche.

28. Dô sprach der hêrre Herwîc: „des muge wir verjehen,
daz uns an dirre verte ist alsô wol geschehen,
daz uns nimmer kunde zer werlde baz gelingen.
nû sul wir des gâhen, daz wir sie von der veste hinnen bringen."

29. Den ellenthaften degenen was von dem stade gâch.
Kûdrûn diu arme ruofte Herwîgen nâch:
„ê was ich diu beste,[26] nû hât man mich zer boesten.[27]
wem lâst du mich arme oder wes sol ich weise mich getroesten?"

30. „Du bist niht diu boeste, du muost diu beste sîn,
vil edele küneginne, verhil[28] die reise mîn.
ê morgen schînt diu sunne, ich bin vor disen selden,[29]
daz habe ûf mînen triuwen, mit ahtzic tûsent mîner küenen helde."

XXX. Âventiure.

Wie man Hartmuot ûz den banden liez.

1. Dâ ruoweten die müeden unz an den fünften tac.
swie vil man doch ir aller mit handelunge[1] phlac,
dar under wart Hartmuot mit sorgen doch berâten,[2]
unz daz die schoenen meide vroun Hilden umb' einen friden bâten.

2. Ir tohter und Ortrun giengen dâ si saz.
si sprach: „vil liebiu muoter, gedenket an daz,
daz niemen sol mit übele deheines hazzes lônen.
ir sult iuwer tugende an dem künec Hartmuote schônen."[3]

3. Si sprach: „vil liebiu tohter, des solt du mich niht biten.
ich hân von sînen schulden grôzen schaden erliten.
im sol mîn kerkaere sîns übermuotes büezen[4]."
wol mit sehzic meiden vielen ir die vrouwen dô zen füezen.

4. Dô sprach diu vrouwe Ortrûn: „lât et[5] in genesen;[6]
daz er iu gerne diene, des wil ich bürge wesen.
ir sult genaediclîchen mînen bruoder halden.
ez kumt iu z' allen êren, sol er noch der sîner krône walden."

5. Sie weinden algemeine, daz er gevangen saz
in vil starken banden. ir ougen wurden naz
umbe Hartmuoten, den künec von Ormandîne.
die vil grôzen boien[7] lâgen an im und an den sînen.

6. Dô sprach diu küneginne: „ir sult daz weinen lân.
ich wil sie ungebunden ze hove lâzen gân.
sie müezen mir erstaeten,[8] daz sie uns iht entrinnen,
und müezen swern eide, daz sie âne mîn gebot iht rîten hinnen."

7. Die vil edele gîsel man ûz den banden liez.
Kûdrûn die helde tougen[9] baden hiez
unde schône kleiden und hin ze hove bringen.
sie wâren guote degene: des muoste in deste baz dâ gelingen.

---

25) eine oft gebrauchte alliterierende Formel. „Der Schmerz des Erduldeten mischt sich mit der Freude des Wiedersehens." (Martin.) — 26) die Vornehmste. — 27) die Geringste. — 28) verhehle. — 29) Wohnsitz, Herrensitz.

1) Bewirtung. — 2) in drückender Lage gehalten.

3) freien Lauf lassen. — 4) frei machen. — 5) bloß, nur. — 6) am Leben bleiben. — 7) Fesseln; lat. boja. — 8) versichern. — 9) heimlich.

8. Dô man Hartmuoten sach bî den recken stân,
man vant waetlicher nie deheinen man.
in allen sînen sorgen stuont er in der gebaere,
als er mit einem pensel an ein permint[10] wol entworfen waere.

9. Dô sâhen in die vrouwen güetlîchen an;
dâ von er heimlîche[11] bezzer sît gewan.
mit vollen[12] wart versüenet der haz, den sie dâ truogen,
daz sie des gar vergâzen, daz ir recken ê einander sluogen.

10) Pergament. — 11) Vertraulichkeit. — 12) Fülle, Genüge.

3. Die übrigen Volksepen.

Den beiden großartigsten Erzeugnissen der mittelalterlichen Volksdichtung reihen sich verschiedene an poetischem Wert wie an Umfang geringere Epen an. Meist gehören sie dem ostgotischen Sagenkreis an und behandeln Dietrich von Bern als Hauptgestalt. Erwähnenswert ist die heitere Spielmannsmär vom großen Rosengarten, den Kriemhild zu Worms besitzt und dessen Hüter Siegfried von Dietrich überwunden wird; ferner das Eckenlied, das in frischem, volkstümlichem Ton den Kampf zwischen dem ehrgeizigen Riesen Ecke und dem besonnenen Helden Dietrich darstellt; endlich die Rabenschlacht, eine Schilderung der Schlacht bei Ravenna zwischen dem von Etzels Hofe heimkehrenden Dietrich und seinem Oheim Ermanarich, der ihn einst treulos aus seinem Reiche Italien vertrieben hatte.

II. Das Kunstepos.

§ 9. Wesen des Kunstepos und dessen Hauptvertreter.

Das vom Adel gepflegte Kunstepos unterscheidet sich vom Volksepos in Stoff, Darstellung und Form. Während das Volksepos ganz objektiv die Sagen der deutschen Vergangenheit besingt, stellt das Kunstepos — in oft sehr subjektiver Weise — dem Ausland entlehnte, meist von französischen Dichtern bearbeitete Stoffe dar, z. B. die antiken Sagen vom Trojanischen Krieg, von Äneas und Alexander dem Großen, die französischen von Karl dem Großen, die britischen von König Artus und seiner Tafelrunde und die spanischen vom Heiligen Gral; oder es behandelt frei gedichtete Gegenstände. Aber alle diese Stoffe bringt das Kunstepos als höfische Dichtung unter den Bann des Rittertums und paßt sie in den Schilderungen der ritterlichen Tugenden, des prächtigen höfischen Wesens und der Fülle märchenhafter Abenteuer im Dienste der Minne dessen Anschauungen an. Der höfischen Bildung entsprechend, ist die sprachliche Darstellung kunstreich und weist allen Schmuck der Rede auf. Die naturwahre Einfachheit des Volksepos ist ihm fremd. Die metrische Form besteht aus kurzen Reimpaaren zu entweder drei Hebungen mit klingendem oder vier mit stumpfem Ausgang.

Die ersten hierhergehörenden Werke: das Annolied, die Kaiserchronik, das Rolandslied vom Pfaffen Konrad (um 1130) und das Alexanderlied vom Pfaffen Lamprecht (um 1140) zeigen die allmähliche Entwickelung des Kunstepos zu seiner sprachlich und metrisch künstlerischen Ausgestaltung. Der erste Meister der höfischen Kunst war der Niederländer Heinrich von Veldeke, der unter sorgfältiger Beachtung des regelmäßigen Versbaus und des reinen Reims seine „Eneit" dichtete, ein Werk, das ihm großen Ruhm verschaffte. In demselben führte er das Wesen der „Minne" in die deutsche Poesie ein.

überstrahlt wurde er durch Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg.

Hartmann von Aue stammte aus Schwaben und wurde um 1170 geboren. Wegen seiner gelehrten Bildung hieß er der wise Hartmann und galt seinen Zeitgenossen als der echteste Meister adeliger Hofdichtung. Mit Begeisterung nahm er an einem Kreuzzug teil. Er starb zwischen 1210 und 1220. Nach französischer Vorlage (Chrétien de Troyes) dichtete er die Epen „Erec" und „Iwein", in denen er die Artussage in die deutsche Literatur einführte, und die Legende „Gregorius auf dem Stein". Nach lateinischer Vorlage verfaßte er die Erzählung „Der arme Heinrich", sein berühmtestes Gedicht, das aber, wie auch andere Gedichte des Mittelalters, durch die sich darin breitmachenden papistischen Züge widerlich wirkt.

Wolfram von Eschenbach wurde um das Jahr 1170 in Franken geboren. Er war adeliger Abkunft und im Waffenhandwerk und in höfischer Zucht und Sitte wohl erfahren; doch lesen und schreiben konnte er nicht. Trotzdem hatte er staunenswerte Kenntnisse und war insonderheit in den einheimischen und fremden Sagen wohl bewandert. Er war ein Mann von seltener Begabung und überragte seine Zeitgenossen durch Reichtum, Tiefe und Großartigkeit der Gedanken. Die außerordentliche Hochachtung, die man ihm zollte, faßte ein Dichter (Wirnt von Gravenberg) in die Worte zusammen: leien munt nie baz gesprach. Eine Zeitlang lebte er am Hofe des Landgrafen von Thüringen, wo er mit Walter von der Vogelweide zusammentraf. Sein Hauptwerk, das er nach französischen Quellen verfaßte, ist der Parcival. Das Gedicht verbindet die Artus- und die Gralsage[1]) und behandelt — in freilich nichts weniger als biblischem Sinne — den Gegensatz zwischen dem Streben nach weltlicher Lust und dem Ringen nach dem geistlichen, himmlischen Besitz. Der Inhalt ist folgender: Parcival ist der Sohn Gamurets, der auf einem Zug nach dem Orient im Kampf für den Kalifen von Bagdad gefallen ist. Damit ihn nicht einst das Schicksal des Vaters befalle, wird er von seiner Mutter Herzeleide in stillster Einsamkeit, wohin keine Kunde von Waffenlärm und Rittertaten gelangen solle, erzogen. Eines Tages jedoch begegnen dem Knaben vier Artusritter in glänzendem Waffengewand. Ein mächtiger Drang, selbst Ritter zu werden, treibt ihn von seiner wehklagenden Mutter weg, die ihm ein Narrenkleid anlegt, um ihm die Welt zu verleiden und ihn zur Umkehr zu veranlassen. Sein hochmütiges Beginnen bricht ihr das Herz, und so heftet sich eine schwere Schuld an seine Sohlen. Nach mancherlei Abenteuern gelangt er nach Nantes an den Hof des Königs Artus, wo er weniger durch seinen närrischen Aufzug als durch seine jugendliche Schönheit allgemeines Aufsehen erregt. Nachdem er sich hier durch tapfere Taten die Aufnahme in die Tafelrunde erkämpft hat, gelangt er auf seinen Fahrten nach Abenteuern zu dem greisen Ritter Gurnemanz, der ihn lange Zeit in aller höfischen Sitte unterrichtet und ihm unter mancherlei trefflichen Lehren auch die gibt, vieles Fragen zu vermeiden. Aufs neue auf Kampf und Abenteuer ausziehend, befreit er aus schlimmer Lage die Königin Konduiramur und vermählt sich mit ihr. Trotz seines Glückes treibt ihn die Tatenlust wieder ins Weite, und so kommt er durch wunderliche Fügung, ohne es zu wissen, zur Burg des Heiligen Gral, wo gerade der durch eine vergiftete Lanze verwundete Anfortas, sein Oheim, krank daniederliegt. Einer auf dem Gral erschienenen Inschrift gemäß sollte er genesen, wenn ein Ritter komme, der unaufgefordert nach des Königs Leiden und nach den Wundern des Grals frage. Dieser Ritter solle dann selbst König des Grals werden. In allzu wörtlicher Befolgung des Rates jedoch, den ihm Gurnemanz gegeben, unterläßt Parcival in seiner „Tumpheit" die Frage, die ihn in den Besitz der Gralsburg und all ihrer Herrlichkeit gesetzt hätte, und verscherzt so das ihm bestimmte hohe

[1]) Über die Artus und Gralsage siehe den Artikel S. 327.

Glück. Mit harten Scheltworten wird er entlaſſen. Durch einen Bergknappen auf ſeine Unbeſonnenheit hingewieſen, zieht er in tiefer Verſtimmung von dannen. Er gelangt wieder zu König Artus' Tafelrunde, wird aber infolge des Fluches der häßlichen Gralsbotin Kondrie aus derſelben ausgeſtoßen und durchirrt reuerfüllt und ohne Frieden, mit Gott und ſich ſelbſt zerfallen, die Lande. Nur ein Wunſch erfüllt ſeine Bruſt: den Gral wieder zu ſehen. Um Gottes Güte zu erproben, an der er verzweifelt, überläßt er ſich an einem Karfreitag ſeinem Roſſe. Es bringt ihn zu dem frommen Klausner Trevrizent, der ihn über Gottes unwandelbare Treue und Wahrheit belehrt und ihn ermahnt, Buße zu tun und von ſeinem Trotz und Hochmut zu laſſen. Weiter belehrt er ihn über das Weſen des Grals, und daß nur der demütige Sinn zu ſeinem Dienſte würdig mache. Von ihm erfährt er auch, daß er zum Gralskönig beſtimmt und es nur deswegen nicht geworden ſei, weil er nicht nach den Leiden ſeines Oheims Anfortas gefragt habe. Nach ſchwerer Prüfung naht nun für Parcival die Stunde des Heils: den Zweifel verbannt er aus ſeiner Bruſt, allen Hochmut legt er ab. Auf ſeiner Suche nach dem Gral beſiegt er Gawan, den Vertreter der weltlichen Ritterſchaft, wird wieder in die Tafelrunde aufgenommen, und die Zauberin Kondrie teilt ihm ſeine Erwählung zum Gralskönig mit. Er gelangt auf die Gralsburg, heilt durch ſeine erlöſende Frage den kranken Anfortas, wird mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern wieder vereinigt und tritt als Gralskönig in den Beſitz des höchſten Glücks. Sein Sohn iſt Loherangrin (Lohengrin), der als Schwanenritter in der Sage bekannt iſt.

Außer dem „Parcival" ſtammen von Wolfram der gleichfalls zur Gralsſage gehörende „Titurel" und der zur Karlsſage gehörende „Willehalm". Wolfram ſtarb um 1230.

Gottfried von Straßburg, wahrſcheinlich bürgerlichen Standes („Meiſter"), dichtete um 1210 nach franzöſiſcher Vorlage das große, unvollendet gebliebene Epos „Triſtan und Iſolde." Im ſcharfen Gegenſatz zu dem ernſten Wolfram, der an ſeinen Helden die Tugendhaftigkeit preiſt, ſchildert Gottfried mit verletzender Leichtfertigkeit den ſündhaften, keine Schranken kennenden Lebensgenuß — ein getreues Abbild des weltlichen Minnelebens der Ritter damaliger Zeit. Das Werk zeichnet ſich durch glänzende Darſtellung und feine Charakterzeichnung aus und bildete jahrhundertelang eine Lieblingslektüre der gebildeten Stände Deutſchlands.

Aus Gottfrieds „Triſtan und Iſolde".

Die Meiſter der Dichtkunſt.

(V. 4620—4689; 4721—4818.)

Triſtan ſoll zugleich mit dreißig Knappen das Schwert erhalten. Der Dichter fühlt ſich außerſtande, dieſes Feſt würdig zu beſchreiben, da andere Sänger es ſo trefflich getan haben, daß er vor ihnen zurückſtehen muß. Er führt nun ſeine Zeitgenoſſen mit warmer Anerkennung vor, kann aber nicht umhin, dabei (V. 18—70) ſeinen Haß gegen Wolfram von Eſchenbach auszulaſſen, der wohl über ſeine Dichtung ſcharf geurteilt hatte und den er wegen ſeines hohen Ruhmes beneidete.

Hartmann der Ouwaere,
ahî, wie der diu maere
beid ûzen unde innen
mit worten und mit sinnen
5 durchvärwet und durchzieret!
wie er mit rede figieret[1])
der âventiure meine![2])
wie lûter und wie reine
sîn kristallîniu wörtelîn
10 beidiu sint und iemer müezen sîn!
si koment den man mit siten an,
si tuont sich nâhe zuo dem man[3])
und liebent rehtem muote.
swer guote rede ze guote
15 und ouch ze rehte kan verstân,
der muoz dem Ouwaere lân
sîn schapel und sîn lôrzwî.[4])
swer nû des hasen geselle sî
und ûf der wortheide
20 hôchsprünge und wîtweide[5])

1) trifft. — 2) Sinn, Bedeutung. — 3) ſittig treten ſie an den Mann heran und ſchmeicheln ſich bei ihm ein. — 4) Kranz und Lorbeerzweig. — 5) hoch ſpringend und weit umher weidend.

mit bickelworten[6] welle sîn
und ûf daz lôrschapelekîn[7]
wân[8] âne volge[9] welle hân,
der lâze uns bi dem wâne stân,
wir wellen an der kür ouch wesen.
wir, die die bluomen helfen lesen,
mit den daz selbe loberîs
undervlôhten ist in bluomen wîs,
wir wellen wizzen, wes er ger;[10]
wan swer es ger, der springe her
und stecke sîne bluomen dar:
sô nemen wir an den bluomen war,
ob si sô wol dar an gezemen,
daz wir'z dem Ouwaere nemen
und geben ime daz lôrzwî.
sît aber noch niemen komen sî,
der ez billîcher süle hân,
sô helf iu got, sô lâze wir'z stân.
wir'n suln ez niemen lâzen tragen,
sîniu wort ensîn vil wol getwagen,[11]
sîn rede ensî eben unde sleht
ob iemen schône und ûfreht
mit ebenen sinnen dar getrabe,
daz er dar über iht besnabe.[12]
Vindaere wilder maere,[13]
der maere wildenaere,
die mit den ketenen liegent
und stumphe sinne trigent,
die golt von swachen sachen
den kinden kunnen machen
und ûz der bühsen giezen
stoubîne mergriezen,
die bernt uns mit dem stocke schate,
niht mit dem grüenen meienblate,
mit zwîgen noch mit esten.
ir schate der tuot den gesten
vil selten in den ougen wol.
ob man der wârheit jehen sol,
dane gât niht guotes muotes van,
dane lît niht herzelustes an:
ir rede ist niht alsô gevar,
daz edele herze iht lache dar.
die selben wildenaere
si müezen diutaere[14]
mit ir maeren lâzen gân:
wir mugen ir dâ nâch niht verstân,
als man si hoeret unde siht;
sône hân wir ouch der muoze niht,
daz wir die glôse suochen
in den swarzen buochen.

Der Dichter rühmt nun Bliker von Steinach, der nach einer franzöſiſchen Vorlage den „Umbehang" dichtete, in dem er unter dem Bilde eines reichverzierten Teppichs einzelne Erzählungen aus dem klaſſiſchen Altertum zuſammenfügte, und fährt dann fort:

Wen mac ich nû mêr ûz gelesen?
ir ist und ist genuoc gewesen
vil sinnec und vil rederîch
von Veldeken Heinrîch,
der sprach ûz vollen sinnen;
wie wol sanc er von minnen!
wie schône er sînen sin besneit!
ich waene, er sîne wîsheit
ûz Pegases urspringe nam,
von dem diu wîsheit elliu kam,
i'ne hân sîn selbe niht gesehen.
nû hoere ich aber die besten jehen,
die dô bî sînen jâren
und sît her meister wâren,
die selben gebent im einen prîs,
er impfete daz êrste rîs
in tiutéscher zungen,
dâ von sît este ersprungen,
von den die bluomen kâmen,
dâ si die spaehe[15] ûz nâmen
der meisterlîchen vünde:
und ist diu selbe künde
sô wîtén gebreitet,
sô manege wîs geleitet,
daz alle, die nû sprechent,
daz die den wunsch dâ brechent
von bluomen und von rîsen,
an worten und an wîsen.
Der nahtegalen der ist vil;
von den ich nû niht sprechen wil:
si enhoerent niht ze dirre schar.
durch daz sprich ich niht anders dar,
wan daz ich iemer sprechen sol:
si kunnen alle ir ambet wol
und singent wol ze prîse
ir süeze sumerwîse;
ir stimme ist lûter unde guot,
si gebent der werlde hôhen muot

6) Würfelworte = ſchwer verſtändliche Rede. — 7) Lorbeerkränzlein. — 8) Abſicht, Hoffnung. — 9) ohne anderer Zuſtimmung. — 10) begehre. — 11) rein, ſauber. — 12) ſtolpere und falle. — 13) V. 45—55: „Doch die in Maren weltern, uns wilde Märe ſchildern, die mit den Ketten klirren (lügen) und ſtumpfen Sinn verwirren, die Gold aus ſchlechten Sachen den Kindern wollen machen, die ihre Büchſe rütteln, ſtatt Perlen Staub entſchütteln, die mochten ſchatten mit der Stange, nicht mit dem grünen Laubbehange, mit Zweigen noch mit Äſten." (Simrock.) — 14) Ausleger.

15) Zier, feine Ausſtattung.

und tuont reht in dem herzen wol.
diu werlt diu waere unruoches[16] vol
und lebete rehte als âne ir danc,[17]
wan der vil liebe vogelsanc;
der ermant vil dicke den man,
der ie ze liebe muot gewan,
beidiu liebes unde guotes
und maneger hande muotes,
der edelen herzen sanfte tuot.
ez wecket vriuntlîchen muot.
hie von kumt inniclîch gedanc,
sô der vil süeze vogelsanc
der werlde ir liep beginnet zaln.
nû sprechet umb die nahtegaln;
die sint ir dinges wol bereit
und kunnen alle ir senede[18] leit
sô wol besingen unde besagen.
welhíu sol ir baniere tragen,
sît diu von Hagenouwe,[19]
ir aller leitevrouwe,[20]
der werlde alsus geswigen ist,
diu aller doene houbetlist[21]
versigelet in ir zungen truoc?
von der denk' ich vil und genuoc.
ich meine ab von ir doenen
den süezen, den schoenen,
wâ si der sô vil naeme,
wannen ir daz wunder kaeme
sô maneger wandelunge:
ich waene, Orphêes zunge,
diu alle doene kunde,
diu doenete ûz ir munde.
Sît daz man der nû niht enhât,
sô gebet uns etlîchen rât!
ein saelic man der spreche dar:
wer leitet nû die lieben schar?
wer wîset diz gesinde?
ich waene, ich si wol vinde,
diu die baniere vüeren sol:
ir meisterinne kan ez wol,
diu von der Vogelweide.
hei! wie diu über heide
mit hôher stimme schellet!
waz wunders si gestellet!
wie spaehe[22] s' organieret!
wie si ír sanc wandelieret!
(ich meine ab in dem dône
dâ her von Zitherône,[23]
dâ diu gotinne Minne
gebiutet ûf und inne):
diu ist ze hove kámeraerîn
diu sol ir leitaerinne sîn;
diu wîset si ze wunsche wol;
diu weiz wol, wâ si suochen sol
der minnen melodîe.
si unde ir kompanîe
die müezen sô gesingen,
daz sie ze vröuden bringen
ir trûren unde ir senedez klagen:
und daz geschehe bî mînen tagen!

16) Freudlosigkeit. — 17) ohne Dank = widerwillig, verdrießlich. — 18) sehnlich. — 19) Gemeint ist Reinmar der Alte. — 20) Anführerin. — 21) höchste Kunst. — 22) kunstreich. — 23) Der Berg Kithäron in Böotien. Hier liegt aber eine Verwechselung vor, denn der Aphrodite (der „gotinne Minne") war die Insel Kythera geheiligt.

B. Lyrik.

§ 10. Wesen der Lyrik als höfischer Dichtung.

Die lyrische Poesie als höfische Kunstdichtung nennt man den Minnegesang, die Dichter Minnesänger, weil die Minne der Hauptgegenstand des Liedes ist. „Minne", in seiner ursprünglichen Bedeutung gleichbedeutend mit „Liebe", steht hier meist im Sinne des mittelalterlich-ritterlichen Frauendienstes, demzufolge der Sänger seiner erwählten — nicht selten verheirateten — Dame seine Huldigung darbrachte. Daneben singen die Minnelieder, meist in Verbindung mit der Minne, das Lob der Natur, namentlich den Frühling als Mehrer und Pfleger der Liebe, oder den Preis des Vaterlandes, oder sind (als religiöse Lieder) der Jungfrau Maria und auch der göttlichen Dreieinigkeit gewidmet.

Der Form nach zerfallen sie in Lieder, Leiche und Sprüche. Das Lied hat meist mehrere Strophen, deren jede aus drei Teilen besteht, nämlich den zwei gleichgebauten Stollen und dem Abgesang. Der Leich, ursprünglich Tanzgedicht, ist an keine bestimmte Form gebunden und hat auch ein mannigfaltiges Vers-

maß. Der Spruch besteht aus einer einzelnen Strophe.

Die Sprache ist meist melodisch und klangvoll und frei von allem Unschönen. Die Lieder und Leiche waren ausnahmslos zum Singen bestimmt und wurden von den Dichtern, die auch die Melodie lieferten, unter der Begleitung der Harfe oder Geige an den Fürstenhöfen und auf Ritterburgen gesungen. Fortgepflanzt wurden sie durch mündliche Überlieferung und durch fahrende Sänger auch den breiteren Volksmassen kundgemacht. Erst im 14. Jahrhundert wurden sie aufgezeichnet. Die angeblich von dem Züricher Ratsherrn Rüdiger von Manesse veranstaltete Sammlung (jetzt in Heidelberg) enthält Lieder von 140 Minnesängern. Die Minnesänger waren in überwiegender Mehrzahl ritterlichen Geschlechts. Die Lieder der älteren, zu denen der von Kürenberg, Spervogel, Dietmar von Aist gehören, sind nach Form und Anschauung schlicht und einfach. Eine neue Kunstrichtung geht von Heinrich von Veldeke aus, dem sich die folgenden Sänger anschließen. Seinen Höhepunkt erreicht der Minnegesang in Walter von der Vogelweide.

Eine tiefere Einsicht in die Minnepoesie bietet Vilmars Artikel S. 326.

1. Der Ritter von Kürenberg.

Lebte um 1150. Nach einigen soll er der Dichter des Nibelungenliedes sein.

Der Falke.

Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr;
dô ich in gezamete, als ich in wolte hân,
und ich im sîn gevîdere mit golde wol bewant,
er huop sich ûf vil hôhe und vlouc in anderiu lant.
sît sach ich den valken schône fliegen.
er fuorte an sînem fuoze sîdîne riemen,
und was im sîn gevîdere alrôt guldîn. —
got sende si zesamene, die gerne geliebe wellen sîn.

2. Dietmar von Aist.

Ein Zeitgenosse des Vorigen.

Frühlingstrost.

Ahî, nû kumet uns diu zît
der kleinen vogellîne sanc.
ez gruonet wol diu linde breit,
zergangen ist der winter lanc.
nû siht man bluomen wol getân
üeben an der heide ir schîn.
des wirt vil manic herze frô,
des selben troestet sich daz mîn.

3 Spervogel,

vermutlich der Künstlername zweier Dichter, die in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebten. Ihre Gedichte, die hier vereinigt sind, enthalten viel treffliche Lebensweisheit.

1. Ermutigung.

Ez ziemt wol helden, daz si frô nâch leide sîn.
kein ungelücke wart sô grôz, dâ enwaere bî
ein heil; des suln wir uns versehen.
uns mac wol frum[1]) nâch schaden geschehen.
wir haben verlorn ein veigez[2]) guot,
vil stolzen helde, enruochet.[3])
dar umbe suln wir niht verzagen,
ez wirt noch baz versuochet.

1. 1) Nutzen, Förderung. — 2) eitles. — 3) bekümmert euch nicht.

2. Freundschaft.

Swer sînen guoten friunt vil wol behalten wil,
den sol er vor den liuten strâfen niht ze vil.
er neme besunder in hin dan
und sage im, waz er habe getân.
dâ enhoeret ez der vremde niht.
er zürne in dâ vil sêre
und halte in vor den liuten wol.
des hât er immer êre.

3. Priamel.

Swer einen friunt wil suochen,
dâ er sîn niht enhât,
und vert ze walde spüren,
sô der snê zergât,
und koufet ungeschouwet vil
und haltet gerne vlorniu spil
und dienet einem boesen man,
dâ es âne lôn belîbet:
dem wirt wol afterriuwe kunt,
ob erz die lenge trîbet.

4. Weihnachtslied.

Er ist gewaltic unde starc,
der ze wîhen naht geborn wart:
daz ist der heilige Krist.
jâ lobt in allez, daz dâr ist,
niewan der tievel eine.[1])
durch sînen grôzen übermuot
sô wart ime diu helle ze teile.

5. Gotteslob.

Wurze des waldes
und eriz des goldes
und elliu apgrunde
diu sint dir, hêrre, kunde,
diu stênt in dîner hende.
allez himeleschez her
daz enmöhte dich niht volloben an ein ende.

4. 1) nur nicht der Teufel allein.

4. Heinrich von Veldeke,

gestorben um 1205, war, wie in der Epik (vgl. S. 39), so auch in der Lyrik der Vater der höfischen Poesie, indem er die anfänglich von fremden Mustern durchaus unbeeinflußte Minnedichtung durch die von Frankreich ausgehende Kunstrichtung ersetzte.

1. Winterlied.

Sît diu sunne ir liehten schîn
gegen der kelte hât geneiget
und diu kleinen vogellîn
ires sanges sint gesweiget,
trûric ist daz herze mîn,
wan es wil nû winter sîn,
der uns sîne kraft erzeiget
an den bluomen, die man siht
liehter varwe[1])
erbleichet garwe,
dâ von mir geschiht
leit, und liebes niht.

1. 1) einst glänzender Farbe.

2. Hoffnung.

Swenn diu zît alsô gestât,
daz uns komt bluomen unde gras,
so mac sîn alles werden rât,
dâ von mîn herze trûric was.
des vreweten sich diu vogelkîn,
wurde iemer sumer als ê.[1])
lât die werlt mîn eigen sîn,
mir taete iedoch der winter wê.

2. 1) Käme wie einst die Sommerzeit.

5. Reinmar der Alte,

„die Nachtigall von Hagenau" genannt, lebte längere Zeit am Hofe Leopolds V. in Wien, dem er nach dessen frühem Tode (1194) sein schönstes Lied widmete. Er führte die französische Kunstrichtung in Österreich ein.

1. Lenz und Liebe.

1. Dô ich daz grüene loup ersach,
dô liez ich vil der swaere[1]) mîn.
von einem weibe mir geschach,
daz ich muoz iemer mêre sîn
vil wunneclîchen wol gemuot;
ez sol mich allez dunken guot,
swaz si mir tuot.

1. 1) Kummer, Beschwerde.

2. Ich sach vil wunneclîchen stân
diu heide mit den bluomen rôt:
der viol,[2]) der ist wol getân;
des hât diu nahtegal ir nôt
wol überwunden, diu si twanc;
zergangen ist der winter lanc;
ich hôrte ir sanc.

3. Si schiet von sorgen mînen lîp,
daz ich deheine swaere hân;
wan âne si, vier tûsent wîp
dien hêten's alle niht getân,
ir güete wendet miniu leit;
ich hân si mir ze vriunde bereit,
swaz ieman seit.

1. 2) Veilchen.

2. Aus: Klage um Leopold V.

Si jehent,[1]) der sumer, der sî hie,
diu wunne, diu sî komen,
und daz ich mich wol gehabe als ê;
nu ratent unde sprechent, wie!
der tôt hât mir benomen,
daz ich niemer überwinde mê.
was bedarf ich wunneclîcher zît,
sît aller vröuden hêrre, Liutpolt, in der erde lît,
den ich nie tac getrûren sach?
ez hât diu werlt an ime verlorn,
daz ir an manne nie
sô jaemerlîcher schade geschach.

2. 1) sagen.

6. Walter von der Vogelweide,

geboren um 1170, entstammte einer unbemittelten adeligen Familie, vermutlich in Tirol, begab sich früh nach Wien, wo er wahrscheinlich von Reinmar dem Alten in der Dichtkunst (singen und sagen) unterwiesen wurde. Nach dem Tode seines Gönners, des kunstsinnigen Herzogs Friedrich des Katholischen († 1198), verließ er Wien, wo er seine anmutigsten Minnelieder gesungen hatte, und begab sich als Fahrender nach Deutschland. Die nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. dort herrschenden politischen Wirren veranlaßten ihn, sich der vaterländischen Dichtung zuzuwenden. Mit Begeisterung trat er für das angestammte Herrscherhaus ein und richtete seine wuchtigsten Hiebe gegen dessen Hauptfeind, den Papst. — Längere Zeit hielt er sich am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen auf. Kaiser Friedrich II. schenkte ihm ein kleines Gut und machte ihn auch zum Erzieher seines Sohnes. Er starb wahrscheinlich 1229 und wurde der Sage nach im Münster zu Würzburg beigesetzt. — Walter ist der hervorragendste und vielseitigste unter allen Minnesängern, ausgezeichnet sowohl durch die Sprache und Form seiner Dichtungen als auch durch den Reichtum seiner Gedanken wie durch die Trefflichkeit der darin sich offenbarenden Gesinnung. (Zu weiterer Charakteristik Walters vgl. den Artikel von L. Roquette, S. 435. Siehe auch S. 342 das Gedicht von L. A. Stöber, „Das Grab im neuen Münster zu Würzburg", und S. 459 das von M. Greif, „Walter von der Vogelweide".)

1. Frühlingssehnsucht.

1. Uns hât der winter geschadet über al:
heide unde walt sint beide nû val,
dâ manic stimme vil suoze inne hal.
saehe ich die megde an der strâze den bal
werfen! sô kaeme uns der vogele schal.

2. Möhte ich verslâfen des winters zît!
wache ich die wîle, sô hân ich sîn nît,[1])
daz sîn gewalt ist sô breit und sô wît;
weiz got, er lât noch dem meien den strît.[2])
sô lîse ich bluomen, dâ rîfe nû lît.[3])

1. 1) so bin ich ihm gram. — 2) räumt das Feld. — 3) da Reif Schnee) nun liegt.

2. Winterklage.

1. Diu welt was gelf, rôt unde blâ,
grüen in dem walde und anderswâ:
die kleinen vogele sungen dâ.
nû schrîet aber diu nebelkrâ.
pfliget si[1]) iht ander varwe? jâ:
s' ist worden bleich und übergrâ.
des rimpfet sich vil manic brâ.[2])

2. Ich saz ûf einem grüenen lê:[3])
da ensprungen bluomen unde klê
zwischen mir und eime sê.
der ougenweide ist dâ niht mê.
dâ wir schapel[4]) brâchen ê,
dâ lît nû rîfe und ouch der snê.
daz tuot den vogellînen wê.

2. 1) Gemeint ist die Welt, die jetzt eine andere Farbe hat. — 2) Braue. — 3) Hügel. — 4) Kränze (vgl. franz. chapeau).

3. Die tôren sprechent snîâ[5] snî,
die armen liute owê owî.
des bin ich swaer' alsam ein blî.[6]
der wintersorge hân ich drî:[7]
swaz der und der ander sî,
der wurde ich alse schiere frî,
waer' uns der sumer nâhe bî.

4. Ê danne ich lange lebte alsô,
den krebs wolt' ich ê ezzen rô.
sumer, mache uns aber frô!
du zierest anger unde lô.[8]
mit den bluomen spilte ich dô,
mîn herze swebte in sunnen hô:[9]
daz jaget der winter in ein strô.

5. Ich bin verlegen[10] als Êsaû:
mîn sleht hâr ist mir worden rû.
süezer sumer, wâ bist dû?
jâ saehe ich gerner veltgebû.[11]
ê deich lange in solher drû[12]
beklemmet waere, als ich bin nû,
ich wurde ê münch ze Toberlû.[13]

3. Frühling und Frauen.

1. Sô die bluomen ûz dem grase dringent,
same sie lachen gegen der spilnden sunnen,
in eime meien an dem morgen fruo,
Und die kleinen vogellîn wol singent
in ir besten wîse, die sie kunnen,
waz wünne mac sich dâ genôzen zuo?
Ez ist wol halb ein himelrîche.
suln wir sprechen, waz sich deme gelîche,
so sage ich, waz mir dicke baz[1]
in mînen ougen hât getân
und taete ouch noch, gesaehe ich daz.

2. Swâ ein edeliu schoene vrouwe reine,
wol gekleidet unde wol gebunden,[2]
durch kurzewîle[3] zuo vil liuten gât,
Hovelîchen hôchgemuot, niht eine,[4]
umbe sehende ein wênic under stunden,[5]
alsam der sunne gegen den sternen stât:
Der meie bringe uns al sîn wunder,
waz ist dâ sô wünneclîches under
als ir vil minneclîcher lîp?
wir lâzen alle bluomen stân
und kapfen[6] an daz werde wîp.

3. Nû wol dan, welt ir die wârheit schouwen,
gên wir zuo des meien hôchgezîte![7]
der ist mit aller sîner krefte komen.
Seht an in und seht an werde vrouwen,
wederz dâ daz ander überstrîte,
daz bezzer spil,[8] ob ich daz hân genomen.
Owê, der mich dâ welen hieze,
deich daz eine durch daz ander lieze,
wie rehte schiere ich danne kür!
hêr Meie, ir müeset merze sîn,[9]
ê ich mîn' vrouwen dâ verlür.

4. Traumdeutung.

1. Dô der sumer komen was,
und die bluomen durch daz gras
wünneclîchen sprungen,
aldâ die vogele sungen,
dâ kom ich gegangen
an einen anger langen,
dâ ein lûter brunne entspranc;
vor dem walde was sîn ganc,
dâ diu nahtegale sanc.

2. Bî dem brunnen stuont ein boum,
dâ gesach ich einen troum.
ich was von der sunnen
gegangen zuo dem brunnen,
daz diu linde maere[1]
mir küelen schaten baere.
bî dem brunnen ich gesaz,
mîner swaere ich gar vergaz;
schier entslief ich umbe daz.

3. Dô bedûhte mich zehant,
wie mir dienten alliu lant,
wie mîn sêle waere
ze himel âne swaere
und der lîp hie solte
gebâren,[2] swie er wolte.

---

2. 5) Imperativ mit angehängter Interjektion = schneie doch! 6) Blei. — 7) gemeint sind etwa: schmale Kost, freudlose Zeit und Kälte. — 8) Wald, Busch. — 9) zur Sonne hoch. — 10) verligen = durch Liegen, Nichtstun vernachlässigen. — 11) Feldbau. — 12) Fessel, Falle. — 13) die heutige Stadt Dobrilugk bei Frankfurt a. d. Oder, damals Zisterzienserkloster.

3. 1) noch besser. — 2) bekränzt. — 3) zu einem Feste. — 4) nicht alleine, das heißt, in Begleitung ihrer Frauen. — 5) zuweilen.

3. 6) gaffen, schauen. — 7) Festlichkeit. — 8) Teil, Wahl. — 9) Ihr sänket in meinen Augen zum unfreundlichen März herab. Der Sinn ist: Wie der März vom Mai übertroffen wird, so die Maienpracht durch den Zauber des schönen Weibes.

4. 1) stattlich. — 2) sich benehmen.

Walter von der Vogelweide.

Miniatur aus der Manessischen (Heidelberger) Liederhandschrift.

dâ newas mir niht ze wê:
got der walde's, swie'z ergê.
schoener troum enwart nie mê.

4. Gerne slief ich iemer dâ,
wan ein unsaeligiu krâ,
die begonde schrîen.
daz alle krâ gedîen,
als ich in des günne!
si nam mir michel wünne.
von ir schrîenn' ich erschrac:
wan daz dâ niht steines lac,
sô waer' ez ir suonetac.[3])

5. Wan ein wunderaltez wîp,
diu getrôste mîr den lîp.
die begonde ich eiden.[4])
nû hât si mir bescheiden,
waz der troum bediute.
daz merken wîse liute:
zwên und einer das sint drî;
dannoch seit' si mir dâ bî,
daz mîn dûme ein vinger sî.

4. 3) letzter Tag. — 4) eidlich verpflichten, nämlich mir den Traum der Wahrheit gemäß zu deuten.

5. Der Wahlstreit.

I. Die drei Dinge.[1])

Ich saz ûf eime steine
und dahte bein mit beine,
dar ûf sazt' ich den ellenbogen:
ich hête in mîne hant gesmogen
5 mîn kinne und ein mîn wange.
dô dâhte ich mir vil ange,[2])
wie man zer werlte solte leben:
deheinen rât kond' ich gegeben,
wie man driu dinc erwurbe,
10 der keines niht verdurbe.
diu zwei sint êre und varnde guot,[3])
daz dicke ein ander schaden tuot;
daz dritte ist gotes hulde,
der zweier übergulde.[4])
15 die wolte ich gern in einen schrîn.[5])
jâ leider daz enmac niht sîn,
daz guot und werltlich êre
und gotes hulde mêre[6])
zesamen in ein herze komen.
20 stîg unde wege sint in benomen,
untriuwe ist in der sâze,[7])
gewalt vert ûf der strâze:
frid' unde reht sint sêre wunt.
diu drie enhabent geleites niht,
diu zwei[8]) enwerden ê gesunt.

II. Der Waise.[9])

Ich hôrte ein wazzer diezen[10])
und sach die vische fliezen;[11])
ich sach, swaz in der werlte was,
velt unde walt, loup, rôr und gras,
5 swaz kriuchet unde fliuget
und bein zer erden biuget,
daz sach ich unde sage iu daz:
der keinez lebet âne haz.
daz wilt und daz gewürme
10 die strîtent starke stürme,
sam tuont die vogel under in;
wan daz sie habent einen sin:

5. 1) Dieser Spruch ist gedichtet zu der Zeit der allgemeinen Verwirrung, als man sich nach Kaiser Heinrichs VI. Tode nicht über die Wahl eines neuen Landesoberhauptes einigen konnte, wie denn auch von der hohenstaufischen Partei Philipp von Schwaben und von der welfischen Otto IV. von Braunschweig gewählt wurde. — 2) mit ängstlicher Sorgfalt. — 3) bewegliches Eigentum. — 4) die mehr gilt als die zwei. — 5) die wollte ich gern in einen Schrein tun, das heißt, zusammen haben. — 6) jemals wieder. — 7) lauert im Hinterhalt. — 8) nämlich Friede und Recht. — 9) Dieser Spruch fällt zwischen Philipps von Schwaben Wahl und Krönung (6. März und 8. September 1198). — 10) rauschen. — 11) schwimmen.

si dûhten sich ze nihte,[12])
si enschüefen starc gerihte.[13])
si kiesent künege unde reht,
si setzent hêrren unde kneht.
sô wê dir, tiuschiu zunge,[14])
wie stêt dîn ordenunge,
daz nû diu mugge ir künec hât
und daz dîn êre alsô zergât!
bekêrâ[15]) dich, bekêre!
die zirken[16]) sint ze hêre,
die armen künege[17]) dringent dich:
Philippe setze en weisen[18]) ûf und
heiz si treten hinder sich!

III. Der Pfaffen Lug.[19])

Ich sach mit mînen ougen
mann' unde wîbe tougen,[20])
daz ich gehôrte und gesach,
swaz iemen tet, swaz iemen sprach.
ze Rôme hôrte ich liegen,[21])
und zwêne künege[22]) triegen.
dâ von huop sich der meiste strît,
der ê was oder iemer sît,
dô sich begunden zweien
die pfaffen unde leien.[23])
daz was ein nôt vor aller nôt!
lîp unde sêle lac dâ tôt.
die pfaffen striten sêre:
doch wart der leien mêre.[24])
diu swert die leiten si dernider
und griffen zuo der stôle[25]) wider:
si bienen,[26]) die si wolten,
und niuwet,[27]) den si solten.[28])
dô stôrte man diu goteshûs.[29])
ich hôrte verre in einer klûs
vil michel ungebaere[30]):
dâ weinte ein klôsenaere,[31])
er klagete gote sîniu leit:
„owê, der bâbest[32]) ist ze junc,
hilf, hêrre, dîner kristenheit!“

6. Philipps Krönung.[1])

Diu krône ist elter,[2]) dan der künec Philippes sî:
dâ mugent ir alle schouwen wol ein wunder bî,
wies ime der smit sô ebene[3]) habe gemachet.
sîn keiserlîches houbet zimt ir alsô wol,
daz si ze rehte niemân guoter scheiden sol:
ir dewederz dâ daz ander niht enswachet.
si liuhtent beide ein ander an,
daz edel gesteine wider den jungen, süezen man:
die ougenweide sehent die fürsten gerne.
swer nû des rîches irre gê,[4])
der schouwe, wem der weise ob sîme nacke stê:
der stein ist aller fürsten leitesterne.

7. Mahnung an die Geistlichen.

Dô gotes sun hien[1]) erde gie,
dô versuohten in die juden ie.
sam tâtens eines tages mit dirre vrâge.
si vrâgeten, obe ir frîez leben[2])
dem rîche iht zinses solte geben.
dô brach er in[3]) die huote[4]) und al ir lâge.[5])
er iesch[6]) ein münizîsen,[7])
er sprach: „wes bilde ist hie ergraben?“
„des keisers,“ sprâchen dô die merkaere.[8])
dô riet er den unwîsen,
daz si den keiser liezen haben
sîn küneges reht und got, swaz gotes waere.

---

5. 12) sie würden sich verloren dünken. — 13) schüfen sie nicht starkes, das heißt, gegen alle Angriffe gesichertes Recht. — 14) deutsche Zunge = Deutschland. — 15) Das Suffix â ist die Interjektion „ach“ oder „doch“. — 16) Die Fürstenkronen, das heißt, die Fürsten, sind der Königskrone gegenüber zu anmaßend. — 17) Die Mitbewerber Philipps, Berthold von Zähringen, Otto von Braunschweig und Bernhard von Sachsen. — 18) Der Waise = der Hauptedelstein in der deutschen Königskrone, so genannt, weil man glaubte, er habe seinesgleichen nicht. Der Sage nach hatte ihn Herzog Ernst aus einem hohlen Berg im Morgenland mitgebracht. — 19) Dieser Spruch ist gedichtet nach der Bannung Philipps 1201 durch Papst Innozenz III. — 20) Geheimnis. — 21) lügen. — 22) Friedrich (II.) und Philipp, deren Ansprüche Papst Innozenz verwarf, indem er Otto anerkannte. — 23) die geistlichen und weltlichen Fürsten = die Parteien Ottos und Philipps. — 24) Die staufische Partei gewann die Oberhand. — 25) Stola, das Zeichen der geistlichen Gewalt. — 26) bannten. — 27) = niht. — 28) nämlich Otto. — 29) = Gottesdienst, nämlich durch das Interdikt. — 30) Klage.

6. 1) Der Spruch bezieht sich darauf, daß Philipp mit den echten, Otto hingegen mit den falschen Reichskleinodien gekrönt wurde. — 2) Es ist die Krone Karls des Großen. — 3) passend. — 4) Sinn: Wer zwischen Otto und Philipp schwankt.

7. 1) = hie in, hier auf. — 2) = ob sie als freie Männer. — 3) ihnen. — 4) die Nachstellung. — 5) Hinterlist. — 6) forderte. — 7) Münze. — 8) Aufpasser.

8. König Philipp auf dem Magdeburger Hoftag, Weihnachten 1199.

Ez gienc eins tages, als unser hêrre wart geborn
von einer maget, die'r im ze muoter hâte erkorn,
ze Magdeburc der künec Philippes schône.
Dâ gienc eins keisers bruoder und eins keisers kint[1])
in einer wât, swie doch die namen drîge sint;
er truoc des rîches zepter und die krône.
Er trat vil lîse, im was niht gâch:
im sleich ein hôhgeborniu küneginne nâch,
rôs âne dorn, ein tûbe sunder gallen.[2])
diu zuht was niener anderswâ:
die Düringe und die Sahsen dienten alsô dâ,
daz ez den wîsen muoste wol gevallen.

9. Des Papstes Gebot.[1])

Hêr bâbest, ich mac wol genesen,[2])
wan ich wil iu gehôrsam wesen.
wir hôrten iuch der kristenheit gebieten,
wes wir dem keiser solten pflegen,
5 dô ir im gâbent gotes segen,
daz wir in hiezen hêrre und vor im knieten;
ouch sult ir niht vergezzen,
ir sprâchent: „swer dich segene, sî gesegent; wer dir fluoche, sî verfluochet
10 mit fluoche volmezzen."
durch got bedenkent iuch dâ bî,
ob ir der pfaffen êre iht geruochet.[3])

10. Der welsche Schrein.[1])

Ahî, wie kristenlîche nû der bâbest lachet,
swenne er sînen Walhen[2]) seit, wie er'z hie habe gemachet!
daz er dâ redet, des solte er niemer hân gedâht.
er giht:[3]) „ich hân zwên Almân[4]) under eine krône brâht,
daz sie'z rîche suln stoeren unde wasten.[5])
al die wîle fülle ich die kasten.
ich hân's an mînen stoc gement,[6]) ir guot ist allez mîn,
ir tiuschez silber vert in mînen welschen schrîn.
ir pfaffen, ezzent hüener und trinket wîn,
unde lânt die tiuschen (leien)[7]) vasten."

11. Deutschland über alles.[1])

1. Ir sult sprechen: willekomen!
der iu maere[2]) bringet, daz bin ich.
Allez, daz ir habt vernomen,
daz ist gar ein wint: nû vrâget mich.
Ich wil aber miete;[3])
wirt mîn lôn iht guot,
ich sage iu vil lîhte,[4]) daz iu sanfte tuot.
seht, waz man mir êren biete.

2. Ich wil tiuschen vrouwen sagen
solhiu maere, daz si deste baz
Al der werlde suln behagen;
âne grôze miete tuon ich daz.
Waz wold' ich ze lône?
si sint mir ze hêr;
sô bin ich gefüege und bite si nihtes mêr,
wan daz si mich grüezen schône.

3. Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten[5]) gerne war:
Übel müeze mir geschehen,
kunde ich ie mîn herze bringen dar,
Daz im wol gevallen
wolde vremeder site.
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?[6])
tiuschiu zuht gât vor in allen.

---

8. 1) Philipp war der Bruder Heinrichs VI. und der Sohn Friedrichs I. — 2) Philipps Gemahlin Irene, Tochter des Kaisers Isaak II. Angelus von Byzanz, hieß seit ihrem Übertritt zur römisch-katholischen Kirche Maria und erhielt daher die sonst nur der Jungfrau Maria zukommenden Beinamen.

9. 1) Otto war, nachdem er nach Philipps Tod 1208 als Herrscher anerkannt war, mit dem Papst zerfallen und von ihm 1210 mit dem Bannfluch belegt worden. — 2) selig werden. — 3) berücksichtigt. Der Sinn ist: Wenn der Fluch so auf den Papst zurückfällt, indem er seinen eigenen Worten zuwiderhandelt, wie soll es dann mit dem Ansehen der Kirche bestellt sein!

10. 1) Bezieht sich auf die vom Papst 1213 getroffene Anordnung, in allen Kirchen zur Förderung der Kreuzzüge Opferstöcke aufzustellen, worin Walter nur den Ausfluß seiner Habsucht erblickte. — 2) Welschen. — 3) sagt. — 4) geringschätzig für Deutsche. — 5) verwüsten. 6) meinen treiben. — 7) Es fehlt hier ein vom Papst gegen die Deutschen gebrauchtes Schimpfwort, das Walter oder seine Abschreiber nicht wiedergeben wollten.

11. 1) Der erste Preisgesang des deutschen Vaterlandes. 2) gute Kunde. — 3) Bezahlung, Lohn. — 4) = es ist mir leicht, euch zu sagen. — 5) nämlich Leute. — 6) Falsches behauptete.

4. Von der Elbe unz[7] an den Rîn
und her wider unz an Ungerlant
Mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlde hân erkant.
Kan ich rehte schouwen
guot gelâz[8] und lîp,
sem mir got,[9] sô swüere ich wol, daz hie diu wîp
bezzer sint dan ander vrouwen.

5. Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
Swer si schildet, der 'st betrogen,[10]
ich enkan sîn anders niht verstân.[11]
Tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant. dâ ist wünne vil.
lange müeze ich leben dar inne!

12. Dank an Kaiser Friedrich.

Ich hân mîn lêhen, al die werlt, ich hân mîn lêhen!
nû enfürhte ich niht den hornunc[1] an die zêhen,
und wil alle boese hêrren deste minre flêhen.
der edel künec, der milte künec hât mich berâten,
daz ich den sumer luft und in dem winter hitze hân.
mîn' nâhgebûren dunke ich verre baz getân:[2]
si sehent mich niht mêr an in butzen[3] wîs, alsô si tâten.
ich bin ze lange arm gewesen ân[4] mînen danc.
ich was sô volle scheltens, daz mîn âten[5] stanc:
daz hât der künec gemachet reine, und dar zuo mînen sanc.

13. Jugendlehren.

(Ein Palindrom.)

1. Nieman kan mit gerten
kindes zuht beherten;[1]
den man z' êren bringen mac,
dem ist ein wort als ein slac.
dem ist ein wort als ein slac,
den man z' êren bringen mac:
kindes zuht beherten
nieman kan mit gerten.

2. Hüetet iuwer zungen,
das zimt wol den jungen.
stôz den rigel für die tür,
lâ kein boese wort dar für.
lâ kein boese wort dar für,
stôz den rigel für die tür.
das zimt wol den jungen:
hüetet iuwer zungen.

3. Hüetet iuwer ougen,
offenbâre und tougen.[2]
lât si guote site spehen
und die boesen übersehen.
und die boesen übersehen
lât si, guote site spehen;
offenbâre und tougen,
hüetet iuwer ougen.

4. Hüetet iuwer ôren,
oder ir sît tôren.
lât ir boesiu wort dar in,
daz gunêret[3] iu den sin.
daz gunêret iu den sin,
lât ir boesiu wort dar in,
oder ir sît tôren;
hüetet iuwer ôren.

5. Hüetet wol der drîer,
leider alze frîer.
zungen, ougen, ôren sint
dicke schalchaft, z' êren blint.
dicke schalchaft, z' êren blint
zungen, ougen, ôren sint.
leider alze frîer,
hüetet wol der drîer.

14. Selbstüberwindung.

Wer sleht den lewen? wer sleht den rîsen?
wer überwindet jenen und disen?
daz tuot jener, der sich selber twinget
und alliu sîniu lit[1] in huote bringet
5 ûz der wilde,[2] in staeter zühte habe.
geliheniu zuht und schame vor gesten
mugen wol eine wîle erglesten:[3]
der schîn nimt drâte[4] ûf und abe.

---

11. 7) bis. — 8) Benehmen. — 9) so wahr mir Gott helfe. — 10) verblendet. — 11) sonst verstehe ich ihn nicht.

12. 1) Hornung = Februar, die kälteste Zeit. — 2) geartet. Sinn: meine Nachbarn werden sich, wie ich denke, fernerhin besser gegen mich verhalten. — 3) Schreckbild, Gespenst: sonst flohen sie vor ihm als einem bettelnden Sänger wie vor einem Gespenst. — 4) ohne. — 5) Atem.

13. 1) mit Härte erzwingen. — 2) heimlich. Sinn: in Gesellschaft und allein. — 3) verunehret, schändet.

14. 1) Glieder. — 2) Wildheit. — 3) erglänzen. — 4) schnell.

15. Mäßigkeit im Trinken.

Er hât niht wol getrunken, der sich übertrinket.
wie zimet daz biderbem man, daz ime diu zunge hinket
von wîne? ich waene, er houbetsünde[1] und schande zuo im winket.
im zaeme baz, möht' er gebrûchen sîne füeze,
daz er âne helfe bî den liuten möhte stân.
swie sanfte man in trüege, er möhte lieber gân.
sus trinke ein iegeslîcher man, daz er den durst gebüeze;
daz tuot er âne houbetsünde und âne spot.
swelich man getrinket, daz er sich noch got
erkennet, sô hât er gebrochen ime sîn hôch gebot.

16. Warnung vor Habsucht.

Swer houbetsünde und schande tuot
mit sîner wizzend' umbe guot,
sol man den für einen wîsen nennen?
swer guot von disen beiden hât,
swer'z an im weiz und sichs verstât,[1]
der sol in z' einem tôren baz erkennen.
der wîse minnet niht sô sêre,
alsam die gotes hulde unde êre:
sîn selbes lîp, wîp unde kint,
diu lât er, ê er disiu zwei verliese.
er tôre, er dunket mich niht wîse,
und ouch der sîn' êre prîse:
ich waen', si beide tôren sint.
er gouch,[2] swer für diu zwei ein anderz kiese!
der ist an rehten witzen[3] blint.

17. Das Heilige Land.

(Gekürzt.)

1. Allerêrst leb ich mir werde,[1]
sît mîn sündic ouge siht
lant daz reine und ouch die erde,
dem man vil der êren giht.
mir 'st geschehen, des ich ie bat:
ich bin komen an die stat,
dâ got menneschlîchen trat.

2. Schoeniu lant, rîch unde hêre,
swaz ich der noch hân gesehen,
sô bist du'z ir aller êre.
waz ist wunders hie geschehen!
daz ein magt ein kint gebar,
hêre über aller engel schar,
was daz niht ein wunder gar?

3. Hie liez er sich reine toufen,[2]
daz der mensche reine sî.
dô liez er sich hie verkoufen,
daz wir eigen wurden frî;
anders waeren wir verlorn.
wol dir, sper, kriuz unde dorn!
wê dir, heiden, deist dir zorn!

4. Dô er sich wolte über uns erbarmen,
hie leit er den grimmen tôt,
er vil rîche über uns vil armen,
daz wir koemen ûz der nôt.
daz in dô des niht verdrôz,
dast ein wunder alze grôz,
aller wunder übergenôz.[3]

5. Hinnen fuor der sun zer helle
von dem grabe, dâ 'r inne lac.
des was ie der vater geselle,
und der geist, den niemand mac
sunder scheiden; dêst al ein,
sleht und ebner danne ein zein,[4]
als er Abrahâme erschein.

6. Dô er den tievel dô geschande,
daz nie keiser baz gestreit,
dô fuor er her wider ze lande.
dô huop sich der juden leit,
daz er hêrre ir huote brach,
und man in sît lebendic sach,
den ir hant sluoc unde stach.

7. Dar nâch was er in dem lande
vierzic tage, dô fuor er dar,
dannen in sîn vater sande.
sînen geist, der uns bewar,
den sant' er hin wider zehant.[5]
heilic ist daz selbe lant:
sîn nâm ist vor gote erkant.

---

15. 1) Hauptsünde = große Sünde.

16. 1) solches an ihm bemerkt (die Sünde als solche erkennt). — 2) Tor, Narr. — 3) Verstand, Klugheit.

17. 1) Hier tritt die damalige schwärmerische Überschätzung des Heiligen Landes zutage. Vgl. auch die letzte Strophe.

17. 2) Sinn: hier ließ sich der Reine taufen. — 3) höher als seinesgleichen. — 4) Stab. — 5) sofort, alsbald.

8. In diz lant hât er gesprochen[6]
einen angeslîchen tac,
dâ diu witwe wirt gerochen
und der weise[7] klagen mac
und der arme den gewalt,
der dâ wirt mit ime gestalt.
wol im dort, der hie vergalt.[8]

9. Kristen, juden und die heiden
jehent, daz diz ir erbe sî:
got müez ez ze rehte scheiden
durch die sîne namen drî.
al diu werlt diu strîtet her:
wir sîn an der rehten ger:[9]
reht ist, daz er uns gewer.[10]

17. 6) Die Annahme, daß das Jüngſte Gericht im Heiligen Lande anheben würde, gründet ſich auf Joel 3, 6. 7. — 7) die Waiſe. — 8) Unrecht litt.

17. 9) Begier. — 10) nämlich durch den Erfolg des Kreuzzuges.

7. Neidhart von Reuental,

geſtorben um 1240, ein begabter, fruchtbarer Dichter, Begründer der höfiſchen Dorfpoeſie, indem er zuerſt volkstümliche Stoffe in höfiſcher Form behandelte. Auf Grund ſeiner Lieder konnte Guſtav Freytag (S. 466) ein anſchauliches Bild des bayeriſchen Bauernlebens um 1230 entwerfen.

Frühlingslieder.

I.

1. Uf dem berge und in dem tal
hoert man aber[1] der vogele schal;
hiure[2] als ê
siht man klê;
rûm[3] ez, winder, du tuost wê!

2. Die buome, die dâ stuonden grîs,[4]
die habent alle grüenez rîs,
vogele vol;
daz tuot wol,
dâ von nimt der mei den zol.

1) aufs neue. — 2) heuer. — 3) räume. — 4) grau.

II.

1. Nû ist der küele winter gar zergangen;
diu naht ist kurz, der tac beginnet langen;
sich hebet ein wünneclîchiu zît,
diu aller werlde vröude gît;
baz gesungen nie die vogele ê noch sît.

2. Komen ist uns ein liehtiu ougenweide;
man siht der rôsen wunder ûf der heide,
diu bluomen dringent durch daz gras;
wie schône ein wise getouwet was,
dâ mir mîn geselle z' einem kranze las!

C. Didaktik.

§ 11. Weſen der Didaktik und deren Hauptvertreter.

Neben Epik und Lyrik brachte das Mittelalter auch in Sprüchen, Fabeln, Parabeln, Allegorien und Satiren eine nicht unbedeutende lehrhafte Poeſie hervor, worin ſich der Schwärmerei der ritterlichen Sänger gegenüber eine verſtandesmäßige Auffaſſung der wirklichen Lebensverhältniſſe geltend machte. Das beſte derartige Werk dieſer Zeit iſt Freidanks Beſcheidenheit (das heißt, Beſcheidwiſſen, Einſicht). Der ſonſt unbekannte Verfaſſer — vielleicht war es Walter von der Vogelweide — ſchrieb ſein Werk um 1229. In der Form von Sprüchen erteilt es über die mannigfaltigſten Dinge treffliche Belehrung, ohne ſich freilich von dem Aberglauben ſeiner Zeit gänzlich freimachen zu können. Man nannte es noch im 17. Jahrhundert „die weltliche Bibel". — Sehr bemerkenswert iſt auch der um 1340 von dem Predigermönch Ulrich Boner verfaßte „Edelſtein", eine Sammlung von hundert Fabeln, die in einfacher, klarer Sprache einen Schatz von geſunden Lebensregeln darbieten.

Aus Freidanks Beſcheidenheit.

1. Von gote.

Gote dienen âne wanc,
deist aller wîsheit anevanc. —
Swer umbe dise kurze zît
die êwigen vröude gît,
der hât sich selbe gar betrogen
und zimbert ûf den regenbogen.
swenne der regenboge zergât,
son weiz er, wâ sîn hûs stât. —
Swer got minnet, als er sol,
des herze ist aller tugende vol. —
Swelch mensche lebet nâch gotes gebote,
in dem ist got und er in gote. —
Wir suln mit allen sinnen
got vurhten unde minnen. —
Gote ist niht verborgen vor,
er siht durch aller herzen tor.
Ez sî übel oder guot,
swaz ieman in der vinster tuot
od in dem herzen wirt erdâht,
daz wirt doch gar ze liehte brâht. —
al diu werlt lôn enpfât
von gote, als sie gedienet hât. —
Diu allerkleinste gotes geschaft[1])
vertriffet aller werlde kraft.
got geschuof nie halm sô swachen,
den ieman müge gemachen:
der engel, tiuvel noch der man
ir keinz ein flôch gemachen kan. —
Got hôrte Moyses gebet,
daz er den mund nie ûf getet:
swes noch ein reine herze gert,
dez wirt ez âne wort gewert. —
Swer mit Kriste wil bestân,
der muoz ouch kristen glouben hân.

2. Von sünden.

Swer sünden buoze in alter spart,
der hât die sêl niht wol bewart. —
Swer naeme sîner sünde war,
der verswige die vremden gar. —
Swer mit sünden sî geladen,
der sol sîn herze in riuwe baden. —
Swie grôz sî iemens missetât,
got dannoch groezer gnade hât.

3. Von der werlde.

Die werlt gît uns allen
nâch honge[1]) bitter gallen. —
Der werlde mac niht süezers sîn
dan ein wort, daz heizet mîn. —
Hiute liep, morne leit,
deist der werlt unstaetikeit. —
Daz herze weinet manege stunt,
sô doch lachen muoz der munt. —
Swie grôz der werlde vröude sî,
dâ ist doch tôdes vorhte bî.

4. Von den wîsen unde tôren.

Ez hât nieman wîsen muot,
niuwan der gotes willen tuot. —
Sin selbes sin er mêret,
der wîsheit gerne lêret. —
Daz nieman wîsheit erben mac
noch kunst, daz ist ein grôzer slac. —
Die wîsen maneges irret,
daz tôren lützel[1]) wirret. —
Ich naeme eins wîsen mannes muot
vür zweier rîcher tôren guot. —
Bî rede erkenn' ich den tôren,
den esel bî den ôren. —
Swer waenet, daz er wîse sî,
dem wont ein tôre nâhe bî.

5. Von den rîchen unde armen.

Swâ rîcher man gewaltic sî,
dâ sol doch gnâde wesen bî. —
Man sol sich gerne erbarmen
über die edeln armen. —
Swer wîstuom, êr, grôz rîcheit
mêrt, der mêrt sîn arebeit. —
Waz frumt dir, rîcher man, dîn guot,
sô dich der tôt nimt in sîn huot?

6. Von künegen und fürsten.

Lant und liute geirret sint,
swâ der künec ist ein kint. —
In küneges râte nieman zimt,
der guot für's rîches êre nimt. —
Swelch fürste frides und rehtes gert,
der wirt gote unde der werlde wert. —
Der keiser sterben muoz als ich,
dem mac ich wol genôzen mich. —
Mich dunket, solte ein ieglich man,
guot nâch sînen tugenden hân,
sô würde manic hêrre kneht,
manc kneht gewünne hêrren reht.

1. 1) Geſchöpf, Schöpfung.
3. 1) Honig.
4. 1) wenig.

7. Von trunkenheite.

Trunkenheit ist selten frî,
dâ ensî sünde, schande, schade bî. —
Ez trinkent tûsend ê den tôt,
ê einer stürbe in durstes nôt.

8. Von Rôme.

Allez schatzes flüzze gânt
ze Rôme, daz si dâ bestânt,[1]
und doch niemer wirdet vol;
daz ist ein unsaelic hol.[2] —
Sant Pêter kam an eine stat,
dâ ein lamer almuosen bat.
nû merket, wie sant Pêter sprach,
dô er den siechen ligen sach:
„silbr und golt ist vremede mir,
daz ich hân, daz gibe ich dir."
alsô gap er ime ze stunt:
er sprach: „stant ûf und bis gesunt."
gaebe noch ein bâbest sô,
des waer diu kristenheit al frô. —
Dem bâbest anders niht enzimt,
wan daz er sünden buoze nimt;
er mac wol dem riuwaere[3]
senften sîne swaere.[4]
alle ablâze ligent nider,
man gelte dann und gebe wider
nâch gnâden und nâch minnen;
sus sol man suone gewinnen. —
Daz netze kam ze Rôme nie,
dâ mite sant Pêter vische vie;
daz netze ist nû versmâhet.
roemesch netze vâhet
silber, golt, bürge und lant.
daz was sant Pêter unbekant. —
Der bâbest hât ein schoene leben;
mac er sünde ân riuwe vergeben,
sô solte man in steinen,
ob[5] er der kristen einen
oder deheiner muoter barn[6]
lieze hin zer helle varn. —
Sant Pêter was ze rehte ein degen;
den hiez got sîner schâfe pflegen,
er hiez in niht schâf beschern;
nû wil man scherens niht enbern.

9. Von der zungen.

Daz wirste lit,[1] daz ieman treit,[2]
deist diu zunge, sô man seit. —
Swaz wir übels hân vernomen,
deist meisteil von der zungen komen. —
Diu zunge reizet manegen zorn,
dâ lîp mit sêle wirt verlorn. —
Diu zunge reizet mange nôt,
die nieman endet wan der tôt. —
Diu zunge hât dehein bein
und bricht doch bein und stein. —
Diu übele zunge scheiden kan
liebez wîp von lieben man. —
Vür schande wart nie bezzer list,
dan der der zungen meister ist. —
Swâ diu zunge rehte tuot,
dâ ist nehein lit sô guot. —
Manc zunge müeste kürzer sîn,
stüende ez an dem willen mîn.

8. 1) bleiben. — 2) Höhle, Loch. — 3) dem Reumütigen. — 4) Kummer, Beſchwerde.

8. 5) wenn. — 6) Kind.
9. 1) Glied. — 2) trägt.

Aus Ulrich Boners „Edelſtein."

Von einem tôrechten schuolpfaffen.

Von natiurlîcher tôrheit.

Von einem ritter list man daz,
daz er in hôhen êren saz,
in rîchtuom und in wirdekeit.
Sînen sun hât er geleit
ze schuol. Nû kam er ûf die trift,[1]
daz er die buoche und ouch die schrift
gar kleinen geriet verstan.
Der ritter wolt nicht abe lân,
er hêt vil gern ein pfaffen guot
ûz im gemacht; daz war sîn muot.
Ze schuol sent er in gen Parîs;
in künsten solt er werden wîs.
Mit grôzem kosten er dâ was,
doch er nicht vil der buochen las.
Er vant dâ der gesellen vil,
die alle uobten seitenspil;
ze Parîs lebt er mangen tac,
vil kleiner wîsheit er enphlac;
sîn zêrunc waz unmâzen grôz.
des sînen vatter sêr verdrôz.
Dô er wider ze lande kan
und hôch kunst solt gelernet hân,

1) etwa = ſo weit.

sîn vatter was unmâzen frô.
Ein grôz wirtschaft macht er dô;
sîn vriunde luot er al gemein,
beide, arme, rîche, grôz und klein.
dô si zesemen kamen dar,
si nâmen des pfaffen eben war;
sîn gebaerde wâren kluoc
nâch pfaffenlîchen siten gnuoc.
Nû sach er an die stubentür;
dô was ein loch geboret dür,
darîn was ein kuozagel[2]) geslagn.
Dô geriet der hôhe pfaffe sagen:
„mîn herze hât grôz wunder gnomen,
wie dur daz loch diu kuo sî komen,
und in der tür beliben ist
der zagel.“ — Zuo der selben vrist
gieng er von den liuten ûz
und stelt sich für sîs vatter hûs
und luogte vast den himel an.
Der mâne[3]) geriet gar schôn ûf gan.
Der pfaffe sach vast umb sich dô;
sîn vriunde wâren alle vrô;
si wânden alle sicher wesen,
er hêt astronomîe gelesen
und waer ein hêr in hôher kunst.
Dâ was noch witze noch vernunst.
Dô er den mânen an gesach,
er gieng wider în und sprach:
„eis dinges mich grôz wunder nint,
des ich mit vlîz mich hab besint,
daz der mâne sô glîch ûf gât
dem mânen, den ich in der stat
ze Parîs sach; des wundert mich;
sî sint einander sô gelich;
er muôz sîn ein gar wîser man,
der die zwên underscheiden kan.“
Dô der ritter daz ersach,
ze sînen vriunden er dô sprach:
„von schulden ist mîm herzen zorn!
Kost und erbeit ist gar verlorn
an mînem sun, daz dunct mich wol,
wan er ist aller tôrheit vol.“
Der vatter und die vriunde sîn
muosten in ein tôren lâzen sîn.

Wer von natur ist unbesint[4])
und minder witz hât denn ein kint,
den mag diu schuole ze Parîs
an sinnen niemer machen wîs.
Ist er ein esel und ein gouch,[5])
daz selb ist er ze Parîs ouch.
Wâ diu natûr verirret ist,
waz schict dâ hôher pfaffen list?
waz hilft, daz einr ze schuole vert
und grôz gelt âne nuz verzert
und hoert vil hôher meister lesen?
ein tôr muoz er doch iemer wesen.
guotiu buoch er gewinnet wol,
guot pfaffe er niemer werden sol.
Hie heim ein tôr, ein narre dort,
tôrecht sîn werc und tumb[6]) sîn wort.
Er was ze schuole, als man las;
er wurde kein pfaffe vürbaz.

2) Kuhſchwanz. — 3) Mond.

4) unbegabt. — 5) Tor, Narr. — 6) einfältig.

Dritte Periode. Die Zeit des Verfalls der Poeſie.

§ 12. Charakter dieſer Periode.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts begann die Blüte der mittelalterlichen Poeſie zu welken, und bald war von ihrer Herrlichkeit nichts mehr zu ſehen. Mit der Zerſplitterung des Deutſchen Reiches verfiel auch das Rittertum und mit demſelben die höfiſche Sangeskunſt. Zu rohen Räubern geworden, kümmerten ſich die Ritter nicht mehr um die Ideale, die vordem die Dichter zu freudigem Schaffen begeiſtert hatten, und an ihren Höfen, wo nun Hofnarren ihr Weſen trieben, fand die Poeſie keine Pflege mehr. Hand in Hand mit dem Verfall der Poeſie ging durch das überhandnehmen der Dialekte die Vergröberung der edlen und feinen mittelhochdeutſchen Sprache, bis ſie der Verwilderung anheimgegeben wurde, nämlich unter dem Einfluß des damals erwachenden Humanismus, des päda-

gogischen Systems, das alle menschliche Bildung allein auf das Studium des klassischen Altertums gründete und das Latein zur ausschließlichen Gelehrtensprache machte.

Immerhin war diese Periode der literarischen Erzeugnisse nicht ganz bar. Auf dem Gebiet der **Epik** entstand u. a. die Bearbeitung der Tiersage: Reinke de Vos (Reineke Fuchs), die wegen ihres köstlichen Witzes rasch berühmt wurde. Auf Grund dieses Werkes dichtete Goethe seinen „Reineke Fuchs" in Hexametern und machte dadurch den Stoff wieder zum Gemeingut des deutschen Volkes.

Die Pflege der von den Rittern vernachlässigten **Lyrik** ging auf die Bürger über; aus dem Minnegesang wurde der Meistergesang. In den von den Handwerkern gegründeten Meistersingerschulen wurde das „Singen" schulgerecht nach der sogenannten Tabulatur von einem Meister gelernt. Hatte der Schüler sich alle Regeln eingeprägt, was er durch eine förmliche Prüfung erweisen mußte, so wurde er Schulfreund und mit zunehmender Kunstfertigkeit Singer, Dichter und endlich, wenn er ein Lied mit neuem Versmaß und nach eigener Melodie schuf, Meister. Die eingeübten Lieder wurden gewöhnlich Sonntags in einer Kirche oder auf dem Rathause vor versammelter Menge vorgetragen. Die aus den Meistern gewählten Merker hatten dabei darauf zu achten, daß die vorgeschriebenen Gesangsregeln nicht verletzt wurden, und rügten etwaige Fehler, z. B. falsche Reime (Tod — Gott), Milben, das ist, des Reimes wegen abgebrochene Wörter (singe statt singen), und belohnten die fehlerfreien, wohlgelungenen Leistungen etwa durch eine silberne Kette oder einen Kranz aus seidenen Blumen. Der Stoff der Meistergesänge waren meist religiöse Gegenstände, die Form schloß sich der des Minnegesangs an; doch für die Bereicherung unserer Poesie trugen sie so viel wie nichts bei. Die Meistersinger setzten nämlich im Einklang mit ihrer Ansicht, daß das Dichten handwerksmäßig gelernt und betrieben werden könne, das Wesen ihrer Kunst in äußerlichkeiten und betrachteten eine leere Verskünstelei als die höchste Aufgabe des Dichters. Es fehlt ihren Gesängen daher die Wärme, die Unmittelbarkeit und Frische wahrer Poesie. Trotzdem ist das Bestreben der Meistersinger nicht zu unterschätzen, indem sie den Sinn für das Edle und Schöne im Bürgerstande weckten und deutsche Sprache und Sitte pflegten.

In diese Periode fallen auch die Anfänge des deutschen **Dramas**. Man hat zu unterscheiden das geistliche und das weltliche Schauspiel. Die geistlichen Schauspiele, auch Mysterien genannt, waren dramatische Wiedergaben biblischer Begebenheiten und wurden, namentlich an hohen Kirchenfesten, in den Kirchen aufgeführt. Anfänglich lateinisch, erhielten sie nach und nach deutsche Zusätze, um sie dem des Lateinischen unkundigen Volke verständlich zu machen, und arteten später meist in eine rohe Volksbelustigung aus. Die weltlichen Schauspiele, wohl aus den vorigen hervorgegangen, waren die sogenannten Fastnachtsspiele, die bei den vor der Fastenzeit herrschenden ausgelassenen Lustbarkeiten von vermummten Burschen vorgetragen wurden. In unglaublich roher Sprache wurden da allerlei possenhafte und nur zu oft unflätige Szenen aus dem Alltagsleben aufgeführt, und nur wenige Stücke zeichneten sich durch einen edleren Ton aus. Auf eine höhere Stufe wurden die Fastnachtsspiele erst durch Hans Sachs (s. S. 85) gebracht.

Als bedeutendster Vertreter der **Didaktik** ist zu nennen Sebastian Brant, gestorben 1521, der in seinem „Narrenschiff" mit scharfem Spott die Laster und Gebrechen seiner Zeit geißelte. Das Buch, das 1498 in Basel erschien, fand einen großen Leserkreis. Der berühmte Prediger Joh. Geiler von Kaisersberg (gest. 1510 zu Straßburg) legte es einer Reihe seiner Predigten zugrunde.

Die **Prosa** erfuhr in dieser Zeit einen bedeutenden Aufschwung, indem an Stelle der lateinischen die deutsche Sprache die

Sprache der Gesetzbücher, Chroniken und Kanzleien wurde. Hervorragendes leisteten die als Mystiker bekannten Prediger, z. B. Meister Eckhard, dessen Lehre vom Papste als ketzerisch verdammt wurde (gest. 1327), ferner Johann Tauler (gest. 1361 zu Straßburg), Heinrich Suso (gest. 1365).

§ 13. Das Volkslied.

Das Volkslied ist die bei weitem wichtigste Erscheinung dieser Periode. Mit dem Schwinden aller Kunstpoesie bewahrte es allein den Charakter unmittelbarer Empfindung. Volkslieder waren solche Lieder, die im Volke selbst entstanden und von diesem gern gesungen und verbreitet wurden. Gedichtet wurden sie zwar von einzelnen, doch waren diese, wie die epischen Volkssänger, nur das Mundstück des Volkes und sprachen in ihren Liedern aus, was nicht ihnen allein, sondern dem ganzen Volk am Herzen lag. Geschah dies, fand das Volk seine eigene Empfindung in den Liedern ausgesprochen, so sang es dieselben weiter, machte sie sich, wenn nötig, mundgerecht und arbeitete so mit an der Form der Lieder wie an seinen Sprichwörtern. Dem Charakter des Volkes entsprechend, ist das Volkslied einfach, kunstlos, kindlich, vermeidet langweilige Breite; ist dafür höchst anschaulich und quillt frisch und kräftig aus dem Herzen. Mannigfaltig ist der Stoff des Volksliedes. Bald singt es vom Frühling mit all seinen Freuden, bald von geschichtlichen Ereignissen, die allgemeine Teilnahme erregten, bald ist es ein Liebeslied oder ein Abschiedslied, bald besingt es die Leiden und Freuden der verschiedenen Stände, der Jäger, der Reiter, der Landsknechte, bald bringt es scherzhafte Rätsel, Wünsche u. a. m. Besonders erwähnenswert sind die geistlichen Volkslieder, von denen einige als wahre Perlen der Dichtkunst heute noch, wenn auch in etwas anderer Gestalt, gesungen werden, z. B. In dulci jubilo, nun singet und seid froh, Christ ist erstanden, Christ fuhr gen Himmel u. a. — Das Volkslied erreichte seine höchste Blüte in den nächsten Jahrhunderten, die daher auch in den folgenden Proben mit berücksichtigt sind. Nach dem Dreißigjährigen Krieg erstarb es und fiel der Verachtung anheim, bis es durch Herder und Goethe wieder zu Ehren gebracht wurde. Auf die neuere Kunstpoesie hat es einen großen Einfluß ausgeübt, und die besten Meister haben durch die Hervorbringung volkstümlicher Lieder das Volkslied zu erreichen versucht.

1. Das Herzensschlüsselein.

Du bist mîn, ich bin dîn:
des solt du gewis sîn.
Du bist beslozzen
in mînem herzen;
verloren ist daz sluzzelîn:
du muost immer drinne sîn.

2. Sommerlied.

1. Herzlich tut mich erfrewen
die frölich summerzeit,
all mein geblüt vernewen,
der mei vil wolluſt geit;
die lerch tut sich erschwingen
mit irem hellen schal,
lieblich die vöglin singen,
vorauß die nachtigal.

2. Der kuckuck mit seim schreien
macht frölich iederman,
des abends frölich reien
die meidlin wolgetan;
spazieren zu den brunnen
pflegt man in diser zeit,
all welt sucht freud und wunne
mit reisen fern und weit.

3. Es grünet in den welden,
die beume blüen frei,
die röslin auf den felden
von farben mancherlei;
ein blümlein stet im garten,
das heißt Vergiß nicht mein,
das edle kraut Wegwarten
macht guten augenschein.

4. Ein kraut wechſt in der awen
mit namen Wolgemut,[1])
liebt ſer den ſchönen frawen,
darzu holunderblut;[2])
die weiß und roten roſen
helt man in großer acht,
kan gelt darumb geloſen,
ſchön krenz man darauß macht.

5. Das kraut Jelengerjelieber
an manchem ende blüt,
bringt oft ein heimlich fieber,
wer ſich nicht dafür hüt;
ich hab es wol vernommen,
was diſes kraut vermag,
doch kan man dem vorkommen:
wer Maßlieb[3]) braucht all tag.

6. Des morgens in dem tawe
die meidlin grafen gan,
gar lieblich ſie anſchawen
die ſchönen blümlin ſtan,
darauß ſie krenzlin machen
und ſchenkens irem ſchatz,
den ſie freundlich anlachen
und geben im ein ſchmatz.

7. Darumb lob ich den ſummer,
darzu den meien gut,
der wendt uns allen kummer
und bringt vil freud und mut;
der zeit wil ich genießen,
die weil ich pfennig hab,
und wen es tut verdrießen
der fall die ſtiegen ab!

3. Abſchied von Innsbruck.

1. Insbruck! ich muß dich laßen,
ich far dahin mein ſtraßen,
in fremde land dahin;
mein freud iſt mir genommen,
die ich nit weiß bekommen,
wo ich im ellend bin.

2. Groß leid muß ich iez tragen,
das ich allein tu klagen
dem liebſten bulen mein;
ach lieb, nun laß mich armen
im herzen dein erbarmen,
daß ich muß dannen ſein!

3. Mein troſt ob allen weiben!
dein tu ich ewig bleiben,
ſtät, trew, der eren frumm;
nun müß dich gott bewaren,
in aller tugend ſparen,
biß daß ich wider kumm!

4. Martinsgans.

O lieber hans,
verſorg dein gans!
laß ſie kein hunger leiden!
du weißt ihr weis,
daß ſie ihr ſpeis
zu keiner zeit will meiden.
Gib ihr vollauf,
daß ſie nit lauf
in fremde häuſer, naſchen.
Läßt du ſie frei,
iſt ſorg dabei:
der wolff möcht ſie erhaſchen.

5. Kranzſingen.

(Gekürzt.)

Ich kumm auß frembden landen her
und bring euch vil der newen mär,
der newen mär bring ich ſo vil,
mer dann ich euch hie ſagen wil.
die frembden land die ſeind ſo weit,
darinn wechſt uns gut ſommerzeit,
darinn wachſen blümlein rot und weiß,
die brechend junkfrawen mit ganzem fleiß
und machen darauß einen kranz
und tragen in an den abentdanz
und lond die gſellen darumb ſingen,
biß einer das krenzlin tut gewinnen.

Mit luſt trit ich an diſen ring,
gott grüß mir alle burgerskind,
gott grüß mirs alle gleiche,
die armen als die reichen,
gott grüß mirs allgemeine,
die großen als die kleinen!
ſolt ich ein grüßen, die ander nit,
ſo ſprächens, ich wär kein ſinger nit.
iſt kein ſinger umb diſen kreiß,
der mich vol hört und ich nit weiß?
derſelb tu ſich nit lang beſinnen
und tu bald zu mir einher ſpringen!

---

2. 1) Wohlgemut, Herzblümlein, Boretſch. — 2) -blut, -blüte. — 3) Maßlieb bedeutet Maßhalten im Gegenſatz zu Jelängerjelieber (Geißblatt), dem Symbol der Unerſättlichkeit.

„Singer, so merk mich eben!
ich wil dir ein frag aufgeben:
was iſt höher weder gott,
und was iſt größer dann der ſpott,
und was iſt weißer dann der ſchne,
und was iſt grüner dann der kle?
kanſt mir das ſingen oder ſagen,
das krenzlin ſoltu gewunnen haben,
darumb will ich iez ſtille ſton
und den ſinger zu mir einher lon."
„Singer, du haſt mir ein frag aufgeben,
die gfellt mir wol und iſt mir eben:
die kron iſt höher weder gott,
die ſchand iſt größer dann der ſpott,
der tag iſt weißer dann der ſchne,
das merzenlaub iſt grüner dann der kle.
ſinger, die frag hab ich dir tun ſagen,
das krenzlin ſoltu verloren haben."

. . . . . .

„Singer, ſo ſag mir noch allhie:
und was gott hat geſehen nie —
und ſiehet es auch nimme?
merk, ſinger, auf meine ſtimme!
Ein bawer ſieht es alle tag:
ſag mir allhie auch diſe frag!"
„Singer, du ſolt mich recht verſtan,
die frag wil ich dir wiſſen lan,
das ſag ich dir fürwar allhie:
gott hat geſehen keins gleichen nie
und geſicht es auch nimme:
merk, ſinger, auf meine ſtimme!
Fürwar ich dir das ſage:
ein bawer ſieht den andern all tage."

. . . . . .

6. Das Schloß in Öſterreich.

Das Lied iſt alt, ſein eigentlicher Text aber verloren. Die vorliegende Faſſung ſtammt aus dem 17. Jahrhundert und iſt nach Uhlands Anſicht nicht viel älter.

1. Es ligt ein ſchloß in Öſterreich,
das iſt ganz wol erbawet
Von ſilber und von rotem gold,
mit marmelſtein vermauret.

2. Darinne ligt ein junger knab
auf ſeinen hals gefangen,
Wol vierzig klafter tief unter der erd
bei nattern und bei ſchlangen.

3. Sein vater kam von Roſenberg
wol vor den turm gegangen:
„Ach ſone, liebſter ſone mein,
wie hart ligſtu gefangen!"

4. „Ach vater, liebſter vater mein!
gar hart lig ich gefangen,
Wol vierzig klafter tief unter der erd
bei nattern und bei ſchlangen."

5. Sein vater zu dem herren gieng:
„gebt uns los den gefangen!
Drei hundert gülden die wol ich euch geben
wol für des knaben ſein leben."

6. „Drei hundert gülden die helfen da nicht,
der knabe der muß ſterben:
Er tregt von gold ein ketten am hals,
die bringt in um ſein leben."

7. „Tregt er von gold ein ketten am hals,
hat er ſie nicht geſtolen,
hat im ein zarte jungfrawe verert,
darbei hat ſie in erzogen."

8. Man bracht den knaben wol aus dem turm,
man gab im das ſacramente:
„Hilf, reicher Chriſt, vom himel herab!
es get mir an mein ende."

9. Man bracht in zum gericht hinaus,
die leiter muſt er ſteigen:
„Ach meiſter, lieber meiſter mein,
laß mir ein kleine weile!"

10. „Ein kleine weile laß ich dir nicht,
du möchteſt mir ſonſt entrinnen;
Langt mir ein ſeiden tüchlein her,
daß ich im ſein augen verbinde!"

11. „Ach, meine augen verbind mir nicht,
ich muß die welt anſchawen,
Ich ſihe ſie heut und nimmermer
mit meinen ſchwarzbraunen augen."

12. Sein vater beim gerichte ſtund,
ſein herz wolt im zerbrechen:
„Ach ſone, liebſter ſone mein!
deinen tod wil ich ſchon rechen."

13. „Ach vater, liebſter vater mein,
meinen tod ſolt ir nicht rechen!
Bringt meiner ſelen ein ſchwere pein,
umb unſchuld wil ich ſterben.

14. „Es iſt nicht umb mein ſtolzen leib
noch umb mein junges leben,
Es iſt umb mein fraw mutter daheim,
die weinet alſo ſere."

15. Es stund kaum an den dritten tag,
ein engel kam vom himel:
Man solt den knaben nemen ab,
sonst würd die stat versinken.

16. Es stund kaum an ein halbes jar,
der tod der ward gerochen:
Es wurden mer dann dreihundert man
umbs knaben willen erstochen.

17. Wer ist, der uns diß liedlein sang?
so frei ist es gesungen;
das haben getan drei jungfrewlein
zu Wien in Österreiche.

7. Weihnachtslied.

1. Es ist ein ros entsprungen
auß einer wurzel zart,
als uns die alten sungen,
auß Jesse kam die art,
und hat ein blümlein bracht
mitten im kalten winter
wol zu der halben nacht.

2. Das röslein, das ich meine,
darvon Esaias sagt,
hat uns gebracht alleine
Mari, di reine magd:
auß gottes ewgem rat
hat sie ein kind geboren
wol zu der halben nacht.

8. Der Tod als Schnitter.

(1637, gedruckt 1638.)

1. Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,
Hat Gwalt vom großen Gott,
Heut wetzt er das Messer,
Es schneidt schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssens nur leiden.
Hüt dich, schönes Blümelein!

2. Was heut noch grün und frisch da steht,
Wird morgen schon weggemäht:
Die edel Narcissel,
Die englische Schlüßel,
Der schön Hyazinth,
Die türkische Bind:
Hüt dich, schönes Blümelein!

3. Viel hunderttausend ungezählt
Da unter die Sichel hinfällt:
Roth Rosen, weiß Liljen,
Beid wird er austilgen;
Ihr Kaiserkronen,
Man wird euch nicht schonen:
Hüt dich, schönes Blümelein!

4. Das himmlische Ehrenpreis,
Die Tulipan gelb und weiß,
Die silberne Glöckchen,
Die guldene Flöckchen,
Senkt alles zur Erden;
Was wird nur draus werden?
Hüt dich, schönes Blümelein!

5. Ihr hübsch Lavendel und Röselein,
Ihr Pappeln groß und klein,
Ihr stolze Schwertliljen,
Ihr krause Basiljen,
Ihr zarte Violen,
Man wird euch bald holen:
Hüt dich, schönes Blümelein!

6. Aus Seiden ist der Fingerhut,
Aus Sammet ist das Wolgemuth,
Noch ist er so blind,
Nimmt, was er nur findt,
Kein Sammet, kein Seiden
Mag ihn vermeiden:
Hüt dich, schönes Blümelein!

7. So viel Maßlieb und Rosmarin
Schwellt unter der Sichel hin,
Vergißmeinnit,
Du mußt auch mit,
Und du Tausendschön,
Man läßt dich nit stehn:
Hüt dich, schönes Blümelein!

8. Er macht so gar kein Unterschied,
Geht alles in einem Schritt,
Der stolze Rittersporn
Und Blumen in dem Korn
Da liegens beisammen,
Man weiß kaum den Namen:
Hüt dich, schönes Blümelein!

9. Trutz, Tod! komm her, ich fürcht dich nit,
Trutz! komm und thu ein Schnitt!
Wenn er mich verletzet,
So werd ich versetzet,
Ich will es erwarten
In himmlischen Garten.
Freu dich, schönes Blümelein!

Vierte Periode. Die deutsche Literatur im Zeitalter der Reformation.

§ 14. Martin Luther.

1. Die neuhochdeutsche Sprache. — Die Bibelübersetzung. — Luther als deutscher Klassiker.

Mit der Reformation begann für die deutsche Literatur eine neue Zeit. Hinsichtlich des Stoffes bekam sie durch die das ganze kirchliche, staatliche und gesellschaftliche Leben durchdringenden neuen Ideen eine ganz andere Richtung, und hinsichtlich der Sprache erhielt sie durch die Entstehung des **Neuhochdeutschen** ein neues Gewand. Diese Sprache ist eine Schöpfung Luthers, des größten Gei-

D. Martin Luther.

stes des 16. Jahrhunderts (geb. 1483, gest. 1546).

Um dies Verdienst Luthers in seiner vollen Größe zu verstehen, ist ein Blick auf die damals in Deutschland obwaltenden sprachlichen Zustände nötig. Als Luther auftrat, war es um die deutsche Sprache in doppelter Hinsicht übel bestellt. Einmal fehlte ihr die Einheitlichkeit. Überall wurden nur die in ihrem engeren Gebiete verständlichen Mundarten gesprochen und literarisch verwertet, wodurch der Verkehr der einzelnen Stämme untereinander sehr erschwert, ja teilweise unmöglich gemacht wurde. Diese Zersplitterung, die seit dem Verfall der mittelalterlichen Poesie eingerissen war, war noch dadurch vergrößert worden, daß sich in den süddeutschen Dialekten seit dem 14. Jahrhundert eine Wandlung vollzog, die freilich für die Entstehung unserer späteren Gemeinsprache von der größten Bedeutung wurde, durch die aber vorläufig die Dialekte sich noch weiter als vorher voneinander entfernten. So gingen die mittelhochdeutschen langen Vokale und Diphthonge i, u, iu, ou, uo, ie in ei, au, eu, au, u, i über (z. B. mîn = mein, hûs = Haus, liute = Leute usw.), betonte Kürzen wurden lang (z. B. sage [kurzes a] = Sage), lange Silben wurden kurz (z. B. hêrlich = herrlich), das anlautende s vor Konsonanten ging durchweg in sch über (z. B. swert = Schwert, slagen = schlagen), w nach l und r wurde zu b (z. B. varwe = Farbe), viele Wörter änderten ihr Geschlecht (z. B. der gewalt = die Gewalt), mannigfache Änderungen in der Wortbildung traten ein usw. Eine Spracheinheit war also nicht vorhanden. Sodann aber fehlte der deutschen Sprache damals auch die nötige Pflege. Da seit Jahrhunderten keine geniale Künstlerhand an ihrer Ausbildung gearbeitet hatte, so war sie verwildert in Formen und Satzbau, plump und ungefüge, ohne Wohllaut und war daher durch den in den Gelehrtenkreisen immer mehr zur Herrschaft gelangenden Humanismus der Verachtung anheimgefallen. Den Humanisten galten die Begriffe deutsch und barbarisch für gleichwertig, und sie schämten sich geradezu, ihre Muttersprache zu gebrauchen. Der Fortbestand der deutschen Sprache als Kultursprache war somit ernstlich gefährdet.

Luthers unsterbliches Verdienst war es

nun erstlich, daß er die deutsche Sprache aus ihrer verachteten Stellung herausriß und ihr bei hoch und niedrig die ihr gebührende Geltung verschaffte, sodann, daß er die so verrohte, regellose, „barbarische“ Sprache zu einer schönen, festgefügten und edlen umschuf, und endlich, daß er dieser seiner Sprache durch die Macht seiner Persönlichkeit in allen Volksschichten eine solche Verbreitung gab, daß sie schließlich die gemeinsame Verkehrs- und Literatursprache aller deutschen Stämme wurde, die heute noch, trotz mancher Veränderungen, jeder Gebildete in ganz Deutschland schreibt und spricht.

Diese sprachschöpferische Tätigkeit Luthers ging nicht etwa aus der Absicht hervor, Deutschland sprachlich zu einigen, sondern lediglich aus dem Bestreben, seiner im Dienste des Evangeliums stehenden Wirksamkeit eine möglichst weite Verbreitung zu geben. Um diese aber zu ermöglichen, konnte sich Luther nicht eines Dialektes bedienen, sondern bedurfte eines Sprachtypus, der als eine Art „Gemeindeutsch“ in sich die Gewähr bot, in weiteren Kreisen verstanden zu werden. Diesen fand er in dem Kanzleideutsch, einem Beamtendeutsch, das sich etwa seit der Mitte des 14. Jahrhunderts, wo man anfing, Akten und Urkunden nicht mehr in lateinischer, sondern in deutscher Sprache zu verfassen, durch den Verkehr der kaiserlichen Kanzlei mit den Kanzleien der Fürsten und Städte der verschiedenen Sprachgebiete herausgebildet hatte. Zwar hauptsächlich oberdeutschen Charakters, so daß sie alle oben aufgezählten Merkmale der süddeutschen Dialekte aufwies, hatte diese Kanzleisprache doch auch zahlreiche mitteldeutsche Elemente in sich aufgenommen und hielt so eine gewisse Mitte zwischen dem Norden und Süden. Nach und nach hatte sie, namentlich auch durch den mündlichen und schriftlichen Gebrauch auf den Reichstagen, eine weite Verbreitung erlangt, ohne daß freilich überall eine völlige Einigung erzielt worden wäre, da die einzelnen Kanzleien ihre landschaftliche Eigenart nicht verleugneten. Daß diese Kanzleisprache Volkssprache war oder werden konnte, davon konnte erst recht nicht die Rede sein. Luther wählte nun für seinen Gebrauch das Kanzleideutsch des Gebietes, das durch seine Berufung an die Universität Wittenberg seine Heimat geworden war, nämlich Kursachsens. Er äußert sich darüber selbst in seinen Tischreden also: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide Ober- und Niederländer (Süd- und Norddeutsche) verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland.“ In der Kanzleisprache hatte somit Luther die Grundlage für seine Sprache gewonnen. Aber so wichtig dieselbe auch für ihn gewesen sein mag, so darf man doch seine Erklärung nicht so verstehen, als ob er darin eine fertige, für seine unendlich reiche, zumeist auf religiösem Gebiet sich bewegende Gedankenwelt völlig ausreichende Sprache gefunden hätte; denn nur für die amtlichen Verhandlungen bestimmt, hatte ihr Inhalt nur eng gezogene Grenzen. Und hinsichtlich des Stils konnte sie ihm erst recht nicht nützen, da sie als bloßes Papierdeutsch alles dessen entbehrte, was der lebendigen Volkssprache eigen ist. Die Kanzleisprache war für Luther nur eine äußere Richtschnur für das, was hinsichtlich des Lautbestandes und der Flexion für Gemeindeutsch galt. Es mußten große Dinge geschehen, sollte auf Grund dieser steifen Beamtensprache eine lebenskräftige Volkssprache geschaffen werden, und hier tritt uns Luthers unvergleichliche Schöpferkraft in ihrer vollen Größe entgegen.

Schön äußert sich hierüber Richard Neubauer, ein ausgezeichneter Kenner der Sprache Luthers, dem wir teilweise schon oben gefolgt sind. Nachdem er dargetan hat, daß die Kanzleisprache Luther nur äußerlich als Norm dienen konnte, fährt er fort:

In dem, was erst das eigentliche Wesen, den Gehalt einer Sprache als Offenbarung inneren Lebens ausmacht, was sozusagen ihren Knochenbau bestimmt (Satz und Syntax) und ihr Fleisch (Reichtum, Fülle und

Rundung der Formen, ihr Geist, Seele und Leben verleiht (Reinheit, Klarheit und Deutlichkeit, Bildlichkeit, Innigkeit, Kraft, Biegsamkeit, Tonfall und Rhythmus), war und konnte das Kanzleideutsch für Luther kein Vorbild sein. *Hier war er ganz auf sich und seinen Sprachgenius angewiesen.* Und wenn er dadurch, daß er einen Sprachtypus, der „in den äußeren Umrissen eine einigermaßen gleichmäßige Schriftsprache" vorstellte, bis dahin aber wesentlich auf den amtlichen Verkehr beschränkt war, . . . zu festerer Geltung und weiterer Verbreitung gebracht hat; wenn er deshalb *als Begründer unserer neuhochdeutschen Schriftsprache* gelten muß, die sich eben auf dieser Grundlage ausgebildet hat: so muß er in jener anderen Hinsicht geradezu *als Schöpfer und Neugestalter der Sprache* angesehen werden. Und nur weil er dies war, konnte er jenes werden. . . . Er erkannte in dem verachteten Aschenbrödel das Königskind heraus, er riß es aus der verachteten Niedrigkeit, wusch ihr die Asche und den Schmutz der gemeinen Dienstbarkeit von den schönen Augen und dem edlen Angesicht, nahm ihr die schlechten Lumpen, kleidete und schmückte sie reich und königlich, daß ihr angeborener edler Gang und Haltung, ihre Jugendschönheit, Frische und Beweglichkeit und ihr ganzer Adel wieder leuchtend zutage trat.

Luther hat in das Deutsch erst wieder grammatische Festigkeit und Regel gebracht, er hat ihm einen neuen, lebensfrischen Geist eingehaucht und wieder eine Sprache geschaffen, die sich durch Reinheit, Kraft und Klarheit wie durch Fülle, Leben und Adel auszeichnet." Möglich war das nur dadurch, daß in Luther ein angeborener Sprachsinn von erstaunlicher Kraft lebendig war, ein sprachgestaltendes Talent und ein Sprachtakt, wie er in der Geschichte unserer Sprache nicht wieder gefunden wird; daß Luther, hervorgegangen aus dem Volke, und zwar dem Kern jedes Volkes, dem Bauernstande, gesunde Natürlichkeit und frische, urwüchsige Kraft des Wollens und Empfindens mitbrachte; daß er trotz aller Gelehrsamkeit mit allen Fasern seines Wesens, in dem die tüchtigsten Seiten deutschen Charakters gewissermaßen verkörpert waren, im Volkstum wurzelte und sich Auge und Herz offen gehalten hatte für Sein, Empfinden und Gebaren des Mannes aus dem Volke. Und so hat er, und zwar mit bewußter Absicht, wie aus der Schrift vom Dolmetschen hervorgeht, seine Sprache, wo er nur konnte, aus dem lebendigen Born des Lebens geschöpft, neugestaltet, bereichert, hat „dem gemeinen Mann auf das Maul gesehen", auf die Mutter im Hause, auf die spielenden Kinder in der Gasse, auf die Rede des Volks auf dem Markte, in den Handwerksstuben geachtet. Überall, wo das frische Leben der Sprache pulsiert, hat er sich angelegen sein lassen, gute deutsche Wörter und Wendungen zu erlangen. Dazu kam seine reiche Belesenheit, die ihm aus der Prosa des verflossenen Zeitraums, besonders aus Tauler und den alten Theologen überhaupt, manches schöne, edle Wort zur Verfügung stellte. Auch aus den früheren deutschen Bibeln nahm er, was ihm gut schien. Bezeichnend ist es auch, daß er sich eigens eine deutsche Sprichwörtersammlung angelegt hatte. Endlich ist nicht zu vergessen, daß seine Stellung und die unvergleichliche Popularität ihn in mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Leuten aus allen Kreisen brachte, von der Hütte bis zum Palast, mit Leuten aus allen deutschen Ländern, wie denn Tische und Stühle in seiner Stube immer voll lagen von Briefen, Berichten, amtlichen und privaten Schreiben, die der Beantwortung harrten; war er doch der Gewissensrat, an den man aus nah und fern in Nöten und Zweifeln aller Art sich wandte.

Indem er so aus dem lebendigen Leben die Sprache schöpfte, war er befähigt worden, sie so zu gestalten mit seiner Schöpferkraft, daß sie aus seinen Händen wie neu hervorging. Und nur so vermochte er richtig und jedem verständlich zu reden, nur so den gesunden, kräftigen, herzigen und einfältigen Ausdruck und Ton des Volkes zu treffen und der Sprache wieder einen neuen, echt volkstümlichen Lebensgehalt zu geben, nur so die deutsche Bibel zu einem wirklichen *Volksbuch* seiner Zeit zu machen, was bei keiner andern Nation eine übersetzung derselben erreicht hat. Nur was Leben hat, wirkt Leben. Nur so erklärt es sich, daß die neue Sprache immer weiter vordrang, in die Kirchen, Schulen, Gerichtsstuben, in die bessere Gesellschaft, in das Haus und in die Familie, als die allein berechtigte Sprache der Gebildeten und als Sprache der Literatur, und überall in Süd und Nord aus ihr die Dialekte verdrängt hat.

Diese Äußerungen lassen uns die sprachschöpferische Tätigkeit Luthers erkennen, die allein schon, ohne alle seine sonstigen Verdienste, seinen Namen unsterblich gemacht hätten. In tiefer Bewunderung erkannten schon seine Zeitgenossen seine Sprachgewalt an. So urteilt z. B. Erasmus Alberus 1536: „Lutherus hat die deutsche Sprache reformiert, und ist kein Schreiber auf Erden, der es ihm gleichtun kann." Und 1564 singt Johann Walther von ihm treffend und schön:

Die deutsche Sprach' nach rechter Art
Hat er aufs neu' polieret,
So klar, verständlich, rein und zart,
Wie deutscher Sprach' gebühret.
Was er durch Gottes Geist und Kraft
Geschrieben und gelehret,
Hat Mark und Saft, es trifft und haft't,
Wer's lieset oder höret.

Das Werk, in dem Luther seine volle Sprachmeisterschaft zeigte und das als die eigentliche Urkunde des Neuhochdeutschen zu betrachten ist, ist seine **Bibelübersetzung.** Da diese somit für deutsche Sprache und Literatur wichtiger geworden ist als irgendein anderes Werk, so verdient sie auch eine besondere Betrachtung.

Luther war nicht der erste, der die Bibel ins Deutsche übertrug. Vor ihm war eine deutsche Bibelübersetzung vorhanden, die in 17 Ausgaben verbreitet war. Aber diese Bibeln erwiesen sich aus einem doppelten Grunde als unzulänglich: sie waren aus der fehlerhaften Vulgata übersetzt und durch falsche Übersetzung noch fehlerhafter gemacht und waren zudem meist steif und unbeholfen im Ausdruck, ja oftmals ganz unverständlich. So war z. B. die Stelle Matth. 22, 42: „Quid vobis videtur de Christo?" („Wie dünket euch um Christo?") übersetzt durch: „Was ist euch gesehen von Christo?" Ferner die Stelle Röm. 2, 11: „Non enim est acceptio personarum apud Deum" („Es ist kein Ansehen der Person vor Gott") durch: „Die enpfachung der leibe ist nit bey got." Ferner die Stelle Ps. 78, 26: „et induxit virtute sua africum" („und erregte durch seine Stärke den Südwind") durch: „vnd fürt in Africam zu seiner Kraft". (Vgl. auch die folgende Zusammenstellung von Phil. 2, 5—11, S. 69.) Namentlich bei den schwierigen Stellen war der Sinn oft völlig verdreht. Ersichtlich ist das z. B. aus der Stelle Röm. 3, 23: „Omnes peccaverunt et egent gloria Dei" („Sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten"), die übersetzt war durch: „Sy haben alle gesündet vnd bedorfften der glori gots." Somit erwies sich für Luther, der von Verlangen glühte, das lautere Wort Gottes unter die Leute zu bringen, eine Neuübersetzung der Bibel einfach als eine Notwendigkeit. Er selbst machte sich an das Riesenunternehmen, und Gott gab ihm die Kraft, es zu Ende zu führen. Luther begann die Arbeit 1521 auf der Wartburg mit der Übersetzung des Neuen Testaments, und 1534 lag das ganze Werk im Druck vor. Unablässig feilte und verbesserte Luther daran, gründete zu dem Zweck 1539 mit seinen gelehrten Freunden das Collegium Biblicum, und 1545 erschien die letzte Originalausgabe aus seiner Hand. Luther vermied die oben genannten Mängel früherer Übersetzungen dadurch, daß er bei seiner Übersetzung auf den Grundtext zurückging und so den ursprünglichen Sinn des Bibelwortes rein und unverfälscht wiedergab, und daß er sich einer klaren, einfachen, volkstümlichen, durchaus verständlichen Sprache bediente. Mit welchen Schwierigkeiten aber dieses Unternehmen verbunden war, zeigt Luther selbst in der nachfolgenden Schrift vom Dolmetschen. Erschwerte ihm schon der Mangel an allerlei philologischen Hilfsmitteln die Arbeit, so noch viel mehr der damalige Zustand der deutschen Sprache, der ihn nötigte, für den fremden Ausdruck, für den wir jetzt eine entsprechende deutsche Wendung gleichsam fertig vorfinden, erst eine zu suchen, nötigenfalls zu prägen. Galt es ihm doch, eine ebenso treue als freie Übersetzung zu liefern, das heißt, den Sinn des Originals ganz treu und doch in idiomatischem Deutsch wiederzugeben. Aber trotz dieser Schwierigkeiten gelang ihm die Arbeit vortrefflich. „Nie ist", sagt Gödeke, „ein Buch der Welt so meisterhaft übertragen worden wie die Bibel von Luther. In ihr ruht die ganze, mächtige Fülle und Gefügigkeit unserer Sprache. Die einfache Kraft, die feierliche Größe, die lautere Klarheit und feste Sicherheit dieser Sprache ist niemals wieder erreicht worden." In der Tat, was die deutsche Sprache an Schönheit aufzuweisen hat, das findet sich in der Lutherbibel. Luther brachte eben darin nicht nur das innerste Wesen der deutschen Sprache zum Ausdruck — daher auch die erstaunlich wenigen Fremdwörter in dem umfangreichen

Buche —, sondern er übersetzte auch in dichterischer Kraft. Kein Wunder also, daß Luthers Bibelübersetzung eine begeisterte Aufnahme fand, in Hütte und Palast gelesen wurde und — als geheimer Sprachmeister seiner Sprache überall Eingang verschaffte und sie zum Sieg über die Dialekte führte.

Aber auch Luthers sonstige ausgedehnte literarische Tätigkeit war der Verbreitung seiner Sprache förderlich. Groß wie als Übersetzer, war er auch groß als Schriftsteller, ja er muß für den Begründer unserer klassischen Prosa gehalten werden. Besonders von etwa 1535 an, wo er zur vollendeten Sprachmeisterschaft gelangt war, steht er als **deutscher Klassiker** einzig da. Zwar schrieb Luther, wenn er sich an Gelehrte wandte, Lateinisch; wo er aber zum Volk reden wollte, da bediente er sich seiner Muttersprache[1]) gemäß seinem Grundsatz: „Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen." Und für seine „lieben Deutschen" ließ er seine Predigten, Bibelauslegungen, Katechismen, Lieder, Streit- und Flugschriften hinausgehen, die in unzähligen Exemplaren das gesamte Volk erreichten. Und alles, was er schrieb, war frisch, anschaulich, packend, alles der lebendigen Rede abgelauscht, der Denk- und Sprechweise des Volkes angepaßt und daher von einem Reiz, wie ihn kein deutscher Schriftsteller je wieder seiner Sprache zu verleihen vermocht hat.

So ist Luther, der gewaltigste Volksmann, der populärste Charakter, den Deutschland je besessen, wie selbst der Katholik Ignaz Döllinger zugestehen muß, der Begründer unserer neuhochdeutschen Sprache geworden. Vor seinem Sprachgenius mußte sich Freund und Feind beugen, von ihm haben alle späteren großen deutschen Dichter ihr Deutsch gelernt, und für alle Zeiten wird er der Lehrer im guten deutschen Ausdruck bleiben. (Über Luther als Dichter siehe den folgenden Paragraphen.)

1) Bemerkenswert ist auch, daß Luther sich weigerte, seinen schönen „lauteren" deutschen Namen nach der Sitte der damaligen Zeit zu latinisieren.

1. Aus dem Sendschreiben vom Dolmetschen.

(Dieser sowie die folgenden Texte nach R. Neubauers „Martin Luther".)

Luther war wegen seiner Bibelübersetzung, besonders wegen der Wiedergabe von Röm. 3, 28 durch „allein durch den Glauben", heftig angegriffen worden. Zu seiner Verteidigung veröffentlichte er 1530 die in Briefform an seinen Freund Wenzeslaus Link in Nürnberg gerichtete vorliegende Schrift, worin er die Grundsätze darlegt, von denen er sich bei seiner schweren Arbeit hatte leiten lassen. Nachdem er dargetan, daß er sich von den Papisten, deren keiner die Kunst des Übersetzens verstehe, nicht meistern lassen wolle, fährt er fort:

Ich hab mich des geflissen im Dolmetschen, das ich rein und klar Deudsch geben möchte. Und ist uns wol oft begegnet, das wir 14 Tage, drei, vier Wochen haben ein einiges Wort gesucht und gefragt, habens dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob erbeiten wir also, M. Philipps, Aurogallus und ich, das wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen kundten fertigen. Lieber, nu es verdeudscht und bereit ist, kans ein jeder lesen und meistern; läuft einer itzt mit den Augen durch drei oder vier Blätter und stösst nicht ein mal an, wird aber nicht gewar, welche Wacken[1]) und Klötze da gelegen sind, da er itzt uber hin gehet, wie uber ein gehofelt Bret, da wir haben müst schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumeten, auf das man kündte so fein daher gehen. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist; aber den Wald und die Stöcke ausrotten und den Acker zurichten, da wil niemand an. Es ist bei der Welt kein Dank zu verdienen; kan doch Gott selbs mit der Sonnen, ja mit Himel und Erden, noch mit seines eigen Sons Tod keinen Dank verdienen. Sie sei und bleibe Welt, des Teufels Namen, weil sie ja nicht anders wil.

1) große Feldsteine.

Alſo habe ich hie Röm. 3 faſt wol gewuſt, das im lateiniſchen und griechiſchen Text das Wort sola nicht ſtehet, und hätten mich ſolchs die Papiſten nicht dürfen leren. War iſts, dieſe vier Buchſtaben *sola* ſtehen nicht drinnen, welche Buchſtaben die Eſelsköpfe anſehen, wie die Kue ein neue Thor; ſehen aber nicht, das gleichwol die *Meinung* des Texts in ſich hat, und wo mans wil klar und gewaltiglich verdeudſchen, ſo gehöret es hinein. Denn ich habe deudſch, nicht lateiniſch, noch griechiſch reden wöllen, da ich deudſch zu reden im Dolmetſchen furgenomen hatte. Das iſt aber die Art unſer deudſchen Sprache, wenn ſich eine Rede begibt von zweien Dingen, der man eins bekennet und das ander verneinet, ſo braucht man des Worts solum „allein“ neben dem Wort „nicht“ oder „kein“; als, wenn man ſagt: Der Bauer bringt allein Korn und kein Gelt; item: Ich hab warlich itzt nicht Gelt, ſondern allein Korn. Ich hab allein geſſen und noch nicht getrunken. Haſtu allein geſchrieben und nicht uberleſen? — und dergleichen unzäliche Weiſe in täglichem Brauch.

In dieſen Reden allen, obs gleich die lateiniſche oder griechiſche Sprache nicht thut, ſo thuts doch die deudſche, und iſt ihr Art, das ſie das Wort „allein“ hinzu ſetzt, auf das das Wort „nicht“ oder „kein“ deſte völliger und deutlicher ſei. Denn wiewol ich auch ſage: Der Baur bringt Korn und kein Gelt, ſo laut doch das Wort „kein Gelt“ nicht ſo völlig und deutlich, als wenn ich ſage: Der Baur bringt allein Korn und kein Gelt; und hilft hie das Wort „allein“ dem Wort „kein“ ſo viel, das es ein völlige deudſche, klare Rede wird. *Denn man mus nicht die Buchſtaben in der lateiniſchen Sprachen fragen, wie man ſol deudſch reden, wie dieſe Eſel thun, ſondern man mus die Mutter im Hauſe, die Kinder auf der Gaſſen, den gemeinen Mann auf dem Markt drümb fragen, und denſelbigen auf das Maul ſehen, wie ſie reden, und darnach dolmetſchen.* So verſtehen ſie es denn, und merken, das man deudſch mit ihn redet.

Als, wenn Chriſtus ſpricht: Ex abundantia cordis os loquitur.[2]) Wenn ich den Eſeln ſol folgen, die werden mir die Buchſtaben furlegen und alſo dolmetſchen: „Aus dem überflus des Herzen redet der Mund.“ Sage mir, iſt das deudſch geredt? Welcher Deudſcher verſtehet ſolchs? Was iſt überflus des Herzen fur ein Ding? Das kan kein Deudſcher ſagen, er wolt denn ſagen, es ſey, das einer allzu ein gros Herz habe, oder zu viel Herzens habe, wiewohl das auch noch nicht recht iſt. Denn überflus des Herzen iſt kein Deudſch, ſo wenig als das deudſch iſt: überflus des Hauſes, überflus des Kachelofens, überflus der Bank. Sondern alſo redet die Mutter im Hauſe und der gemeine Man: Wes das Herz vol iſt, des gehet der Mund über. Das heiſſt gut deudſch geredt, des ich mich gebliſſen und leider nicht allwege erreicht noch troffen habe; denn die lateiniſchen Buchſtaben hindern aus der Maſſen ſeer, gut deudſch zu reden.

Alſo, wenn der Verrhäter Judas ſagt Matthäi 26, 8: Ut quid perditio haec? und Marci 14, 4: Ut quid perditio ista unguenti facta est? Folge ich den Eſelen und Buchſtabiliſten, ſo mus ichs alſo verdeudſchen: Warümb iſt dieſe Verlierung der Salben geſchehen? Was iſt aber das fur Deudſch? Welcher Deudſcher redet alſo: Verlierung der Salben iſt geſchehen? Und wenn ers wol verſtehet, ſo denkt er, die Salbe ſei verloren, und müſſe ſie etwa wieder ſuchen, wiewol das auch noch tunkel und ungewis lautet. Wenn nu das gut deudſch iſt, warümb treten ſie nicht herfur und machen uns ein ſolch fein, hübſch neu deudſch Teſtament, und laſſen des Luthers Teſtament ligen? Ich meine, ja, ſie ſolten ihre Kunſt an den Tag bringen. Aber der deudſche Man redet alſo: Ut quid etc.: Was ſol doch ſolcher Unrat[3])? oder: Was ſol doch ſolcher Schade? Item: Es iſt ſchade umb die Salben. Das iſt gut deudſch, daraus

2) Matth. 12, 34. — 3) Unrat = Verſchwendung.

man verstehet, das Magdalene mit der verschütten Salben sei unräthlich umbgangen und habe Schaden gethan; das war Judas Meinung, denn er gedacht bessern Rath damit zu schaffen.

Item, da der Engel Mariam grüsset und spricht: „Gegrüsset seistu Maria vol Gnaden, der Herr mit dir.“[4] Wolan, so ists bisher schlecht den lateinischen Buchstaben nach verdeudscht; sage mir aber, ob solchs auch gut deudsch sei. Wo redet der deudsche Man also: Du bist vol Gnaden? Und welcher Deudscher verstehet, was gesagt sei „vol Gnaden“? Er mus denken an ein Fass vol Bier oder Beutel vol Geldes. Darümb hab ichs verdeudscht: „Du Holdselige“, damit doch ein Deudscher desto mehr hinzu künne denken, was der Engel meinet mit seinem Grus. Aber hie wöllen die Papisten toll werden uber mich, das ich den engelischen Grus verderbet habe. Wiewol ich dennoch damit noch nicht das beste Deudsch hab troffen. Und hätte ich das beste Deudsch hie sollen nemen, so hätte ich den Grus also verdeudschen müssen: „Gott grüsse dich, du liebe Maria“; denn so viel wil der Engel sagen, und so würde er geredt haben, wenn er hätte wöllen sie deudsch grüssen. Ich halt, sie solten sich wohl selbs erhenkt haben fur grosser Andacht zu der lieben Maria, das ich den Grus so zu nichte gemacht hätte.

Aber was frage ich darnach? sie toben oder rasen. Ich wil nicht wehren, das sie verdeudschen, wie sie wöllen; ich wil aber auch verdeudschen, nicht wie sie wöllen, sondern wie ich wil. Wer es nicht haben wil, der las mirs stehen und halt seine Meisterschaft bei sich, denn ich wil ihr wider sehen noch hören. Sie dürfen fur mein Dolmetschen nicht Antwort geben, noch Rechenschaft thun. Das höreitu wol. Ich wil sagen: du holdselige Maria, du liebe Maria, und lasse sie sagen: du vol Gnaden Maria. Wer Deudsch kan, der weis wol, welch ein herzlich fein Wort das ist: Die liebe Maria, der liebe Gott, der liebe Keiser, der liebe Fürst, der liebe Man, das liebe Kind. Und ich weis nicht, ob man das Wort „liebe“ auch so herzlich und gnugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden müge, das also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinne, wie es thut in unser Sprache.

Denn ich halte, S. Lucas, als ein Meister in hebräischer und griechischer Sprache, hab das hebräische Wort, so der Engel braucht, wöllen mit dem griechischen κεχαριτωμένη treffen und deutlich geben; und denk mir, der Engel Gabriel habe mit Maria geredt, wie er mit Daniel redet,[5] und nennet ihn Hamudoth und Isch Hamudoth, vir desideriorum, das ist: du lieber Daniel; denn das ist Gabrielis Weise zu reden, wie wir im Daniel sehen. Wenn ich nu den Buchstaben nach aus der Esel Kunst solt des Engels Wort verdeudschen, müste ich also sagen: Daniel, du Man der Begirungen, oder: Daniel, du Man der Lüste. O, das wäre schön deudsch! Ein deudscher Man höret wol, das Lüste oder Begirungen deudsche Worte sind, wiewol es nicht eitel reine deudsche Wort sind, sondern Lust und Begir wären wol besser; aber wenn sie so zusammen gefasset werden: du Man der Begirungen, so weis kein Deudscher, was gesagt ist, denkt, das Daniel vielleicht vol böser Lüst sticke. Das hiesse denn fein gedolmetschet. Darümb mus ich hie die Buchstaben faren lassen und forschen, wie der deudsche Man solches redet, welchs der hebräische Man Isch Hamudoth redet; so finde ich, das der deudsche Man also spricht: Du lieber Daniel, du liebe Maria, oder du holdselige Magd, du niedliche Jungfrau, du zartes Weib, und dergleichen. Denn wer dolmetschen wil, mus grossen Vorrat von Worten haben, das er die Wal könne haben, wo eins an allen Orten nicht lauten wil.

Und was sol ich viel und lange sagen von Dolmetschen? Solt ich aller meiner Wort Ursachen und Gedanken anzeigen, ich müste wol ein Jar dran zu schreiben haben. Was Dolmetschen fur Kunst, Mühe und Erbeit sei, das hab ich wol erfaren; darümb wil ich keinen Bapstesel,

4) Luk. 1, 28.

5) Dan. 10, 11.

noch Maulesel, die nichts versucht haben, hierin zum Richter oder Tadeler leiden. Wer mein Dolmetschen nicht wil, der lass es anstehen; der Teufel dank ihm, wers ungerne hat oder on mein Willen und Wissen meistert. Sols gemeistert werden, so wil ichs selber thun. Wo ichs selber nicht thue, da lasse man mir mein Dolmetschen mit Frieden, und mache ein jeglicher, was er wil für sich selbs, und habe ihm ein gut Jar.

Das kan ich mit gutem Gewissen zeugen, das ich meine höchste Treue und Vleis drinnen erzeigt, und nie kein falsche Gedanken gehabt habe. Denn ich habe keinen Heller dafur genomen, noch gesucht, noch damit gewonnen. So hab ich meine Ehre drinnen nicht gemeinet, das weis Gott mein Herr; sondern habs zu Dienst gethan den lieben Christen, und zu Ehren einem, der droben sitzt, der mir alle Stunde so viel Guts thut, das, wenn ich tausent mal so viel und vleissig dolmetscht, dennoch nicht eine Stunde verdienet hätte zu leben, oder ein gesund Auge zu haben. Es ist alles seiner Gnaden und Barmherzigkeit, was ich bin und habe; ja es ist seines theuren Bluts und sauren Schweisses; drümb sols auch, ob Gott wil, alles ihm zu Ehren dienen, mit Freuden und von Herzen. Lästern mich die Sudeler und Bapstesel, wolan, so loben mich die fromen Christen samt ihrem Herrn Christo; und bin allzu reichlich belohnet, wo mich nur ein einiger Christ fur einen treuen Erbeiter erkennet. Ich frage nach Bapsteseln nichts, sie sind nicht werd, das sie meine Erbeit sollen erkennen; und solt mir im Grund meins Herzen leid sein, das sie mich lobeten. Ihr Lästern ist mein höchster Rhum und Ehre. Ich wil doch ein Doctor, ja auch ein ausbündiger Doctor sein, und sie sollen mir den Namen nicht nemen, bis an den jüngsten Tag, das weis ich fürwar.

Doch hab ich widerümb nicht allzu frei die Buchstaben lassen faren, sondern mit grossen Sorgen samt meinen Gehülfen darauf gesehen, das, wo etwa an einem Wort gelegen ist, hab ichs nach den Buchstaben behalten und bin nicht so frei davon gangen. Als, Joh. 6, 27, da Christus spricht: „Diesen hat Gott der Vater versiegelt"; da wäre wol besser Deudsch gewest: Diesen hat Gott der Vater gezeichent, oder: Diesen meinet Gott der Vater. Aber ich habe ehe wöllen der deudschen Sprache abbrechen, denn von dem Wort weichen. Ach, es ist Dolmetschen ja nicht eines jeglichen Kunst, wie die tollen Heiligen meinen. Es gehöret dazu ein recht frum, treu, vleissig, furchtsam, christlich, geleret, erfaren, geübet Herz. Darümb halt ich, das kein falscher Christ noch Rottengeist treulich dolmetschen könne, wie das wol scheinet in den Propheten zu Worms[6]) verdeudschet, darin doch warlich grosser Vleis geschehen und meinem Deudschen fast nachgangen ist; aber es sind Jüden dabei gewest, die Christo nicht grosse Hulde erzeigt haben; sonst wäre Kunst und Vleis gnug da.

Das sei vom Dolmetschen und Art der Sprachen gesagt. —

Ex Eremo octava Septembris 1530.

Martinus Luther
eur guter Freund.

6) Gemeint ist eine 1527 zu Worms erschienene Verdeutschung der Propheten von den wiedertäuferischen Theologen Hetzer und Denk.

2. Vergleichende Zusammenstellung der übersetzungen von Phil. 2, 5—11.

Vulgata.

Hoc enim sentite in vobis, quod et in Christo Jesu. Qui cum in forma Dei esset, non rapinam arbitratus est esse se aequalem Deo. Sed semetipsum exinanivit, formam servi accipiens, in similitudinem hominum factus, et habitu inventus ut homo. Humiliavit

Erste vorlutherische hochdeutsche Bibel vom Jahre 1466, durch Joh. Mentelin gedruckt zu Straßburg.

Wann diz entphint in euch: das auch in ihesu cristo. Wie das er was in dem bilde gotz er masst nit den raube wesent sich geleich got: wann er verüppigt sich selber er nam an sich das bilde des knechts er ist gemacht in die geleichsam der mann;

semetipsum, factus obediens usque ad mortem, mortem autem crucis. Propter quod et Deus exaltavit illum; et donavit illi nomen, quod est super omne nomen: Ut in nomine Jesu omne genu flectatur, caelestium, terrestrium, et infernorum, et omnis lingua confiteatur, quia Dominus Jesus Christus in gloria est Dei Patris.

und ist funden in der wandelung als ein man. er gedemtiügt sich selber er ist gemacht gehorsam got dem vatter untz an den tod: wann untz an den tode des kreutzes. Dorumb gott erhöch in. und gab im einen namen der do ist uber ein ieglichen namen: das in dem namen iheſu cristi würd genaigt alles knye der himelischen und der irdischen und der hellischen: und ein ieglich zunge begeche das der herre iheſus cristus ist in der wunniglich gotts des vatters.

Hochdeutsche übersetzung der Bibel, gedruckt 1483 zu Nürnberg.

Aber daz empfindt in euch, das auch in christo iheſu. Wie wol er was in dez pild gots, er gedacht, das er got geleich were. Aber er hat sich selb vernichtet und nam an sich das pild des knechts, und ward gemacht in die geleichnuß der menschen und ist funden in der wanderung als ein mensch. Er demütigt sich selber und ist worden gehorsam got dem vater untz in den tod, aber untz in den tod des kreutzes. Darumb got erhöhet in, und gab im einen namen, der da ist uber all namen. Das in dem namen iheſu christi wurd geneigt alles knie, der himlischen, und der irdischen, und der hellischen, und ein ieglich zunge bekente, das der herr iheſus christus ist, in der glori gots des vaters.

Luthers übersetzung vom Jahre 1545.

Ein jeglicher sei gesinnet, wie Jhesus Christus auch war. Welcher, ob er wol in göttlicher gestalt war, hielt ers nicht fur einen raub, Gotte gleich sein. Sondern äussert sich selbs, und nam Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein ander Mensch, und an geberden als ein Mensch erfunden. Ernidriget sich selbs, und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum tode am Creutz. Darumb hat jn auch Gott erhöhet und hat jm einen Namen gegeben, der uber alle namen ist. Das in dem namen Jhesu sich beugen sollen alle der knie, die im Himel und auf Erden und unter der Erden sind, und alle Zungen bekennen sollen, das Jhesus Christus der HErr sei, zur ehre Gottes des Vaters.

3. Aus der Schrift: An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen.

Zu Luthers Zeit lag das Schulwesen sehr danieder. Von vornherein erkannte er die Notwendigkeit einer Reform in dieser Hinsicht, wenn der Kirche und dem weltlichen Regiment gedient sein sollte, und arbeitete mit allem Eifer darauf hin. Epochemachend war die 1524 verfaßte vorliegende Schrift, durch die er der Begründer des deutschen Schulwesens wurde.

An die Burgermeister und Ratherrn allerlei Städte in deutschen Landen.

Martinus Luther.

Gnad und Frid von Gott unserm Vater und Herrn Jhesu Christo. Fürsichtigen, weisen, lieben Herrn! Wiewol ich, nu wol drei Jar verbannet und in die Acht gethan, hätte sollen schweigen, wo ich Menschengepot mehr denn Gott gescheuet hätt, wie denn auch viel in deutschen Landen, beide gros und klein, mein Reden und Schreiben aus derselben Sach noch imer verfolgen und viel Bluts drüber vergiessen; aber weil mir Gott den Mund aufgethan hat und mich heissen reden, dazu so kräftiglich bei mir stehet und meine Sache on meinen Rat und That so viel stärker macht und weiter ausbreitt, so viel sie mehr toben, und sich gleich stellet, als lache und spotte er ihrs Tobens, wie der ander Psalm sagt: darumb will ich reden und nicht schweigen,

weil ich lebe, bis das Christus Gerechtigkeit ausbreche wie ein Glanz und sein heilbertige Gnad wie ein Lampe anzündet werde. Und bitte nu euch alle, meine lieben Herrn und Fründe, wölltet disе meine Schrift und Ermanung fründlich annemen und zu Herzen fassen. Denn, ich sei gleich an mir selber, wie ich sei, so kan ich doch fur Gott mit rechtem Gewissen rhümen, das ich darinnen nicht das Meine suche, wilchs ich viel bas möcht mit stille schweigen überkomen; sondern meine es von Herzen treulich mit euch und ganzem deutschen Land, dahin mich Gott verordenet hat, es gläube oder gläube nicht, wer do will.

Aufs erst, erfahren wir ietzt in deutschen Landen durch und durch, wie man allenthalben die Schulen zergehen lässt. Die hohen Schulen werden schwach, Klöster nemen ab, und will solichs Gras dürre werden, und die Blume fällt dahin, wie Isaias sagt, weil der Geist Gottis durch sein Wort drein webet und scheinet so heis drauf durch das Evangelion. Denn nu durch das Wort Gottis kund wird, wie solch Wesen unchristlich und nur auf den Bauch gericht sei. Ja, weil der fleischliche Haufe sihet, das sie ihr Söne, Töchter und Freunde nicht mehr sollen oder mügen in Klöster und Stift verstossen und aus dem Hause und Gut weisen, und auf fremde Güter setzen, will niemand meher lassen Kinder leren noch studiern. Ja, sagen sie, was soll man lernen lassen, so nit Pfaffen, Münich und Nonnen werden sollen? Man las sie so mehr leren, damit sie sich ernären.

Was aber solche Leut fur Andacht und im Sinn haben, zeuget gnugsam solch ihr eigen Bekenntnus. Denn, wo sie hätten nicht allein den Bauch und zeitliche Narung für ihre Kinder gesucht in Klöstern und Stiften oder im geistlichen Stand, und wäre ihr Ernst gewest, der Kinder Heil und Seligkeit zu suchen, so würden sie nicht so die Hände ablassen und hinfallen und sagen: „Soll der geistliche Stand nichts sein, so wöllen wir auch das Leren lassen anstehen und nichts dazu thun“; sondern würden also sagen: „Ists war, wie das Evangelion leret, das solcher Stand unsern Kindern färlich ist, ach Lieber, so leret uns doch eine ander Weise, die Gott gefällig und unsern Kindern seliglich sei. Denn wir wöllten ja gerne unsern lieben Kindern nicht allein den Bauch, sondern auch die Seel versorgen.“ Das werden freilich rechte christliche, treue Eltern von solchen Sachen reden. Das aber der böse Teufel sich also zur Sache stellet und gibet solchs ein den fleischlichen Weltherzen, die Kinder und das junge Volk so zu verlassen, ist nit Wunder, und wer wills ihn verdenken? Er ist ein Fürst und Gott der Welt. Wie sollt er das zugeben oder anregen, das man jung Volk recht auferzihe? Ja, ein Narre wäre er, das er in seinem Reich sollt das lassen und helfen aufrichten, dadurch es aufs allerschwindest müste zu Boden gehen, wie denn geschähe, wo er das niedliche Bislin, die liebe Jugent, verlöre und leiden müste, das sie mit seiner Köste und Güter erhalten würden zu Gottis Dienst. Wo ihm soll ein Schaden geschehen, der da recht beisse, der mus durchs junge Volk geschehen, das in Gottis Erkenntnis aufwächst und Gottis Wort ausbreitet und ander leret.

Niemand, niemand gläubt, wilch ein schädlichs, teufelisch Furnemen das sei, und gehet doch so still daher, das niemand merkt. Man furcht sich fur Türken und Kriegen und Wassern; denn da verstehet man, was Schaden und Frumen sei; aber was hie der Teufel im Sinn hat, sihet niemand, furcht auch niemand, gehet still herein. So doch hie billich wäre, das, wo man einen Gulden gäbe wider die Türken zu streiten, wenn sie uns gleich auf dem Halse lägen, hie hundert Gulden geben würden, ob man gleich nur *einen* Knaben künd damit auferzihen, das ein rechter Christenman würde.

Derhalben bitt ich euch alle, meine lieben Herrn und Freunde, umb Gottis willen und der armen Jugent willen, wöllet disе Sach nicht so geringe achten, wie viel thun. Denn es ist ein ernste, grosse Sache, da Christo und aller Welt

viel an ligt, das wir dem jungen Volk helfen und raten. Damit ist denn auch uns und allen geholfen und geraten. Lieben Herrn, mus man järlich so viel wenden an Büchsen, Wege, Stege, Dämme und dergleichen unzählichen Stücke mehr, damit eine Stad zeitlich Fride und Gemach habe: warumb sollt man nicht vielmehr doch auch so viel wenden an die dürftige, arme Jugent, das man einen geschickten Man oder zween hielte zu Schulmeistern? Auch soll sich ein jeglicher Burger selbs das lassen bewegen: hat er bisher so viel Gelts und Guts an Ablas, Messen, Vigilien, Stifter, Testament, Jartagen, Bettelmünchen, Bruderschaften, Walfarten und was des Geschwürms mehr ist, verlieren müssen, und nu hinfurt von Gottis Gnaden solches Raubens und Gebens los ist, wöllt doch Gott zu Dank und zu Ehren hinfurt desselben ein Teil zur Schulen geben, die armen Kinder aufzuziehen, das so herzlich wol angelegt ist. — So lasst nu dis die erste Ursach sein, alle lieben Herrn und Fründe, die euch bewegen soll, das wir hirin dem Teufel widerstehen, als dem allerschädlichsten heimlichen Feinde.

Die ander, das, wie S. Paulus sagt 2 Cor. 6, wir die Gnade Gottis nicht vergeblich empfahen und die selige Zeit nicht versäumen. Denn Gott der Allmächtige hat fürwar uns Deutschen ietzt gnädiglich daheimen gesucht und ein recht gülden Jar aufgericht. Da haben wir ietzt die feinsten gelertisten junge Gesellen und Männer, mit Sprachen und aller Kunst geziert, welche so wol Nutz schaffen kündten, wo man ihr brauchen wöllt, das junge Volk zu leren. Ists nicht fur Augen, das man ietzt einen Knaben kan in dreien Jaren zurichten, das er in seinem funfzehenden oder achtzehenden Jar mehr kan, denn bisher alle hohen Schulen und Klöster gekund haben? Ja, was hat man gelernt in hohen Schulen und Klöstern bisher, denn nur Esel, Klötz und Blöch werden? Zwenzig, vierzig Jar hat einer gelernt und hat noch wider latinisch noch deutsch gewust. Ich schweige das schändlich, lästerlich Leben, darinnen die edle Jugent so jämerlich verderbt ist.

War ists, ehe ich wollt, das hohe Schulen und Klöster blieben so, wie sie bisher gewesen sind, das kein ander Weise zu leren und leben sollt für die Jugent gebraucht werden, wöllt ich ehe, das kein Knabe nimer nichts lernte und stum wäre. Denn es ist mein ernste Meinung, Bitt und Begirde, das dise Eselställe und Teufelsschulen entweder in Abgrund versünken oder zu christlichen Schulen verwandelt werden. Aber nu uns Gott so reichlich begnadet und solicher Leut die Menge geben hat, die das junge Volk fein leren und zihen mügen: warlich, so ist Not, das wir die Gnad Gottis nicht in Wind schlahen und lassen ihn nicht umbsonst anklopfen. Er stehet fur der Thür: wol uns, so wir ihm aufthun. Er grüsset uns: selig, der ihm antwortet. Versehen wirs, das er furüber gehet, wer will ihn wider holen?

Lasst uns unsern vorigen Jamer ansehen und die Finsternis, darinnen wir gewest seind. Ich acht, das deutsch Land noch nie so viel von Gottis Wort gehöret habe, als itzt. Man spürt je nichts in der Historien davon. Lassen wirs denn so hingehen on Dank und Ehre, so ists zu besorgen, wir werden noch greulicher Finsternis und Plage leiden. Lieben Deutschen, käuft, weil der Markt fur der Thür ist; samlet ein, weil es scheinet und gut Wetter ist; braucht Gottis Gnaden und Wort, weil es da ist. Denn das solt ihr wissen, Gottis Wort und Gnade ist ein farender Platzregen, der nicht widerkomt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewest; aber hin ist hin, sie haben nu nichts. Paulus bracht ihn in Griechenland; hin ist auch hin, nu haben sie den Türken. Rom und latinisch Land hat ihn auch gehabt; hin ist hin, sie haben nu den Bapst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und Verachtung wird ihn nicht lassen bleiben: drumb greif zu und halt zu, wer greifen und halten kan; faule Hände müssen ein böses Jar haben.

Die dritte (Ursach) ist wol die allerhöhist, nämlich Gottis Gebot, der durch Mose so oft treibt und fodert, die Eltern

sollen die Kinder leren. Und warumb leben wir Alten anders, denn das wir des jungen Volks warten, leren und aufzihen? Es ist je nicht müglich, das sich das tolle Volk sollt selbs leren und halten. Darumb hat sie uns Gott befolhen, die wir alt und erfaren sind, was ihn gut ist, und wird gar schwerlich Rechnung von uns fur dieselben fodern. Wiewol es Sünde und Schande ist, das es dahin mit uns komen ist, das wir allererst reizen und uns reizen sollen lassen, unsere Kinder und junges Volk zu zihen und ihr Bestes denken, so doch dasselb uns die Natur selbs sollt treiben. Es ist kein unvernünftig Thier, das seiner Jungen nicht wartet und leret, was ihn gepürt, on der Straus, da Gott von sagt Job 39, das „er gegen seine Jungen so hart ist, als wären sie nicht sein, und lässt seine Eier auf der Erden ligen". Und was hülfs, das wir sonst alles hätten und thäten und wären gleich eitel Heiligen, so wir das unterwegen lassen, darumb wir allermeist leben, nämlich des jungen Volks pflegen?

Ja, sprichstu, solchs alles ist den Eltern gesagt, was gehet das die Ratherrn und Oberkeit an? Ist recht geredt. Ja, wie? wenn die Eltern aber solchs nicht thun? Wer solls denn thun? Solls drumb nachbleiben und die Kinder versäumet werden? Wo will sich da die Oberkeit und Rat entschuldigen, das ihnen solchs nicht sollt gepüren?

Das es von den Eltern nicht geschicht, hat mancherlei Ursach. Aufs erst sind etliche auch nicht so frum und redlich, das sie es thäten, ob sie es gleich kündten, sondern wie die Strausse härten sie sich auch gegen ihre Jungen. Aufs ander, so ist der grösseste Haufe der Eltern leider ungeschickt dazu und nicht weis, wie man Kinder zihen und lernen soll. Denn sie nichts selbs gelernet haben, on den Bauch versorgen; und gehören sonderliche Leut dazu, die Kinder wol und recht leren und zihen sollen. Aufs dritte, ob gleich die Eltern geschickt wären und wölltens gerne selbs thun, so haben sie fur andern Geschäften und Haushalten wider Zeit noch Raum dazu, also das die Not zwinget, gemeine Zuchtmeister fur die Kinder zu halten; es wöllte denn ein jeglicher fur sich selbs einen eigen halten. Aber das würde dem gemeinen Man zu schwere, und würde abermal manch fein Knabe umb Armuts willen versäumet. Dazu, so sterben viel Eltern und lassen Weisen hinter sich, und wie dieselben durch Furmunden versorgt werden, ob uns die Erfarung zu wenig wäre, sollt uns das wol zeigen, das sich Gott selbs der Weisen Vater nennet, als dere, die von jederman sonst verlassen sind.

Darumb wills hie dem Rat und der Oberkeit gepüren, die allergrössesten Sorge und Fleis aufs junge Volk zu haben. Denn weil der ganzen Stadt Gut, Ehr, Leib und Leben ihn zu treuer Hand befolhen ist, so thäten sie nicht redlich fur Gott und der Welt, wo sie der Stadt Gedeien und Besserung nicht suchten mit allem Vermügen Tag und Nacht. Nu ligt einer Stadt Gedeien nicht alleine darin, das man grosse Schätze samle, feste Mauren, schöne Häuser, viel Büchsen und Harnisch zeuge. Ja, wo des viel ist und tolle Narren drüber komen, ist so viel deste ärger und deste grösser Schade der selben Stadt. Sondern das ist einer Stadt bestes und allerreicheste Gedeien, Heil und Kraft, das sie viel feiner, gelerter, vernünftiger, ehrbar, wol gezogener Bürger hat; die künden darnach wol Schätze und alles Gut samlen, halten und recht brauchen.

Wie hat die Stadt Roma than, die ihre Knaben also lies zihen, das sie inwendig funfzehen, achtzehen, zwenzig Jaren aufs ausbündigst kündten Lateinisch und Griechisch und allerlei freie Künste (wie man sie nennet), darnach flugs in den Krieg und Regiment; da wurden witzige, vernünftige und treffliche Leute aus, mit allerlei Kunst und Erfarunge geschickt, das, wenn man itzt alle Bischöfe und alle Pfaffen und Münche in deutschem Lande auf einen Haufen schmelzet, sollt man nicht so viel finden, als man da wol in einem römischen Kriegsknecht fand. Darumb gieng auch ihr Ding von statten; da fand man Leute,

die zu allerlei tüchtig und geschickt waren. Also hats die Not allezeit erzwungen und erhalten in aller Welt, auch bei den Heiden, das man Zuchtmeister und Schulmeister hat müssen haben, so man anders etwas Redlichs hat wöllen aus ein Volk machen. Daher ist auch das Wort „Zuchtmeister" in St. Paulo Gal. 3, 24 als aus dem gemeinen Brauch menschlichs Lebens genomen, da er spricht: „Das Gesetze ist unser Zuchtmeister gewesen."

Weil denn eine Stadt soll und mus Leute haben, und allenthalben der gröste Gebrechc, Mangel und Klage ist, das an Leuten feile, so mus man nicht harren, bis sie selbs wachsen; man wird sie auch wider aus Steinen hauen noch aus Holz schnitzen; so wird Gott nicht Wunder thun, so lange man der Sachen durch ander seine dargethane Güter geraten kan. Darumb müssen wir dazu thun und Mühe und Kost dran wenden, sie selbst erzihen und machen. Denn wes ist die Schuld, das es itzt in allen Städten so dünne sihet von geschickten Leuten, on der Oberkeit, die das junge Volk hat lassen aufwachsen, wie das Holz im Wald wächset, und nicht zugesehen, wie mans lere und zihe? Darumb ists auch so unördig gewachsen, das zu keinem Bau, sondern nur ein unnütz Gehäcke und nur zum Feurwerk tüchtig ist.

Es mus doch weltlich Regiment bleiben. Soll man denn zulassen, das eitel Rülzen und Knebel regiren, so mans wol bessern kan? Wenn man gleich den höhisten Fleis furwendet, das man eitel feine gelerte, geschickte Leut erzöge, zu regiren, es würde dennoch Mühe und Sorge gnug haben, das es wol zugienge. Wie sollt es denn zugehen, wenn man da gar nichts zu thut?

Ja, sprichstu abermal, ob man gleich sollt und müste Schulen haben, was ist uns aber nütze, lateinisch, griechisch und hebräisch Zungen und andere freie Künste zu leren? Künden wir doch wol deutsch die Bibel und Gottis Wort leren, die uns gnugsam ist zur Selickeit? Antwort: Ja, ich weis leider wol, das wir Deutschen müssen iner Bestien und tolle Thier sein und bleiben, wie uns denn die umbligende Länder nennen, und wir auch wol verdienen. Mich wundert aber, warumb wir nicht auch einmal sagen: Was sollen uns Seiden, Wein, Würze und der fremden ausländischen Ware, so wir doch selbs Wein, Korn, Wolle, Flachs, Holz und Stein in deutschen Landen, nicht allein die Fülle haben zur Narung, sondern auch die Kür und Wal zu Ehren und Schmuck? Die Künste und Sprachen, die uns on Schaden, ja gröser Schmuck, Nutz, Ehre und Frumen sind, beide zur heiligen Schrift zu verstehen und weltlich Regiment zu füren, wöllen wir verachten; und der ausländischen Ware, die uns wider not noch nütze sind, dazu uns schinden bis auf den Grat, der wöllen wir nicht geraten? Heissen das nicht billich deutsche Narren und Bestien?

Zwar, wenn kein anderer Nutz an den Sprachen wäre, sollt doch uns das billich erfreuen und anzünden, das es so ein edle, feine Gabe Gottis ist, damit uns Deutschen Gott itzt so reichlich, fast über alle Länder, heimsucht und begnadet. Man sihet nicht viel, das der Teufel die selben hätte lassen durch die hohen Schulen und Klöster aufkomen. Ja, sie haben allzeit aufs höhest dawider getobet, und auch noch toben. Denn der Teufel roch den Braten wol: wo die Sprachen herfurkämen, würde sein Reich ein Fach gewinnen, das er nicht künde leicht wider zustopfen. Weil er nu nicht hat mügen weren, das sie herfurkämen, denket er doch sie nu also schmal zu halten, das sie von ihn selbs wider sollen vergehen und fallen. Es ist ihm nicht ein lieber Gast damit ins Haus komen. Drumb will er ihn auch also speisen, das er nicht lange solle bleiben. Disen bösen Tuck des Teufels sehen unser gar wenig, lieben Herren.

Darumb, lieben Deutschen, lasst uns hie die Augen aufthun, Gott danken fur das edel Kleinod und fest drob halten, das uns nicht wider entzuckt werde, und der Teufel nicht seinen Mutwillen büsse. Denn das können wir nicht leuken, das, wiewol das Evangelion allein durch den heiligen Geist ist komen und täglich komt,

so ists doch durch Mittel der Sprachen komen und hat auch dadurch zugenomen, mus auch dadurch behalten werden. Denn gleich, als da Gott durch die Apostel wollt in alle Welt das Evangelion lassen komen, gab er die Zungen dazu. Und hatte auch zuvor durch der Römer Regiment die griechische und lateinische Sprach so weit in alle Land ausgebreitet, auf das sein Evangelion je bald fern und weit Frucht brächte. Also hat er itzt auch gethan. Niemand hat gewust, warumb Gott die Sprachen herfur lies komen, bis das man nu allererst sihet, das es umb des Evangelio willen geschehen ist, wilchs er hernach hat wöllen offinbarn und dadurch des Endchrists Regiment aufdecken und zerstören. Darumb hat er auch Griechenland dem Türken geben, auf das die Griechen, verjagt und zerstreuet, die griechische Sprach ausbrächten und ein Anfang würden, auch andere Sprachen mit zu lernen.

So lieb nu als uns das Evangelion ist, so hart last uns über den Sprachen halten. Und lasst uns das gesagt sein, das wir das Evangelion nicht wol werden erhalten on die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheiden, darin dis Messer des Geists stickt; sie sind der Schrein, darinnen man dis Kleinod trägt; sie sind das Gefäss, darinnen man disen Trank fasset; sie sind die Kemnot, darinnen dise Speise ligt; und, wie das Evangelion selbs zeigt, sie sind die Körbe, darinnen man dise Brot und Fische und Brocken behält. Ja, wo wirs versehen, das wir (da Gott fur sei) die Sprachen faren lassen, so werden wir nicht allein das Evangelion verlieren, sondern wird auch endlich dahin geraten, das wir wider lateinisch noch deutsch recht reden oder schreiben künden. Des last uns das elend greulich Exempel zur Beweisung und Warnung nemen in den hohen Schulen und Klöstern, darinnen man nicht allein das Evangelion verlernt, sondern auch lateinische und deutsche Sprache verderbet hat, das die elenden Leut schier zu lauter Bestien worden sind, wider deutsch noch lateinisch recht reden oder schreiben können und beinahend auch die natürliche Vernunft verloren haben. Es ist gewis, wo nicht die Sprachen bleiben, da mus zuletzt das Evangelion untergehen. Wilchs uns alleine sollt gnugsam bewegen, die selben mit Fleis und Ehren zu suchen und nicht zu verachten.

Ja, sprichstu, es sind viel Väter selig worden, haben auch geleret on Sprachen. Das ist war. Wo rechenstu aber auch das hin, das sie so oft in der Schrift gefeilt haben? Wie oft feilet St. Augustinus[1] im Psalter und andern Auslegung sowol als Hilarius,[2] ja auch alle, die on die Sprachen sich der Schrift haben unterwunden auszulegen? Und ob sie gleich etwa recht geredt haben, sind sie doch der Sachen nicht gewiss gewesen, ob dasselb recht an dem Ort stehe, da sie es hin deuten. Auch die heiligen Väter oft gefeilt, und weil sie der Sprachen unwissend gewesen, sind sie gar selten eines; der färet sonst, der färet so.

Darumb ist das auch ein toll Fürnemen gewesen, das man die Schrift hat wöllen lernen durch der Väter Auslegen und viel Bücher und Glossen Lesen. Man sollt sich dafür auf die Sprachen geben haben. Denn die lieben Väter, weil sie on Sprachen gewesen sind, haben sie zuweilen mit vielen Worten an einem Spruch geerbeitet und dennoch nur kaum hinnach geomet, und halb geraten, halb gefeilet. So läufestu dem selben nach mit viel Mühe, und kündtist dieweil durch die Sprachen demselben viel bas selbs raten denn der, dem du folgest. Denn wie die Sonne gegen dem Schatten ist, so ist die Sprache gegen aller Väter Glossen.

Daher gehöret auch, das S. Paulus 1 Cor. 14 will, das in der Christenheit soll das Urteil sein über allerlei Lere, dazu aller Dinge von Nöten ist, die Sprache zu wissen. Soll man denn urteilen, so mus Kunst der Sprachen da sein, sonst ists verloren. Darumb, obwol der Glaube und das Evangelion durch schlechte Prediger mag on Sprachen predigt werden, so gehet es doch faul und schwach, und man wirds zuletzt müde und

1) St. Augustinus, der bedeutendste Kirchenvater des Abendlandes, gestorben als Bischof zu Hippo Regius 430.

2) Hilarius, gestorben 366 als Bischof von Pictavium (Poitiers).

uberdrüssig und fället zu Boden. Aber wo die Sprachen sind, da gehet es frisch und stark, und wird die Schrift durchtrieben, und findet sich der Glaube imer neu durch andere und aber andere Wort und Werk.

Es soll uns auch nicht irren, das etliche sich des Geists rhümen und die Schrift geringe achten, etliche auch, wie die Brüder Valdenses, die Sprachen nicht nützlich achten. Aber, lieber Freund, Geist hin, Geist her. Ich bin auch im Geist gewesen und habe auch Geist gesehen (wenns je gelten soll von eigenem Fleisch rhümen), villeicht mehr, denn eben die selbigen noch im Jar sehen werden, wie fast sie auch sich rhümen. Auch hat mein Geist sich etwas beweiset, so doch ihrer Geist im Winkel gar still ist und nicht viel mehr thut, denn seinen Rhum aufwirft. Das weis ich aber wol, wie fast der Geist alles alleine thut; wäre ich doch allen Püschen zu ferne geweſt,[3]) wo mir nicht die Sprachen geholfen und mich der Schrift sicher und gewiſs gemacht hätten. Ich hätte auch wol haben kund frum sein und in der Stille recht predigen; aber den Bapst und die Sophisten mit dem ganzen Endechristischen Regiment würde ich wol haben lassen sein, was sie sind. Der Teufel achtet meinen Geist nicht so fast, als meine Sprache und Feder in der Schrift. Denn mein Geist nimt ihm nichts denn mich allein; aber die heiligen Schrift und Sprachen machen ihm die Welt zu enge und thut ihm Schaden in seim Reich.

Nu das sei gesagt von Nutz und Not der Sprachen und christlichen Schulen für das geistlich Wesen und zur Seelen Heil. Nu lasst uns auch den Leib furnemen, und setzen: ob schon kein Seel noch Himel oder Helle wäre, und sollten alleine das zeitlich Regiment ansehen nach der Welt, ob das selb nicht dürfe vil mehr guter Schulen und gelerter Leute denn das geistliche. Denn bisher sich des selben die Sophisten so gar nichts haben angenomen und die Schulen so gar auf den geistlichen Stand gerichtet, das gleich eine Schande gewesen ist, so ein Gelerter ist ehlich worden, und hat müssen hören sagen: Sihe, der wird weltlich und will nicht geistlich werden; gerade als wäre allein ihr geistlicher Stand Gott angenem, und der weltliche (wie sie ihn nennen) gar des Teufels und unchristlich.

Nu hie ist nicht Not zu sagen, wie das weltlich Regiment ein göttlich Ordnung und Stand ist, davon ich sonst so viel gesagt hab, das ich hoffe, es zweifel niemand dran; sondern ist zu handelen, wie man feine, geschickte Leut drein kriege. Und hie bieten uns die Heiden ein grossen Trotz und Schmach an, die vor Zeiten, sonderlich die Römer und Griechen, gar nichts gewust haben, ob solicher Stand Gott gefiele oder nicht, und haben doch mit solichem Ernst und Fleis die jungen Knaben und Meidlin lassen lernen und aufzihn, das sie dazu geschickt wurden, das ich mich unser Christen schämen mus, wenn ich dran denke, und sonderlich unser Deutschen, die wir so gar Stöck und Thier sind und sagen thürren: Ja, was sollen die Schulen, so man nicht soll geistlich werden? Die wir doch wissen, oder je wissen sollen, wie ein nötiges und nützes Ding es ist, und Gott so angenem, wo ein Fürst, Herr, Ratman oder was regirn soll, gelert und geschickt ist, den selben Stand christlich zu füren.

Wenn nu gleich (wie ich gesagt habe) keine Seele wäre, und man der Schulen und Sprachen gar nichts dürfte umb der Schrift und Gottis willen: so wäre doch allein dise Ursach gnugsam, die allerbesten Schulen beide für Knaben und Meidlin an allen Orten aufzurichten, das die Welt, auch ihren weltlichen Stand äusserlich zu halten, doch bedarf feiner, geschickter Männer und Frawen; das die Männer wol regirn künden Land und Leut, die Frawen wol zihen und halten künden Haus, Kinder und Gesinde. Nu, solliche Männer müssen aus Knaben werden, und solliche Frawen müssen aus Meidlin werden. Darumb ists zu thun, das man Knäblin und Meidlin dazu recht lere und aufzihe. Nu hab ich droben gesagt: der gemein Man thut hie nichts zu, kans

3) Die bei Luther beliebte Wendung: „allen Büschen fern sein“ bedeutet: einer Schwierigkeit nicht gewachsen sein.

auch nicht, wills auch nicht, weis auch nicht; Fürsten und Herrn solltens thun; aber sie haben aufm Schlitten zu faren, zu trinken und in der Mummerei zu laufen, und sind beladen mit hohen merklichen Geschäften des Kellers, der Küchen und der Kamer. Und obs etliche gern thäten, müssen sie die andern scheuen, das sie nicht für Narren oder Ketzer gehalten werden. Darumb wills euch, lieben Ratherrn, alleine in der Hand bleiben; ihr habt auch Raum und Fug dazu, besser denn Fürsten und Herrn.

Ja, sprichstu, ein jeglicher mag seine Töchter und Söne wol selber leren oder je zihen mit Zucht. Antwort: Ja, man sihet wol, wie sichs leret und zeucht. Und wenn die Zucht aufs höhest getrieben wird und wol gerät, so komts nicht ferner, denn das ein wenig ein eingezwungen und ehrbar Gebärde da ist; sonst bleibens gleichwol eitel Holzböcke, die wider hievon noch davon wissen zu sagen, niemand wider raten noch helfen können. Wo man sie aber leret und zöge in Schulen oder sonst, da gelerte und züchtige Meister und Meisterinn wären, die da die Sprachen und andere Künst und Historien lereten, da würden sie hören die Geschichte und Sprüche aller Welt, wie es diser Stadt, disem Reiche, disem Fürsten, disem Man, disem Weibe gangen wäre, und kündten also in kurzer Zeit gleich der ganzen Welt von Anbeginn Wesen, Leben, Rat und Anschläge, Gelingen und Ungelingen fur sich fassen, wie in ein Spigel, daraus sie denn ihren Sinn schicken und sich in der Welt Lauf richten kündten mit Gottisfurcht, dazu witzig und klug werden aus den selben Historien, was zu suchen und zu meiden wäre in disem äusserlichen Leben, und andern auch darnach raten und regirn. Die Zucht aber, die man daheime on solche Schulen furnimt, die will uns weise machen durch eigen Erfarung. Ehe das geschicht, so sind wir hundertmal todt und haben unser Leben lang alles unbedächtig gehandelt; denn zu eigener Erfarung gehört viel Zeit.

Weil denn das junge Volk mus lecken und springen oder je was zu schaffen haben, da es Lust innen hat, und ihm darin nicht zu weren ist, auch nicht gut wäre, das mans allen weret: warumb sollt man denn ihm nicht solche Schulen zurichten und solche Kunst furlegen? Sintemal es itzt von Gottis Gnaden alles also zugericht ist, das die Kinder mit Lust und Spiel leren kündten, es seien Sprachen oder ander Künst oder Historien. Und ist itzt nicht mehr die Helle und das Fegfeuer unser Schulen, da wir innen gemartert sind über den Casualibus und Temporalibus,[4]) da wir doch nichts denn eitel nichts gelernt haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer. Nimt man so viel Zeit und Mühe, das man die Kinder spielen auf Karten, singen und tanzen leret, warumb nimt man nicht auch so viel Zeit, das man sie lesen und ander Künst leret, weil sie jung und müssig, geschickt und lüstig dazu sind. Ich rede fur mich: Wenn ich Kinder hätte und vermöchts, sie müssten mir nicht alleine die Sprachen und Historien hören, sondern auch singen und die Musika mit der ganzen Mathematika lernen. Denn was ist dis alles, denn eitel Kinderspiel, darinnen die Griechen ihre Kinder vor Zeiten zogen, dadurch doch wundergeschickte Leute aus worden, zu allerlei hernach tüchtig? Ja, wie leid ist mirs itzt, das ich nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe, und mich auch dieselben niemand gelernt hat. Habe dafur müst lesen des Teufels Dreck, die Philosophos und Sophisten, mit großer Kost, Erbeit und Schaden, das ich gnug habe dran auszufegen.

So sprichstu: Ja, wer kan seiner Kinder so emperen und alle zu Junkern ziehen? Sie müssen im Hause der Erbeit warten usw. Antwort: Ists doch auch nicht meine Meinung, das man solche Schulen anrichte, wie sie bisher gewesen sind, da ein Knabe zwenzig oder dreissig Jar hat über dem Donat und Alexander[5])

---

1) Gemeint ist die unmenschlich grausame Methode bei den Deklinations- und Konjugationsübungen.

5) Lateinische Grammatiken. Aelius Donatus schrieb seine lateinische Sprachlehre um 353, Alexander de Villa Dei um 1220. Diese war in Versen verfaßt und war im 16. Jahrhundert ziemlich allgemein im Gebrauch.

gelernt und dennoch nichts gelernt. Es ist itzt ein ander Welt, und gehet anders zu. Mein Meinung ist, das man die Knaben des Tags eine Stund oder zwo lasse zu solcher Schule gehen und nichts deste weniger die ander Zeit im Hause schaffen, Handwerk lernen und wozu man sie haben will, das beides mit einander gehe, weil das Volk jung ist und gewarten kan. Bringen sie doch sonst wol zehn mal so viel Zeit zu mit Käulichen schiessen, Ball spielen, Laufen und Rammeln. Also kan ein Meidlin ja so viel Zeit haben, das sie des Tages eine Stunde zur Schule gehe und dennoch seins Geschäfts im Hause wol warte; verschläfts und vertanzet und verspielet es doch wol mehr Zeit. Es feilet allein daran, das man nicht Lust noch Ernst dazu hat, das junge Volk zu zihen, noch der Welt helfen und raten mit feinen Leuten. Der Teufel hat viel lieber grobe Blöche und unnütze Leut, das den Menschen ja nicht zu wol gehe auf Erden.

Welche aber der Ausbund darunter wären, der man sich verhofft, das geschickte Leut sollen werden zu Lerer und Lererin, zu Prediger und andern geistlichen Aemptern, die soll man deste mehr und länger dabei lassen oder ganz daselbs zu verordenen.

Darumb es hohe Not ist, nicht alleine der jungen Leut halben, sondern auch beider unser Stände, geistlich und weltlich, zurhalten, das man in diser Sachen mit Ernst und in der Zeit dazu thu, auf das wirs nicht hinten nach, wenn wirs versäumet haben, villeicht müssen lassen, ob wirs denn gerne thun wollten und umbsonst den Reuling uns mit Schaden beissen lassen ewiglich.

Darumb, lieben Herren, lasst euch das Werk anligen, das Gott so hoch von euch fodert, das euer Ampt schuldig ist, das der Jugent so not ist, und des wider Welt noch Geist emperen kan. Wir sind leider lang gnug im Finsternis verfaulet und verdorben; wir sind allzu lange gnug deutsche Bestien gewesen. Last uns einmal auch der Vernunft brauchen, das Gott merke die Dankbarkeit seiner Güter, und ander Lande sehen, das wir auch Menschen und Leute sind, die etwas Nützlichs entweder von ihn lernen oder sie leren kündten, damit auch durch uns die Welt gebessert werde. Ich habe das Meine gethan. Ich wollt je deutschem Lande gerne geraten und geholfen haben, ob mich gleich etlich darüber werden verachten und solchen treuen Rat in Wind schlahen und bessers wissen wöllen; das mus ich geschehen lassen. Ich weis wol, das andere kündten besser haben ausgericht; auch, weil sie schweigen, richt ichs aus, so gut als ichs kan. Es ist je besser dazu *gered*, wie ungeschickt es auch sei, denn aller Dinge davon *geschwigen*. Und bin der Hoffnung, Gott werde je euer etliche erwecken, das mein treuer Rat nicht gar in die Aschen falle, und werden ansehen nicht den, der es redt, sondern die Sach selbs bewegen und sich bewegen lassen.

Am letzten ist auch das wol zu bedenken allen denjenigen, so Lieb und Lust haben, das solche Schulen und Sprachen in deutschen Landen aufgericht und erhalten werden, das man Fleis und Koste nicht spare, gute Librareien oder Bücherhäuser, sonderlich in den grossen Städten, die solichs wol vermügen, zu verschaffen. Denn so das Evangelion und allerlei Kunst soll bleiben, mus es je in Bücher und Schrift verfasset und angebunden sein. Und das nicht alleine darumb, das diejenigen, so uns geistlich und weltlich fürstehen sollen, zu lesen und studirn haben, sondern das auch die guten Bücher behalten und nicht verloren werden samt der Kunst und Sprachen, so wir itzt von Gottis Gnaden haben.

Aber mein Rat ist nicht, das man on Unterschied allerlei Bücher zu Hauf raffe, und nicht mehr gedenke denn nur auf die Menge und Haufen Bücher. Ich wollt die Wal drunter haben, das nicht not sei aller Juristen Comment, aller Theologen Sententiarum und aller Philosophen Quästiones und aller Müniche Sermones zu samlen. Ja, ich wollt solchen Mist ganz ausstossen und mit rechtschaffenen Büchern meine Librarei versorgen und gelerte Leut darüber zu Rat nemen.

Erstlich sollt die heilige Schrift beide auf lateinisch, griechisch, hebräisch und deutsch, und ob sie noch in mehr Sprachen wäre, drinnen sein. Darnach die besten Ausleger und die ältisten, beide griechisch, hebräisch und lateinisch, wo ich sie finden künde. Darnach solche Bücher, die zu den Sprachen zu lernen dienen, als die Poeten und Oratores, nicht angesehen, ob sie Heiden oder Christen wären, griechisch oder lateinisch; denn aus solchen mus man die Grammatika lernen. Darnach sollten sein die Bücher von den freien Künsten, und sonst von allen andern Künsten. Zuletzt auch Bücher der Recht und Erzeneibücher, wiewol auch hie unter den Commenten einer guten Wal not ist.

Mit den fürnemsten aber sollten sein die Chroniken und Historien, waserlei Sprachen man haben künde; denn die selben wundernütz sind, der Welt Lauf zu erkennen und zu regiren, ja auch Gottis Wunder und Werk zu sehen. O wie manche feine Geschichte und Sprüche sollt man itzt haben, die in deutschen Landen geschehen und gangen sind, der wir itzt gar keins wissen. Das macht, niemand ist da gewesen, der sie beschrieben oder, ob sie schon beschrieben gewest wären, niemand die Bücher gehalten hat; darumb man auch von uns Deutschen nichts weis in andern Landen, und müssen aller Welt die deutschen Bestien heissen, die nichts mehr kündten, denn kriegen und fressen und saufen. Aber die Griechischen und Lateinischen, ja auch die Hebräischen haben ihr Ding so gnau und fleissig beschrieben, das, wo auch ein Weib oder Kind etwas Sonderlichs gethan oder geredt hat, das nuns alle Welt lesen und wissen. Dieweil sind wir Deutschen noch imer Deutschen und wöllen Deutsche bleiben.

Weil uns denn itzt Gott so gnädiglich beraten hat mit aller Fülle, beide der Kunst, gelerter Leute und Bücher, so ists Zeit, das wir ernten und einschneiden das Beste, das wir kündten, und Schätze samlen, damit wir etwas behalten auf das Zukünftige von disen gülden Jaren, und nicht dise reiche Ernte versäumen. Denn es zu besorgen ist, und itzt schon wieder anfähet, das man imer neu und ander Bücher macht, das zuletzt dahin kome, das durch des Teufels Werk die guten Bücher, so itzt durch den Druck herfurbracht sind, widerumb unterdrückt werden, und die losen, heillosen Bücher von unnützen und tollen Dingen wider einreissen und alle Winkel füllen.

Derhalben bit ich euch, meine lieben Herrn, wöllet dise meine Treue und Fleis bei euch lassen Frucht schaffen. Und ob etlich wären, die mich zu geringe dafur hielten, das sie meins Rats sollten leben oder mich als den Verdamten von den Tyrannen verachten: die wolten doch das ansehen, das ich nicht das Meine, sondern allein des ganzen deutschen Lands Glück und Heil suche. Und ob ich schon ein Narr wäre und träfe doch was Guts, sollts je keinem Weisen ein Schande dünken, mir zu folgen. Und ob ich gleich ein Türke und Heide wäre, so man doch sihet, das nicht mir daraus kan der Nutz komen, sondern den Christen, sollen sie doch billich meinen Dienst nicht verachten. Es hat wol ehemals ein Narr bas zu geraten, denn ein ganzer Rat der Klugen. Mose musste sich von Jethro leren lassen.

Hiemit befilh ich euch alle Gottis Gnaden. Der wöllt eur Herzen erweichen und anzünden, das sie sich der armen, elenden, verlassenen Jugent mit Ernst annemen und durch göttliche Hilfe ihn raten und helfen zu seligem und christlichem Regiment deutsches Lands, an Leib und Seel mit aller Fülle und Ueberflus, zu Lob und Ehren Gott dem Vater durch Jesum Christum unsern Heiland. Amen.

4. Etliche Briefe Luthers.

An seine Tischgesellen in Wittenberg.

Koburg, 28. April 1530.

Während des Reichstages zu Augsburg hatte der fürsorgliche Kurfürst Johann, während er selber auf den Reichstag gezogen war, Luther, über dem die Reichsacht schwebte, Schloß Koburg als schützenden Aufenthaltsort angewiesen. Luther bewohnte auf der Feste ein hochgelegenes

Haus, mit dem Blick auf eine kleine Waldung, die zu jeder Tageszeit von dem Geschwirr und Geschrei der Krähen, Dohlen und Raben widerhallte. Ihr Getümmel und Gebaren zu beobachten, machte ihm eine helle Freude, und mehrfach erwähnt er sie in seinen Briefen aus Koburg, „dem Reiche der Dohlen". Launig vergleicht er in dem hier mitgeteilten Briefe ihre Versammlung mit einem Reichstage, auf den er nun doch gekommen sei, und deutet die schwarze räuberische Gesellschaft der Dohlen auf die Papisten. Der Brief, „eine der besten Proben seines poetischen Humors", ist an seine Tischgesellen in Wittenberg gerichtet.

Gnade und Friede in Christo, lieben Herrn und Freunde! Ich hab euer aller Schreiben empfangen, und wie es allenthalben zustehet, vernomen. Auf das ihr widerumb vernemet, wie es hie zustehet, füge ich euch zu wissen, das wir, nämlich ich, Magister Veit und Cyriacus, nicht auf den Reichstag gen Augsburg zihen; wir sind aber sonst wol auf einen andern Reichstag komen.

Es ist ein Rubet[1]) gleich für unserm Fenster hinunter, wie ein kleiner Wald, da haben die Dolen und Kräen einen Reichstag hingelegt. Da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht one Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll. Da keckt Jung und Alt durch einander, das mich wundert, wie Stim und Odem so lang währen möge. Und möchte gern wissen, ob auch solches Adels und reisigen Zeugs auch etliche noch bei euch wären; mich dünkt, sie seien aus aller Welt hieher versamlet.

Ich hab ihren Keiser noch nicht gesehen, aber sonst schweben und schwänzen der Adel und grossen Hansen imer fur unsern Augen, nicht fast köstlich gekleidet, sondern einfältig in einerlei Farbe, alle gleich schwarz, und alle gleich grauaugig, singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und der Alten, Grossen und Kleinen. Sie achten auch nicht der grossen Palast und Saal, denn ihr Saal ist gewelbet mit dem schönen weiten Himel; ihr Bodem ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen grünen Zweigen; so sind die Wände so weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen und Harnisch, sie haben gefiderte Räder, damit sie auch den Büchsen empfliehen und ein Zorn entsitzen können. Es sind grosse mächtige Herren; was sie aber beschliessen, weis ich noch nicht.

So viel ich aber von einem Dolmetscher habe vernomen, haben sie für einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gersten, Hafern, Malz und allerlei Korn und Getraidig; und wird mancher Ritter hie werden und grosse Thaten thun.

Also sitzen wir hie im Reichstag, hören und sehen zu mit grosser Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herrn samt andern Ständen des Reichs so frölich singen und wolleben. Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwänzen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen,[2]) das sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, das sie allzumal an einen Zaunstecken gespiesset wären.

Ich halt aber, es sei nichts anders denn die Sophisten und Papisten mit ihrem Predigen und Schreiben. Die mus ich alle auf eim Haufen also fur mir haben, auf das ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten und sehe, wie seer nützlich Volk es ist, alles zu verzeren, was auf Erden, und dafür kecken, fur die lange Weil. — Heute haben wir die erste Nachtigal gehöret; denn sie hat dem April nicht wöllen trauen. Es ist bisher eitel köstlich Wetter gewest, hat noch nie geregenet, one gestern ein wenig. Bei euch wirds villeicht anders sein. Hiemit Gott befolhen, und haltet wol Haus. Aus dem Reichstag der Malzstürken, XXVIII. Aprilis. Anno M. D. XXX.

Martinus Luther. D.

An Wolfgang Sieberger.

1534.

Luthers Diener Wolfgang Sieberger hatte sich bei Wittenberg einen Vogelherd angelegt, was Luther mißbilligte und ihm in launiger Weise verwies, indem er eine Klagschrift der Amseln, Finken, Drosseln und „anderer frommen Vögel" gegen ihn

1) lat. rubetum = Gebüsch, Gehölz.

2) Die Waffen senken zum Angriff.

auffsetzte und ihm in ihrem Namen überreichte. Der Brief zeugt von Luthers launigem Humor und dem gemütlichen Verhältnis zu seinen Leuten.

Unserm günstigen Herrn, Doctori Martino Luther, Prediger zu Wittenberg.

Wir Drosseln, Amseln, Finken, Hänfling, Stieglitzen samt andren frommen erbarn Vögeln, so diesen Herbst über Wittenberg reisen sollen, fügen Euer Liebe zu wissen, wie wir gläublich berichtet werden, das einer, genant Wolfgang Siberger, Euer Diener, sich unterstanden habe einer grossen frevenlicher Turst[1]) und etliche alte verdorbene Netze aus grossem Zorn und Hass über uns teuer gekauft, damit einen Finkenherd anzurichten; und nicht allein unsern lieben Freunden und Finken, sondern auch uns allen die Freiheit, zu fliehen in der Luft und auf Erden Körnlin zu lesen, von Gott uns gegeben, zu weren furnimet, dazu uns nach unserem Leib und Leben stellet, so wir doch gegen ihm gar nichts verschulder, noch solche ernstliche und geschwinde Turst umb ihn verdiener. Weil denn das alles, wie ihr selbst könt bedenken, uns armen freien Vögeln (so zuvor weder Scheune noch Häuser noch etwas drinnen haben) eine fährliche und grosse Beschwerung, ist an Euch unser demütige und freundliche Bitte, ihr wollet Euern Diener von solcher Turst weisen, oder wo das nicht sein kan, doch ihn dahin halten, das er uns des Abends zuvor sträue Körner auf den Herd, und morgens für acht Uhr nicht aufstehe und auf den Herd gehe; so wollen wir denn unsern Zug über Wittenberg hin nemen. Wird er das nicht thun, sondern uns also frevenlich nach unserm Leben stehen, so wollen wir Gott bitten, das er ihm steuere, und er des Tages auf dem Herde Frösche, Heuschrecken und Schnecken an unser Stat habe und zu Nacht von Mäusen, Flöhen, Läusen, Wanzen überzogen werde, damit er unser vergesse und den freien Flug uns nicht wehre. Worumb gebrauchet er solchen Zorn und Ernst nicht wider die Sperling, Schwalben, Elstern, Dolen, Raben, Mäuse und Ratten, welche Euch doch viel Leids thun, stelen und rauben, und auch aus den Häusern Korn, Hafern, Malz, Gersten usw. entragen, welchs wir nicht thun, sondern allein das kleine Bröckeln und einzelen verfallen Körnlin suchen. Wir stellen solche unsere Sache auf rechtmässige Vernunft, ob uns von ihm nicht mit Unrecht so hart wird nachgestellet. Wir hoffen aber zu Gott, weil unser Brüder und Freunde so viel diesen Herbst für ihme blieben und ihm entflohen sind, wir wollen auch seinen losen und faulen Nexen, so wir geitern gesehen, entfliehen. Gegeben in unserm himlischen Sitz unter den Bäumen, unter unserm gewönlichen Sigel und Federn.

1) Keckheit, Verwegenheit.

An seine Hausfrau.

25. Januar 1546.

Luther war am 23. Januar 1546 nach Eisleben gereist, um dort Streitigkeiten zwischen den Grafen Mansfeld schlichten zu helfen, und hatte seine drei Söhne mitgenommen. Unterwegs, in Halle, wo sie am 25. morgens anlangten, waren sie durch eine Überschwemmung der Saale und durch Eisgang drei Tage festgehalten worden. Diesen Aufenthalt ihrer Reise meldet Luther seiner Frau in launiger Weise.

Meiner freundlichen, lieben Käthen Lutherin zu Wittenberg zu Handen.

Gnad und Friede im Herrn! Liebe Käthe! Wir sind heute umb acht Uhr zu Halle ankommen, aber nach Eisleben nicht gefahren: denn es begegnete uns eine grosse Wiedertäuferin mit Wasserwogen und grossen Eisschollen, die das Land bedeckete; die dräuete uns mit der Wiedertaufe. So konten wir auch nicht wieder zurück kommen von wegen der Mulda, musten also zu Halla zwischen den Wassern stille liegen. Nicht das uns darnach durstete zu trinken, sondern namen gut Torgisch Bier und guten Reinischen Wein darfür; damit labeten und trösteten wir uns dieweil, ob die Saala wolte wieder ausszürnen. Dann weil die Leute und Fuhrmeister, auch wir selbst zaghaftig waren, haben wir uns nicht wollen in das Wasser begeben, und Gott versuchen. Dann der Teufel ist uns gram, und wohnet im Wasser; und ist

besser verwahret denn beklaget, und ist ohne Noth, das wir dem Bapst samt seinen Schupen eine Narrenfreude machen solten. Ich hätte nicht gemeinet, das die Saala eine solche Sod machen könte, das sie über Steinwege und alles so rumpeln solte. Jzo nicht mehr dann: betet für uns und seid fromm. Ich halte, wärestu hie gewesen, so hättestu uns auch also zu thun gerathen: so hätten wir deinem Rathe auch einmal gefolget.

Hiermit Gott befohlen! Amen. Zu Halla am S. Paulus Bekehrungstage Anno 1546. Martinus Luther D.

5. Der XLVI. Psalm.

Deus noster refugium et virtus etc.

Nach der ersten erhaltenen, im Jahre 1530 von dem Kapellmeister Johann Walther besorgten Niederschrift.

1. Ein feste burgh ist vnser got,
ein gute wehr vnd waffen.
Er hilft vns frey aus aller not,
die vns itzt hat betroffen.
Der alt böse feindt
mit ernst ers itzt meint,
gros macht vnd viel list
sein grausam rüstung ist,
auf erd ist nicht seins gleichen.

2. Mit vnser macht ist nichts gethan,
wir sind gar bald verloren,
es streit für vns der rechte man
den got hat selbs erkoren.
Fragstu, wer der ist?
Er heist Jhesus Christ,
der HERR Zebaoth,
vnd ist kein ander got,
das felt mus er behalten.

3. Vnd wen die welt vol teufel wer
vnd wolt vns gar verschlingen,
so furchten wir vns nicht so sehr,
es sol vns doch gelingen.
der fürst dieser welt,
wie sawr er sich stelt,
thut er vns doch nicht,
das macht, er ist gericht,
ein wörtlein kan in fellen.

4. Das wort sie söllen lassen stan
vnd kein danck dazu haben;
er ist bey vns wol auf dem plan
mit seinem geist vnd gaben.
Nemen sie den leib,
gut, ehr, kind vnd weib,
las faren dahin,
sie habens kein gewin,
das reich mus vns doch bleiben.

§ 15. Das evangelisch-lutherische Kirchenlied.

Das evangelisch-lutherische Kirchenlied, dieser herrliche Zweig der deutschen poetischen Literatur, ist ein Erzeugnis der Reformation. Wohl hatte es schon vorher deutsche geistliche Lieder gegeben, doch wurden sie nicht in den Kirchen gesungen, denn seit Gregor dem Großen gab es in der römischen Kirche keinen Gemeindegesang mehr. Ursache war die im Gottesdienst gebräuchliche lateinische Sprache sowie die scharfe Scheidung des Laienstandes vom Klerus, der in seiner herrschenden Stellung die Kirche nicht zur Volkskirche werden ließ, in der das Volk mit jenem sich eins fühlte in der Glaubensgemeinschaft in Christo. Jahrhundertelang beschränkte sich daher die Beteiligung des Volkes an den gottesdienstlichen Handlungen auf das bloße Kyrie eleison, und wo endlich ein deutsches Lied erschallte, da war es nur geduldet.

Mit der Reformation, die die christliche Freiheit und das Priestertum aller Gläubigen verkündete, wurden dem geknechteten Christenvolk seine Rechte wiedererstattet. Die Scheidewand zwischen Klerus und Laien fiel, die hierarchisch bevormundete Kirche wurde eine Volksgemeinde. Die Folge davon war, daß Luther, der große Reformator, gemäß dem Willen des Herrn, daß

die ganze Gemeinde Gott lobsingen soll, allenthalben den Gemeindegesang einführte und ihn zu einem wesentlichen Bestandteil des lutherischen Gottesdienstes machte. Da jedoch keine brauchbaren Lieder vorhanden waren, so entschied sich Luther zu einer höchst bedeutungsvollen Tat — er trat als Dichter auf, und mit sicherem Griff erfaßte er des Kirchenliedes Eigenart: ebenso wahrhaft christlich als echt volkstümlich sollte es sein, um seinen Zweck zu erreichen. Und diesen Charakter trägt denn auch das Lied der Reformationszeit. Ganz objektiv, ohne den Ausdruck persönlicher Gemütsstimmung, singt es in naiver, herzlicher, kecker Weise die großen Taten des Heils. In ihm bekennt die ganze Kirche ihren Glauben, preist ihren Gott für seine seligmachende Gnade, freut sich seiner liebevollen Gemeinschaft, trotzt allen ihren Feinden. Meisterhafte Melodien sicherten den Liedern eine um so größere Beliebtheit.

Luther schuf 37 Lieder, teils freie Übersetzungen lateinischer Hymnen, z. B. Wir glauben all' an einen Gott, teils Überarbeitungen deutscher Originallieder, z. B. Gott sei gelobet und gebenedeiet, teils Bearbeitungen von Bibelstellen, z. B. Es wollt' uns Gott genädig sein (Ps. 67), teils selbständige Lieder, z. B. Nun freut euch, liebe Christen g'mein. Alle verraten seine außerordentliche Sprachgewalt, sind kernig und kraftvoll. Metrische Härten sind aus der damaligen Weise der Silbenzählung zu erklären, und bewunderungswürdig ist, daß Luthers Sprachgefühl doch fast stets das Richtige zu treffen wußte. An fast jedes Lied knüpfen sich historische Erinnerungen. Unter den Klängen von „Ein' feste Burg", dem gewaltigen Schlachtgesang der gesamten protestantischen Kirche, gingen die Salzburger Emigranten in die Verbannung, ging Gustav Adolf in die Schlacht bei Breitenfeld. Mit dem Lied „Ach Gott vom Himmel, sieh darein" vertrieben die Braunschweiger einen päpstlichen Prediger von der Kanzel usw.

Auf Luthers Anregung traten nun auch andere poetisch begabte Männer als Kirchenlieddichter auf und schufen unvergängliche Perlen des Gemeindegesangs. Genannt seien beispielsweise folgende Dichter mit den bekanntesten ihrer Lieder:

Paul Speratus, der Reformator Preußens (gest. 1554): Es ist das Heil uns kommen her, ein Lied, das mit Recht ein Wegbereiter der Reformation genannt wird. Es hat Magdeburg, Waiblingen, Heidelberg fürs Luthertum gewonnen;

Nik. Decius, erst Mönch, dann später Prediger in Stettin (gest. 1529 ?): Allein Gott in der Höh' sei Ehr' (nach dem alten hymnus angelicus: Gloria in excelsis Deo, et in terra pax, hominibus bonae voluntatis), und O Lamm Gottes unschuldig (Bearbeitung des alten Hymnus: Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis);

Paul Eber, Professor und Superintendent zu Wittenberg (gest. 1569): Wenn wir in höchsten Nöten sein; Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott;

Lazarus Spengler, Ratsschreiber in Nürnberg (gest. 1534): Durch Adams Fall ist ganz verderbt;

Joh. Gramann, Speratus' Mitarbeiter bei der Einführung der Reformation in Preußen, Prediger in Königsberg (gest. 1541): Nun lob', mein' Seel', den Herren;

Nik. Hermann, Kantor in Joachimstal (gest. 1561): Lobt Gott, ihr Christen allzugleich; Hinunter ist der Sonnenschein;

Michael Weiße, deutscher Prediger in Böhmen (gest. 1540), Übersetzer und Bearbeiter böhmischer Hussitenlieder: Nun laßt uns den Leib begraben; Gottes Sohn ist kommen.

Einer etwas späteren Zeit gehören an:

Barth. Ringwald, Prediger in der Mark Brandenburg (gest. 1599): Es ist gewißlich an der Zeit (Bearbeitung des erschütternden Requiems von Thomas de Celano: Dies irae, dies illa);

Nik. Selnecker, Hofprediger in Dresden, zuletzt nach vielen Verfolgungen

während der kalvinistischen Streitigkeiten Superintendent in Leipzig (gest. 1592): Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ;

Martin Schalling, von den Kalvinisten aus seinem Amte in Amberg vertrieben, dann Prediger in Nürnberg (gest. 1608): Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr;

Phil. Nicolai, zuletzt Prediger in Hamburg (gest. 1608): Wie schön leuchtet der Morgenstern, Wachet auf! ruft uns die Stimme, beide gedichtet 1598 zu Unna in Westfalen zur Zeit einer schrecklichen Pest, die binnen kurzem 1400 Menschen dahinraffte;

Val. Herberger, Prediger zu Fraustadt in Polen (gest. 1627): Valet will ich dir geben, gedichtet 1613 in stündlicher Todesgefahr während der Pest, die jahrelang in seiner Gemeinde wütete.

Der von Luther angeschlagene Ton klang auch im 17. Jahrhundert weiter und entfaltete sich jetzt zu immer reicheren Harmonien. Die furchtbare Not und Drangsal des Dreißigjährigen Krieges zeitigte insonderheit jene unvergänglichen *Kreuz- und Trostlieder*, in denen das zerschlagene Herz in Jesu Hilfe und Erquickung suchte. Nach und nach nehmen die Lieder jetzt einen mehr *subjektiven* Charakter an. Es ist nicht mehr die *Kirche*, die durch die Dichter singt; nicht das *allgemeine*, sondern das *besondere* christliche Bewußtsein kommt zur Darstellung. An der Schwelle dieser neuen Richtung steht Paul Gerhardt, von dessen Liedern Wackernagel sagt: „Gerhardts Lieder spiegeln den Übergangscharakter seiner Zeit ab, wo neben dem christlichen Gemeindebewußtsein das persönliche Gefühlsleben, die subjektive Richtung, anfing, sich geltend zu machen, so daß man ihn für den letzten und zugleich vollendetsten der streng kirchlichen Dichter ansehen, ihn aber auch die Reihe derjenigen Dichter eröffnen lassen kann, in deren Liedern Preis und Anbetung des geoffenbarten Gottes zurücktreten vor dem Ausdruck der Empfindungen, die sich der Seele im Anschauen ihres Verhältnisses zu Gott, dem sich offenbarenden Heil, bemächtigen." — Äußerlich gewinnen die Lieder, den früheren gegenüber, durch den mächtigen Einfluß der durch Martin Opitz (S. 96) gehobenen weltlichen Poesie an Korrektheit der Sprache und fließendem, gefälligem Versbau. Zugleich tritt an Stelle der früheren körnigen Kürze eine gewisse Breite.

Die hervorragendsten Dichter dieser Periode sind:

Joh. Heermann, nach einer ununterbrochenen Kette von Leiden jeder Art gestorben als Pastor zu Cöben 1647, Dichter von 400 Liedern, z. B. Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen; Rett', o Herr Jesu, rett' dein' Ehr'; Wo soll ich fliehen hin; O Gott, du frommer Gott; Zion klagt mit Angst und Schmerzen;

Matth. Meyfart, Professor in Erfurt (gest. 1642): Jerusalem, du hochgebaute Stadt;

Martin Rinckart, Pastor zu Eilenburg in Sachsen (gest. 1649): Nun danket alle Gott (gedichtet 1630 [?] für die Hausandacht, später zum deutschen Tedeum geworden), gesungen von dem preußischen Heer nach dem Sieg bei Leuthen, 5. Dezember 1757 (vgl. S. 347);

Josua Stegmann, Superintendent zu Rinteln (gest. 1632): Ach bleib mit deiner Gnade;

Justus Gesenius, Superintendent in Hannover (gest. 1671): Wenn meine Sünd' mich kränken;

Joh. Rist, Prediger in Wedel im Holsteinschen, gekrönter Poet und Herzoglich-Mecklenburgischer Kirchenrat, 1653 vom Kaiser Ferdinand III. geadelt (gest. 1667): Auf, auf, ihr Reichsgenossen; O Traurigkeit, o Herzeleid; Werde munter, mein Gemüte;

der schon oben erwähnte **Paul Gerhardt,** der größte geistliche Dichter der evangelisch-lutherischen Kirche nach Luther, seit 1656 Diakonus in Berlin, 1666 abgesetzt, weil er sich dem Edikt des Großen Kurfürsten, alles Polemisieren auf der Kanzel zu lassen, gewissenshalber nicht fügen konnte, gestorben als Archidiakonus

in Lübben 1676. Seine 120 Kirchenlieder, gleich ausgezeichnet durch herrlichen Inhalt wie durch schöne Form, gehören zu den kostbarsten Kleinoden unseres Kirchengesanges, z. B. Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld; O Haupt voll Blut und Wunden; Nun ruhen alle Wälder; Befiehl du deine Wege; Nun danket all' und bringet Ehr' u. a.;

Paul Gerhardt.

Georg Neumark, Bibliothekar zu Weimar, gestorben als Herzoglicher Archivsekretär 1681: Wer nur den lieben Gott läßt walten;

Samuel Rodigast, Rektor in Berlin (gest. 1708): Was Gott tut, das ist wohlgetan;

Joachim Neander, reformierter Prediger in Bremen (gest. 1680): Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren;

Johann Frank, nach Paul Gerhardt der größte Dichter dieser Zeit; gestorben als Bürgermeister zu Guben in der Niederlausitz 1677. Von seinen 110 Liedern seien genannt: Schmücke dich, o liebe Seele; Jesu, meine Freude.

Außer den Genannten verdienten noch viele andere Sänger dieser Periode Erwähnung; auch die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte unter dem Einfluß des Pietismus noch manche herrliche Gabe; wir nennen nur: Lobe den Herren, o meine Seele, von Dan. Herrenschmidt, Professor in Halle (gest. 1723); Eins ist not, von Heinr. Schröder, Pastor im Magdeburgischen (gest. 1728); Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen, von Christoph Deßler, Konrektor in Nürnberg (gest. 1722); Seelenbräutigam, Jesu, Gottes Lamm, von Adam Drese (gest. 1701); doch möge das Obige genügen, um den außerordentlichen Reichtum der lutherischen Kirche an geistlichen Liedern kennen zu lernen.

§ 16. Hans Sachs.

Hans Sachs wurde 1494 zu Nürnberg geboren, besuchte die Lateinschule, lernte das Schusterhandwerk und wurde zu gleicher Zeit von dem Leineweber Lienhard Nunnenbeck im Meistergesang unterwiesen. Nach fünfjähriger Wanderschaft durch Deutschland ließ er sich 1516 in seiner Vaterstadt als Schuhmachermeister nieder und starb 1576. — *Sachs ist der fruchtbarste Dichter der Reformationszeit.* Außerordentlich belesen in der Bibel, der Kirchen- und Weltgeschichte, der griechischen, römischen und zeitgenössischen Literatur, in Sagen und Märchen, dazu ein trefflicher Menschenkenner mit scharfem Blick für die Schwächen und Vorzüge der einzelnen Stände, dichtete der fleißige, begabte Mann „über alles", ohne freilich in eigner Erfindung Hervorragendes zu leisten. Vornehmlich Meistersänger, widmete er sich jedoch allen möglichen Dichtungsarten. Seinen Ruhm begründete er durch seine von köstlichem Humor übersprudelnden *Schwänke* und durch seine *Dramen*, die sich von den Fastnachtsspielen früherer Zeit sehr vorteilhaft unterscheiden, jedoch nicht nach dem Kunstmaßstab jetziger Zeit beurteilt werden dürfen. Er war ein treuer Patriot und ein eifriger Förderer der Reformation. Immer wieder sprach er es in seinen Dichtungen aus, daß er

der Welt nützlich sein, vor allem aber Gottes Ruhm und Ehre fördern wolle.

Von seinen Zeitgenossen hochgeehrt, war er im 17. Jahrhundert vergessen, bis er durch Goethe wieder zu Ehren gebracht wurde. („In Froschpfuhl all das Volk verbannt, das seinen Meister je verkannt.") Hans Sachs gab schon 1567 die Gesamtzahl seiner Werke auf 6048 an, darunter 208 „fröliche Comedi, traurige Tragedi, auch kurzweilige Spil", 1700 Schwänke und Gespräche, Fabeln, Sprüche, geistliche Lieder usw.

Hans Sachs.

1. Die Wittembergisch Nachtigall, die man iez höret überall.

(Gekürzt.)

Wach auf, es nahent gen dem Tag!
Ich hör singen im grünen Hag
Ein wunigliche Nachtigall.
Ir Stim durchklinget Berg und Tal.
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag get auf von Orient,
Die rotbrünstige[1]) Morgenröt
Her durch die trüben Wolken get,
Daraus die liechte Sonn tut blicken.
Des Mondes Schein tut sie verdrücken.
Der ist jetzt worden pleich und finster,
Der vor mit seinem falschen Glinster[2])
Die ganzen Herd Schaf hat geblent,
Das sie sich haben abgewent
Von irem Hirten und der Weid
Und haben sie verlassen beid,
Sind gangen nach des Mondes Schein
In die Wildnus den Holzweg ein,
Haben gehört des Löwen Stim
Und sind auch nachgefolget im,
Der sie gefüret hat mit Liste
Ganz weit abwegs tief in die Wüste.
Da habens ir süß Weid verloren,
Hant gessen Unkraut, Distel, Doren.
Auch legt in der Löw Strick verborgen,
Darein die Schaf fielen mit Sorgen.
Da sie der Löw dann fand verstricket,
Zuriß er sie, darnach verschlicket.[3])
Zu solcher Hut haben geholfen
Ein ganzer Hauf reißender Wolfen,
Haben die elent Herd besessen[4])
Mit Scheren, Melken, Schinden, Fressen.
Auch lagen viel Schlangen im Gras,
Sogen die Schaf on Unterlas
Durch all Gelid biß auf das Mark.
Des wurden die Schaf dürr und ark[5])
Durch aus und aus die lange Nacht
Und sind auch aller erst erwacht,
So die Nachtigall so hell singet
Und des Tages Gelenz[6]) her dringet,
Der den Löwen zu kennen geit,[7])
Die Wölf und auch ir falsche Weit.
(Des ist der grimmig Löw erwacht.)
Er lauret und ist ungeschlacht[8])
über der Nachtigall Gesang,
Das sie meldt der Sonnen Aufgang,
Davon sein Königreich Ent nimt.
Des ist der grimmig Löw ergrimt,
Stelt der Nachtigall nach dem Leben
Mit List vor ir, hinden und neben.
Aber ir kan er nit ergreifen,
Im Hag kan sie sich wol verschleifen[9])
Und singet frölich für und für.
Nun hat der Löw viel wilder Tier,
Die wider die Nachtigall blecken,
Waldesel, Schwein, Böck, Katz und Schnecken.
Aber ir Heulen ist als fel,
Die Nachtigall singt in zu hel
Und tut sie all ernider legen.
Auch tut das Schlangengzücht sich regen.
Es wispelt ser und widerficht
Und förchtet ser des Tages Licht.

---

1) rotbrennend. — 2) Glanz.

3) verschlingt. — 4) feindlich angegriffen, belagert. — 5) schlecht. — 6) Glanz. — 7) gibt. — 8) zornig, erbost. — 9) sich verkriechen, verstecken.

In will entgen die elent Hert,
Darvon sie sich haben genert
Die lange Nacht und wol gemest,
Loben, der Löw sei noch der best,
Sein Weid die sei süß unde gut,
Wünschen der Nachtigall die Glut. . . .
Doch ist dis Mortgschrei als umbsunst:
Es leuchtet her des Tages Prunst[10])
Und singt die Nachtigall so klar,
Und sehr viel Schaf an dieser Schar
Keren wieder aus dieser Wilde
Zu irer Weid und Hirten milde.
Etlich melden den Tag mit Schall
In maß[11]) recht wie die Nachtigall,
Gen den die Wölf ir Zen tun blecken,
Jagen sie ein die Dorenhecken
Und martern sie biß auf das Blut
Und droen in bei Feuers Glut,
Sie sollen von dem Tage schweigen.
So tunt sie in die Sunnen zeigen,
Der Schein niemand verbergen kan.
Nun das ir klärer möcht verstan,
Wer die lieblich Nachtigall sei,
Die uns den hellen Tag außschrei,
Ist Doctor Martinus Luther,
Zu Wittemberg Augustiner,
Der uns aufwecket von der Nacht,
Darein der Monschein uns hat bracht.
Der Monschein deut die Menschenler
Der Sophisten[12]) hin unde her
Innerhalb der vierhundert Jaren[13]);
Die sind nach ir Vernunft gefaren
Und hant uns abgefüret fer
Von der evangelischen Ler
Unseres Hirten Jesu Christ
Hin zu dem Löwen in die Wist.
Der Löwe wirt der Bapst genent,
Die Wüst das geistlich Regiment,
Darin er uns hat weit verfürt
Auf Menschenfund, als man jetzt spürt;
Damit er uns geweidnet[14]) hat,
Deut den Gotsdienst, der jetzund gat
In vollem Schwank auf ganzer Erden
Mit Mönnich, Nonnen, Pfaffen werden,
Mit Kutten tragen, Kopf bescheren,
Tag und Nacht in den Kirchen pleren. . . .
Mit Bruderschaft und Rosenkrenzen,
Mit Ablas lesen, Kirchen schwenzen,[15]) . . .
Mit Monstranzen und silbern Bilden,
In Klöster schaffen Rent und Zinst.
Dis alles heißt der Bapst Gotsdienst,
Spricht, man verdient damit den Himel
Und lös mit ab der Sünden Schimel.
Ist doch als in der Schrift ungründ,
Eitel Gedicht und Menschenfünd,
Daran Got kein Gefallen hat. . . .

Des Papstes Gebote sind die Mordstricke, die Wölfe sind die Geistlichen, das Schafscheren bedeutet das Geldnehmen für kirchliche Handlungen, das Melken geschieht durch den Zehnten, die Bettelorden, den Ablaßhandel. Die aussaugenden Schlangen sind die Klöster, die sich an den erpreßten Gaben gütlich tun. Die Nacht ist die Irrlehre,

Darin wir alle irr sint gangen,
Bis Doctor Martin hat geschriben
Wider der Geistlichen Mißbrauch
Und widerumb aufdecket auch
Das Wort Gottes, die heilig Schrift
Er müntlich und schriftlich außrift[16])
In vier Jaren bei hundert Stucken
In teutscher Sprach und lat sie drucken. . . .

Luther lehrt, daß wir durch Adams Fall verderbt sind und daher nicht dem Gesetz genug tun. Gelangen wir zur Erkenntnis unsrer Schuld und sehen ein, daß wir verflucht, verdammt, verloren sind,

. . . Dan wirt der Mensch demütig ganz.
So dringet her des Tages Glanz,
Bedeut das Evangelium,
Das zeiget den Menschen Christum,
Den eingebornen Gottes Son,
Der alle Ding für uns hat ton,
Das Gsetz erfült mit eignem Gwalt,
Den Fluch vertilgt, die Sünd bezalt
Und den ewign Tod überwunden,
Die Hell zerstört, den Teufel bunden
Und uns bei Gott erworben Gnad,
Als Johannes gezeiget hat
Und Christum ein Lamb Gots verkündt,
Das hin nimt aller Welte Sünd.
Auch spricht Christus, er sei nit kommen
Auf Erd den Gerechten und Frommen,
Sondern den Sündern; er auch spricht,
Der Gsund bedörff keins Arztes nicht. . . .
Wer Christi Wort glaubt, wird von Sünden frei, ist Trostes voll.

10) Brand. — 11) ebenso wie. — 12) Scholastiker. — 13)) mit Bezug auf die Blüte der Scholastik im 11. u. 12. Jahrhundert. — 14) geweidet.

15) (in Prozessionen) hin und her gehen. — 16) verkündigt.

. . . All seine Werk sind Gott gefellig,
Er schlaf, er trink oder arbeit.
Solcher Gelaub sich dann ausbreit
Zu dem Nechsten mit warer Liebe,
Das er kein Menschen tut betriebe,
Sonder übt sich zu aller Zeit
In Werken der Barmherzigkeit,
Tut jederman herzlich als Guts
Auß freier Lieb, sucht keinen Nutz,
Mit Raten, Helfen, Geben, Leihen,
Mit Leren, Strafen, Schuld verzeihen,
Tut jedem, wie er selbst auch wolt,
Als, das im von im gschehen solt.
Solches würkt in im der Heilig Geist.
Also das Gsetz erfüllet heist
Christus Matthei am siebenden.
Hie merk, das disen allein sen
Die waren christlich guten Werk,
Das man aber hie fleissig merk,
Das sie zur Seligkeit nit din.
Die Seligkeit hat man vorhin
Durch den Gelauben in Christum.
Dis ist die Ler kurz in der Sum,
Die Luther hat an Tag gebracht. . . .

Darüber ist der Papst Leo in Angst geraten. Er ist besorgt wegen seiner ihm aus den Annaten und dem Ablaß zufließenden Einkünfte und fordert von Herzog Friedrich dem Weisen Luthers Auslieferung nach Rom. Da der Herzog sich aber dessen weigert und auch Kardinal Cajetan Luther vergeblich zum Widerruf auffordert, so tut der Papst Luthern in den Bann, und der Kaiser fordert ihn vor den Reichstag zu Worms. Aber weder hierdurch noch durch die Feindschaft eines Eck, Emser, Murner, Cochläus gelingt es, Luthers Lehre zu dämpfen.

. . . Doch hilft als Widerbellen nicht.
Die Warheit ist kommen ans Liecht.
Deshalb die Christen wider keren
Zu den evangelischen Leren
Unseres Hirten Jesu Christ,
Der unser aller Löser ist,
Des Glaub allein uns selig macht.
Des sind all Menschen Fünd veracht
Und die Bäpstling Gebot vernicht
Für Lügen und Menschengedicht,
Und hangen nur an Gottes Wort,
Das man jetzt hört an manchem Ort
Von manchem christenlichen Mann. . . .

Bischöfe und weltliche Fürsten verfolgen und verjagen die Prediger des Evangeliums, verbrennen Luthers Schriften und verbieten sie „bei Leib und Gut und bei dem Kopf".

. . . Ir Christen, merkt die tröstling Wort!
So man euch fecht hie oder dort,
Last euch kein Tyrannei abtreiben!
Tut bei dem Wort Gottes bleiben!
Verlasset eh Leib unde Gut! . . .

Einst wird das Ende des Regiments des Antichristen kommen.

. . . Darumb, ir Christen, wo ir seit,
Kert wider aus des Bapstes Wüste
Zu unserm Hirten Jesu Christe!
Derselbig ist ein guter Hirt,
Hat sein Lieb mit dem Tod probirt;
Durch den wir alle sind erlost.
Der ist unser einiger Trost
Und unser einige Hoffnung,
Gerechtigkeit und Seligung
All, die glauben in seinen Namen.
Wer des beger, der spreche: Amen.

Anno Salutis 1523 Jar,
Am 8. Tag Julij.

Comedia.

2. Die ungleichen Kinder Eve.

Wie sie Got der Herr anret. Hat neunzehn Personen und fünf Actus.

Der Ernholt[1] tritt ein, neigt sich und spricht:

Heil und Genad von Got dem Herren
Sei al den, so von nah und ferren
Versamlet seint an disen Ort,
Zu hören da von Wort zu Wort
Ein Comedi und lieblich Gdicht,
Das ursprünglich hat zugericht
Im Latein Philipp Melanchthon
Und nun zu Gut dem gmeinen Mon
Auch in teutsche Sprach ist gewent
Und helt in kurz das Argument:
Nach dem und Adam wart austriben
Vom Paradeis, darnach ist bliben
Auf Ert hartselig[2] in Arbeit,
Wie Got der Herr ist auf ein Zeit
Herkomen in dis Jamertal,
Zu trösten sie in dem Unfal
Und sein Kint zu examiniern,
Wie sie in Gottes Wort studiern. . . .

1) Ernholt = Herold. — 2) unglücklich.

Nun beginnt der 1. Akt. Adam tröstet sein wegen des Sündenfalls tiefbetrübtes Weib mit dem Hinweis auf den verheißenen Weibessamen und kündet ihr zum Beweis, daß Gott ihnen nicht gram und feind sei, den von Gabriel vernommenen Besuch des Herrn an; daher solle sie die Kinder baden und das Haus kehren und schmücken, daß sie den Herrn wohl empfangen könne. Eva verspricht es und heißt ihren gehorsamen, frommen Sohn Abel den Kain, „das Belialskind", suchen. — Im 2. Akt sucht Abel seinen Bruder Kain und dringt, nachdem er ihn gefunden, in ihn, „sich als ein gottselig Kind dem Herrn darzustellen"; aber Kain widerstrebt mit frevelhaften Worten allen guten Lehren Abels und erweist sich auch, als er vor seinen Eltern erscheint, als ein böser Bube, der nicht gewaschen sein will und wünscht, Opfer, Predigt und Gebet wären nie erdacht, auch viel lieber Füchse und Hasen jagen oder mit seinen Gesellen laufen, spielen, mit ihnen sich schlagen und raufen möchte, denn hören viel vom Glauben sagen.

Actus 3.

Adam und Eva gen ein und Abel selb sechst und Kain auch selb sechst.

Adam spricht:

Eva, ist das Haus auch gezirt,
Auf das, wenn der Herr kommen wirt,
Das es als schön und lustig ste,
Wie ich dir hab befohlen e?

Eva spricht:

All Ding war schon zubereit
Ja nechten[3] umb die Vesperzeit.

Adam spricht:

Ihr Kinderlein, ich sich den Herrn
Mit seinen Engeln kommn von fern.
Nun stellt euch in die Ordnung fein,
Und halt der Herre trit herein,
Neigt euch und bietet ihm die Hent.
Schau zu, wie stellt sich an dem Ent
Der Kain und sein Galgenrot,
Sam[4] wöllen sie fliehen vor Got!

Der Herr get ein mit zweien Engeln, gibt in den Segen und spricht:

Der Frid sei euch, ir Kinderlein!

Adam hebt seine Hent auf und spricht:

O himelischer Vater mein,
Wir danken in unserm Gemüt,
Das du uns Sünder durch dein Güt
Heimsuchst in unser Angst und Not.

3) in voriger Nacht oder gestern abend. — 4) als ob.

Eva hebt ihr Hent auf und spricht:

Ach du treuer Vater und Got,
Wie sol wirs verdienen umb dich,
Das du komst so demütiglich
Zu uns Ellenden an dis Ort.
Dieweil ich hab veracht dein Wort
Und gefolgt der hellischen Schlangen,
Da ich die größt Sünt hab begangen
Wider dich, drumb wird mein Gewißen
Bekümmert, geengst und gebißen.

Der Herr spricht:

Mein Tochter, sei zufrieden eben,
Deine Sünt seien dir vergeben.
Wann ich bin barmherzig und gütig,
Genedig, treu und gar langmütig,
Ein Vater der trostlosen Armen.
Ich wirt[5] mich über euch erbarmen,
So ich euch sent in meinem Namen
Den verheißenen Weibes Samen.
Der wirt von Ubel euch erlösen,
Zertreten die hellischen bösen
Schlangen.[6] Doch mitler Zeit und fort
Solt ir euch halten an mein Wort
Mit eim festen und starken Glauben,
Und laßt euch des niemant berauben.
Das sol dieweil euer Trost sein.

Adam spricht:

O himelischer Vater mein,
Des sei dir Lob, Dank, Preis und Er
Jetzunt ewig und immer mer.
Nun, ir Kinder, euch hieher macht
Mit Reverenz den Herrn entpfacht.
Sich, sich,[7] wie sich der Kain stelt,
Mit seiner Rot so ungschickt helt
Und went unserm Herrgot den Rück.
Went euch und habt euch als Unglück,[8]
Entpfacht in nach einander rum.

Kain entpfecht den Herren mit der linken Hant und spricht:

Herre, nun bis[9] mir willekum.

Eva spricht:

Ei reicht ir denn an diesem Ent
Unserm Herrgot die linken Hent,
Ziecht auch nicht eure Hütlein ab,
Wie ich euch vor geleret hab,

5) richtige hochdeutsche Form der 1. Pers. Präs. — 6) schwacher Akk. Sing. — 7) sieh. — 8) Der Sinn ist: sonst soll euch alles Unglück treffen. — 9) eigentlicher Imperativ von sein.

Ir groben Filz on Zucht und Er?
Mein Abel, kum zum Herren her
Samt den ghorsamen Brüdern dein,
Empfahet Gott den Herren fein.

Abel beut dem Herrn die Hant samt den frommen Kindern und spricht:

O Herr Got, du himlischer Vater,
Ich dank dir, du höchster Woltater,
Der du dich unsr so gnediglich
Annimst, wer kan volloben dich!

Der Herr spricht:

Abel und dise fünfe sint
Gehorsam, wolgezogne Kint.
Komt, tut neher zu mir her treten.
Saget mir her, wie könt ir beten?

Sie legen die Hent zusammen.

Abel spricht:

O Vater in dem Himelreich,
Wir bitten dich andechtiglich,
Du wölst uns senden allermeist
Dein heiligen himlischen Geist,
Der uns erleucht mit der Lieb Flammen,
Das wir heiligen deinen Namen
Und den in Nöten rufen an.
Laß uns kein falsche Zuflucht han
Zu irgent einer Creatur,
Dardurch dein Nam gelestert wur.

Set, der ander Bruder, spricht:

Himlischer Vatr, wir bitten gleich,
Laß uns zukommen auch dein Reich
Durch dein heilig tröstliches Wort,
Das uns dasselb regiere fort.
Laß das unser Lucerne[10] sein,
Darnach wir wandeln allgemein.

Jared, der dritt, spricht:

Laß dein Willen gschehen auf Erden,
Wie bei den Engln im Himel werden,
Das wir ganz leben nach deim Willen.
Hilf unser böse Natur stillen,
Durch Kreuz und Leiden teglich dempfen,
Daß unser Geist mög freudig kempfen,
Dem Fleisch und Blut mög angesigen,[11]
Das er sich muß ducken und schmigen
Samt der Vernunft, das nur allein
In uns gschech der gut Wille dein.

Enoch, der viert, spricht:

Auch bitt wir, almechtiger Got
Vater, umb unser teglich Brot
Und alle Notturft über Tag,
Das alles uns durch dein Zusag
Zustellt gnedig zu aller Zeit.
Herr, bhüt uns vor der Geizigkeit,
Die ein Wurzel als übels ist,
Und vergib uns in diser Frist
Unser Schult, wie und wir vergeben
Unsern Schuldnern von Herzen eben.

Matusalach, der fünft, spricht:

Ach himlischer Vater, ich bitt,
Für uns auch in Versuchung nit,
Sondern sterk uns durch deinen Geist,
Zu überwinden allermeist
Bestendiglich alle Anfechtung
In aller Trübsal und Durchechtung,[12]
Und uns genediglich erner[13]
Vor Ketzerei und falscher Ler
Des Satanas und seiner Glider.
Da hilfe uns, Herr, kempfen wider.

Lamech, der sechst, spricht:

Auch bitt ich, Herr, tu uns erlösen
Von allem übel und dem Bösen
Beide an Leib und auch an Sel,
In aller Angst, Not, Pein und Quel
Durch dein gebenedeiten Samen,
Den du uns hast verheißen. Amen.

Nachdem der Herr nun noch die Kinder in den zehn Geboten und den drei Artikeln — im wesentlichen nach Luthers Katechismus — geprüft und stets richtige Antworten erhalten hat, spricht er endlich:

Ihr Kintlein, ir könt meine Wort.
Nun faret darin immer fort;
Darzu wil ich geben mein Geist,
Der euch leret, tröstet und speist,
Das ir komt zum ewigen Leben.
Wil euch in dieser Zeit auch geben
Glück unde Heil auf diser Erden,
Das groß Leut aus euch sollen werden,
Als König, Fürsten, Potentaten,
Gelert, Prediger und Prelaten,
Auf das in Eren wert erkant
Euer Nam rumreich in all Lant.
Darzu so habt auch meinen Segen,
Der bleib auf euch iezt und allwegen.

10) Leuchte. — 11) den Sieg erringen.

12) Verfolgung. — 13) erhalte, bewahre.

Raphael der Engel spricht:
Zu Lob wollen wir Got hofieren[14])
Mit Saitenspiel, Singen, Quintieren,[15])
Dieweil sein Gnad stet ganz aufrecht
Zu dem ganzen menschlichen Gschlecht,
Wie ers zum ewing Leben brecht.

Sie gen alle ab.

Actus 4.

Kain get ein mit seiner bösen Rot samt dem Satan und spricht:

Wie sol wir armen Schlucker tan,
Wenn uns der Herr auch redet an,
Das wir im sollen Antwort geben
Vom Glauben, Gebet, Gebot und Leben?
Ich weiß im zu antworten nicht.

Datan der Aufrürisch spricht:

Solch Disputiern mich nicht anficht.
Het ich dafür Würfel und Karten,
Der wolt ich fleißiger auswarten.
Oder zu spilen in dem Bret
Wer lieber mir denn das Gebet,
Da mir etwan geriet ein Schanz.[16])
Mit dem Glauben ich gar und ganz
Den meinen Kopf nicht brechen wil.

Nabal der Bol spricht:

O du hast meines Kopfs auch vil,
Der Predig tu ich nicht nachlaufen.
Het ich zu freßen und zu saufen
Die Nacht bis an den hellen Morgen,
Got ließ ich für sein Himel sorgen.

Achan der Dieb spricht:

Mir ist auch, wie du hast gemelt:
Het ich groß Reichtum, Gut und Gelt,
Wer gleich,[17]) mit Wucher odr Betriegen,
Mit Stelen, Rauben oder Liegen,
Wer mir auch lieber wann die Schrift,
Dieweil man sich daran vergift
So mit mancherlei Ketzerei,
Aberglauben und Schwirmerei.
Des wil der Schrift ich müßig gen.

Esau der Wollüstig spricht:

Ir Brüder, ich tu bei euch sten.
Mich erfreut wenig Gottes Wort.
Het ich dafür an disem Ort
Auf Erden allerlei Wollüst,
Darmit ich meinen Fürwiz büst,[18])
Dann wer ich wol content darmit.

Nimrod der Tyran spricht:

Ir Brüder, ich habe auch den Sit,
Ich wolt vil liber gwaltig sein
Und herschen in der Welt gemein
über die Reichen und die Armen
Und Krieg füren on als Erbarmen.
Wann ich kann ringen, kempfn und fechten
Vor[19]) Fürsten, Rittern und vor Knechten.
Das kan ich baß denn disputirn,
Wil damit schwechen nicht mein Hirn.
Geb ich nicht ein guten Tyranen?

Satan, der Teufel, spricht:

Ir seit all unter meinem Fanen.[20])
Darumb kert euch nur nit an Got,
Veracht seine Wort und Gebot.
Ich bin ein Fürst der ganzen Welt,
Kan schaffen euch Gwalt, Er und Gelt.
Da mögt ir allm Wolluſt nachlaufen,
Spilen, bulen, freßen und saufen
Und euch der jungen Tag wol nieten.[21])
Tut unserm Herrgot den Trotz bieten,
Seit auch unghorsam Muttr und Vater.
Ich wil wol sein euer Woltater,
Euch genug schaffen hie auf Ert,
Als, was nur euer Herz begert.

Der Herr get ein mit Adam und Eva, Satan verbirgt sich.

Der Herr spricht:

Kain, kom her mit deiner Rot,
Sag mir an, wie bet ir zu Got?

Kain spricht:

Ach, Herr, wir haben sein vergeßen.

Der Herr spricht:

Bei deiner Red kan ich ermeßen,
Das ir sein nicht vil habt gelert,[22])
Sonder eur Sinn auf Schalkheit kert.
Nun, was du kannst, das bet mir her.

Kain spricht:

O Vater Himel unser,
Laß uns allhie dein Reich geschehen,
In Himel und in Erden sehen.
Gib uns Schult und teglich vil Brot
Und alles übel, Angst und Not. Amen.

14) dienen. — 15) mehrstimmig singen oder musizieren (von Quinte). — 16) v. franz. chance = Wurf. — 17) wäre es auch gleich.

18) meinem übermut genug tun. — 19) besser als. — 20) Fane auch im Mittelalter schwaches Maskulin. — 21) vollauf genießen. — 22) leren schon im Mittelalter = lernen.

Der Herr spricht:

Wer lert dich das verkert Gebet?

Eva spricht:

Ach lieber Herr, ich lert in stet.
Es hilft kein Straf; was ich tu sagen,
Er tut es als in den Wint schlagen
Samt denen, so hie bei im stan,
Namen kein Zucht noch Straf nie an,
Tunt aller Hoffnung mich berauben.

Der Herr spricht:

Du, Datan, sag mir her den Glauben.

Datan spricht:

Ich glaub an Got, Himel und Erden,
Und auch des Samens Weib muß werden,
Und des Heiligen Geistes Namen,
Die Sünde, Fleisch und Leben.
Amen.

Der Herr spricht:

Ist so kurz deines Glaubens Grunt?

Datan spricht:

So vil ich kaum behalten kunt.

Der Herr spricht:

Nabal, sag her die zehn Gebot.

Nabal spricht:

Herr, ich dacht nie, das es tet not,
Das ich sie lert. Ich kan ir keins.

Der Herr spricht:

Achan, du aber sag mir eins,
Gedenkst du auch selig zu werden?

Achan spricht:

Ich weiß wol, wie es stet auf Erden,
Wies dort zuget, das weiß ich nicht.
Doch wenn mich Got darzu versicht,
Das ich auch selig werden soll,
So wirt ich selig, tu, was ich woll.

Der Herr spricht:

Esau, was heltst vom Opfer du
In deim Herzen? Das sag mir zu.

Esau spricht:

Ich halt, Got wert das ewig Leben
Uns von des Opfers wegen geben,
Darmit wir es Got kaufen ab,
Das er uns darnach mit begab;
Wo anderst ein ewigs Lebn ist.

Der Herr spricht:

Nimrot, sag mir zu diser Frist,
Was heltstu von dem ewing Leben?

Nimrod spricht:

Das wil ich dir gleich sagen eben:
Was mein Augn sehen, glaubt das Herz.
Nicht höher schwing ich es aufwerts.
Ich nem Er, Gut, Reichtum dermaßen[23])
Und wolt dir deinen Himel laßen.

Der Herr spricht:

O wie gar ein glaublose Rot,
Die ganz und gar nichts helt von Got,
Weder vom Glauben noch Gebet,
Hengt nur an dem Irdischen stet,
Was wol tut irem Fleisch und Blut
Und der Satan einblasen tut!
Derhalben so müßt ir auf Erden
Hart und armutselig Leut werden,
Als Baurn, Köbler,[24]) Schefer und Schinder,
Badknecht, Holzhackr und Besenbinder,
Taglöner, Hirten, Büttl und Schergen,
Kerner,[25]) Wagenleut unde Fergen,
Jakobsbrüder,[26]) Schustr und Lantsknecht,
Auf Ert das hartseligst Geschlecht,
Und bleiben grob und ungeschicket,
Her gen zerhadert[27]) und geflicket
Hin und her wider in dem Lant
Vor jederman zu Spot und Schant,
Wo ir euch nicht zu mir tut keren,
Glauben, Gebot und Bet tut leren,
Wert ir auch entlich gar verdamt.
Darumb, Abel, hab dir das Amt,
Dein Brüder baßer underricht.

Abel spricht:

Herr, mein Fleiß wil ich sparen nicht,
Wo sie anderst mir folgen wöllen.
Von mir sie all wol leren söllen
Dich allein fürchten, liebn und ern.

Gabriel, der Engel, spricht:

Auf daß die Sünder sich bekern,
Komt her, ir engelischen Trön,[28])
Mit eurem lieblichen Getön
Zu Lob götlicher Majestat,
Die all Ding wol geordnet hat.

Sie gen alle ab.

---

23) demgemäß. — 24) Bewohner eines Kobels = enges, schlechtes Haus. — 25) Kärrner. — 26) Vagabunden, die als Wallfahrer auftraten. — 27) zerfetzt. — 28) Thronen und Herrschaften, nach Kol. 1, 16.

Im 5. Akt gibt Satan dem auf seinen Bruder Abel neidischen Kain den Gedanken ein, jenen zu erschlagen. Er tut's beim Opfer. Satan hilft den Abel zudecken und flieht. Der Herr kommt und spricht den Fluch über Kain aus, worauf Satan wieder erscheint und Kain in Verzweiflung zu stürzen sucht. Der Herr heißt seine Engel den Abel beerdigen und erklärt den frommen Seth für den Erstgeborenen, von dem der Welt Heiland herkommen soll.

Der Ehrenhold beschließt das Stück, indem er vier Lehren daraus zieht, nämlich erstens, daß wir durch den Sündenfall vieler Angst und Plage unterworfen sind; zweitens, daß wir an Abel die Natur der Gottesfürchtigen erkennen können, wie drittens an Kain die der Gottlosen; und viertens, daß Gott allezeit geneigt ist, dem armen menschlichen Geschlechte zu helfen durch seinen Sohn Jesum Christum,

Das wir nach disem Jamertal
Haben mit im das ewig Leben,
Das Got tut aus Genaden geben,
Da ewig Freud uns auferwachs
Mit allen Engeln, wünscht Hans Sachs.

Anno salutis 1553.

3. Sanft Peter mit der Geis.

Weil noch auf Erden ging Christus
Und auch mit im wandert Petrus,
Eins Tags aus eim Dorf mit im ging,
Bei einr Wegscheit Petrus anfing:
„O Herre Got und Meister mein,
Mich wundert ser der Güte dein,
Weil du doch Got almechtig bist,
Leßt es doch gen zu aller Frist
In aller Welt gleich, wie es get,
Wie Habakuk sagt, der Prophet:
Frevel und Gewalt get für Recht,
Der Gotlos übervorteilt schlecht
Mit Schalkheit den Grechten und Frumen.
Auch kan kein Recht zu Ende kumen.
Du leßt gen durch einander ser,
Eben gleich wie die Fisch im Mer,
Da imer einr den andern verschlint,
Der Bös den Guten überwint.
Des stet es übel an allen Enden,
In obern und in nidern Stenden;
Da sichst du zu und schweigest stil,
Sam kuemer dich die Sach nit vil
Und ge dich eben glat[1] nichts on.
Kunst doch als übel unterston[2],
Wo du ernstlicher sechst darein!
O solt ich ein Jar Herrgot sein
Und solt den Gwalt haben wie du,
Ich wolt anderst schauen darzu,
Fürn vil ein besser Regiment
Auf Erterich durch alle Stent;
Ich wolt steuren mit meiner Hant
Wucher, Betrug, Krieg, Raub und Brant,
Ich wolt anrichtn ein ruwig Leben."
Der Herr sprach: „Petre, sag mir eben:
Mainst, du wolst ie besser regirn,
All Ding auf Erd baß ordinirn,
Die Frumen schützn, die Bösen plagen?"
Sant Peter tet hinwider sagen:
„Ja, es muest in der Welt baß sten,
Nit also durch einander gen;
Ich wolt wol bessre Ordnung halten."
Der Herr sprach: „Nun, so must verwalten,
Petre, die hohen Herrschaft mein,
Heut den Tag solt du Herrgot sein!
Schaff und gebeut als, was du wilt;
Sey hart, streng, gütig oder milt;
Gib auf Erd Fluch oder den Segen;
Gib schön Weter, Wint oder Regen;
Du magst strafen oder belonen;
Plagen, schützen oder verschonen —
In Suma, mein ganz Regiment
Sey heut den Tag in deiner Hent!"
Darmit reichet der Herr sein Stab
Petro, den in sein Hende gab.
Petrus war des gar wolgemut,
Daucht sich der Herrlichkeit ser gut.
In dem kam her ein armes Weib,
Bleich und gar dürr, mager von Leib,
Barfuß in ein zerrissen Kleid.
Die trieb ir Geis hin auf die Weid.
Da sie nun auf die Wegscheit kam,
Sprach sie: „Ge hin in Gottes Nam!
Gott bhüt und bschütz dich imerdar,
Das dir kein übel widerfar
Von Wolfen oder Ungewiter;
Wan ich kan warlich ie nit miter[3],
Ich mus arbeiten das Taglon,
Heint ich sunst nichts zu essen hon
Daheim mit meinen kleinen Kinden;
Nun ge hin, wo du Weid magst finden,
Got der huet dein mit seiner Hent!"
Mit dem die Frau wider umbwent

1) rein, durchaus. — 2) verhindern.

3) mit dir.

Ins Dorf. So ging die Geis ir Stras.
Der Herr zu Petro sagen was:
„Petre, hast das Gebet der Armen
Gehört? Du must dich ir erbarmen!
Weil ja den Tag bist Herrgot du,
So steet dir auch billich zu,
Das du die Geis nemst in dein Hut,
Wie sie von Herzen biten tut,
Und behüt sie den ganzen Tag,
Das sie sich nit verirr im Hag,
Nit fall, noch müg gestolen wern,
Noch sie zerreißen Wolf noch Bern,
Auf das den Abent widerumb
Die Geis heim unbeschedigt kumb
Der armen Frauen in ir Haus.
Ge hin und richt die Sach wol aus!"
Petrus nam nach des Herren Wort
Die Geis in sein Hut an dem Ort
Und trieb sie in die Weid hindan.
Sich fing Sant Peters Unru an:
Die Geis war mutig, jung und frech
Und bliebe gar nit in der Nech[4]),
Loff auf der Weide hin und wider,
Stieg ein Berg auf, den andern nider
Und schloff[5]) hin und her durch die Staudden.
Petrus mit Echzen, Blasn und Schnauden[6])
Must imer nachdrollen der Geis,
Barhaubt. Nun schin die Sün gar heis,
Der Schweis über sein Leib abron.
Mit Unru verzert[7]) der alt Mon
Den Tag bis auf den Abent spat;
Machtlos, helig,[8]) ganz müd und mat
Die Geis er widerumb heimpracht.
Der Herr sach Petrum an und lacht,
Sprach: „Petre, wilt mein Regiment
Noch lenger bhaltn in deiner Hent?"
Petrus sprach: „Lieber Herre mein,
Nem wider hin den Stabe dein
Und dein Gwalt; ich beger mit nichten
Forthin dein Ampt mer auszurichten.
Ich merk, das mein Weisheit kaum dochte[9]),
Das ich ein Geis regiren mocht
Mit groser Angst, Mü und Arbeit.
O Herr, vergib mir mein Torheit.
Ich wil fort der Regirung dein,
Weil ich leb, nicht mer reden ein."

4) Nähe. — 5) praet. von schliefen, schlüpfen. — 6) mühsam tief atmen. — 7) verbringt. — 8) vor Durst und Hunger kraftlos. — 9) taugt.

Der Herr sprach: „Petre, das selb tu,
So lebst du stet in stiller Ru,
Und vertrau mir in meine Hent
Das almechtige Regiment!"

Diese Fabel ist von den Alten
Uns zu Vermanung fürgehalten,
Das der Mensch hie in dieser Zeit
Gottes unerforschling Weisheit
Und sein almechtigen Gewalt,
Wie er Himel und Erd erhalt
Und die verborgenlich regier,
Nach seinem Willen ordinier
Alle Geschöpf und Creatur
Als der almechtig Schöpfer pur,
Das er dem sag Lob, Preis und Er
Und forsch darnach nit weiter mer
Auß Fürwiz, mutwillig und frech,
Warumb dis oder jens geschech,
Warumb Got solch übel verheng,
Sein Straf verziech bis in die Leng,
Und so vil Bosheit ob las schweben.
All solch Gedanken kumen eben
Geflossen her aus Fleisch und Blut,
Das aus Torheit urteilen tut
Und leßt sich dünken in den Sachen,
Es wolt ein Ding vil besser machen,
Den Got selber in seinem Tron;
Und wens im solt von nöten ton,
Solt er mit Not, Mü, Angst und Schweis
Auch hie regiren kaum ein Geis.
O Mensch, erkenn dein Unvermügen,
Das dein Weisheit und Kreft nit tügen,
Nach zu forschen götlichem Willen.
Las den Glauben dein Herze stillen,
Das Got on Ursach nichtsen tu,
Sunder aufs best, und sey zu Ru.
Der gleich urteil in dieser Zeit
Auch nit die weltlich Oberkeit,
Sam solts das ton und jenes laßen,
Dieweil sie ist von Gott der maßen
Zu regiren hie auserwelt
Und seim Volk zu gut fürgestelt,
Das sie Gottes Befelch außricht;
Und ob sie gleich das selb tut nicht,
Sunder eben das Widerspil,
So is Gotes verhengter Wil
Zu Straf der grosen Sünde dein.
Sie wirt trageh das Urteil sein,
Derhalb mans nit urteilen sol.

Bitten und beten mag man wol,
Das uns Got woll die Sünt verzeihen
Und sein Gunst und Genad verleihen
Der Oberkeit im Regiment,
Weil ir Herz stet in seiner Hent.
Auf das Ru und Fried auferwachs
In christlicher Gmein, wünscht Hans Sachs.

Anno salutis 1557,
am 8. Tag Octobris.

§ 17. Murner. — Hutten. — Fischart.

Die heftigen religiösen Kämpfe der Reformationszeit brachten einige in der deutschen Literatur nennenswerte Erscheinungen hervor, insofern sie besonders das Gebiet der Satire berührten.

Unter den Gegnern Luthers machte sich einen Namen der wandernde Franziskanermönch **Thomas Murner** (geb. 1475, gest. 1537). Ein witziger und scharfer Satiriker, schüttete er erst die Lauge seines Spottes über die sozialen und kirchlichen Zustände seiner Zeit aus und geriet deshalb mit seinen eignen Standesgenossen, den Dominikanern, in unangenehme Händel. Als aber Luther, der, wie er selber so oft getan, „den Mönchen an den Bauch griff", immer mehr an Ansehen gewann, da wandte sich Murner gegen ihn und schrieb die bedeutende Satire „Vom großen lutherischen Narren", die aber protestantischerseits die ihr gebührende Abfertigung erhielt und auch dem Fortgang der Reformation keinen Schaden brachte.

Eine ganz andere Wirkung auf die Nation hatten die Schriften des kühnen, streitbaren Humanisten **Ulrich von Hutten** (geb. 1488, gest. 1523), der mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit gegen die Anmaßung der päpstlichen Hierarchie auftrat und auf die Befreiung des Vaterlandes von dem römischen Joch hinwirkte. Anfänglich schrieb er nur lateinisch; aber als er von den Römlingen aufs heftigste angefeindet wurde, da wandte er sich an das Volk und schleuderte in deutscher Sprache heftige Gedichte, Sendschreiben und satirische Gespräche in die Welt, die — es war gerade die Zeit des Wormser Reichstages — mit Sturmesgewalt die Nation erfaßten. Schwärmerisch war er für Luther eingenommen,[1]) der aber, da Hutten statt des geistigen Kampfes den Kampf mit dem Schwert befürwortete, an seinem Beginnen keinen Gefallen fand. Ganz verlassen, starb Hutten eines frühen Todes auf der Insel Ufnau im Zürichersee.

Als ein ebenso leidenschaftlicher Streiter im Dienste der Reformation, wenngleich mehr dem Kalvinismus zugetan, erwies sich etwas später **Johann Fischart** (geb. 1550, gest. 1590). Er war der genialste Schriftsteller seiner Zeit, ein origineller Wortschöpfer, der sich in den kühnsten, oft ans Ungeheuerliche streifenden Wendungen bewegte. Unablässig war er, ein treuer Eckart, auf die Hebung und Besserung seines Volkes bedacht. Seine Schriften, die freilich mehr kulturhistorisches als literarisches Interesse haben, sind meist Satiren und geißeln mit Ernst und mit Laune die Torheiten seiner Zeit. Besonders stritt er mit scharfem Witz gegen die Jesuiten, „die Jesuwider, die Schüler des Ignaz Lugiovoll", und warnt das Volk vor ihren Umtrieben. Das einzige seiner Gedichte, das noch heute gelesen zu werden verdient, ist das von warmer Vaterlandsliebe durchhauchte „Glückhafft Schiff von Zürich", worin er die Rheinfahrt der Züricher beschreibt, die einen in ihrer Vaterstadt gekochten Hirsebrei noch warm nach Straßburg bringen und dadurch den Straßburgern zeigen, daß sie im Falle eines Bündnisses schnell genug herbeikommen könnten.

1) Vgl. S. 320.

§ 18. Volksbücher.

Das 16. Jahrhundert brachte zahlreiche Erzählungen aus der ritterlichen Welt, Schwänke, Possen, Sagen und Märchen hervor, die als echte Volksbücher unter dem Volk einen großen Leserkreis fanden und auch heute noch durch ihren

Witz ergötzen. Dahin gehört Till Eulenspiegel, Das Lalenbuch von den Schildbürgern u. a. Ernsteren Inhalts ist die Sage von Doktor Faust und die von dem ewigen Juden Ahasverus, der um diese Zeit in der Gegend von Hamburg erschienen sein soll.[1] Eine Anzahl dieser und älterer Volksbücher ist von Gustav Schwab (s. S. 311) neu bearbeitet worden.

1) Vgl. S. 179 „Ahasveros" von Schubart.

Fünfte Periode. Die Zeit der literarischen Fremdherrschaft.

§ 19. Allgemeiner Charakter dieser Periode.

Auf das Reformationszeitalter folgte für die deutsche Literatur eine Zeit der Öde und Unfruchtbarkeit. Ursache war der schreckliche Dreißigjährige Krieg, der die Kraft des Volkes lähmte, ihm die Fähigkeit raubte, literarisch etwas Großes und Tüchtiges zu leisten, und es in geistige Abhängigkeit vom Ausland stürzte. Am unheilvollsten war der Einfluß des in stolzem Glanze prangenden Frankreichs. Mit der deutschen Sitte schwand die deutsche Sprache aus den vornehmen Kreisen, und sprach und schrieb man ja Deutsch, so geschah es mit einer lächerlichen Vermengung mit französischen Wörtern.

Zur Reinhaltung wie zur Pflege der Sprache überhaupt, die schon vorher an der Lutherschen Reinheit und Kraft viel eingebüßt hatte, bildeten sich im Laufe des 17. Jahrhunderts mehrere Sprachgesellschaften, z. B. der Palmenorden in Weimar 1617, dem die hervorragendsten Männer beitraten, die Deutschgesinnte Genossenschaft in Hamburg, der Gekrönte Blumenorden in Nürnberg; doch nur unvollkommen erreichten sie, trotz der Aufrichtigkeit ihrer Bemühungen, ihren Zweck, ja machten sich zum Teil wegen ihres übertriebenen Purismus lächerlich.

Um der deutschen Literatur aufzuhelfen, verfiel man auf den Gedanken, die glänzenden Erzeugnisse Italiens, Frankreichs und der Niederlande sowohl in der Form als im Inhalt mechanisch nachzuahmen. Diese Richtung ging von Martin Opitz, dem bedeutendsten Glied des Palmenordens, aus, der hiermit auf ein ganzes Jahrhundert hinaus die deutsche Dichtung in Sklavenfesseln legte. Da diese Poesie naturgemäß jede Berührung mit dem deutschen Volksempfinden verlor, so artete sie in eine Gelehrtenpoesie aus, die, dem Volke ganz fremd gegenüberstehend, nur auf die Teilnahme der Gebildeten rechnete. Den Mangel eines oft sehr dürftigen, abgeschmackten Inhalts suchte man durch eine möglichst glatte, korrekte Form und durch allerlei antiken Schmuck zu ersetzen. Dabei verlor man das Wesen der wahren Poesie so sehr aus den Augen, daß man sich einredete, die Poesie sei eine erlernbare Fertigkeit. Vermaß sich doch Harsdörffer, ein Mitstifter des Gekrönten Blumenordens, in seinem „Nürnberger Trichter", „die deutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen"!

Trotz seines bedauernswerten Mißgriffs hat Opitz hinsichtlich der Sprache, die er von Fremdwörtern zu reinigen suchte, und hinsichtlich der Verskunst sich ein dauerndes Verdienst erworben. Er forderte nämlich in seinem epochemachenden „Buch von der deutschen Poeterey" die genaue Beobachtung des Verhältnisses zwischen Wortton und Verston beim Versbau und machte dadurch der barbarischen Silbenzählung ein Ende, die bis dahin oftmals die besten Dichtungen zu Knittelversen gemacht hatte. Dadurch gewann die deutsche Dichtung sehr an Glätte und Wohllaut.

Die Prosa dieses Abschnitts verlor nicht, wie die weltliche Poesie, den Zusammenhang mit dem Volksmäßigen. So ist der bedeutendste Roman dieser Zeit, „Der abenteuerliche Simplicissimus“ von Christoffel von Grimmelshausen, unmittelbar aus den Ereignissen des Dreißigjährigen Krieges hervorgewachsen. Die als Folge des Krieges in Deutschland herrschenden traurigen Zustände schildert meisterhaft der große Satiriker Johann Moscherosch in seinem Werk „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald.“ Die übliche Phrasendrescherei in der Dichtung geißelt scharf der Hamburger Pastor Balthasar Schupp in seinem „Deutschen Lehrmeister“. Für echtes Deutschtum tritt in zahlreichen Schriften der Philosoph Gottfried Wilhelm von Leibnitz, einer der größten Gelehrten aller Zeiten, ein. Überhaupt muß nachdrücklich betont werden, daß der Ausländerei gegenüber sich äußerst wohltuende patriotische Bestrebungen geltend machten. Unter den Kanzelrednern war eine eigenartige Erscheinung der Wiener Hofprediger Ulrich Megerle, genannt Abraham a Sancta Clara, der in dieser Zeit der Nachahmungssucht und geistigen Abhängigkeit durch seine Originalität Aufsehen machte.

1. Martin Opitz,

geboren den 23. Dezember 1597 zu Bunzlau in Schlesien, studierte in Frankfurt a. d. O. und in Heidelberg Philosophie und schöne Wissenschaften, war an verschiedenen Orten im Lehramt und Staatsdienst tätig, wurde von Kaiser Ferdinand II. zum Dichter gekrönt und geadelt („von Boberfeld“) und starb als Sekretär des Königs von Polen 1639 in Danzig. — Opitz war ein vielseitiger Dichter und trug nicht mit Unrecht ein Jahrhundert lang den ehrenden Beinamen „Vater der Dichtkunst“, indem er auf die deutsche Poesie entscheidenden Einfluß ausübte. Seine Anhänger, Fleming, Logau und andere, pflegt man die erste schlesische Dichterschule zu nennen.

Auff Leyd kompt Freud.

(Gekürzt.)

1. Sey wolgemuth, laß trawren sein,
Auff Regen folget Sonnenschein;
Es gibet endtlich doch das Glück
Nach toben einen guten Blick.

2. Vor hat der rauhe Winter sich
An vns erzeiget grimmiglich,
Der gantzen Welt Revier gar tieff
In einem harten Traume schlieff.

3. Weil aber jetzt der Sonnen Liecht
Mit vollem Glantz herausser bricht
Vnd an dem Himmel höher steigt,
Auch alles frölich sich erzeygt,

4. Das frostig Eyß muß gantz vergehn,
Der Schnee kan gar nicht mehr bestehn,
Favonius,[1]) der zarte Windt,
Sich wider auff die Felder findt,

5. Die Saate gehet auff mit macht,
Das Graße grünt in vollem Pracht,
Die Bäume schlagen wieder auß,
Die Blumen machen sich herauß,

6. Das Vieh in Felden jnniglich,
Das Wild in Püschen frewet sich,
Der Vögel schaar sich frölich schwingt
Vnd lieblich in den Lüfften singt:

7. So stelle du auch trawren ein,
Mein Hertz, und laß dein Zagen sein,
Vertrawe Gott vnd glaube fest,
Daß er die seinen nicht verlest.

8. So bis du auch getrost, mein Hertz,
Vnd vbersteh des Glückes Schertz,[2])
Traw Gott, sey nur auff jhn bedacht;
Die Hoffnung nicht zu schanden macht.

1) Favonius oder Zephyros, Westwind. — 2) Halte den Spott aus, den das Glück mit dir treibt.

2 Paul Fleming,

geboren den 5. Oktober 1609 zu Hartenstein in Sachsen, studierte in Leipzig Medizin und zugleich Poesie, wurde schon als Jüngling kaiserlicher gekrönter Poet, machte 1635 eine Reise nach Persien und starb ein Jahr nach seiner Rückkehr 1640 in Hamburg. Er ist der hervorragendste Lyriker seiner Zeit. Sein vor der Abreise nach Persien verfaßtes Gedicht „In allen meinen Taten“ wird noch heute gesungen.

1. Das treue Herz.[1])

1. Ein getreues Hertze wissen
hat deß höchsten Schatzes Preiß.
Der ist seelig zu begrüssen,
der ein treues Hertze weiß.
Mir ist wol bey höchstem Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

1) Akrostichon: Elsgen (Elsabe Niehusen, Tochter eines Kaufmanns zu Reval, der der Dichter seine Liebe geschenkt hatte).

2. Läufft das Glücke gleich zu zeiten
anders, als man will und meynt,
ein getreues Herz' hilfft ſtreiten
wieder alles, was iſt feind.
Mir iſt wol bey höchſtem Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

3. Sein Vergnügen ſteht alleine
in deß andern Redligkeit,
hält deß andern Noth für ſeine,
weicht nicht auch bey böſer Zeit.
Mir iſt wol bey höchſtem Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

4. Gunſt, die kehrt ſich nach dem Glücke,
Geld und Reichtum, das zerſteubt,
Schönheit läſt uns bald zu rücke,
ein getreues Hertze bleibt.
Mir iſt wol bey höchſtem Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

5. Eins iſt da ſeyn und geſchieden.
Ein getreues Hertze hält,
giebt ſich allezeit zu frieden,
ſteht auff, wenn es nieder fällt.
Ich bin froh bey höchſtem Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

6. Nichts iſt ſüßers als zwey Treue,
wenn ſie eines worden ſeyn.
Diß iſts, das ich mich erfreue,
und Sie giebt ihr Ja auch drein.
Mir iſt wol bey höchſtem Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

2. Sonett an ſich.

1. Sey dennoch unverzagt. Gieb dennoch unverlohren.
Weich keinem Glücke nicht. Steh höher als der Neid.
Vergnüge dich an dir und acht es für kein Leid,
hat ſich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verſchworen.

2. Was dich betrübt und labt, halt alles für erkohren.
Nim dein Verhängnüß an. Laß alles unbereut.
Thu, was gethan muß ſeyn, und eh man dirs gebeut.
Was du noch hoffen kanſt, das wird noch ſtets gebohren.

3. Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und ſein Glücke
iſt ihm ein jeder ſelbſt. Schau alle Sachen an.
Diß alles iſt in dir, laß deinen eiteln Wahn,

4. und eh du förder gehſt, ſo geh in dich zurücke.
Wer ſein ſelbſt Meiſter iſt und ſich beherrſchen kan,
dem iſt die weite Welt und alles unterthan.

3. Friedrich von Logau,

geboren 1604 zu Brockut in Schleſien, widmete ſich der Rechtswiſſenſchaft, wurde 1644 Kanzleirat des Herzogs Ludwig von Brieg, ſtarb 1655. Er iſt Deutſchlands größter Epigrammendichter. Seine Sinngedichte, 3553 an der Zahl, ſind meiſt vortrefflich. Bald vergeſſen, iſt er von Leſſing 1759 wieder ans Licht gezogen worden.

1. Hoffnung.

Auff was gutes iſt gut warten,
Vnd der Tag kommt nie zu ſpat,
Der was gutes in ſich hat;
Schnelles Glück hat ſchnelle Fahrten.

2. Geduld.

Leichter träget, was er träget,
Wer Geduld zur Bürde leget.

3. Der Sonnen und deß Menſchen Untergang.

Untergehn und nicht vergehn
Iſt der Sonnen Eigenſchafft:
Durch deß Schöpffers Will vnd Krafft
Stirbt der Menſch zum aufferſtehn.

4. Göttliche Rache.

Gottes Mühlen mahlen langſam, mahlen
aber trefflich klein;
Ob auß Langmuth er ſich ſeumet, bringt
mit Schärff er alles ein.

5. Die Sünde.

Menſchlich iſt es, Sünde treiben,
Teufliſch iſts, in Sünde bleiben,
Geiſtlich iſt es, Sünde haſſen,
Göttlich iſt es, Sünd erlaſſen.

6. Selbſt-Erkäntnüß.

Wilſtu fremde Fehler zählen,
Heb an deinen an zu zählen,
Iſt mir recht, dir wird die Weile
Zu den fremden Fehlern fehlen.

7. Die beste Artzney.

Freude, Mäßigkeit vnd Ruh
Schleußt dem Artzt die Thüre zu.

8. Geschmünkte Freundschafft.

Hände küssen, Hüte rücken,
Knie beugen, Häupter bücken,
Worte schrauben, Rede schmücken,
Wer, daß diese Gauckeley,
Meinet, rechte Freundschafft sey,
Kennet nicht Betriegerey.

9. Frantzösische Kleidung.

Diener tragen in gemein jhrer Herren Lieverey;
Solls dann seyn, daß Franckreich Herr, Deutschland aber Diener sey?
Freyes Deutschland, schäm dich doch dieser schnöden Knechterey!

10. Die blühende Deutsche Sprache.

Deutschen sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute.[1])
Wann sie lernen doch auch wolten,
Wie recht Deutsch sie handeln solten!

11. Frantzösische Sprache.

Wer nicht Frantzösisch kan,
Ist kein gerühmter Mann;
Drum müssen wir verdammen,
Von denen wir entstammen,
Bey denen Hertz vnd Mund
Alleine Deutsch gekunt.

12. Die Deutsche Sprache.

Kan die Deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen,
Kan sie doch auch spielen, schertzen, liebeln, gütteln,[2]) kürmeln,[3]) lachen.

1) Bezieht sich auf die von den Sprachgesellschaften angestrebte Reinheit der deutschen Sprache. — 2) freundlich reden. — 3) lallen.

4. Simon Dach,

geboren den 29. Juli 1605 zu Memel, seit 1639 Professor der Poesie in Königsberg, starb 1659. Er war das Haupt des Königsberger Dichterkreises, der, wie die schlesische Schule, in Opitz den Meister verehrte.

Lob der Freundschaft.

(Gekürzt.)

1. Der Mensch hat nichts so eigen,
So wol steht jhm nichts an,
Als daß er Trew erzeigen
Vnd Freundschafft halten kan;
Wann er mit seines gleichen
Soll treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen,
Mit Hertzen, Mund vnd Hand.

2. Die Red' ist vns gegeben,
Damit wir nicht allein
Vor vns nur sollen leben
Vnd fern von Leuten seyn;
Wir sollen vns befragen
Vnd sehn auff guten Raht,
Das Leid einander klagen,
So vns betretten hat.

3. Was kan die Frewde machen,
Die Einsamkeit verheelt?
Das gibt ein duppelt Lachen,
Was Freunden wird erzehlt.
Der kan sein Leid vergessen,
Der es von Hertzen sagt;
Der muß sich selbst auffressen,
Der in geheim sich nagt.

4. Gott stehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt;
Dann soll mir auch gefallen,
Der mir sich hertzlich giebt:
Mit diesem Bunds-Gesellen
Verlach' ich Pein vnd Noht,
Geh' auff dem Grund der Hellen
Vnd breche durch den Tod.

5. Johann Michael Moscherosch,

geboren den 5. März 1601 zu Wilstädt im Elsaß, ward nach einem bewegten Leben Geheimer Rat des Kurfürsten von Mainz und zuletzt der Landgräfin von Hessen-Kassel und starb den 4. April 1669.

Aus dem „A la mode Kehrauß",

dem vierten der „Wunderlichen vnd Wahrhafftigen Gesichte Philanders von Sittewald, d. i. Straff-Schrifften Hanß-Michael Moscherosch". 1642.

König Airovest sprach ferner zu mir: bistu nicht der jenige, der vor zwey Jahren die wunderliche Satyrische Gesichte geschrieben? Ja, Gnädiger Herr, antwortete ich. So du nun ein Gebohrner

Teutscher bist oder ja sein wilt, was hastu dann für eine weise vnd manier zu schreiben? hat euch der Thurnmeyer, vnd vnsers Neffen, König Withikhunds, Bischoff vnd andere nicht genug gethan in der Sprach? wolt ihr es besser oder ärger machen? ist euch das Wälsche Gewäsch mehr angelegen als die Mannliche Heldensprach ewrer Vorfahren? was hastu in solchen Gesichten mit Wälschen, Lateinischen, Grichischen, Italianischen, Spannischen Worten vnd Sprüchen vmb dich zuwerffen gehabt? meynstu, das man darumb glaube, das du alle solche Sprachen gelernet? warumb legstu dich nicht dieselbe zeit vber auff deine Mutterspraach, solche in einem Ruff vnd rechten Gebrauch zubringen, vielmehr, als einer außländischen Jungen also zu Diensten zu sein?

Solche Sprach verkätzerung ist anzeigung genug der Vntrew, die du deinem Vatterland erweisest. Deine ehrliche Vorfahren sind keine solche Mischmäscher gewesen, wie ihr fast mit einander seit. Wer wolte nicht Vrsach genug haben zu schelten, das du dieses Werck (der du doch den Namen haben wilt, das du gar eines Freyen Teutschen Gemüths seyest, umb frembdes Geschminck, Schmeycheleyen vnd Lieb-kosen weit verwerfest) also mit allerhand frembden Sprachen (vnd darzu der jenigen Völcker, die euch so listig vnd grausamlich nach ewerer alten Teutschen durch mich vnd ewre Vorfahren erhaltener angeborner Freyheit stellen vnd trachten) verderbet? weil ja deine werthe Mutter-sprach den andern nicht wirde nachgeben, in dem die Wälsche Sprachen meistentheils ihren Vrsprung von der Lateinischen haben, die vnsrige aber von anfang her von vnserem Vranherrn Thuitscho von sich, als eine wahre Haubt- vnd Helden-sprach, selbst bestehet.

Ich will euch, meine Teutschen, hiemit geweissaget haben, vnd hab es von meinem Vranherren König Saro hiezugegen, vnd Er von vnserem ersten Ertzvatter vnd König Tuitscho verstanden, der also gesagt:

Es wird eine zeit kommen, weil alle Ding vergänglich sind, wan das Teutsche Reich soll zu grunde gehen, so werden Burger gegen Burger, Brüder gegen Brüder im Felde streitten vnd sich ermorden vnd werden ihre Hertzen an frembde Dinge hängen, ihre Mutter-sprach verachten vnd der Wälschen gewäsch höher halten, wider ihr eigen Vatterland vnd Gewissen dienen; vnd alsdan wird das Reich, das mächtigste Reich, zu grunde gehen vnd vnder derer hände kommen, mit welcher Sprach sie sich so gekützelt haben, wo GOtt nicht einen Helden erwecket, der der Sprach wider ihre maß setze, Sie durch Gelehrte Leut auffbringe vnd die Wälschlende Stimpler nach verdienst abstraffe. O GOtt, welchen Helden hastu dir hie zu erwählet? treibe ihn, auf das diß Werck einen Seeligen vortgang habe!

Doch ich will also sagen, sprach König Airovest weiters, viel Sprachen wissen, ist nicht vnrecht, dieweil mit Nachbaurn vnd Außländischen Völckern man sich zu vnserm schaden im handel so weit eingelassen, vnd bißweilen denselben muß antworten können, wie Marggrav Jacob von Baden, Bischoff zu Trier, auff dem Reichstag zu Cöln, deß Pabsts Gesandten Lateinisch, den Teutschen Teutsch, den Frantzösischen Frantzösisch, den Venetianischen Italianisch geantwortet hat. Aber solche frembde Sprachen der Mutter-sprach vorziehen, oder also vndermischen, das ein Bidermann nicht errathen kan, was es für ein Gespräch seye, das ist Verrätherisch vnd muß billig nicht geduldet werden.

Ich meyne, sprach er ferners, der Ehrliche Teutsche Michel hab euch Sprachverderbern, Wälschen Kortisanen, Concipisten, Cancellisten, die ihr die alte Mutter-sprach mit allerley frembden, Lateinischen, Wälschen, Spannischen vnd Frantzösischen Wörtern so vielfältig vermischet, verkehret vnd zerstöret, so das sie ihr selbst nicht mehr gleich siehet vnd kaum halb kan erkant werden, die Teutsche Wahrheit gesagt!

Ist es nicht eine schand zu hören? Einem frembden Volck zu belieben, sein eigen Heyl vnd Wolfahrt verachten?

Ihr mehr als Vnvernünfftige Nachkömmlinge! welches vnvernünfftige Thier ist doch, das dem andern zu gefallen seine Sprach oder Stimm nur änderte? hastu

je eine Katz dem Hund zu gefallen bellen, Ein Hund der Katzen zu lieb mauchzen hören? Nun sind wahrhafftig in seiner Natur ein Teutsches festes Gemüth vnd ein Schlipfferiger Wälscher Sinn anderst nicht als Hund vnd Katzen gegen einander geartet; vnd gleichwohl wollet Ihr vnverständiger als die Thiere Ihnen wider allen danck nacharten? Hastu je einen Vogel blärren, eine Kuh pfeiffen hören? vnd ihr wollet die edele Sprach, die euch angeboren, so gar nicht in obacht nemmen in ewrem Vatterland. Pfuy dich der schand!

Fast jeder Schneider
Will jetzund leyder
Der Sprach erfahren sein
Vnd redt Latein,
Wälsch vnd Frantzösisch,
Halb Javonesisch,
Wan er ist doll vnd voll,
Der grobe Knoll.

Der Knecht Matthies
Spricht bonae dies,
Wan er gut morgen sagt
Vnd grüst die Magd;
Die wend den Kragen,
Thut ihm Danck sagen,
Spricht Deo gratias,
Herr Hippocras.

Ihr böse Teutschen,
Man solt euch peutschen,
Das ihr die Mutterspracb
So wenig acht.
Ihr lieben Herren,
Das heist nicht mehren,
Die Sprach verkehren
Vnd zerstören.

Ihr thut alls mischen
Mit faulen fischen
Vnd macht ein misch gemäsch,
Ein wüste wäsch,
Ich muß es sagen,
Mit vnmuth klagen,
Ein faulen Haasen käß,
Ein seltzams gfräs.

Wir hans verstanden
Mit spott vnd schanden,
Wie man die Sprach verkehrt
Vnd gantz zerstöhrt.
Ihr böse Teutschen,
Man solt euch peutschen,
In vnserm Vatterland;
Pfuy dich der schand!

Gnädiger Herr, sprach ich, wan ich was reden dörffte, ich wolt warlich beweißlich sagen, diese Schuld wäre nicht der Schreiber, sonder der Herrschafften selbsten. Den die Herrschafften wollen es also haben, vnd ich hab es selbsten erfahren. Die Herrschafften meynen nicht, dz ein Diener was wisse oder gelernet habe, wan er seine Schrifften nicht der gestalt mit Wälschen vnd Lateinischen Wörtern ziere vnd schmücke; Vnd geschicht offt, das ein gut Gesell, der sich des puren Teutschen gebraucht, vnd solcher vnteutschen Reden sich mit allem fleiß müssiget vnd enthaltet, für einen vnverständigen Esel gescholten oder wohl gar abgeschafft vnd an seinem Glück wird verkürtzet. Will dan ein gut Kerl irgend ein Dienstlein haben, so muß er sich nach der Herrschafft vnd deren Herren Räthen weise richten vnd ihnen antworten, wie sie fragen, Singen, wie sie Geigen, Tantzen, wie sie Pfeiffen, Schreiben, wie sie es haben wollen. Ich hab selbst offt darwider gescholten, aber was hilfft es? ich bin viel zu gering, das ich es allein ändern wolte.

Fürsten vnd Herren, Stätt- vnd Schul-Räthe solten da ihre Macht vnd Liebe gegen das werthe Vatterland sehen lassen vnd demselben zu Ehren wegen der Sprach heylsame Ordnungen setzen, verständige Teutsche Gelehrte Männer darauff halten vnd wohl besolden.

6. Ulrich Megerle, genannt Abraham a Sancta Clara,

geboren den 4. Juni 1642 in Baden, gestorben 1709 als Hofprediger in Wien. Seine Predigten und Schriften, in denen er die Schäden seiner Zeit behandelt, sind oft voller Witz und Humor und zeichnen sich durch eine höchst kräftige, durch viele Wortspiele geschmückte Sprache aus.

Aus der Flugschrift „Auf, auf, ihr Christen!“ 1683.

. . . Der Zeiten hatte die Welt, absonderlich vnser Europa, ein solchen harten Zuestand, welchen so bald kein Medicus wenden kan . . .; zumahlen kein Land fast ohne Krieg ist, kein Reich ohne feindliche Waffen, von vielen Jahren hero ist das Römisch Reich, schier Römisch Arm worden, durch stätte Krieg; von etlichen Jahren hero ist Niderland noch niderer worden durch lauter Krieg; Elsaß ist ein Elendsaß worden durch lauter Krieg; der Rein-Strohm ist ein Pein-Strohm worden durch lauter Krieg, vnd andere Länder in Elender verkehrt worden, durch lauter Krieg: Hungarn führt ein doppeltes Creutz in Wappen, vnd bißhero hat es viel tausend Creutz außgestanden durch lauter Krieg. . . . Die Sünd ist der Magnet, welcher das scharpffe Eysen vnd Kriegs-Schwerd in vnsere Länder ziehet. . . . Lebt man doch allerseits, als hätte der Allmächtige Gott das Chiragra, vnd könne nicht mehr dareinschlagen. . . . Man hat es dem Esau so starck vor Ubel, daß er vmb ein Linsen-Koch sein Primogenitur verschwend, der Zeit trifft man viel tausend an, welche noch vmb geringere Ding die Ewigkeit vertändlen; vnd nicht allein verschertzt man anjetzo so vielfältig das Ewige, sondern auch das zeitliche Heill, dann ein warhaffte Maden, so vnsern zeitlichen Wohlstand zerbeist, ist die Sünd. . . . Wer hat den Türcken, disen Erbfeind gezogen in Asiam, in Europam, in Hungarn? Niemand anderer als die Sünd, nach dem S. in ABC. folgt das T. nach der Sünd folgt der Türck. . . .

Hinweg mit den jenigen Soldaten, die lieber von den Mußgatellern, als von den Mußqueten hören: Fort mit den jenigen Soldaten, die lieber mit der Tecken,[1]) als mit dem Degen vmbgehen: Auß mit solchen Soldaten, die lieber zu Freßburg als Preßburg in der Quarnison ligen: Nichts nutz seynd die jenige Soldaten, die lieber Lucelburg als Luxenburg belägeren! Nicht zu leyden seynd jene Soldaten, die da lieber Partiterey als Parthey-Reuter abgeben; zu schimpffen seynd alle die jenige Soldaten, die lieber mit der Sabinl als mit dem Sabel vmbspringen: . . . Entgegen ein rechtschaffener Soldat schreibet sich von Mehr Zueschlag,[2]) dann solcher auß vnverzagter Tapfferkeit nur begehrt auff den Feind Mehr Zueschlagen, drauff schlagen, dreinschlagen, drumbschlagen, ein solcher kühner vnd tapfferer Soldat ware absonderlich der David. . . . Zu dem H. Joanni dem Tauffer seynd vnterschidliche Standt-Personen getretten, vnd den H. Buß-Prediger vmb Rath gefragt, was doch ihnen nothwendig seye zu Erhaltung der Seeligkeit: vnter andern seynd auch (ist ja viel) etliche scrupulosi Soldaten zu ihm getretten, sprechend: „Was solten dann wir thun?“ Worauff Joannes geantwort: „Thuet niemandt Uberlast, noch Gewalt: contenti estote stipendiis vestris, vnd seyet mit euerm Sold zufriden.“ Joannes redet wol heilig: wann aber der Soldat den Soldt nicht bekommt? wie es wol zu Zeiten geschiht, daß die Officirer solchen in den vnrechten Sack schieben. . . .

Es ist ein Gebott, du solleſt den Nahmen GOttes nicht eitel nennen; wer ist der mehrer flucht und schwert als ihr? . . . Das Weib im Evangelio hat den verlohrnen Groschen gesucht, vnd gefunden; der Saul hat die Esel gesucht, vnd gefunden; . . . der aber Zucht vnd Ehrbarkeit bey theils Soldaten sucht, wird nicht viel finden. . . . Es ist mehrmalen ein Gebott, „Du solst nit stehlen.“ Die Soldaten haben disc Wort mit einem einigen Strichel vermehrt, indeme sie an statt deß Nit das Mit gesetzt, wessentwegen es jetzt bey ihnen haist: „Du solst Mitstehlen. Es hat vor langer Zeit einer auffgebracht, als habe der Teuffel sich verheurath, vnd zu einem Weib genohmen die Boßheit, mit welcher er vnterschidliche Töchter gezeugt hat: Ein Tochter hat ge-

1) Decke.

2) Name eines Ortes nahe bei Wien.

haissen die Hoffart, die hat er einem Edelmann verheyrat; ein andere hat gehaissen der Geitz, die hat er einem Kauffmann verheyrat; mehr hat eine gehaissen der Betrug, die hat er einem Advocaten angehenckt; ein andere wurde genennt die Gleißnerey, die hat er einem Religiosen übergeben; eine sehr grosse Tochter hat er, die ware der Neyd, solche hat er einem Hoff-Herrn vermählet; noch ein andere ware, die hiesse Raub, umb welche sehr viel gebult, sie aber doch endlich ein Soldat geheyrat. Es stecket demnach unter einer Peckelhauben viel Rauben und Klauben, und seynd sie schon der Maynung, als seyen sie deßwegen Kriegs-Leut genennt, damit sie allenthalben sollen etwas kriegen. . . . Es gibt freylich wol viel plumpe Soldaten, aber die mehristen doch haben gute Inventiones, absonderlich bey den Bauren; dann wann sie allda ein Kuhe stehlen, so nehmen sie das Kalb für ein Zuewag. Ob sie schon wenig Spitäller auffbauen, so thuen sie doch viel arme Häuser stifften: Nach Göttlicher Lehr seynd seelig die Armen, beati Pauperes, auff solche Weiß befürderen die Soldaten viel Leut zur Seeligkeit: dise gute Leut wollen gar keine Dieb seyn, und treiben unterdessen stätts freye Kunst; dahero die wehemütige Klag bey unsern Landsgenossen, daß sie von unsern Kriegs-Knechten mehrer Gewaltthätigkeit und Uberlast leyden, als von dem Feind selbsten. . . . Ach sagt etwan ein Soldat, der solches liset, man wird gewiß lauter H. Charthäuser für Soldaten werben; man wird gewiß an statt der Mußqueten den Weyhwadel brauchen; man wird gewiß an statt der Trommel oder Trompeten die Glocken leutten: in Feld last es sich nicht also thun, Kriegswesen ist ein anders Wesen, ein Soldat muß Krieg führen, muß die Tromel rühren, muß die Bauern abschmiren, muß das Gewissen verliehren. . . . Holla! mein lieber Soldat, an disen Mueß verbrenst du das Maul, es muß nicht seyn, weil es weit kan anderst seyn, sintemahlen kein Stand ist, in welchen nicht Bestand haben kan die Fromkeit. Besihe du mir alle Ständ, als erstlich die Bauren seynd zu weilen böse Lauren, welche offt umb den Garten ein Zaun führen, und aber das Gewissen offen lassen, dannoch ist der H. Isidorus ein Bauer gewest, und hat er so wol getroschen in seiner Scheuer, als getroschen auff seinen Rucken mit harten Geissel-Straichen zur Gedächtnuß deß Leydens Christi. Es seynd die Mauerer bißweilen solche Leut, was sie ein gantze Wochen gewinnen, daß muß am Sontag durch die Gurgel rinnen, und weissen sie offt andern das Zimmer auß, und lassen das eigene Gewissen ruessig, und doch ist der H. Proculus ein Mauerer gewest, welcher bey den Häuser bauen deß Gotshauß nicht vergessen: Die Müllner seynd solche Leut, welche Wein trincken so lang sie Wasser haben, und ihr bester Edelstein [ist] der Müllstein, bey dem sie biß weilen gewinnen was nicht gehört ihnen, und doch der H. Vinocus ist ein Müllner gewest, welcher bey dem stätten Mahlen auch ein zerknirschtes Hertz zu Gott getragen. Die Gutscher oder Fuhr-Leut seynd sonst solche Leut, welche nicht allein mit der Geissel umbgehn, sondern gar offt auch über die Schnur hauen, und wissen sie so wol die Leut von einem Ort zu dem andern zu führen, als auch hinder das Liecht zu führen; dannoch ist ein Fuhrmann gewest der H. Richardus, und ware sein Stall mit dem Bethlemitischen an Heiligkeit verwand. Die Schneider seynd bißweilen solche Leut, die einen Zeug schneiden ohne Zeugen und zwickt offt manchen ein Schneider-Scher mehr als ein Krebs-Scher; doch ist der H. Homo bonus ein Schneider gewest, der auch benm Knöpff einsetzen allezeit ein schöne Rosen verblieben. Die Lacken seynd sonst solche Leut, welche nicht allein hinder ihren Herrn gehen, sondern gar offt auch auff die Seyten gehen, doch ist der H. Minardus ein Lacken gewest, der auch unter der blauen Liberee ein Himmelfarbs Gewissen getragen. . . . Es kan sich demnach kein einiger Stand rechtmässig entschuldigen, daß ihme mangle die Gelegenheit from zu seyn. Auch forderist ihr Soldaten habt nicht Ursach, euch zu

beklagen, daß ihr nicht from vnd Gottesförchtig könet seyn. Es kan ja seyn, daß ihr tapffer mit dem Feind herumb hauet, vnd dannoch euer Gewissen nicht im Stich lasset: Es kan ja seyn, daß ihr mit Spiessen vnd Stangen vmbgehet, vnd dannoch dem Nechsten kein Spieß in Augen seyet: Es kan gar wol seyn, daß ihr den Feind thuet schlagen, vnd darneben dem bösen Feind auch kein Schantz lasset.

7. Christian Warnecke (Wernicke),

geboren um 1665 in Polnisch Preußen, besuchte die Universität Kiel, erwarb sich durch seine Epigramme die Freundschaft der Herzogin von Mecklenburg, an deren Hof er sich drei Jahre aufhielt, ward dann in London Gesandtschaftssekretär und ging nach kurzem Aufenthalt in Hamburg als dänischer Staatsrat nach Paris, wo er um 1720 starb. – Er war der Verfasser von sechs Büchern „Epigrammata", die sich durch kraftvolle Sprache, Witz und feine Menschenkenntnis auszeichnen. Besonders geißelte er darin die Verkehrtheiten der Dichtungen der zweiten schlesischen (Lohensteinischen) Schule, so daß mit ihm die Periode einer gesunden Kritik beginnt.

Epigramme.

1. Auf gewisse Trauerspiele.

An stat Mitleiden oder Schrecken
In seinen Hörern zu erwecken,
So füllt Archombrotus mit viel
Gelahrtheit seine Trauerspiel'.
Er hält auch mehr an allen Orten
Von grossen, als geschickten Worten,
So daß man alle Helden sieht,
Die er auf seinen Schauplatz zieht,
Stat Römischer Tracht in sammtnen Peltzen,
Und stat der Socken gehn auf Stelzen.

2. Auf gewisse Gedichte.

Der Abschnitt? gut. Der Vers? fleußt wol. Der Reim? geschickt.
Die Wort'? in Ordnung. Nichts als der Verstand verrückt.

3. Auf Astolph, den hochtrabenden Poeten.

Astolph beschreibt ein Thier, das in den Wäldern wohnt,
Und in der hohlen Eich' als seinem Neste lebet,
Das um unwegsame Gebürge brummend schwebet,
Und offt auch nicht des Bluts des müden Pillgrims schont.
Merck aber, wie er dich durch falschen Pracht betrüge:
Du denkst, es sey ein Löw', und es ist eine Fliege.

4. Blumenreiche Gedichte.

Man find't, wenn man mit Fleiß die Rosen und Narzissen,
Die unser Deutschen Vers' anfüllen oder schliessen,
Mit dem Verstand des Tichters überlegt,
Daß ein unfruchtbar Land die meisten Blumen trägt.

5. An einen gewissen Pritschmeister.

Es ist nicht recht, daß man dich, der du manches Blatt
Mit rauhen Versen angefüllt,
Deswegen einen Esel schilt;
Der kann kein Esel sein, der keine Ohren hat.

6. Römische Bußbeichte.

Es fand sein zartes Weib ein Ehmann in Gefahr
Und wollte, weil es so zu Rom gebräuchlich war,
Aus großer Liebe sich bequemen,
Die Ruthenstreich' ihr abzunehmen,
Die in der Beicht' ein Münch ihr heilig auferlegte.
Als nun der Pater ihm den Rücken lustig fegte,
So rief sein Weib: „Haut zu, Herr Pater! Denn ich bin
Gar eine große Sünderin."

7. Die Klagen über die itzige Zeit.

Man klagt, daß alte Lieb' und Treue sey verlohren,
Daß aller Seegen sich verkehrt in einen Fluch;
Allein, wenn ich die Zeit, die vorhergeht, durchsuch',
So dank' ich Gott, daß ich in dieser bin gebohren.

§ 20. Vorboten einer besseren Zeit. — Gottsched und die Schweizer.

Der Umstand, daß den deutschen Dichtern der Begriff von dem wahren Wesen der Poesie abhanden gekommen war, hatte die bedenklichsten Verirrungen zur Folge, die namentlich in der sogenannten zweiten schlesischen Dichterschule, deren Häupter Lohenstein und Hoffmannswaldau waren, in unglaublichem Schwulst und geschmacklosester Darstellung zutage traten. Eine Zeitlang als der höchste Triumph der Schönheit gepriesen, forderten diese Produktionen doch bald zur Kritik heraus. (Siehe Seite 104 Warnecke, dem sich Weise, Canitz und Brockes anreihten.) Eine gründliche Reform suchte **Johann Christoph Gottsched** (1700 bis 1766), seit 1729 Professor in Leipzig, anzubahnen. Er nahm den Kampf gegen Unnatur und Roheit auf und richtete dabei sein Augenmerk vornehmlich auf die deutsche Bühne, die er von den wertlosen, bombastischen Stücken und wüsten Hanswurstiaden befreien und durch klassische Stücke heben wollte. Aber als nüchterner Verstandesmensch, dem selbst das Wesen der Poesie verborgen blieb, wußte er zur Hervorbringung „klassischer" Werke nichts Besseres zu tun, als sklavische Nachahmung fremder Muster zu predigen, und da die französischen Dichter nach seiner Meinung die Regeln der Alten am besten verstanden und angewandt hatten, so stellte er sie als allein gültige Muster hin. So legte Gottsched die deutsche Poesie aufs neue in fremde Fesseln; denn seine Grundsätze fanden weithin Anklang, und er genoß länger als ein Jahrzehnt das Ansehen einer höchsten Autorität auf poetischem Gebiet. Unstreitig hat er sich auch um die Reinheit und Einfachheit der Sprache wie um die Besserung des Geschmacks überhaupt große Verdienste erworben. Da er aber auf jede freie Entfaltung dichterischen Talentes den Bann legte, dem Gefühl und der Phantasie kein Recht zugestand, nur Korrektheit in der Form und Verständigkeit des Inhalts forderte und danach alle poetischen Erscheinungen in herrischer Weise kritisierte, so geriet er in Streit mit den Züricher Professoren **Johann Jakob Bodmer** (1698 bis 1783) und **Johann Jakob Breitinger** (1701 bis 1776). Diese beiden hatten auf einem anderen Weg der deutschen Literatur aufzuhelfen versucht. Sie sahen das Mittel dazu nicht sowohl in der äußeren Korrektheit als vielmehr in der Art und Weise des poetischen Schaffens. Sie gingen von der Ansicht aus, daß die Poesie vor den Regeln gewesen sei,[1]) und forderten daher bei der dichterischen Hervorbringung für Gemüt und Phantasie das erste Recht. Sie verwarfen demgemäß die steifen französischen Theorien und wiesen auf die englischen Dichter hin, die seit Shakespeare sich Naturwahrheit und Freiheit von Regelzwang bewahrt hätten, und drangen auf Natürlichkeit sowohl der Empfindung wie des Ausdrucks. In Miltons „Verlorenem Paradies" sahen sie den Gipfel moderner Dichtung, und als Bodmer von diesem Werke, das Gottsched heftig kritisierte, eine Übersetzung herausgab, führten die prinzipiellen Gegensätze der Leipziger und der Schweizer 1740 zu einer bitteren Fehde, die mit der Niederlage Gottscheds endigte, indem alle seine begabteren Schüler sich den Schweizern zuwandten. Endgültig wurde der Streit entschieden einerseits durch die vortrefflichen Leistungen der selbständig im Sinne der Schweizer wirkenden Dichter, namentlich Klopstocks, anderseits durch die scharfe Kritik Lessings, der die französischen Autoritäten zunichte machte. Durch Lessing (in seinem „Laokoon") wurde aber auch der seit Opitz herrschende Irrtum, dem auch Gottsched und die Schweizer huldigten, beseitigt, daß die Poesie eine „Nachahmung der Natur" sei, nämlich in weitläuftiger Malerei oder Schilderung bestehe, und daß ihr Zweck sei, moralisch zu bessern und zu belehren.

Die Wichtigkeit dieser literarischen Fehde bestand darin, daß der französische Geschmack verdrängt und die Selbständigkeit der deutschen Literatur vorbereitet wurde.

1) Als Beleg hierfür dienten Bodmer das Nibelungenlied und die Minnesänger, die er herausgab.

Gleichzeitige Dichter, die sich den Schweizern anschlossen, waren Haller, Hagedorn sowie der sächsische Dichterverein, der durch Gründung der „Bremer Beiträge" in offenen Gegensatz zu Gottsched trat und an dessen Spitze Gellert stand. Den sächsischen Dichtern standen die preußischen nahe, die, durch die Taten Friedrichs des Großen angespornt, die vaterländische Lyrik pflegten, aber auch, in Anlehnung an den griechischen Dichter Anakreon, sich einer heiteren Dichtungsart befleißigten. Ihre Hauptvertreter waren Gleim und Kleist.

1. Albrecht von Haller,

geboren den 16. Oktober 1708 in Bern in der Schweiz, gestorben ebendaselbst am 12. Dezember 1777, einer der bedeutendsten und vielseitigsten Gelehrten seines Jahrhunderts, verband in seinen Dichtungen einen trefflichen Inhalt mit kräftiger Darstellung und hat dadurch auf die folgende Zeit mächtig eingewirkt. An seiner Dichtersprache und seiner Prosa haben sich ein Lessing und ein Schiller gebildet. Sein berühmtestes Werk ist das munter und anschaulich beschreibende Lehrgedicht „Die Alpen", in dem er den natürlichen, glücklichen Zustand des Alpenvolks dem naturwidrigen, unglücklichen der meisten Kulturmenschen gegenüberstellt und so zum erstenmal den Gegensatz zwischen Natur und Kultur beleuchtet.

Aus der Dichtung „Die Alpen".

Schilderung des Schweizerlandes.

33. Wenn Titans erster Strahl der Felsen Höh' vergüldet
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt.
Durch den zerfahrnen Dunst von einer dünnen Wolke
Eröffnet sich zugleich der Schauplatz einer Welt;
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke
Zeigt alles auf einmal, was sein Bezirk enthält.
Ein sanfter Schwindel schließt die allzuschwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzustrahlen taugen.

34. Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen
Fällt, nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht;
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah Gebirg die sanfterhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblök im Tale widerhallt;
Bald scheint ein breiter See ein meilenlanger Spiegel,
Auf dessen glatter Flut ein zitternd Feuer wallt;
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Tälern,
Die, hin und her gekrümmt, sich im Entfernen schmälern.

35. Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich getürmt;
Sein frostiger Kristall schickt alle Strahlen wieder,
Den die gestiegne Hitz' im Krebs umsonst bestürmt.
Nicht fern vom Eise streckt, voll futterreicher Weide,
Ein fruchtbares Gebirg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glänzt von reifendem Getreide,
Und seine Hügel sind von hundert Herden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen
Trennt nur ein enges Tal, wo kühle Schatten wohnen.

36. Hier zeigt ein steiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldstrom eilt hindurch und stürzet Fall auf Fall.
Der dickbeschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen
Und schießt mit jäher Kraft weit über ihren Wall;

Das dünne Wasser teilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Teile,
Und das entfernte Tal trinkt ein beständig Tau.
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen.

37. Doch wer den edlern Sinn, den Kunst und Weisheit schärfen,
Durchs weite Reich der Welt empor zur Wahrheit schwingt,
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunder ihn zum Stehn und Forschen zwingt.
Macht durch der Weisheit Licht die Gruft der Erde heiter,
Die Silberblumen trägt und Gold den Bächen schenkt;
Durchsucht den holden Bau der buntgeschmückten Kräuter,
Die ein verliebter West mit frühen Perlen tränkt:
Ihr werdet alles schön und doch verschieden finden
Und den zu reichen Schatz stets graben, nie ergründen.

2. Friedrich von Hagedorn,

geboren den 23. April 1708 in Hamburg, gestorben ebendaselbst am 28. Oktober 1754, dichtete in leichter, anmutiger Sprache Fabeln, die er zuerst wieder in die deutsche Literatur einführte, sowie Lieder und Erzählungen und bahnte so im Norden, wie Haller im Süden, einer besseren Anschauung den Weg.

1. Johann der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen,
Und wann er aß, so mußt' er singen;
Und wann er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrot, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht, und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht; man fragt: Wer singt schon wieder?
Wer ist's? Der muntre Seifensieder.

Im Lesen war er anfangs schwach;
Er las nichts als den Almanach;
Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief, dem Nachbar gleich zu sein,
Oft singend, öfter lesend ein.
Er schien fast glücklicher zu preisen
Als die berufnen sieben Weisen,
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält.

Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinem Fürsten wich:
Ein Garkoch richtender Verwandten,
Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Der stets zu halben Nächten fraß
Und seiner Wechsel oft vergaß.

Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh'
Der nahe Sänger nimmer zu. . . .

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen
Und spricht: „Mein lustiger Johann!
Wie geht es Euch? Wie fangt Ihr's an?
Es rühmt ein jeder Eure Ware:
Sagt, wieviel bringt sie Euch im Jahre?"

„Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vorteil sei.
So rechn' ich nicht. Ein Tag bescheret,
Was der, so auf ihn kommt, verzehret.
Dies folgt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Dreihundertfünfundsechzigmal."

„Ganz recht; doch könnt Ihr mir's nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?"

„Mein Herr, Ihr forschet allzusehr:
Der eine wenig, mancher mehr,

So, wie's denn fällt. Mich zwingt zur Klage
Nichts als die vielen Feiertage;
Und wer sie alle rot gefärbt,
Der hatte wohl, wie Ihr, geerbt,
Dem war die Arbeit sehr zuwider,
Das war gewiß kein Seifensieder."

Dies schien den Reichen zu erfreun.
„Haus," spricht er, „du sollst glücklich sein;
Jetzt bist du nur ein schlechter Prahler.
Da hast du bare fünfzig Taler;
Nur unterlasse den Gesang!
Das Geld hat einen bessern Klang."

Er dankt und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt und wägt und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung seiner Freude
Und seiner Augen neue Weide.

Es wird mit stummer Lust beschaut
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Den auch der karge Tor bei Nacht
Aus banger Vorsicht selbst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Durchsucht er alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt,
Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen:
Sein Mops, der keine Kunst vergaß
Und wedelnd bei dem Kessel saß,
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen,
So glatt von Fell, so weich von Tatzen.

Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichtum paart
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.

Dem Nachbar, den er stets geweckt,
Bis der das Geld ihm zugesteckt,
Dem stellt er bald aus Lust zur Ruh'
Den vollen Beutel wieder zu
Und spricht: „Herr, lehrt mich bess're Sachen,
Als statt des Singens Geld bewachen!
Nehmt immer Euren Beutel hin
Und laßt mir meinen frohen Sinn.
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden,
Ich tausche nicht mit Euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wiedergibt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder."

2. Das Hühnchen und der Diamant.

Ein verhungert Hühnchen fand
Einen feinen Diamant
Und verscharrt' ihn in den Sand.

„Möchte doch, mich zu erfreun,"
Sprach es, „dieser schöne Stein
Nur ein Weizenkörnchen sein!"

Unglückse'ger Überfluß,
Wo der nötigste Genuß
Unsern Schätzen fehlen muß!

3. Drei Taube.

Es haben oft zugleich der Leser und der Dichter
Und auch der Kritikus kein zuverlässig Ohr.
So lud vor einen tauben Richter
Ein Tauber einen Tauben vor.
Der Kläger sagt': „Auf meinem Felde
Hat er dem Wilde nachgehetzt."
Beklagter: „Nein, von seinem Gelde
War längst das Dritteil abgesetzt."
Der Richter sprach: „Das Recht der Ehen
Bleibt heilig, alt und allgemein.
Es soll die Heirat vor sich gehen,
Und ich will bei der Hochzeit sein!"

3. (Christian) Fürchtegott Gellert,

geboren den 4. Juli 1715 zu Hainichen in Sachsen, gestorben den 13. Dezember 1769 als Professor der Philosophie in Leipzig, seit langer Zeit der erste wirkliche Volksdichter Deutschlands, dichtete außer geistlichen Liedern vornehmlich Fabeln und Erzählungen, die in allen Volksschichten mit Begeisterung gelesen wurden.

1. Die Ehre Gottes aus der Natur.

1. Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort.
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere;
Vernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort!

2. Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?
Wer führt die Sonn' aus ihrem Zelt?
Sie kommt und leuchtet und lacht uns von ferne
Und läuft den Weg gleich als ein Held.

3. Vernimm's und siehe die Wunder der Werke,
Die die Natur dir aufgestellt!
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

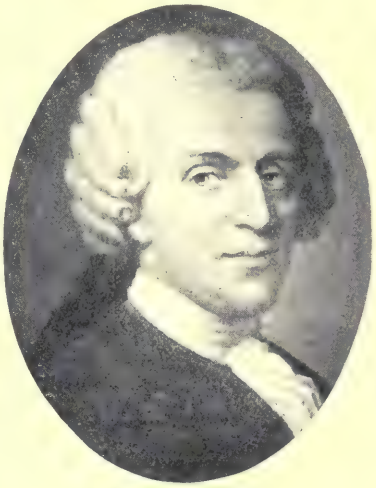
4. Kannst du der Wesen unzählbare Heere,
Den kleinsten Staub fühllos beschaun?
Durch wen ist alles? O gib ihm die Ehre!
„Mir", ruft der Herr, „sollst du vertraun!

5. Mein ist die Kraft, mein ist Himmel und Erde,
An meinen Werken kennst du mich!
Ich bin's und werde sein, der ich sein werde,
Dein Gott und Vater ewiglich.

6. Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
Ein Gott der Ordnung und dein Heil;
Ich bin's! Mich liebe von ganzem Gemüte
Und nimm an meiner Gnade teil!"

2. Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt' ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verraten sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.
Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
„O," rief er bei dem ersten Blicke,
„Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!"



Fürchtegott Gellert.

Der Maler ward beschämt, gerühret
Und sah den Kenner kläglich an.
„Nun", sprach er, „bin ich überführet.
Ihr habt mir nicht zu viel getan."
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.
Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

3. Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter, dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der trotz seinem Herrn mit einer guten Gabe,

Recht dreist zu lügen, wiederkam,
Ging kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämt'ste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
„Ja, Vater," rief der unverschämte Knabe,
„Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
So sag' ich's Euch und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwert,
Wenn er nicht größer war als Euer größtes Pferd."
„Das", sprach der Vater, „nimmt mich wunder,
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir zum Exempel gehn itzunder
Und werden keine Stunde gehn,
So wirst du eine Brücke sehn
(Wir müssen selbst darüber gehn),
Die hat dir manchen schon betrogen;
Denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig sein.
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt und bricht sogleich das Bein."
Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen.
„Ach," sprach er, „laufst doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß, sagt' ich, daß er gewesen wär'?
Wie Euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, itzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt' ich wohl beschwören,
Daß er so groß als mancher Ochse war."
Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
„Ja, Vater," fing er an, „der Hund, von dem ich red'te,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer als ein Kalb."
Die Brücke kommt. Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen?
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
„Ach, Vater," spricht er, „seid kein Kind
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen!
Denn kurz und gut, eh' wir darübergehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind."

4. Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht
Auf allen Bier- und Branntweinbänken
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Span,
Woran der andre sich den Tabak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach' erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angetan,
Den taten sie einander an;
Und jeder wollte bloß den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.
Man riet und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren.
Doch endlich kam die Sache vor Gericht;
Da mußte sich's denn offenbaren,
Warum sie seit so vielen Jahren
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brotneid? War er's nicht? —
Nein! Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht!

Allein so sang der andre nicht;
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht! . . .
Die Wächter, hör' ich viele schrein,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren sein. —
Ihr Herren, stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich sein!
Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Silben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wut entzweiten?

5. Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertanzen müssen,
Entrann und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen
Und brummten freudig durch den Wald,
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: „Petz ist wieder da!"
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, getan,
Und fing, da er vom Tanzen red'te,
Als ging' er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder.
Allein anstatt, wie er, zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn.
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
„Fort!" schrieen alle, „fort mit dir!
Du Narr willst klüger sein als wir?"
Man zwang den Petz davonzulaufen.
Sei nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann jeder ähnlich ist.
Doch je geschickter du vor vielen andern bist,
Je mehr nimm dich in acht, dich prahlend sehn zu lassen!
Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht! Bald folgt der Neid
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

6. Der Prozeß.

Ja, ja, Prozesse müssen sein!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt' alsdann das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder, recht' und streite nur!
Du siehst, man will dich übertäuben;
Doch gib nicht nach, setz' alles auf
Und laß dem Handel seinen Lauf!
Denn Recht muß doch Recht bleiben.

„Was sprecht Ihr, Nachbar? Dieser Rain,
Der sollte, meint Ihr, Euer sein?
Nein, er gehört zu meinen Hufen." —
„Nicht doch, Gevatter, nicht, Ihr irrt!
Ich will Euch zwanzig Zeugen rufen,
Von denen jeder sagen wird,
Daß lange vor der Schwedenzeit —"
„Gevatter, Ihr seid nicht gescheit!
Versteht Ihr mich? Ich will Euch's lehren,
Daß Rain und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn,
Das Recht, das soll den Ausspruch tun!"
So saget Kunz, schlägt in die Hand
Und rückt den spitzen Hut die Quere.
„Ja, eh' ich diesen Rain entbehre,
So meid' ich lieber Gut und Land."
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein Herr Glimpf, sein Advokat,
War kurz zuvor ins Amt geritten;
Er läuft und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich sein?
Kunz war zu Fuß und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt' euch, stellt das Reden ein;
Sonst werd' ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herr Glimpfen sprechen.
Ich sag' es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,

Greift in den Zaum und grüßt Herr Glimpfen.
„Herr!“ fängt er ganz erbittert an,
„Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm — ich will ihn zwar nicht schimpfen —
Der, denkt nur! spricht, der schmale Rain,
Der zwischen unsern Feldern lieget,
Der, spricht der Narr, der wäre sein!
Allein den will ich sehn, der mich darum betrüget!“
„Herr,“ fuhr er fort, „Herr, meine beste Kuh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O, dient mir wider ihn und helft die Sach' entscheiden!“ —
„Mein Mensch“, versetzt Herr Glimpf, „dient freudiger als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus Euren Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dies tut kein ehrlicher Jurist;
Doch dieses könnt Ihr leicht erfahren,
Ob ein Prozeß seit zwanzig Jahren
Von mir verloren worden ist.
Ich will Euch Eure Sache führen;
Ein Wort, ein Mann! Ihr sollt sie nicht verlieren.“
Glimpf reitet fort. „Herr,“ ruft ihm Kunz noch nach,
„Ich halte, was ich Euch versprach.“ —
Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird vollgeschrieben;
Das halbe Dorf muß in das Amt!
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünfundzwanzig müssen schwören,
Und diese schwören insgesamt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rain ihm gar nicht zugehörte.
Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht!
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
Doch, im Vertraun gered't, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.
Manch widrig Urteil kommt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Klienten auf:
„Laßt dem Prozesse seinen Lauf!
Ich schwör' Euch, endlich durchzudringen;
Doch —“
„Herr, ich hör' es schon; ich will das Geld gleich bringen.“
Kunz borgt manch Kapital. Fünf Jahre währt der Streit.
Allein warum so lange Zeit?
Dies, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.
Ein letztes Urteil kommt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabei gelitten;
Allein, was tut's, daß Haus und Hof verstritten
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rain gewinnt!
„O!“ ruft er, „lernt von mir den Streit aufs höchste treiben!
Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!“

7. Brief an Rabener.

Leipzig, den 29. Januar 1761.

Liebster Rabener!

Sie mögen mit mir machen, was Sie wollen, so werde ich Ihnen doch diesmal keine ausführliche Antwort schreiben; denn ich bin schon seit vierzehn Tagen von einem Husten und von Schmerzen in der linken Hüfte krank. Es ist wahr, daß ich in der Mitte des letzten Monats vorigen Jahres durch einen Major zu dem König[1]) gerufen worden bin; daß er sich von vier Uhr bis drei Viertel auf sechs Uhr mit mir von den schönen Wissenschaften und der deutschen Literatur und der Methode, womit er seine Hypochondrie kuriert und mit der ich die meinige kurieren sollte, unterredet; daß er mir sehr gnädig begegnet hat; daß ich, wider allen meinen Charakter ohne die geringste Furcht, ohne die Begierde zu gefallen bloß das, was Wahrheit und Ehrerbietung befahlen, geredet und eben deswegen gefallen habe. Am Ende des Gesprächs fragte er mich, ob ich keine von meinen Fabeln auswendig

1) Der preußische König Friedrich II.

könnte. „Nein, Sire.“ — „Besinne Er sich doch, Herr Professor; ich will etlichemal in der Stube auf und nieder gehn.“ — Endlich fiel ich, ohne zu wissen, warum, auf den Maler, die letzte Fabel im ersten Teile. „Nun,“ sagte er, „das ist gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er so schreiben lernen?“ — „In der Schule der Natur.“ — „Hat Er den Lafontaine nachgeahmt?“ — „Nein, Ihro Majestät, ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.“ — „Nein, ich muß Ihn loben.“ Und da sagte er zu dem Major, der dabeistand, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der Tat nicht hören wollte. — „Komme Er wieder zu mir und stecke Er seine Fabeln zu sich und lese Er mir welche vor.“ — Allein, guter Rabener, ich bin nicht wiedergekommen. Der König hat mich nicht wieder rufen lassen, und ich habe an Sirachs Wort gedacht: „Dränge dich nicht zu den Königen.“ Er hat mich den Tag darauf bei der Tafel gegen den Oberstleutnant Marwitz, auch den englischen Gesandten, den Marquis d'Argens, den Lektor Le Cat und andere, die mir's wiedergesagt haben, mit einem Lobspruche gelobt, den ich nicht hersetzen will, weil es doch eitel sein würde. . . . Der König sprach bald Deutsch, bald Französisch; ich meistens Deutsch, nur im Notfalle Französisch.

Den ausführlichen Inhalt einem Briefe anvertrauen, würde wenigstens wider die Klugheit sein. Warten Sie, bis ich Sie spreche. Gott gebe, daß dieses bald geschehe, und daß ich Sie gesund und zufrieden umarmen kann, wo es auch sei. Das Ende Ihres Briefes, liebster Rabener, ist sehr ernsthaft. Allein Ihr Ernst ist mir so schätzbar als kaum Ihr Scherz. Sie reden von Ihrem Tode. Ja, davon sollten wir alle reden, oft reden und getrost, wie Sie, reden. Gott lasse uns leben, um wohl zu sterben zu der Zeit, da er es beschlossen hat. Menschlich zu urteilen, müssen Sie mich lange und weit überleben. Ich umarme Sie, liebe Sie und bin ewig

der Ihrige

Gellert.

Den 5. Februar.

Ich habe alle Tage noch mehr zu diesem Briefe schreiben wollen und nicht gekonnt; morgen soll er also fortgehen. Eins können Sie noch anhören. Der König fragte mich nach den guten deutschen Schriftstellern, und die ersten, die mir einfielen, waren Sie und Cramer. Er schmälte auf die Unförmlichkeit und Härte der deutschen Sprache. „Aber warum nötigen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher, wie die Franzosen, daß wir sie lesen müssen?“ — „Vielleicht, Sire, fehlt uns noch die Zeit, vielleicht auch noch Auguste und Louis XIV.“ — „Sachsen hat ja zween Auguste gehabt.“ — „Ja, Sire, und wir haben auch schon einen guten Anfang in der schönen Literatur gemacht. Als die Griechen aufhörten zu schreiben, da fingen die Römer an. Wir hoffen ruhigere Zeiten.“ — „So gefallen Ihm diese Zeiten nicht? Sind's böse Zeiten?“ — „Ich wünsche ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preußen wäre, so hätten die Deutschen Frieden.“ — „So? Steht dies bei mir? Drei wider einen!“ — „Ich wiederhole es noch einmal: Sire, wollte Gott, Sie gäben uns den Frieden!“ — „Ja! Ja!“

4. (Magnus) Gottfried Lichtwer,

geboren den 30. Januar 1719 zu Wurzen in Sachsen, gestorben den 7. Juli 1783 als Regierungsrat in Halberstadt, war ein bedeutender Fabeldichter.

1. Der junge Kater.

1. Der Ausbund eines schönen Katers,
Den Mut und Alter mündig sprach,
Bekam die Würde seines Vaters
Und stellte Mäus' und Ratten nach.
Er folgte der gemeinen Weise:
Des Räubers Sohn wird gern ein Dieb,
Das Wölfchen fühlt des Wolfes Trieb,
Ein junger Kater wünscht sich Mäuse.

2. Es tat der junge Herr so keck
Als wie ein andrer Skanderbeg;[1])
Sein Hirn war voller Mäus' und Ratten,
Die seine Klauen noch nicht hatten.
Wer ihn gesehen haben mag,
Der hätte wirklich sollen schwören,
Dies sei der Mäuse jüngster Tag,
Die sich auf Deutschlands Böden nähren.

3. Die dunkle Nacht bezog das Land;
Der Tau wusch die bestäubten Fluren,
Als unser Held noch keine Spuren
Des längst gesuchten Wildbrets fand.
Das Warten löschte sacht und sachte
Des Katers erstes Feuer aus;
Er sah und hörte keine Maus,
Ein Ding, das ihn verdrießlich machte.

4. Er saß und putzte sich das Kinn,
Da schlich ein Wiesel bei ihm hin.
„Was suchst du?" sprach der Kater leise.
„Ich suche", war die Antwort, „Mäuse."
„O weh, soll ich mein bißchen Brot",
Fing Murner heimlich an zu heulen,
„Mit einem schlimmen Wiesel teilen,
So leid' ich endlich selber Not."

5. Auf bess're Kundschaft sich zu legen,
Kroch er bis auf das Scheuerdach;
Da flog ihm Jungfer Eul' entgegen.
„Schatz," fragt' er, „bist du auch noch wach?"
„Ja!" sprach das schleirichte Gesichte,
„Ich warte hier auf ein Gerichte,
Auf einen guten Abendschmaus."
„Auf was denn, Kind?" — „Auf eine Maus."

6. Die Antwort ärgerte den Kater;
Er steigt herab, sieht auf den Mist:
Da ist ein Igel, der was frißt.
„Viel Glück zur Mahlzeit, alter Vater!
Was schmeckt dir denn allhier so gut?"
„Ein Mäuschen", sprach er, „ist mein Essen."
„Ei, daß du müßtest Kohlen fressen!"
Gedachte jener voller Wut.

7. „Hier", seufzt' er, „ist nichts mehr zu naschen;
Fort auf das Feld! Vielleicht kann ich
Noch eine dicke Feldmaus haschen."
Mit dieser Hoffnung stärkt' er sich.
Er kam aufs Feld und traf im Gehen
Den Fuchs voll Zorn und Rachgier an.
Aus Neugier blieb der Kater stehen
Und sprach: „Wer hat dir was getan?"

8. „O!" ließ der Fuchs sich fluchend hören,
„Ich wußt' ein volles Mäuseloch
Und dachte, diesen Abend noch
Es mit Vergnügen auszustören.
Doch als ich in dem Walde bin,
So geht der Schelm, der Sperber, hin
Und leert, so geht's mir, das Geniste;
Daß er davon zerbersten müßte!"

9. Sobald der Kater mit Verdruß
Des Fuchses letzte Worte hörte,
So wandt' er traurig Kopf und Fuß,
Damit er stracks nach Hause kehrte.
„Ach," sprach er, „wenn so viele sind,
Die nach dem Mäusefleische streben,
Was hoff' ich noch, ich armes Kind,
Von diesem Handwerk auch zu leben?"

10. Indem er also bei sich dachte,
So fing er eine Maus im Gehn,
Die ihn auf den Gedanken brachte,
Den Mäusen dennoch nachzustehn.
Er tat in kurzem Heldentaten;
Die Praxis macht' ihn dick und fett.
Es ging ihm, unter uns gered't,
Als wie den jungen Advokaten.

2. Der Hänfling.

1. Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Neste trug,
Hub an, die Wälder zu beschauen,
Und kriegte Lust, sich anzubauen.
Ein edler Trieb; denn eigner Herd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes wert.

2. Die stolze Glut der jungen Brust
Macht' ihm zu einem Eichbaum Lust.
„Hier wohn' ich", sprach er, „wie ein König;
Dergleichen Nester gibt es wenig."
Kaum stund das Nest, so ward's verheert
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

3. Es war ein Glück bei der Gefahr,
Daß unser Hänfling auswärts war.
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher sein.

1) Skanderbeg, der letzte siegreiche Verteidiger christlicher Interessen auf der Balkanhalbinsel gegen die Türken, gestorben 1468 zu Alessio.

4. Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin
Und baut' in niedriges Gesträuche;
So scheu macht' ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andernmal davonzuziehn.

5. Da baut' er sich das dritte Haus
Und las ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe;
Ein Ort, der in der Ruhe liegt.
Da lebt er noch und lebt vergnügt.

6. Vergnügte Tage findet man,
Woferne man sie finden kann,
Nicht auf dem Thron und nicht in Hütten.
Kannst du vom Himmel es erbitten,
So sei dein eigner Herr und Knecht;
Dies bleibt des Mittelstandes Recht.

3. Die Katzen und der Hausherr.

1. Tier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete[1]) schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

2. In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

3. Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zween abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beizustehn.

4. Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

5. Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schalen[2]) um,

6. Stolpert über ein'ge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr
Und zerbricht zwo Reihen Zähne —
Blinder Eifer schadet nur.

1) Der Hahn. — 2) Vasen.

5. (Gottlieb) Wilhelm Rabener,

geboren den 17. September 1714 zu Wachau in Sachsen, gestorben den 22. März 1771 als Obersteuerrat in Dresden, war ein hervorragender Satiriker, der mit treffendem Witz und Humor allerlei Torheiten seiner Zeit geißelte.

Kleider machen Leute.

In diesen drei Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein großer Teil der Menschen vergebens bemüht. Toren sind es, welche sich und andern weismachen, daß nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glückselig und uns zu wahrhaft großen und berühmten Leuten macht. Wie unverantwortlich sind unsre Moralisten seither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle diese ängstlichen Bemühungen? Kleider — glückselige Erfindung! — nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr ist mir nichts so lächerlich als ein ehrlicher Mann in einem schlechten Aufzuge; und das ist mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich ist, angesehen und bewundert zu sein verlangt. Wie lange muß er sich durch Hunger und Verachtung hindurchwinden, ehe er es nur so weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine ängstliche Bemühung, seinen Pflichten Genüge zu tun, bringt ihn in dreißig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vierundzwanzig Stunden gelangen kann. Man stelle sich einen solchen Mann vor, welcher mit seinen altväterischen Tugenden und einförmiger Kleidung sich in eine Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum ersten Male wagt. Er muß

sehr glücklich sein, wenn ihm der Türsteher nicht den ersten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er sich auch bis in das Vorzimmer, so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt, Seiner Exzellenz aufzuwarten; man antwortet ihm nicht. Er verlangt, Seiner Exzellenz untertänig aufzuwarten; ein Lakai weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Kamine und steht allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Seiner Exzellenz seine ganz untertänigste Aufwartung machen dürfe. „Komme der Herr morgen wieder; es ist heute Gesellschaft im Zimmer!" — „Aber wäre es nicht möglich" — „Kurz, nein! Seine Exzellenz hätten viel zu tun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten; der Herr kann morgen wiederkommen!" — Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdiensten, welcher sich redlich und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Leute durch seinen guten Rat glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Witwen und Waisen schützt, niemanden um das Seinige bringt; da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht sich beschämt zur Tür, um sich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man stößt ihn mit Gewalt von derselben weg, man reißt beide Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demütige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer seines Herrn; es wird Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Seine Exzellenz eilen entgegen, und wem? Einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe heraufgefaselt kommt und den Schweiß seines betrogenen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisiert ist; sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, soviel es ihm seine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das Geringste nicht gelernt, womit er dem Vaterlande oder ihm selbst dienen könnte; und womit er jemanden dient, das sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrügt, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und Seine Exzellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruchs. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen und die Treppe hinunterkommen können. Es geschieht ihm recht. Der Tor! Warum hat er nicht bessere Kleider und geringere Verdienste?

Man tut der Welt unrecht, wenn man sagt, daß sie bei den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich und blind sei. Sie ist es nicht; aber man muß ihr die Augen durch eine äußerliche Pracht öffnen und sie durch ein vornehmes Geräusch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß sich ein großer Geist in ein schlechtes Kleid versteckt? Die Welt ist eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürstlich gekleidet sind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt und die Entwickelung des Spiels abzuwarten. . . .

Da wir bloß den Kleidern den entscheidenden Wert unsrer Verdienste zu danken haben, so scheue ich mich nicht zu gestehen, daß ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe als meinen Schneider. Ich besuche seine Werkstatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugenden und Vernunft unter seinen schaffenden Händen hervorwachsen und teure Männer durch den Stich seiner Nadel aus dem Nichts hervorspringen, so wie das erste Roß an dem Ufer mutig hervorsprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreizack

in den Sand stach. . . . Ich [stehe dann] bei dem Meister, [halte] den Hut unterm Arme und [bleibe] länger als eine Stunde in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer und großer Männer bin. Mein Schneider ist in dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Ursachen befragt. Er weiß die Hochachtung, welche ich gegen die wundertätigen Kleider habe. Sie ist billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Großen verehren; und weil uns der Körper, der in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig und von keiner Wichtigkeit scheint, so verbindet uns unsre Pflicht, auch alsdann eine demütige Miene anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schneiders in seiner Werkstatt zusehe, so kleinmütig werde ich im Namen des größten Teils meiner vornehmen Landsleute, sooft ich bei einer Trödelbude vorbeigehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbnisse sind. Hier hört aller Unterschied auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfs sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wucherers liegen, und es ist wohl eher geschehen, daß die Weste eines Dorfschulmeisters über dem Sammetkleide seines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reichgestickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt und der besingungswürdige Gegenstand vieler hungrigen Musen gewesen, endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger in diese Trödelbude flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artikel schließe, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen und habe bewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen. Zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das ebenso billig ist. Diejenigen, denen zum Troste ich dieses Sprichwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehen ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht sein und die Ehrenbezeigungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich wider Vermuten erfahren, daß man diese meine Ermahnung nicht in acht nähme und, wie es bei den meisten geschehen, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumaßen, so werde ich und meine Freunde sie öffentlich demütigen. Wir werden die Sprache der Komplimente ändern und, wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen als: „Mein Herr, ich habe die Ehre, Ihre Weste meiner untertänigsten Devotion zu versichern; ich empfehle mich Ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protektion; das Vaterland bewundert die Verdienste Ihres reichen Aufschlags; der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der Kirche und unsrer Stadt zum Besten noch viele Jahre!“ . . .

6. (Johann Wilhelm) Ludwig Gleim,

geboren den 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt, Erzieher des Prinzen Wilhelm von Preußen, seit 1747 Domsekretär in Halberstadt, starb den 18. Februar 1803. Nach dem Muster Anakreons (gestorben 474 v. Chr.) führte er das leichte, tändelnde Lied ein; seinen dichterischen Ruhm begründete er jedoch durch seine Kriegslieder und seine Fabeln, durch die er den Weg zur rechten Volksdichtung bahnen half.

1. An die Schwalbe.

1. Liebe Kleine, kommst du wieder
Zu dem Alten, der dich liebt
Und für deine süßen Lieder
Dir so gern ein Obdach gibt?

2. Sei willkommen, liebe kleine
Wiederkommerin! Du bringst
Mir die wärmern Sonnenscheine,
Welche du so schön besingst.

3. Singen kannſt du, kannſt nicht ſprechen;
Das iſt ſchade! Sonſt fragt' ich
Nach den Strömen, nach den Bächen,
Die du ſahſt, du liebe, dich!

4. An dem einen und dem andern
Wohnt ein lieber Freund von mir;
Du kannſt fliegen, ich nur wandern,
Sieh, ſonſt flög' ich oft mit dir.

5. Lerne ſprechen, liebe Kleine!
Wenn du's kannſt, ſo nenn' ich dir
Meine lieben Freund' am Rheine,
Und du grüßeſt ſie von mir!

2. Die Milchfrau.

Nachläſſig aufgeſchürzt, zwo Gürtel um den Leib,
Auf leichten Füßen ging ein artig Bauerweib
Frühmorgens nach der Stadt und trug auf ihrem Kopfe
Vier Stübchen ſüße Milch in einem großen Topfe.
Sie lief und wollte gern „Kauft Milch!" am erſten ſchrein;
„Denn", dachte ſie bei ſich, „die erſte Milch iſt teuer;
Ich nehme heut', will's Gott, zwölf bare Groſchen ein
Und kaufe mir dafür ein halbes Dutzend Eier;
Die bringt mein einzig Huhn mir dann auf einmal aus.
Gras ſtehet rund herum um unſer kleines Haus;
Da werden ſie ſich ſchon im Grünen ſelbſt ernähren,
Die kleinen Küchelchen, die meine Stimme hören.
Und ganz gewiß! der Fuchs muß mir ſehr liſtig ſein,
Läßt er mir nicht ſo viel, daß ich ein kleines Schwein,
Nur eins zum wenigſten, dafür ertauſchen kann.
Wenn ich mich etwa ſchon darauf im Geiſte freue,
So denk' ich dabei nur an meinen guten Mann.
Zu mäſten, koſtet es ja nur ein wenig Kleie.
Iſt es dann fett gemacht, dann kauf' ich eine Kuh
In unſern kleinen Stall, auch wohl ein Kalb dazu.
Das will ich allemal ſelbſt vor den Hirten bringen;
Wie fröhlich wird es dann um ſeine Mutter ſpringen!
Hei!" — ſagt ſie und ſpringt auch, und von dem Kopfe fällt
Der Topf mit Milch herab, und ach! ihr bares Geld,
Ihr Kalb und ihre Kuh, Glück, Reichtum und Vergnügen
Sieht ſie nun vor ſich da in kleinen Scherben liegen.
Betrübt ſteht ſie dabei, ſchielt ſie barmherzig an:
„Die ſchöne, weiße Milch", ſagt ſie, „auf ſchwarzer Erde!"
Weint laut und geht nach Haus, erzählt es ihrem Mann,
Der ihr entgegenkommt, mit zitternder Gebärde.
Was ſagte der dazu? Erſt ſah er ernſthaft aus,
Als wär' er bös auf ſie, ging ſchweigend aus dem Haus,
Kehrt' aber um und ſprach: „Schatz, bau' ein andermal
Nicht Schlöſſer in die Luft! Man bauet ſeine Qual.
Am Wagen, welcher läuft, dreht ſich ſo ſchnell kein Rad,
Als ſie verſchwinden in den Wind.
Wir haben alles Glück, das unſer Junker hat,
Wenn wir zufrieden ſind:"

3. Der Löwe und der Fuchs.

„Herr Löwe," ſprach der Fuchs, „ich muß
Dir's nur geſtehen, mein Verdruß
Hat ſonſt kein Ende:
Der Eſel ſpricht von dir nicht gut.
Er ſagt, was ich an dir zu loben fände,
Das wiſſ' er nicht; dein Heldenmut
Sei zweifelhaft; du gäb'ſt ihm keine Proben

Von Großmut und Gerechtigkeit;
Du würgetest die Unschuld, suchtest Streit;
Er könne dich nicht loben."
Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
Dann sprach er: „Fuchs, er spreche, was er will.
Denn was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht."

7. Ewald (Christian) von Kleist,

geboren den 7. März 1715 zu Zeblin in Pommern, ward 1740 preußischer Offizier und starb am 24. August 1759 an den in der Schlacht bei Kunersdorf (12. August) erhaltenen Wunden. Er war ein begabter Dichter, der in verschiedenen Gattungen der Poesie Vortreffliches leistete. Sein Hauptwerk ist das beschreibende Gedicht „Der Frühling".

1. Hymne.

(Gekürzt.)

1. Groß ist der Herr! Die Himmel ohne Zahl
Sind Säle seiner Burg;
Sein Wagen Sturm und donnernde Gewölk',
Und Blitze sein Gespann.

2. Die Morgenröt' ist nur ein Widerschein
Von seines Kleides Saum;
Und gegen seinen Glanz ist Dämmerung
Der Sonne flammend Licht.

3. Er sieht mit gnäd'gem Blick von seiner Höh'
Zur Erd' herab; sie lacht.
Er schilt, und Feuer fährt vom Felsen auf,
Des Erdballs Achse bebt.

4. Lobt den gewaltigen, den gnäd'gen Herrn,
Ihr Lichter seiner Burg!
Ihr Sonnenheere, flammt zu seinem Ruhm!
Ihr Erden, singt sein Lob!

5. Erhebet ihn, ihr Meere, braust sein Lob!
Ihr Flüsse, rauschet es!
Es neige sich der Zedern hohes Haupt
Und jeder Wald vor ihm!

6. Ihr Löwen, brüllt zu seiner Ehr' im Hain!
Singt ihm, ihr Vögel, singt!
Seid sein Altar, ihr Felsen, die er traf,
Eu'r Dampf sei Weihrauch ihm!

7. Der Widerhall lob' ihn, und die Natur
Sing' ihm ein froh Konzert!
Und du, der Erden Herr, o Mensch, zerfleuß
In Harmonien ganz.

8. Dich hat er mehr als alles sonst beglückt:
Er gab dir einen Geist,
Der durch den Bau des Ganzen dringt und kennt
Die Räder der Natur.

9. Erheb ihn hoch, zu deiner Seligkeit!
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niedern Neigungen und Laster fliehn,
Wenn du zu ihm dich schwingst.

10. Die Sonne steige nie aus roter Flut
Und sinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm' vereinigst mit
Der Stimme der Natur.

11. Lob' ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenschein und Sturm;
Wann's schneit, wann Frost aus Wasser Brücken baut,
Und wann die Erde grünt!

12. In Überschwemmungen, in Krieg und Pest
Trau' ihm und sing ihm Lob!
Er sorgt für dich; denn er erschuf zum Glück
Das menschliche Geschlecht.

2. Die preußische Armee.

(März 1757.)

1. Unüberwundnes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg die güldnen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!

2. Sieh, Feinde, deren Last die Hügel
fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich und drohn mit Qual
und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken.

3. Der dürre, schiele Neid treibt nie-
derträcht'ge Scharen
Aus West und Süd heraus,
Und Nordens Höhlen spein, so wie des
Osts, Barbaren
Und Ungeheu'r, dich zu verschlingen, aus.

4. So tobt ein Flammenmeer, das aus
Vesuvens Munde
Sich donnernd in das Feld ergießt,
Mit dem Furcht und der Tod in Städt'
und Dörfer fließt;
Das Wasser flieht das Land und kocht
auf heißem Grunde.

5. Verdopple deinen Mut! Der Feinde
wilde Fluten
Hemmt Friedrich und dein starker Arm,
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen
Schwarm;
Sie blitzt durch dich auf ihn, und seine
Rücken bluten.

6. Die Nachwelt wird auf dich als auf
ein Muster sehen;
Die künft'gen Helden ehren dich,
Ziehn dich den Römern vor, dem Cäsar
Friederich,
Und Böhmens Felsen sind dir ewige Tro-
phäen.

7. Nur schone wie bisher im Lauf von
großen Taten
Den Landmann, der dein Feind nicht ist!
Hilf seiner Not, wenn du von Not ent-
fernet bist;
Das Rauben überlaß den Feigen und
Kroaten!

8. Ich seh', ich sehe schon — freut euch,
o Preußens Freunde! —
Die Tage deines Ruhms sich nahn.
In Ungewittern ziehn die Wilden stolz
heran;
Doch Friedrich winket dir — wo sind sie
nun, die Feinde?

9. Du eilest ihnen nach und drückst mit
schwerem Eisen
Den Tod tief ihren Schädeln ein
Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen
zu erfreun,
Die jauchzend dich empfahn und ihre Ret-
ter preisen.

10. Auch ich, ich werde noch — ver-
gönn' es mir, o Himmel! —
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen
Haufen fliehn
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Ge-
tümmel.

3. Arist.

Auf einer langen Reif' Arists war stets
Die Sonn' in Dunst versteckt. Oft heulte
Sturm
In der durchwühlten Luft; oft, wenn er
schwieg,
Fiel schnell ein Wolkenbruch mit wildem
Lärm
Zur bangen Erd' herab. Die Seel' Arists
War finster wie die Luft. Er hofft' um-
sonst,
Die Sonne wiederum am Firmament
Zu sehen, die daraus verschwunden schien,
Und klagt' voll Ungeduld den Himmel an,
Der bald die Welt verbrennt und bald
ersäuft. —

Schnell fuhr ein Pfeil vor ihm ins Erd-
reich. „Tor!
Um was beschwerst du dich?" rief eine
Stimm'
Vom Himmel; „dieser Pfeil hätt' dich er-
reicht,
Wär' nicht die Sehne durch den Regen
schlaff
Geworden. Tadle nicht, so kühn als
schwach,
Die Einrichtung der Welt! Was willst
du doch
Mit Maulwurfsaugen durch den Himmel
sehn?
Den du in Stürmen hörst und über dir
In Blitz gehüllet siehst, der sorgt für
dich!"

8. Abraham (Gotthelf) Käſtner,

geboren den 27. September 1719 zu Leipzig, berühmter Mathematiker, geſtorben den 20. Juni 1800 als Profeſſor in Göttingen, leiſtete Treffliches auf dem Gebiet des Epigramms.

1. Die alternden Dichter.

Schnell wird ein Dichter alt, dann hat er ausgeſungen;
Doch manche Critici, die bleiben immer — Jungen.

2. Hippokrene[1] auf deutſch.

Ein Gallier, der Galliſch nur verſtand
Und das allein reich, ſtark und zierlich fand,
Den bat ich: „Nennt mir doch auf galliſch Hippokrene!“
„Herr Deutſcher, könnt Ihr mich im Ernſt ſo ſeltſam fragen?
Der Gallier behält die griech'ſchen Töne.“
„Nun wohl, Monſieur, wir können Roßbach ſagen.“

2. 1) Quelle auf dem Gipfel des Helikon, entſtanden durch den Hufſchlag des Pegaſus; für die Muſen der Quell wahrer Begeiſterung, daher Dichterquell.

9. (Gottlieb) Konrad Pfeffel,

geboren den 28. Juni 1736 in Kolmar, erblindete im 21. Lebensjahr, ſtarb den 1. Mai 1809 als Präſident des evangeliſchen Konſiſtoriums in ſeiner Vaterſtadt. Er machte ſich durch ſeine Fabeln und poetiſchen Erzählungen bekannt.

1. Der Ortolan.

Es tagte kaum, ſo hörte man
Der Vögel Lied im Hain erſchallen.
„Singt immer!“ ſprach ein Ortolan,
„Der Fett'ſte bin ich doch von allen.“

2. Das Kamel und das Trampeltier.

„Fort! geh mir aus dem Wege!“
So ſprach an einem Stege
Zum biedern Trampeltier
Einſt das Kamel. „Dir weichen?“
Sprach jenes; „ei! wofür?“
„Meinſt du, daß unſereiner“,
Rief das Kamel, „von deiner
Verworfnen Raſte ſei?
Du haſt nur einen Buckel,
Und ich, ich habe zwei.“

3. Die Tabakspfeife.

1. „Gott grüß' Euch, Alter! Schmeckt das Pfeifchen?
Weiſt her! — Ein Blumentopf
Von rotem Ton mit goldnem Reifchen! —
Was wollt Ihr für den Kopf?“

2. „O Herr, den Kopf kann ich nicht laſſen!
Er kommt vom bravſten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Baſſen
Bei Belgrad abgewann.

3. Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet ſah man unſre Leute
Der Türken Glieder mähn.“

4. „Ein andermal von Euren Taten!
Hier, Alter, ſeid kein Tropf,
Nehmt dieſen doppelten Dukaten
Für Euren Pfeifenkopf!“

5. „Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadenſold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold!

6. Hört nur! Einſt jagten wir Huſaren
Den Feind nach Herzensluſt,
Da ſchoß ein Hund von Janitſcharen
Dem Hauptmann in die Bruſt.

7. Ich heb' ihn flugs auf meinen Schimmel —
Er hätt' es auch getan —
Und trag' ihn ſanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

8. Ich pflegte ſein. Vor ſeinem Ende
Reicht' er mir all ſein Geld
Und dieſen Kopf, drückt' mir die Hände
Und blieb im Tod noch Held.

9. ‚Das Geld mußt du dem Wirte ſchenken,
Der dreimal Plünd'rung litt,‘
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

10. Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligtum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

11. Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß;
Da griff ich erst nach meiner Pfeife
Und dann nach meinem Fuß."

12. „Schön, Vater, Ihr entlockt mir Zähren.
O sagt, wie hieß der Mann,
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann!"

13. „Man hieß ihn nur den tapfern Walter;
Dort liegt sein Gut am Rhein."
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein.

14. Kommt, Freund, Ihr sollt bei mir nun leben!
Vergesset Eure Not!
Kommt, trinkt mit mir von Walters Reben
Und eßt von Walters Brot!"

15. „Nun topp! Ihr seid sein wahrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und Euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein!"

Sechste Periode. Die zweite Blütezeit: 1748—1832.

§ 21. Charakter dieser Periode.

Die zweite Blütezeit der deutschen Literatur begann mit der Thronbesteigung Friedrichs des Großen, durch dessen Taten „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie kam" (Goethe), und der alles, was deutsch gesinnt war, mit Stolz erfüllte. (Vgl. einige Dichter des vorigen Abschnitts.) Man begann sich der unwürdigen Nachahmerei zu schämen, und obwohl man den fremden Einfluß nicht ganz abzustreifen vermochte, so vergaß man doch nicht, daß man deutsch war, und stellte die Dichtkunst immer mehr in den Dienst deutschen Fühlens und Denkens.

Der erste große Dichter, der, mit kühnem Schritt neue Bahnen betretend, die Fesseln des herkömmlichen Regelzwangs brach, war Klopstock. Gleichzeitig mit ihm setzte Lessing an die Stelle der den Dichtern aufgedrängten verkehrten Regeln die wahren Gesetze dichterischer Schönheit, wie er sie den Werken der Alten entnahm. War schon hiermit ein gewaltiger Schritt vorwärts getan, so führte Wieland durch seinen anmutigen Stil und Herder durch Eröffnung des Verständnisses wahrer Poesie die deutsche Dichtkunst der Vollendung entgegen, welche sie dann in Schiller und Goethe erreichte, die in ihren Werken unsere Poesie der aller Völker und Zeiten ebenbürtig an die Seite stellten.

Die Werke dieser klassischen Zeit haben nach Inhalt und Form ihren eigenen Charakter. Inhaltlich sind sie durchtränkt einerseits von dem Geist des Altertums, dessen Verständnis damals, insbesondere durch Johann Joachim Winckelmann (1717—1768), erst recht aufgegangen war, andererseits von den Ideen der Aufklärung, die von England über Frankreich nach Deutschland gedrungen waren und hier leider sich überall eingewurzelt hatten. Weht auch teilweise in den Werken dieser Periode eine biblische Luft, so gewinnt doch das vermeintliche Recht der Vernunft die Oberhand: die Dichtung verwirft alle göttliche Offenbarung, fordert die Selbstbestimmung des Menschen, Denk- und Gewissensfreiheit und verherrlicht eine aus natürlichen Kräften hervorgehende Vervollkommnung der Menschheit. So

wird diese Periode meist von einem gottfeindlichen Geist beherrscht. Das wahre Christentum findet darin keinen Raum. Wie die Dichter in der Forderung der Gleichberechtigung aller Menschen sich über alle konfessionellen Schranken erheben, so auch über alle nationalpolitischen. Sie sind weltbürgerlich, und das Politische tritt in ihnen zurück.

Hinsichtlich der Form genügen die Dichtungen dieser Periode allen Anforderungen des besten Geschmacks. Mit reiner, edler Sprache verbinden sie eine dem römisch-griechischen Schönheitsideal entsprechende Darstellung. Alles die schöne Harmonie Störende ist sorgfältig ausgeschieden. In allen Teilen ist der vollendetste Formensinn gewahrt.

§ 22. Friedrich (Gottlieb) Klopstock

wurde am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren, besuchte 1739 bis 1745 die Fürstenschule zu Pforta, wo seine dichterische Begabung sich in Oden, Liedern und andern Gedichten kundgab, bezog 1745 die Universität Jena, siedelte im nächsten Jahre nach Leipzig über, wo er mit dem sächsischen Dichterverein in Verbindung trat, wurde nach der Auflösung des Vereins Hauslehrer in Langensalza, trat darauf nach einem längeren Besuch in Zürich bei Bodmer 1751 in die Dienste König Friedrichs V. von Dänemark, wohnte erst in Kopenhagen, dann in Hamburg und starb daselbst am 14. März 1803. — Mit Klopstock beginnt eine neue Glanzzeit unserer Literatur. Mit großer natürlicher Begabung, schöpferischer Phantasie und lebendigem Gefühl für alles Schöne und Edle ausgerüstet, schuf er eine neue dichterische Sprache voll Kraft, Schwung und Wohllaut, führte neue erhabene Stoffe in die Dichtung ein und gab durch Anwendung der verschiedensten antiken Versmaße der deutschen Sprache eine Biegsamkeit, die man vordem nicht für möglich gehalten hätte. Dabei war er ein Mann von echt deutscher Gesinnung und ungeheuchelter Frömmigkeit, der seine Gaben nie in den Dienst des Niedrigen und Gemeinen stellte, und ist daher eine der angenehmsten Erscheinungen unserer Literatur. Sein Meisterwerk, das für die Folgezeit von höchster Bedeutung wurde, ist „Der Messias", ein christliches Epos in zwanzig Gesängen. Durch Miltons „Verlorenes Paradies" dazu angeregt, begann er damit schon in Pforta und vollendete in Leipzig die ersten drei Gesänge, die alsdann in den „Bremer Beiträgen" veröffentlicht wurden. Die Wirkung war ungeheuer. Der hohe Gegenstand, nämlich die Erlösung der sündigen Menschheit durch Christum, dargestellt mit einer ungewöhnlichen Wärme und in einer Sprache, die alles weit hinter sich ließ, was seit Luther in Deutschland hervorgebracht worden war, wirkte mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Herzen ein. Zum Nachteil des Gedichts zog sich jedoch dessen weitere Ausführung in die Länge, und die letzten Gesänge, die 1773 vollendet wurden, zeigen nicht mehr die Frische, die den Anfang des Gedichtes auszeichnet. Trotz dieser und anderer Schwächen, wie z. B. Mangel an Handlung, die doch das Epos erfordert, und Vergeistigung der Charaktere, denen infolgedessen die konkrete Gestaltung fehlt, ist, wie Herder sagt, der „Messias" das erste klassische Buch unserer Sprache nächst Luthers Bibelübersetzung und enthält — freilich neben manchem Verkehrten — eine Fülle hoher, herrlicher Gedanken und Schönheiten der Darstellung, die ihm einen dauernden Wert verleihen. — Klopstock war vornehmlich lyrischer Dichter, und als solcher hat er in seinen Oden, in denen er mit außerordentlichem Schwung die höchsten Gegenstände, Religion, Vaterland, Freundschaft, Natur, besingt, das Vollendetste geleistet. (Vgl. Schillers Urteil S. 233.) Wenig Wert haben seine Dramen, in denen er biblische und vaterländische Stoffe behandelt. — Klopstock ist zwar von späteren Meistern überholt worden, doch als „Grund- und Eckstein unserer Literatur" ist er für alle Zeiten der höchsten Verehrung würdig.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

1. Aus dem „Messias".

Aus dem ersten Gesang.

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend getötet und verherrlichet, wieder erhöht hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan gegen den göttlichen Sohn; umsonst stand Juda
Gegen ihn auf: er tat's und vollbrachte die große Versöhnung.

Aber, o Tat, die allein der Allbarmherzige kennet,
Darf aus dunkler Ferne ſich auch dir nahen die Dichtkunſt?
Weihe ſie, Geiſt Schöpfer, vor dem ich hier ſtill anbete,
Führe ſie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unſterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen!
Rüſte mit deinem Feuer ſie, du, der die Tiefen der Gottheit
Schaut und den Menſchen, aus Staube gemacht, zum Tempel ſich heiligt!
Rein ſei das Herz! So darf ich, obwohl mit der bebenden Stimme
Eines Sterblichen, doch den Gottverſöhner beſingen
Und die furchtbare Bahn, mit verziehnem Straucheln, durchlaufen.
Menſchen, wenn ihr die Hoheit kennt, die ihr damals empfinget,
Da der Schöpfer der Welt Verſöhner wurde, ſo höret
Meinen Geſang; und ihr vor allen, ihr wenigen Edeln,
Teure, herzliche Freunde des liebenswürdigen Mittlers,
Ihr mit dem kommenden Weltgerichte vertrauliche Seelen,
Hört mich und ſingt den ewigen Sohn durch ein göttliches Leben! —
Nah an der heiligen Stadt, die ſich jetzt durch Blindheit entweihte
Und die Krone der hohen Erwählung unwiſſend hinwegwarf,
Sonſt die Stadt der Herrlichkeit Gottes, der heiligen Väter
Pflegerin, jetzt ein Altar des Bluts, vergoſſen von Mördern:
Hier war's, wo der Meſſias von einem Volke ſich losriß,
Das zwar jetzt ihn verehrte, doch nicht mit jener Empfindung,
Die untadelhaft bleibt vor dem ſchauenden Auge der Gottheit.
Jeſus verbarg ſich dieſen Entweihten. Zwar lagen hier Palmen
Vom begleitenden Volk; zwar klang dort ihr lautes Hoſanna;
Aber umſonſt. Sie kannten ihn nicht, den König ſie nannten,
Und den Geſegneten Gottes zu ſehn, war ihr Auge zu dunkel.
Gott kam ſelbſt vom Himmel herab. Die gewaltige Stimme:
„Sieh, ich hab' ihn verklärt und will ihn von neuem verklären!"
War die Verkündigerin der gegenwärtigen Gottheit.
Aber ſie waren, Gott zu verſtehn, zu niedrige Sünder.
Unterdes nahte ſich Jeſus dem Vater, der wegen des Volkes,
Dem die Stimme geſchah, mit Zorn zu dem Himmel hinaufſtieg;
Denn noch einmal wollte der Sohn des Bundes Entſchließung,
Seine Menſchen zu retten, dem Vater feierlich kundtun. —
Gegen die öſtliche Seite Jeruſalems liegt ein Gebirge,
Welches auf ſeinem Gipfel ſchon oft den göttlichen Mittler,
Wie in das Heilige Gottes, verbarg, wenn er einſame Nächte
Unter des Vaters Anſchaun ernſt in Gebeten durchwachte.
Jeſus ging nach dieſem Gebirg'. Der fromme Johannes,
Er nur folgt' ihm dahin bis an die Gräber der Seher,
Wie ſein göttlicher Freund, die Nacht im Gebete zu bleiben;
Und der Mittler erhub ſich von dort zu dem Gipfel des Berges.
Da umgab von dem hohen Moria ihn Schimmer der Opfer,
Die den ewigen Vater noch jetzt im Bilde verſöhnten.
Ringsum nahmen ihn Palmen ins Kühle. Gelindere Lüfte,
Gleich dem Säuſeln der Gegenwart Gottes, umfloſſen ſein Antlitz.
Und der Seraph, der Jeſus zum Dienſt auf der Erde geſandt war,
Gabriel nennen die Himmliſchen ihn, ſtand feiernd am Eingang
Zwoer umdufteter Zedern und dachte dem Heile der Menſchen
Und dem Triumphe der Ewigkeit nach, als jetzt der Erlöſer
Seinem Vater entgegen vor ihm in ſtillem vorbeiging. . . .

Jesus redete. Er und der Vater durchschauten den Inhalt
Grenzlos; dies nur vermag des Menschen Stimme zu sagen:
„Göttlicher Vater, die Tage des Heils und des ewigen Bundes
Nahen sich mir, die Tage, zu größeren Werken erkoren
Als die Schöpfung, die du mit deinem Sohne vollbrachtest.
Sie verklären sich mir so schön und herrlich als damals,
Da wir der Zeiten Reih' durchschauten, die Tage der Zukunft,
Durch mein göttliches Schaun bezeichnet, und glänzender sahen.
Dir nur ist es bekannt, mit was für Einmut wir damals,
Du, mein Vater, und ich und der Geist, die Erlösung beschlossen.
In der Stille der Ewigkeit, einsam und ohne Geschöpfe
Waren wir beieinander. Voll unsrer göttlichen Liebe
Sahen wir auf die Menschen, die noch nicht waren, herunter.
Edens selige Kinder, ach, unsre Geschöpfe, wie elend
Waren sie, sonst unsterblich, nun Staub und entstellt von der Sünde!
Vater, ich sah ihr Elend, du meine Tränen. Da sprachst du:
Lasset der Gottheit Bild in dem Menschen von neuem uns schaffen!
Also beschlossen wir unser Geheimnis, das Blut der Versöhnung
Und die Schöpfung der Menschen, verneut zu dem ewigen Bilde!
Hier erkor ich mich selbst, die göttliche Tat zu vollenden.
Ewiger Vater, das weißt du, das wissen die Himmel, wie innig
Mich seit diesem Entschlusse nach meiner Erniedrung verlangte!
Erde, wie oft warst du, in deiner niedrigen Ferne,
Mein erwähltes, geliebteres Augenmerk! Und, o Kanan,
Heiliges Land, wie oft hing unverwendet mein Auge
An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute schon voll sah!
Und wie bebt mir mein Herz von süßen, wallenden Freuden,
Daß ich so lange schon Mensch bin, daß schon so viele Gerechte
Sich mir sammeln und nun bald alle Geschlechte der Menschen
Mir sich heiligen werden! Hier lieg' ich, göttlicher Vater,
Noch nach deinem Bilde geschmückt mit den Zügen der Menschheit,
Betend vor dir; bald aber, ach, bald wird dein tötend Gericht mich
Blutig entstellen und unter den Staub der Toten begraben.
Schon, o Richter der Welt, schon hör' ich fern dich und einsam
Kommen und unerbittlich in deinen Himmeln dahergehn.
Schon durchdringt mich ein Schauer, dem ganzen Geistergeschlechte
Unempfindbar, und wenn du sie auch mit dem Zorne der Gottheit
Töteteſt, unempfindbar! Ich seh' den nächtlichen Garten
Schon vor mir liegen, sinke vor dir in niedrigen Staub hin,
Lieg' und bet' und winde mich, Vater, im Todesschweiße.
Siehe, da bin ich, mein Vater! Ich will des Allmächtigen Zürnen,
Deine Gerichte will ich mit tiefem Gehorsam ertragen.
Du bist ewig! Kein endlicher Geist hat das Zürnen der Gottheit,
Keiner je den Unendlichen, tötend mit ewigem Tode,
Ganz gedacht und keiner empfunden. Gott nur vermochte
Gott zu versöhnen. Erhebe dich, Richter der Welt! Hier bin ich!
Töte mich, nimm mein ewiges Opfer zu deiner Versöhnung!
Noch bin ich frei, noch kann ich dich bitten; so tut sich der Himmel
Mit Myriaden von Seraphim auf und führet mich jauchzend,
Vater, zurück im Triumph zu deinem erhabenen Throne!
Aber ich will leiden, was keine Seraphim fassen,
Was kein denkender Cherub in tiefen Betrachtungen einsieht;

Ich will leiden, den furchtbarſten Tod ich Ewiger leiden!“
Weiter ſagt' er und ſprach: „Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken und ſchwöre dir bei mir ſelber,
Der ich Gott bin wie du: Ich will die Menſchen erlöſen.“
Jeſus ſprach's und erhub ſich. In ſeinem Antlitz war Hoheit,
Seelenruh' und Ernſt und Erbarmung, als er vor Gott ſtand.
Aber, unhörbar den Engeln, nur ſich und dem Sohne vernommen,
Sprach der ewige Vater und wandte ſein ſchauendes Antlitz
Nach dem Verſöhner hin: „Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, ſage: Ich bin
Ewig! und ſchwöre dir, Sohn: Ich will die Sünde vergeben.“
Alſo ſprach er und ſchwieg. Indem die Ewigen ſprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben.
Seelen, die jetzo wurden, noch nicht zu denken begannen,
Zitterten und empfanden zuerſt. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph, ihm ſchlug ſein Herz, und um ihn lag wartend,
Wie vor dem nahen Gewitter die Erde, ſein ſchweigender Weltkreis.
Sanftes Entzücken kam allein in der künftigen Chriſten
Seelen und ſüßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber ſinnlos und zur Verzweiflung nur noch empfindlich,
Sinnlos, wider Gott was zu denken, entſtürzten im Abgrund
Ihren Thronen die Geiſter der Hölle. Da jeder dahinſank,
Stürzt' auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungeſtüm ein, und donnernd erklang die unterſte Hölle.

2. Die beiden Muſen.

(1752.)

1. Ich ſah — o ſagt mir, ſah ich, was jetzt geſchieht?
Erblickt' ich Zukunft? — mit der britanniſchen
Sah ich in Streitlauf Deutſchlands Muſe
Heiß zu den krönenden Zielen fliegen.

2. Zwei Ziele grenzten, wo ſich der Blick verlor,
Dort an die Laufbahn. Eichen beſchatteten
Des Hains das eine; nah dem andern
Wehten Palmen im Abendſchimmer.

3. Gewohnt des Streitlaufs, trat die von Albion
Stolz in die Schranken, ſo wie ſie kam, da ſie
Einſt mit der Mäonid'[1]) und jener
Am Kapitol in den heißen Sand trat.

4. Sie ſah die junge, bebende Streiterin;
Doch dieſe bebte männlich, und glühende,
Siegswerte Röten überſtrömten
Flammend die Wang', und ihr goldnes Haar flog.

5. Schon hielt ſie mühſam in der empörten Bruſt
Den engen Atem, hing ſchon hervorgebeugt
Dem Ziele zu; ſchon hub der Herold
Ihr die Drommet', und ihr trunkner Blick ſchwamm.

6. Stolz auf die Kühne, ſtolzer auf ſich, bemaß
Die hohe Britin, aber mit edlem Blick,
Dich, Thuiskone: „Ja, bei Barden
Wuchs ich mit dir in dem Eichenhain auf;

7. Allein die Sage kam mir, du ſei'ſt nicht mehr.
Verzeih, o Muſe, wenn du unſterblich biſt,
Verzeih, daß ich's erſt jetzo lerne;
Doch an dem Ziele nur will ich's lernen!

8. Dort ſteht es! Aber ſiehſt du das weitere
Und ſeine Kron' auch? Dieſen gehaltnen Mut,
Dies ſtolze Schweigen, dieſen Blick, der
Feurig zur Erde ſich ſenkt, die kenn' ich.

---

1) Beiname des Homer und ſeiner Werke.

9. Doch wäg's noch einmal, eh' zu gefahrvoll dir
Der Herold tönet! War es nicht ich, die schon
Mit der an Thermopyl die Bahn maß
Und mit der hohen der sieben Hügel?"

10. Sie sprach's. Der ernste, richtende Augenblick
Kam mit dem Herold näher. „Ich liebe dich!"
Sprach schnell mit Flammenblick Teutona,
„Britin, ich liebe dich mit Bewund'rung;

11. Doch dich nicht heißer als die Unsterblichkeit
Und jene Palmen! Rühre, dein Genius,
Gebeut er's, sie vor mir; doch faß' ich,
Wenn du sie fassest, dann gleich die Kron' auch.

12. Und — o wie beb' ich! o ihr Unsterblichen! —
Vielleicht erreich' ich früher das hohe Ziel.
Dann mag, o, dann an meine leichte,
Fliegende Locke dein Atem hauchen!"

13. Der Herold klang. Sie flogen mit Adlereil'.
Die weite Laufbahn stäubte wie Wolken auf.
Ich sah: vorbei der Eiche wehte
Dunkler der Staub, und mein Blick verlor sie.

3. Wir und sie.

(1766.)

1. Was tat dir, Tor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bei seines Namens Schall!

2. Sie sind sehr reich und sind sehr stolz;
Wir sind nicht reich und sind nicht stolz;
Das hebt uns über sie.

3. Wir sind gerecht, das sind sie nicht;
Hoch stehn sie, träumen's höher noch;
Wir ehren fremd Verdienst.

4. Sie haben hohen Genius;
Wir haben Genius wie sie;
Das macht uns ihnen gleich.

5. Sie dringen in die Wissenschaft
Bis in ihr tiefstes Mark hinein;
Wir tun's und taten's lang.

6. Wen haben sie, der kühnes Flugs,
Wie Händel,[1] Zaubereien tönt?
Das hebt uns über sie.

7. Wer ist bei ihnen, dessen Hand
Die trunkne Seel' im Bilde täuscht?
Selbst Kneller[2] gaben wir.

8. Wann traf ihr Barde ganz das Herz?
In Bildern weint er.[3] Griechenland,
Sprich du Entscheidung aus!

9. Sie schlagen in der finstern Schlacht,
Wo Schiff an Schiff sich donnernd legt;
Wir schlügen da wie sie.

10. Sie rücken auch in jener Schlacht,
Die wir allein verstehn, heran;
Vor uns entflöhen sie.

11. O säh'n wir sie in jener Schlacht,
Die wir allein verstehn, einst dicht
Am Stahl, wenn er nun sinkt,

12. Hermanne unsre Fürsten sind,
Cherusker unsre Helden sind,
Cherusker, kalt und kühn!

13. Was tat dir, Tor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bei seines Namens Schall!

4. Unsere Sprache.

Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage,
An mannigfalter Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich,
Ist, was wir selbst in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich.

1) Georg Friedrich Händel, der besonders durch seinen „Messias" berühmte Kirchenkomponist, geboren 1685 zu Halle, Kapellmeister des hannöverschen Kurfürsten und spätern englischen Königs Georg, mit dem er nach London ging, wo er 1751 starb. — 2) Gottfried Kneller, geboren zu Lübeck 1648, berühmter Porträtmaler, ging 1674 nach England, wo er großes Glück machte. — 3) Klopstock macht hier der Shakespeareschen Dichtung den Vorwurf des hochtrabenden Schwulstes, der auf das Gemüt keinen Eindruck mache; aber mit Unrecht.

5. Vergebliche Warnung.

Jedes Wort, das ihr von dem Fremden, Deutſche, nehmt,
Iſt ein Glied in der Kette,
Mit welcher ihr, die ſtolz ſein dürften,
Demütig euch zu Sklaven feſſeln laßt.

6. Das Epigramm.

Bald iſt das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;
Iſt bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe;
Iſt manchmal auch (die Griechen liebten's ſo)
Ein klein Gemäld', ein Strahl, geſandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

7. Die frühen Gräber.

(1764.)

1. Willkommen, o ſilberner Mond,
Schöner, ſtiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehſt? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

2. Des Maies Erwachen iſt nur
Schöner noch wie die Sommernacht,
Wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft
Und zu dem Hügel herauf rötlich er kommt.

3. Ihr Edleren, ach, es bewächſt
Eure Male ſchon ernſtes Moos!
O, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe ſich röten den Tag, ſchimmern die Nacht!

8. Sommernacht.

(1766.)

1. Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder ſich ergießt und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn,

2. So umſchatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten, und ich ſeh' in dem Walde
Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüte nicht her.

3. Ich genoß einſt, o ihr Toten, es mit euch!
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung,
Wie verſchönt warſt von dem Monde
Du, o ſchöne Natur!

9. Der Eislauf.[1]

(1764.)

1. Vergraben iſt in ewige Nacht
Der Erfinder großer Name zu oft.
Was ihr Geiſt grübelnd entdeckt, nutzen wir;
Aber belohnt Ehre ſie auch?

2. Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerſt am Maſte Segel erhob?
Ach, verging ſelber der Ruhm deſſen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?

3. Und ſollte der unſterblich nicht ſein,
Der Geſundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß, mutig im Lauf, niemals gab,
Welche der Reih'n ſelber nicht hat?

4. Unſterblich iſt mein Name dereinſt!
Ich erfinde noch dem ſchlüpfenden Stahl
Seinen Tanz! Leichteres Schwungs fliegt er hin,
Kreiſet umher, ſchöner zu ſehen.

5. Du kenneſt jeden reizenden Ton
Der Muſik; drum gib dem Tanz Melodie!
Mond und Wald höre den Schall ihres Horns,
Wenn ſie des Flugs Eile gebeut!

6. O Jüngling, der den Waſſerkothurn[2]
Zu beſeelen weiß und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
Wo des Kriſtalls Eb'ne dir winkt!

---

1) C. F. Cramer erzählt in ſeiner Schrift „Klopſtock in Fragmenten aus Briefen", der Dichter ſei mit Claudius (dem Wandsbecker Boten), damals einem Jüngling von 21 Jahren, oft auf den Lyngbyer See (in der Nähe der Park von Sorgenfrei und das Schloß Frederiksdal) gegangen, um dort Schrittſchuhe zu fahren, und habe gegen Claudius geäußert, er wolle einen Eistanz erfinden (Str. 4), zu dem Claudius, ein tüchtiger Muſiker, eine Muſik machen ſolle (Str. 5). — 2) Schlittſchuh. Kothurn bezeichnet eigentlich eine Art hoher Schuhe der griechiſchen Schauſpieler.

7. Sein Licht hat er in Düfte gehüllt;
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus.

8. Wie schweigt um uns das weiße Gefild'!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verrät deines Kothurns Schall dich mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst.

9. Wir haben doch zum Schmause genug
Von des Halmes Frucht und Freuden des Weins?
Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl;
Flügel am Fuß reizen sie mehr!

10. Zur Linken wende du dich, ich will
Zu der Rechten hin halbkreisend mich drehn!
Nimm den Schwung, wie du mich ihn nehmen siehst:
Also! Nun fleug schnell mir vorbei!

11. So gehen wir den schlängelnden Gang
An dem langen Ufer schwebend hinab.
Künstle nicht! Stellung wie die lieb' ich nicht,
Zeichnet dir auch Preisler[3]) nicht nach.

12. Was horchst du nach der Insel hinauf?
Unerfahrne Läufer tönen dort her!
Huf und Last gingen noch nicht übers Eis,
Netze noch nicht unter ihm fort.

13. Sonst späht dein Ohr ja alles; vernimm,
Wie der Todeston wehklagt auf der Flut!
O, wie tönt's anders, wie hallt's, wenn der Frost
Meilen hinab spaltet den See!

14. Zurück! Laß nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!
Denn wo dort Tiefen sie deckt, strömt's vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.

15. Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod.
Glitt'st du auch leicht wie dies Laub, ach, dorthin,
Sänkest du doch, Jüngling, und stürb'st!

10. Frühlingsfeier.

(1759.)

1. Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen, schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergehn.

2. Nur um den Tropfen am Eimer,[1])
Um die Erde nur, will ich schweben und anbeten.
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

3. Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden,
Da entranneſt du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

4. Da ein Strom des Lichts rauscht' und unsre Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete,
Da entranneſt du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

5. Wer sind die Tausendmaltausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? Und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen,
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

6. Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlich-golden neben mir spielt,
Du lebst und bist vielleicht,
Ach, nicht unsterblich!

3) Preisler, ein berühmter Kupferstecher und Professor an der Akademie zu Kopenhagen, besaß eine Villa am Lyngbyer See; † 1794.

1) Jes. 40, 15.

7. Ich bin herausgegangen, anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Träne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

8. Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Tal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

9. Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mais, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

10. Ergeuß von neuem du, mein Auge,
Freudentränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

11. Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden; ich singe dem Herrn.
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht und Wunder alles!

12. Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an;
Denn du,
Namenloser, du
Schufest sie!

13. Lüfte, die um mich wehn und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

14. Aber jetzt werden sie still, kaum atmen sie.
Die Morgensonne wird schwül;
Wolken strömen herauf;
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

15. Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde.
Wie beugt sich der Wald! Wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

16. Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig!
Du Naher, erbarme dich meiner!

17. Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde.
Vater, du zürnest nicht!

18. Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
über den stärkenden Halm,
über die herzerfreuende Traube.
Vater, du zürnest nicht!

19. Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist alles still.
Auch das Würmchen, mit Gold bedeckt, merkt auf.
Ist es vielleicht nicht seelenlos? Ist es unsterblich?

20. Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich,
Immer dunkler wird die Nacht um dich
Und voller von Segen!

21. Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zuckenden Strahl?
Hört ihr Jehovas Donner?
Hört ihr ihn? Hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

22. Herr, Herr, Gott,
Barmherzig und gnädig!
Angebeter, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

23. Und die Gewitterwinde, sie tragen den Donner.
Wie sie rauschen! Wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

24. Seht ihr den Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Hört ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehova! Jehova!
Und der geschmetterte Wald dampft;

25. Aber nicht unsre Hütte.
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn.

26. Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen.
Nun ist — wie dürstete sie! — die Erd' erquickt
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet.

27. Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter;
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens.

11. Auferstehung.

1. Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh'!
Unsterblich's Leben
Wird, der dich schuf, dir geben!
Halleluja!

2. Wieder aufzublühn, werd' ich gesät!
Der Herr der Ernte geht
Und sammelt Garben,
Uns ein, uns ein, die starben!
Halleluja!

3. Tag des Danks, der Freudentränen Tag!
Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst du mich!

4. Wie den Träumenden wird's dann uns sein!
Mit Jesu gehn wir ein
Zu seinen Freuden!
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr!

5. Ach, ins Allerheiligste führt mich
Mein Mittler dann; lebt' ich
Im Heiligtume
Zu seines Namens Ruhme!
Halleluja!

Zur weiteren Charakteristik Klopstocks diene der folgende Artikel des geistreichen Prosaikers Helfrich Peter Sturz, 1736—1779.

Über Klopstock.

(An Boie.)

Als ich im Hause des unsterblichen Bernstorf mit Klopstock lebte, mein Herz mit ihm teilte, über alle Wünsche glücklich war unter den besten, edelsten Menschen — welch heiterer Morgen einer trüberen Zukunft! — Meine Bekanntschaft mit Klopstock bildete sich schnell, und in sieben unvergeßlichen Jahren sind außer einer achtmonatlichen Reise wenige Tage verflossen, worin wir uns nicht sahen. Nie hat in dieser Zeit ein Wölkchen Laune unsre Freundschaft getrübt, denn auch als Freund ist Klopstock

„Eiche, die dem Orkane steht".

Gegenwärtig, ferne von ihnen, oder im täuschenden Schatten, er verkennet seine Freunde nie. Hat er einmal geprüft und geliebt, so währt's ewig.

Ich will, lieber Boie, auch aus meinem Gedächtnis einzelne Züge für die wenigen sammeln, denen das Bild eines würdigen Mannes Geisteswollust gewährt. Alles ist mir ganz gegenwärtig; denn ich empfinde, lebe, genieße immer noch in der vergangenen Zeit. Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließet über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichtum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden und verträgt auch Widerspruch gern. . . . Seine Geradheit hält ihn von der Bekanntschaft mit Vornehmern zurück; nicht daß er Geburt und Würde nicht schätzte, aber er schätzt den Menschen noch mehr. Er forscht tiefer nach innerem Gehalt, sobald ihn Erziehung und Glanz blenden können, und er fürchtet, als eine Beschimpfung, die kalte, beschützende Herablassung der Großen. Darum muß nach dem Verhältnisse des Rangs immer ein Vornehmerer einige Schritte mehr tun, wenn ihm um Klopstocks Achtung zu tun ist. Selten findet ihr ihn in der sogenannten guten Gesellschaft, im Zirkel abgeschliffener Leute, bei welchen, wie auf König Williams Schillingen, kaum ein Gepräge mehr kenntlich ist, die sich täglich ohne Liebe suchen, ohne Kummer verlassen, über alles gleiten und an nichts teilnehmen, ihre Zeit unter Spielen und Schmausen wie eine Bürde fortschleppen — sie sind auf der Leiter der Wesen nur eine Sprosse höher als Puppen im Uhrwerk, die, auf ihrer Walze befestigt, sich ewig in der nämlichen Schwunglinie drehen. Dafür zog Klopstock lieber mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land: Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgten und freuten sich mit. Wir suchten dann unwegsame Örter, finstere, schauervolle Gebüsche, einsame, un-

bewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, späheten jedes Naturgesicht aus, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche und ergötzten uns an den Spielen der Jugend, ja nicht selten mischten wir uns drein. Oft zeigte Klopstock einen fernen Baum. „Dorthin!“ rief er, „aber geradezu!“ — „Wir werden auf Morast und Gräben treffen.“ — „Ei, Bedächtlicher! so bauen wir Brücken“; — und so wurden Äste gehauen; wir rückten, mit Faschinen[1]) beladen, als Belagerer fort, sicherten den Weg und erreichten das Ziel. Klopstock ist immer mit Jugend umringt. Wenn er so mit einer Reihe Knaben umherzog, habe ich ihn oft den Mann von Hameln[2]) genannt. Aber auch dies ist Gefallen an der unverdorbenen Natur. Deutschland verdankt seiner Jugendliebe einige seiner besseren Menschen: unsere Stolberge und Karl Cramern hatten seine Zärtlichkeit früh gebildet.

Klopstocks Leben ist ein beständiger Genuß. Er überläßt sich allen Gefühlen und schwelgt bei dem Mahle der Natur. Nur wenn sie aus dem Kunstwerk atmet, ist die Kunst seiner Huldigung wert; aber sie muß wählen, was Herzen erschüttert oder Herzen sanft bewegt. Gemälde ohne Leben und Weben, ohne tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck . . . fesseln seine Beobachtung nicht; aber zeigt ihm . . . Rembrandts Lazarus, wie er zum Leben erwacht, Rubens' sterbenden Christus: dann hängt er trunken am Bilde. So auch Musik. Sie durchströmt ihn, wenn sie klagt, wie die leidende Liebe, Wonne seufzet, wie ihre Hoffnung, stolz dahertönt, wie das Jauchzen der Freiheit feierlich durch die Siegespalmen hallt. Immer muß sie der Dichtkunst nur dienen, . . . nie das Lied verhüllen, sondern leicht umschweben, wie der Schleier eine griechische Tänzerin. Die freudigste Zeit des Jahrs für Klopstock war,

„Wenn der Nachthauch glänzt auf dem stehenden Strom“.

Gleich nach der Erfindung der Schiffahrt verdient ihm die Kunst Tialfs[3]) ihre Stelle:

„Wer nannte dir den kühnern Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach! verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?“

Eislauf predigte er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken; denn auch mich, lieber Boie, der ich nicht zum Schweben gebaut bin, hat er aufs Eis argumentiert. Kaum daß der Reif sichtbar ward, so ist es Pflicht, der Zeit zu genießen und eine Bahn oder ein Bähnlein aufzuspüren. Ihm waren um Kopenhagen alle kleine Wasserſammlungen bekannt, und er liebte sie nach der Ordnung, wie sie später oder früher zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolze herab:

„Säumst du noch immer an der Waldung auf dem Herd und schläfst
Scheinbar denkend ein? Wecket dich der silberne Reif
Des Dezembers, du Zärtling! nicht auf?“

Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter:

„Nur ein Gesetz: wir verlassen nicht eh' den Strom,
Bis der Mond am Himmel sinkt!“

Wenn ich das Gesetz durch Glossen verdrehte oder es brach, so ward meine Sünde durch ein Hohngelächter gerügt. In dem Eislauf entdeckte sein Scharfsinn alle Geheimnisse der Schönheit; Schlangenlinien, gefälliger als Hogarths[4]) Schwebungen, wie des pythischen Apolls; schöner als der Liebesgöttin Locken wehet ihm Bragas[5]) goldenes Haar. Die Holländer schätzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten und — die besten Eisläufer sind. Einst traf ich ihn bei einer Karte in tiefem Nachsinnen an; er zog Linien, maß und teilte. — „Wird es wohl gar ein Partagetraktat?[6]) oder ein System eines bessern Staatsgleichgewichtes?“ — „Sehen Sie,“ rief er, „man vereinigt Meere; wenn man diese Flüsse verbände, hier einen Kanal zöge, dort noch einen, das wäre doch unsrer Fürsten noch würdig, denn so hätte man Deutschland durch eine herrliche Eisbahn vereinigt.“ Er hat Gesetze über den Eislauf gegeben mit einem solonischen Ernst.

1) Reisigbündel. — 2) Vgl. das Gedicht S. 339. — 3) Tialf oder Thjalfi, in der nordischen Mythologie Personifikation des Blitzes, „der schnellste der Männer“.

4) englischer Charakterzeichner, 1697—1764. — 5) Braga (oder Bragor), Gott der Dichtkunst und aller edlen Freuden. — 6) Teilungsvertrag.

über alles, auch über seinen Scherz, weiß er Würde zu verbreiten. Ich verwahre zwei Briefe von ihm, für eine Dame geschrieben. . . . Andere Briefe besitze ich wenig von diesem lieben, sophistischen Nichtschreiber. Ich ließe gern seine Scheingründe gelten, wäre nur ein anderes Mittel gekannt, seiner abwesenden Freunde zu genießen. Aber die Not ist erfinderisch. Viele seiner Freunde werden ihm nur vierteljährlich ihre Briefe durch einen Notar einhändigen lassen, der dann jedes Wort von ihm auffängt und ein Instrument darüber verfertigt. Wollen Sie mir auch Ihre Vollmacht einschicken?

In seiner schweren Geistesarbeit wird Klopstock durch keinen Einbruch, keine Überraschung gestört. Ich habe ihn, als er „Hermanns Schlacht" und manche seiner Oden dichtete, zu allen Stunden des Tages und der Nacht überfallen. Nie ward er mürrisch; ja es schien, als wenn er sich gern durch eine leichtere Unterhaltung erholte. Klopstock ist dunkel; allein grabt in der Mine, so findet ihr Gold. . . . Freilich feilt er so emsig die Sprache, schneidet so streng den Überfluß weg, wägt so empfindlich dem Vers und dem Inhalt Tonlaut, Zeitmaß und Wortlaut zu, schöpft so anhänglich aus der Gegenwart Eindruck, daß es so gemächlich nicht angeht, alle Nuancen[7]) seiner Darstellung zu haschen. Oft schreibt er nur das letzte Glied einer langen Gedankenreihe hin, und man muß mit seines Geistes Sitte vertraut sein, wenn man ihm sicher zurückfolgen will. Wer mit ihm gelebt hat, versteht ihn leichter, weil er mehr als einen Faden hält, der ihn durch seine Schöpfungen führt, und darum ist es nützlich und gut, daß jetzt schon Tellow seine Oden kommentiert.

Von Klopstocks poetischer Ordnung, von seinem Goufre,[8]) der Schriften verschlingt und wieder auswirft — disiecta membra poetae[9]) —, ließe sich noch manches erzählen; aber Ehre, dem Ehre gebührt; ich habe Klopstocks Papiere einst in lauter goldenen Umschlägen gekannt, zierlich auf seinem Schreibtisch geordnet, wie die Briefe eines Stutzers; und das nenne ich die goldene Zeit seines Archivs. Sie währte ganze acht Tage lang; und wer die Epoche zu erneuern Lust hat, darf ihm nur seine Gedichte in Goldpapier zuschicken.

7) Schattierungen, Feinheiten. — 8) Abgrund, Strudel. — 9) wörtlich = die zerstreuten Glieder des Poeten (vgl. Horaz, Sat. I, 4, 62).

§ 23. (Christoph) Martin Wieland

wurde am 5. September 1733 bei Biberach in Schwaben als Sohn eines Predigers geboren, erhielt im Kloster Bergen bei Magdeburg seine Erziehung, besuchte die Universität Tübingen, wurde 1769 Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften in Erfurt und siedelte 1772 nach Weimar über, um die Erziehung des Prinzen Karl August zu übernehmen. 1775 wurde er pensioniert und starb am 20. Januar 1813. — Anfangs sich eng an Klopstock anschließend, trat Wieland, durch die Schriften englischer und französischer Freigeister verführt, bald zu ihm in den entschiedensten Gegensatz, und aus einem frommen Schwärmer wurde er der Prediger des sinnlichen Lebensgenusses. Daher ist auch von seinen zahlreichen Schriften nicht viel Gutes zu sagen. Nur zu häufig schlagen sie einen frivolen, leichtfertigen Ton an und sind ein wahres Gift für Tausende geworden. Ihre Bedeutung für unsere Literatur besteht darin, daß sie dem Ernst, dem Pathos und der Überschwenglichkeit der Klopstockschen Muse gegenüber unserer Sprache Anmut, Leichtigkeit und Gefälligkeit verliehen haben. Auch setzte Wieland den von Klopstock verschmähten Reim — nur in einigen seiner geistlichen Lieder wendete er ihn an — wieder in seine Rechte ein. Wielands berühmtestes Werk ist der „Oberon", ein Heldengedicht in zwölf Gesängen, durch das er wieder den Blick in die Romantik eröffnete.

1. Über das Schachspiel.

Aus der Abhandlung über die ältesten Zeitkürzungsspiele.

Das Schachspiel war in Europa vor den Kreuzzügen unbekannt. Es ist ein morgenländisches Spiel. Die ersten abendländischen Schriftsteller, welche dessen erwähnt haben, sind die Verfasser der Rittergeschichten von der Tafelrunde; bei den Griechen aber ist die berühmte Prinzessin Anna Komnena die erste, die davon, unter dem Namen Zatrikion, als von einem Spiele spricht, das von den Persern zu den Griechen gebracht worden sei. Aber auch die Perser gestehen, daß sie nicht die Erfinder desselben sind, sondern es erst in den Zeiten des großen Khosru oder Kosroes (also gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts) aus Indien erhalten haben.

Ungefähr um eben diese Zeit, nämlich unter der Regierung des Wu-Ti, haben es auch die Sineser, laut ihres eignen Bekenntnisses, von den Indiern erhalten. Unter diesen soll es, zu Anfang des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, ein Brahmine[1] namens Nassir, Dahers Sohn, erfunden haben, um einen damaligen jungen und mächtigen König von Indien namens Behiib oder Behram — der in den ziemlich gewöhnlichen Fehler der Könige, von sich selbst zu groß und von den Menschen unter ihnen zu gering zu denken, gefallen war — mit

Martin Wieland.

guter Art von der Wahrheit zu überzeugen: „daß ein Fürst matt werden muß, sobald er von seinen Untertanen verlassen wird oder keine mehr hat". Hundert andere wackere Leute, Rajahs[2] und Brahminen, hatten dies dem jungen Fürsten geradezu gesagt, aber waren damit so übel angekommen, daß mehrere ihre Freimütigkeit mit dem Leben hatten bezahlen müssen. Die natürlichen Folgen einer solchen Art zu verfahren blieben nicht lange aus. Die unterdrückten Völker gaben bereits durch gefährliche Zeichen zu erkennen, daß ihre Geduld erschöpft sei, und die zinsbaren Fürsten kehrten schon Anstalten vor, sich diesen Umstand zunutze zu machen, als Nassir, der Sohn Dahers, auf den Gedanken kam, dem Könige über die unglücklichen Folgen, welche sein Betragen nach sich ziehen würde, die Augen zu öffnen. Nun hatten ihm aber die Beispiele seiner Vorgänger gezeigt, daß die Belehrung auf keine andre Weise von gutem Erfolge sein würde, als wenn der Fürst sich solche selbst zu geben und nicht sie von einem andern zu empfangen glauben würde. Er erfand also das Königsspiel: wo der Schach oder König, wiewohl der wichtigste unter allen Steinen, zu dessen Beschützung alle übrigen da sind, doch weder zum Angriff geschickt ist, noch sich selbst gegen seine Feinde schützen kann, wenn seine Untertanen nicht das Beste dabei tun, und wo die gemeinen Soldaten die wichtigsten Dienste tun und eben deswegen auch auf alle mögliche Weise geschont werden müssen, weil der unzeitige Verlust eines einzigen genug ist, den Untergang des Königs nach sich zu ziehen oder zu beschleunigen.

Das neue Spiel wurde bald überall bekannt. Der König hörte davon sprechen und bekam Lust, es von dem Erfinder selbst zu erlernen. Der Brahmine wurde nach Hofe berufen und fand unter dem Vorwande, Sr. Hoheit die Regeln des Spieles zu erklären, Gelegenheit genug, ihm auf eine feine und seine Eitelkeit nicht beleidigende Art alle die großen Wahrheiten beizubringen, die er aus dem Munde der hofmeisterlichen Rajahs und Brahminen nicht hatte annehmen wollen. Kurz, der Fürst, dem es weder an Verstande noch Anlage zu edeln Gesinnungen fehlte, machte die Anwendung der Spiellektionen des Brahminen Nassir auf sich selbst, änderte sein Betragen, gewann das Herz seiner Untertanen wieder und wandte dadurch alles Unglück ab, das sich über ihm zusammengezogen hatte.

So erzählen die arabischen Autoren die Geschichte der Erfindung des Schachspiels, und man muß gestehen, wenn es gleich nur ein Märchen sein sollte, so ist es wenigstens gut erfunden, und die

1) ein indischer Priester. — 2) Rajah, ein indischer Fürst.

ganze Beſchaffenheit dieſes edeln Spieles ſtimmt aufs vollkommenſte mit dem Zweck überein, der dem Erfinder beigelegt wird.

Vielleicht iſt der Leſer neugierig zu wiſſen, wie der König von Indien den Brahminen Siſſa oder Naſſir für eine ſo ſchöne Erfindung belohnte. — „Sohn Dahers," ſagte Behram zu ihm, „ich erkenne, daß du ein Mann biſt, in welchem der Geiſt der Weisheit wohnt; begehre frei, was ich dir geben ſoll, es ſei ſo tief oder ſo hoch du willſt, fordere bis zur Hälfte meines Reiches, es ſoll dir werden!" Siſſa, der Weiſe, beugte ſich mit ſeinem Antlitz zur Erde und antwortete dem Könige: „Mein Herr König, wenn ich Gnade gefunden habe vor deinen Augen, ſo gewähre mich deſſen, was ich von dir bitten will. Siehe, ich habe die Tafel meines Spiels, die hier vor dir liegt, in vierundſechzig Felder abgeteilt. So befiehl nun deinen Knechten, welche über deine Getreidehäuſer geſetzt ſind, daß ſie auf das erſte Feld legen ein Weizenkorn, auf das andere zwei, auf das dritte vier, auf das vierte acht und ſo immer auf das nächſtfolgende noch einmal ſo viel als auf das vorhergehende, bis zum letzten der vierundſechzig Felder; und mein Herr, der König, laſſe dies meine Belohnung ſein!"

Wie der König dies hörte, geriet er in einen großen Zorn und verachtete den Brahminen in ſeinem Herzen, ſprechend: „Du haſt nicht gefordert wie ein weiſer Mann, ſondern wie ein Narr. Meinſt du etwa, daß ich nicht Macht genug habe, dir etwas Großes zu geben, daß du etwas ſo Geringes von mir verlangſt?" Allein der Brahmine blieb dabei, daß ihm an der gebetenen Belohnung vollkommen genüge, und ſetzte hinzu, wenn es Sr. Hoheit ja zu wenig dünke, ſo möchte er ihm doppelt ſo viel geben laſſen. Der König ließ alſo den Oberaufſeher über ſeine Kornhäuſer kommen und befahl ihm, dem Brahminen zu geben, was er begehrt hatte. Aber es zeigte ſich bald, daß der weiſe Siſſa ſeinem Herrn in dieſer Bitte abermals eine indirekte Lehre hatte beibringen wollen; denn der Oberaufſeher über die Kornhäuſer kam in kurzem wieder zurück und verſicherte: er habe zwar die Summe der Weizenkörner, die der König dem Brahminen zu geben befohlen, auszurechnen angefangen, aber ſolche, eh' er noch über die Hälfte der Zahl vierundſechzig gekommen, ſo ungeheuer groß gefunden, daß es ihm unmöglich ſei, fortzurechnen. Alles, was er davon ſagen könne, ſei: daß alles Korn im ganzen Reiche nicht hinlänglich wäre, nur die Hälfte des Getreides zu bezahlen, welches der Brahmine nach dem Verſprechen des Königs zu fordern habe. Jetzt ging dem Könige auf einmal ein Licht auf: er merkte, was ihm der Sohn Dahers durch dieſe Bitte zu verſtehen gegeben hatte, ließ ihn zu ſich holen, umarmte und küßte ihn und ſprach: „Nun ſehe ich, daß die Weisheit Gottes in dir iſt; von Stund' an ſoll mein Volk nach deinem Munde regiert werden, und du ſollſt das Brot an meinem Tiſche eſſen!" Und der weiſe Siſſa (ſetzt der Rabbi hinzu) lebte mit dem Könige und war ihm wie ein Freund und Bruder alle Tage ſeines Lebens. . . .

Ob der gute Brahmine Naſſir die Könige durch ſein Königsſpiel viel weiſer und beſſer gemacht habe, wollen wir nicht fragen; aber wenigſtens darin hat er ſeinen Zweck erreicht, daß es viele Jahrhunderte lang ein Lieblingsſpiel der morgenländiſchen Fürſten und Großen geweſen und es noch auf dieſen Tag iſt. Von dem Kalifen Al-Amir, dem ſechſten unter den Abbaſſiden, erzählt der Geſchichtſchreiber Elmakin eine Anekdote, die für einen ſehr heroiſchen Beweis ſeiner Leidenſchaft für dieſes Spiel gelten kann. Er ſpielte eben im Innerſten ſeines Palaſtes mit ſeinem Liebling Kuter Schach, da einer von ſeinen Dienern ihn erinnerte, daß es Zeit wäre, ſeine Aufmerkſamkeit wichtigern Angelegenheiten zu widmen; denn die Feinde, welche Bagdad ſeit geraumer Zeit belagerten, wären im Begriff, ſich von der Stadt Meiſter zu machen. „Gut, ich komme ja," ſagte der Kalif zu dem Offizier, „laß mich nur erſt Kutern matt machen."

Man erzählt von unſerm großherzigen Kurfürſten von Sachſen, Johann Friedrich, einen ähnlichen Zug, aber unter

Umständen, die seinem Charakter zu größerer Ehre gereichen. Als ihn Kaiser Karl der Fünfte nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg in seine Gewalt bekommen hatte und, der Grundgesetze des Deutschen Reichs und seiner Wahlkapitulation uneingedenk, ihm durch ein aus spanischen und italienischen Offizieren bestehendes Kriegsgericht unter dem Vorsitz des abscheulichen Duca d'Alba den Prozeß machen ließ, spielte der Kurfürst eben mit dem Herzog Ernst von Braunschweig, seinem Freunde und Mitgefangenen, Schach, da ihm Karl das von jenem ungerechten Kriegsgericht über ihn gefällte Todesurteil ankündigen ließ. Der Kurfürst hielt einen Augenblick inne; aber ohne den mindesten Anschein von Bestürzung blicken zu lassen, gab er die Antwort eines Helden und eines guten Vaters, hieß darauf Herzog Ernsten, an dem der Zug war, fortziehen, spielte mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit heiter und kaltblütig fort und freute sich, da er den Herzog matt gemacht, seines Sieges ebenso herzlich, als ob nichts Widriges vorgefallen wäre.

Auch der große asiatische Eroberer Timur, oder Tamerlan, war ein großer Liebhaber vom Schachspiele; er spielte aber nur das große, das auf hundertundachtundzwanzig Feldern mit zweiunddreißig Figuren auf jeder Seite gespielt wird; das gewöhnliche mit sechzehn Figuren war ihm zu klein. Die Geschichte nennt sogar diejenigen, mit denen er's gewöhnlich zu spielen pflegte, und unter diesen auch den Ala-Eddin oder Aladdin, der so geübt darin war, daß er immer, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, zog und doch immer allen andern überlegen war. Timur, der auch im Schachspiel nicht gern den kürzeren zog, war doch so billig, dem Aladdin seine Überlegenheit zu verzeihen. Da ihm dieser einst in einem Meisterspiele viel zu schaffen machte und zuletzt auch den Sieg erhielt, rief Timur lachend aus: „Aladdin, du hast gewonnen! Du bist unter den Schachspielern so einzig als Timur unter den Königen." Hingegen wird von dem Sultan Mahmud, . . . Gahsni genannt, erzählt, daß er im Schachspiel ebenso unerschöpflich an Kriegslisten und ebenso unüberwindlich gewesen als in dem eigentlichen Königsspiele, welches er mit den morgenländischen Fürsten seiner Zeit um Kronen und Länder spielte. Dies gab einem persischen Dichter namens Onsori Anlaß, ihm in zwei Versen ein Kompliment zu machen, das auf einen großen König unsrer Zeit anwendbar wäre:

Mit tausend Fürsten spielt der König Mahmud Schach,
Und jeden macht er auch auf andre Weise matt.

Das Schachspiel ist seit den Zeiten, da die abendländischen Fürsten und Ritter es von ihren unglücklichen Kreuzzügen nach dem Heiligen Grabe mitgebracht, auch in Europa lange das Lieblingsspiel der Großen gewesen. Daher kam es, daß man einem so königlichen Spiele durch die Kostbarkeit und künstliche Arbeit des Schachbretts und der Figuren Ehre anzutun suchte und hierin mit den Morgenländern gleichsam wetteiferte. . . . Im Orient wurde die Pracht auch in diesem Stücke so weit getrieben, daß (nach dem Geschichtschreiber Medschdi) der persische König Kosru, Perviz' Sohn, ein Schachspiel, wo die eine Hälfte der Figuren von Hyazinth[3] und die andere von Smaragd[4] war, und ein andrer persischer Monarch eines besaß, dessen mindester Stein dreitausend goldene Dinars wert war.

2. Über Goethes Götz von Berlichingen.

(Aus dem Deutschen Merkur 1774.)

Ferne sei es von mir, daß ich den Verfasser des Götz von Berlichingen — der eine eigene Freude haben soll, Personalsatiren auf den ersten den besten, der ihm in den Wurf kömmt, zu machen — durch diese kleine Apologie bestechen wollte, meiner zu schonen, wenn es ihm einmal wieder einfallen sollte, in einem Anstoß von Laune sich lustig mit mir zu machen! Ich gönne einem jeden seine Freude; und wiewohl der Mutwille an einem Knaben

3) ein bläulicher Edelstein. — 4) ein grüner Edelstein.

eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Rute zu verdienen. Junge, mutige Genien sind wie junge, mutige Füllen: das strotzt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus und will sich weder fangen noch reiten lassen. Desto besser! Denn wenn es, ut iniquae mentis asellus,[1] die Ohren sinken ließe und die Lenden schleppte, würde jemals ein Bucephalus[2] oder Brigliador[3] daraus werden können? Praecipitandus est liber spiritus[4] — da ist kein ander Mittel! Man muß die Herren ein wenig toben lassen; und wer etwa von ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, sofern sie glücklich genug sein sollten, inzeiten auszutoben, noch große Männer werden können; wiewohl dies freilich dem einen und andern schon mißlungen ist und auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte. . . . Genie, Wissenschaft, gutes Herz! dies ist just, als ob jemand Feuer im Busen trüge; das kann nicht lange verborgen bleiben! Und so wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir am Ende noch sehr gute Freunde werden müssen. Aber zu unserm Götz von Berlichingen.

Immerhin sei dies Schauspiel — das man nicht aufführen kann, bis uns irgendeine wohltätige Fee ein eigen Theater und eigne Schauspieler dazu herzaubert — immerhin sei es ein schönes Ungeheuer. Möchten wir nur viele solche Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würde dann sehr leicht sein. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen (wenn er auch nicht sagen konnte, wie und warum), daß ihn nicht leicht eine andere Lektüre (immer nehme ich Emilia Galotti aus) mit solcher Gewalt ergriffen, so stark interessiert, so mächtig erschüttert, so durchaus vom ersten Zug bis zum letzten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen und ans ununterbrochene Anschauen der lebendigen Gemälde, die er, ut magus,[5] vor unsern Augen vorbeiführt, angeheftet habe? — Welche Wunder sollte der Genie, der dies getan hat, nicht auf unserer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte? — —

Aber was der Dichter antworten wollte, wenn man ihn fragte, warum er sein Drama gerade in fünf Akte geteilt habe? — Wenigstens nicht dem Aristoteles zu Gefallen. Er hätte, nach seiner Weise, vier, sechs, sieben und, wenn es ihm beliebt hätte, siebenmal sieben Akte machen können. Die chinesischen Schauspieler führen Tragikomödien auf, die oft acht Tage währen, sagt man uns. Warum sollten wir an einem Drama, das nicht zum Aufführen bestimmt ist, nicht acht Tage lesen können? Wollte Gott, Götzens Verfasser gäb' uns ein ganzes Jahrhundert in einer tragikomischen Farce, die im Geiste seines Götzens geschrieben wäre! Möchte sie doch dreihundertundfünfundsechzig Akte haben! — —

[Eine] Rezension meint, die Charaktere der Frauenzimmer wären dem Dichter weniger geglückt als die männlichen; [ich glaube, mit Unrecht.] Nichts vom Worte „geglückt" zu sagen, welches nirgends weniger als auf ein Stück paßt, wo Laune und Genie alles und das Glück gewiß nichts getan haben, — so deucht mich, der größte Meister in weiblichen Charaktergemälden, Shakespeare selbst, sei nirgends größer in dieser Art von Malerei als unser Dichter in seinen Gemälden von Maria, Elisabeth und Adelheid. . . . Mir hat in dem ganzen Stücke nur eine Stelle das Herz umgekehrt und Tränen der tiefsten Empfindung aus den Augen gepreßt — und diese ist in der Szene zu Jaxthausen, wo Götz, da es nun mit ihm bis

1) wie ein mißmutiger Esel. — 2) das feurige Pferd Alexanders des Großen. — 3) das wundervolle Roß des rasenden Roland (in dem Epos von Ariost). — 4) Dem freien Geist muß man seinen Lauf lassen.

5) wie ein Zauberer.

aufs Äußerſte gekommen iſt, ſeine Schweſter und ſeinen Freund Sickingen nötigt, ſich zu entfernen. Die ganze Szene iſt ein Meiſterſtück von erhabener Einfalt, wahre, ungekünſtelte, im höchſten Grade rührende Natur! Maria und Sickingen haben ſich nun endlich aus Götzens und Eliſabeths Armen geriſſen. „Ich trieb ſie," ſagt Götz, „und da ſie geht, möcht' ich ſie halten. Eliſabeth, du bleibſt bei mir." — „Bis in den Tod," antwortet Eliſabeth. Dies einzige Wort, in der Situation, in dem Augenblicke, iſt unendlichmal mehr als alle die ſchönen Tiraden, wie der beſte franzöſiſche Poet ſie hätte herdeklamieren laſſen. Es ſtellt ein Weib vor meine Seele, die des größten Helden würdig iſt; ein Weib, das durch dies einzige „bis in den Tod" ſo ſchön und groß als alle Alceſten, Pantheen, Porcien und Arrien der Fabel und der Geſchichte in meinen Augen wird. — —

§ 24. Der Göttinger Dichterbund.

Unter den vielen Anhängern Klopſtocks ragten beſonders hervor einige poetiſch begabte junge Männer, die in Göttingen ſtudierten und ſich 1772 zu einem Bund zuſammenſchloſſen, dem Göttinger Dichterbund oder Hainbund. Mit Abſcheu ſich von Wieland abwendend, der durch ſeine Schriften das Volk zu vergiften drohte, hingen ſie mit ſchwärmeriſcher Verehrung ihrem Meiſter an, in deſſen Sinn und Geiſt ſie ſich dichteriſch zu betätigen beſtrebt waren, ſchlugen jedoch in ihren Werken einen friſcheren, volksmäßigeren Ton an. Die bedeutendſten der achtzehn Glieder des Bundes waren Voß, Hölty und die beiden Grafen von Stolberg. In naher Beziehung zu ihnen ſtanden Bürger und Claudius.

1. Johann (Heinrich) Voß

wurde am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg geboren, war längere Zeit Rektor einer Schule in Eutin, ſiedelte 1802 nach Jena über und ſtarb als badiſcher Hofrat in Heidelberg den 29. März 1826. Seine Hauptbedeutung liegt in ſeinen metriſchen Überſetzungen zahlreicher griechiſcher und römiſcher Schriftſteller, z. B. des Homer und des Virgil, wodurch er nicht nur das deutſche Volk mit einem neuen Bildungselement bereicherte, ſondern auch die Gefügigkeit der deutſchen Sprache förderte. Als Dichter leiſtete er Hervorragendes auf dem Gebiete der Idylle, die er wieder auf den Boden des geſunden Volkslebens zurückführte. Sein Hauptwerk dieſer Art iſt „Luiſe", das er aber leider dazu benutzte, um als eingefleiſchter Rationaliſt ſeinen grimmigen Haß gegen das Chriſtentum zu äußern.

1. Der ſiebzigſte Geburtstag.

(In der älteren, noch unveränderten Geſtalt.)

Auf die Poſtille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm, ſeit vierzig Jahren des Dorfes
Organiſt, im geerbten und künſtlich gebildeten Lehnſtuhl,
Mit braunnarbichtem Fuchs voll ſchwellender Haare bepolſtert.
Oft die Hände gefaltet und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröſtenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte ſein Blick, und er ſank in erquickenden Mittagsſchlummer.
Feſtlich prangte der Greis in geſtreifter kalmankener Jacke;
Denn er feierte heute den ſiebzigſten frohen Geburtstag.
Und ihm hatte ſein Sohn, der gelahrte Paſtor in Marlitz,
Jüngſt vier Flaſchen geſandt voll alten, balſamiſchen Rheinweins
Und gelobt, wenn der Schnee in den hohlen Wegen es irgend
Zuließ', ihn zu beſuchen mit ſeiner jungen Gemahlin.
Eine der Flaſchen hatte der alte Mann bei der Mahlzeit
Fröhlich des Siegels beraubt und mit Mütterchen auf die Geſundheit
Ihres Sohnes geklingt und ſeiner jungen Gemahlin,
Die er ſo gerne noch ſähe vor ſeinem ſeligen Ende.

Auf der Postille lag sein silberfarbenes Haupthaar,
Seine Brill' und die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geschmückt mit goldener Troddel.
Mütterchen hatte das Bett und die Fenster mit reinen Gardinen
Ausgeziert, die Stube gefegt und mit Sande gestreuet,
über den Tisch die Decke mit roten Blumen gebreitet
Und die bestäubten Blätter des Feigenbaums an dem Fenster,
Auch der Winterlevkoj' und des Rosenbusches gereinigt
Samt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten gescheu'rt die zinnernen Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims, und es hingen ein paar stettinische Krüge
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerkieke von Messing,
Besem und Mangelholz und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel und schimmerte; unten befestigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschildern von Messing
(Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz),
Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebohnet.
Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gips, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zween Teetöpfe von Zinn und irdene Tassen und Äpfel.
Jetzo erhob sie sich vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl
Langsam, trippelte leise auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Hin und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß den Greis nicht weckte das klingelnde Glas und der Kuckuck,
Sah dann hinaus, wie des Schnees dichtstöbernde Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der zuckende Sturm in den Eschen des Hofes
Rauscht' und verwehte die Spuren der hüpfenden Krähʼn an der Scheune.
Und sie schüttelt' das Haupt und flüsterte halb, was sie dachte:
„Lieber Gott, wie es stürmt und der Schnee in den Gründen sich aufhäuft!
Arme reisende Leute! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Türe, wer seines Viehs sich erbarmet!
Aber mein Sohn kommt doch zum Geburtstag! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und ihr Pfötchen leckt und Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde nach aller Vernünftigen Urteil!"
Sprach's und setzte die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung,
Füllte die Zuckerdos' und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft,
Nahm zwei irdene Pfeifen, mit grünen Posen gezieret,
Von dem Gesims und legte Tobak auf den zinnernen Teller.
Jetzo ging sie und rief mit leiser, heiserer Stimme
Aus der Gesindestube Marie vom rummelnden Spulrad,
Wo sie gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben:
„Scharre mir Kohlen, Marie, aus dem tiefen Ofen und lege
Kien und Torf hinein und dürres buchenes Stammholz,
Aber sacht, daß der Vater vom Mittagsschlummer nicht aufwacht!
Sinkt das Feuer zu Glut, dann schiebe den knorrigen Klotz nach;
Denn der alte Vater, das wissen wir, klaget beständig

über Froſt und ſucht die Sonne ſogar in der Ernte.
Auch die Kinderchen hätten ein warmes Stübchen wohl nötig."
Alſo ſprach ſie; da ſcharrte Marie aus dem Ofen die Kohlen,
Legte Feurung hinein und weckte die Glut mit dem Blasbalg,
Huſtend, und ſchimpfte den Rauch und wiſchte die tränenden Augen.
Aber Mütterchen brannt' am Feuerherd in der Pfanne
über der Glut den Kaffee und rührt' ihn mit hölzernem Löffel;
Knatternd ſchwitzten die Bohnen und bräunten ſich, während ein dicker,
Duftender Qualm aufſtieg, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Und ſie langte die Mühle herab vom Geſimſe des Schornſteins,
Schüttete Bohnen darauf und nahm ſie zwiſchen die Knie,
Hielt mit der Linken den Rumpf und drehte den Knopf mit der Rechten,
Sammelt' auch oft haushält'riſch die hüpfenden Bohnen vom Schoße,
Goß dann auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffee.
Aber nun hielt ſie mitten im Lauf die raſſelnde Mühl' an,
Wandte ſich gegen Marie, die den Ofen ſchloß, und gebot ihr:
„Eile, Marie, und ſperre den wachſamen Hund in den Holzſtall,
Daß, wenn der Schlitten kommt, ſein Gebell den Vater nicht wecke!
Aber verſäumt auch Thoms, vor dunkler Nacht von dem Fiſcher
Unſere Karpfen zu holen? Aus Vorſicht bring ihm den Beutel!
Wenn er auch etwas Holz, die Gans am Spieße zu braten,
Splitterte! Bring ihm das Beil und bedeut' ihn! Dann im Vorbeigehn
Steig auf den Taubenſchlag und ſieh, ob der Schlitten nicht ankommt!"
Alſo ſprach ſie; da eilte die fleißige Magd aus der Küche,
Nahm von der rußichten Wand das Beil und den maſchichten Beutel,
Lockte mit ſchimmligem Brote den treuen Monarch in den Holzſtall,
Krampte die Türe zu und ließ ihn kratzen und winſeln,
Lief durch den Schnee in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling ſchnitt, denn ihn fror, und bedeutet' ihn, eilte dann weiter,
Stieg auf den Taubenſchlag und puſtete, rieb ſich die Hände,
Steckte ſie unter die Schürz' und ſchlug ſich über die Schultern.
Jetzo ſah ſie im Nebel des fliegenden Schnees, wie der Schlitten
Dicht vor dem Dorfe vom Berg herklingelte, ſtieg von der Leiter
Eilend herab und brachte der alten Mutter die Botſchaft.
Haſtig enteilte die Mutter mit bebenden Knien, ihr Herz ſchlug
Ängſtlich, ihr Atem war kurz, und im Laufen entflog der Pantoffel.
Jene ging zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling' und das Klatſchen der Peitſch' und der Pferde Getrampel;
Und nun ſchwebte der Schlitten herein durch die Pforte des Hofes,
Hielt an der Tür, und es ſchnoben, beſchneit und dampfend, die Pferde.
Mütterchen eilte hinzu. „Willkommen!" rief ſie, „willkommen!"
Küßt' und umarmte den lieben Sohn, der zuerſt aus dem Schlitten
Sprang, und half der Tochter aus ihrem zottigen Fußſack,
Löſt' ihr die ſamtne Kapuz' und küßte ſie; Tränen der Freude
Rannen von ihrem Geſicht auf die ſchönen Wangen der Tochter.
„Aber wo bleibt mein Vater? Er iſt doch geſund am Geburtstag?"
Fragte der Sohn; da tuſchte mit winkenden Händen die Mutter:
„Still, er ſchläft! Nun laßt die beſchneiten Mäntel euch abziehn;
Und dann weck' ihn mit Küſſen, du liebe, trauteſte Tochter!
Armes Kind, das Geſicht iſt dir ganz rot von dem Oſtwind!
Aber die Stub' iſt warm, und gleich ſoll der Kaffee bereit ſein!"
Alſo ſprach ſie und hängt' an gedrechſelte Pflöcke die Mäntel,

Öffnete leise die Klink' und ließ die Kinder hineingehn.
Aber die junge Frau mit schönem, lächelndem Antlitz
Hüpfte hinzu und küßte des Greises Wange; erschrocken
Sah er empor und hing in seiner Kinder Umarmung.

2. Epigramme.

1. Der Schnellgläubige.

Wer hastig glaubt, was Schalk und Wundertäter spricht,
Ist Dummkopf oder Bösewicht.

2. Katos Sittenspruch.

Damit du nichts entbehrst, war Katos weise Lehre:
Entbehre!

3. Die sieben Weisen.

Maß zu halten, ist gut, dies lehrt Kleobulus in Lindus.
Jegliches vorbedacht! heißt Ephyras[1]) Sohn Periander.
Wohl erwäge die Zeit! sagt Pittakus aus Mytilene.
Mehrere machen es schlimm, wie Bias meint, der Priener.
Bürgschaft bringet dir Leid, so warnt der Milesier Thales.
Kenne dich selbst! so befiehlt der Lakedämonier Chilon.
Endlich: Nimmer zu sehr! gebeut der Kekropier Solon.

1) Der alte Name der Stadt Korinth.

2. Ludwig (Heinrich Christoph) Hölty,

geboren den 21. Dezember 1748 zu Marienſee in Hannover, schon früh (am 1. September 1776) durch eine heimtückische Krankheit dahingerafft, war ein Mann von bedeutender lyrischer Begabung und sicherte sich durch seine zarten, gefühlvollen Elegien, Oden und Lieder ein bleibendes Gedächtnis.

1. Das Landleben.

1. Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

2. Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt;
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet.

3. Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn,
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frührot
Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.

4. Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkünderin,
Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig;

5. Ruht im wehenden Gras, wann sich die Kühl' ergießt,
Oder strömet den Quell über die Blumen aus,
Trinkt den Atem der Blüte,
Trinkt die Milde der Abendluft.

6. Sein bestrohetes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winket ihm süßre Rast
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterin.

7. Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert ihm auf den Korb,
Picket Krumen und Erbsen,
Picket Körner ihm aus der Hand.

8. Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,
Durch die Gräber des Dorfs, setzet sich auf ein Grab
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Totenkranz

[9.[1]) Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense
Und ein Engel mit Palmen steht.]

10. Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!

2. Vermächtnis.

1. Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Totenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

2. Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem roten Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.

[3.[1]) Oft, sagt' er staunend, tönen im Abendrot
Von selbst die Saiten leise, wie Bienenton;
Die Kinder, hergelockt vom Kirchhof,
Hörten's und sahn, wie die Kränze bebten.]

3. Aufmunterung zur Freude.[1])

(Gekürzt.)

1. Wer wollte sich mit Grillen plagen,
Solang uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blütentagen
Die Stirn in düstre Falten ziehn?

2. Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

3. Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün,
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

4. Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling süße Fühlung zu,
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerriss'ne Seelen Ruh'.

5. O wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

---

1. 1) und 2. 1) Diese Strophen sind Zusätze von J. H. Voß.

3. 1) Höltys letztes Lied. Er sang es, als er schon dem Tode nahe war.

3. Friedrich (Leopold) Graf zu Stolberg,

geboren den 7. November 1750 zu Bramstedt in Holstein, bekleidete eine Anzahl hoher politischer Ämter, trat 1800 zur katholischen Kirche über und starb am 6. Dezember 1819. Er war ein fruchtbarer Dichter und Schriftsteller, blieb jedoch nur eine Zeitlang den Grundsätzen des Hainbundes treu. Sein Bruder Christian (1748—1821) war dichterisch nur wenig begabt.

1. Der Harz.

1. Herzlich sei mir gegrüßt, wertes Cheruskaland!
Land des nervigen Arms und der gefürchteten
Kühnheit, freieres Geistes
Denn das blache Gefild umher!

2. Dir gab Mutter Natur aus der vergeudenden
Urne männlichen Schmuck, Einfalt und Würde dir,
Wolkenhöhnende Gipfel,
Donnerhallende Ströme dir.

3. Im antwortenden Tal wallet die goldene
Flut des Segens und strömt in den genügsamen
Schoß des lächelnden Fleißes,
Der nicht kärglich die Garben zählt.

4. Schafe weiden die Trift; auf der gewässerten
Aue brüllet der Stier, stampft das gesättigte
Roß; die bärtige Ziege
Klimmt den zackigen Fels hinan.

5. Wie der schirmende Forst deinen erhabenen
Nacken schattet! Er nährt stolzes Geweihe dir,
Dir den schnaubenden Keuler,
Der entgegen der Wunde rennt!

6. Dein wohltätiger Schoß, selten mit goldenem
Fluche schwanger, verleiht nützendes Eisen uns,
Das den Acker durchschneidet
Und das Erbe der Väter schützt.

7. Dir gibt reinere Luft und die teutonische
Keuschheit Jugend von Stahl. Moosigen Eichen gleich,
Achten silberne Greise
Nicht der eilenden Jahre Flug.

8. Dort im wehenden Hain wohnt die Begeisterung.
Felsen jauchzten zurück, wenn sich der Barden Sang
Unter bebenden Wipfeln
Durch das hallende Tal ergoß.

9. Und dein Hermann vernahm's. Sturm war sein Arm, sein Schwert
Wetterflamme! Betäubt stürzten die trotzigen
Römeradler, und Freiheit
Strahlte wieder im Lande Teuts!

10. Doch des Heldengeschlechts Enkel verhülleten
Hermanns Namen in Nacht, bis ihn (auch er dein Sohn!)
Klopstocks mächtige Harfe
Sang der horchenden Ewigkeit.

11. Heil, Cheruskia, dir! Furchtbar und ewig steht,
Gleich dem Brocken, dein Ruhm! Donnernd verkünden dich
Freiheitsschlachten und donnernd
Dich unsterblicher Lieder Klang!

2. Lied eines deutschen Knaben.

1. Mein Arm wird stark und groß mein Mut:
Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut!
Ich bin der Väter wert.

2. Ich finde fürder keine Ruh'
Im weichen Knabenstand;
Ich stürb', o Vater, stolz wie du
Den Tod fürs Vaterland!

3. Schon früh in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg;
Im Bette träumt' ich nur Gefahr
Und Wunden nur und Sieg.

4. Mein Feldgeschrei erweckte mich
Aus mancher Türkenschlacht;
Noch jüngst ein Faustschlag, welchen ich
Dem Bassa zugedacht.

5. Da neulich unsrer Krieger Schar
Auf dieser Straße zog,
Und wie ein Vogel der Husar
Das Haus vorüberflog:

6. Da gaffte starr und freute sich
Der Knaben froher Schwarm;
Ich aber, Vater, härmte mich
Und prüfte meinen Arm.

7. Mein Arm wird stark und groß mein Mut:
Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut!
Ich bin der Väter wert.

3. Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn.

1. Sohn, da hast du meinen Speer!
Meinem Arm wird er zu schwer.
Nimm den Schild und dies Geschoß;
Tummle du forthin mein Roß!

2. Siehe, dies nun weiße Haar
Deckt der Helm schon fünfzig Jahr;
Jedes Jahr[1]) hat eine Schlacht
Schwert und Streitart stumpf gemacht.

3. Herzog Rudolf[2]) hat dies Schwert,
Art und Kolbe mir verehrt;
Denn ich blieb dem Herzog hold
Und verschmähte Heinrichs Sold.

4. Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten. Rudolfs Mut
Tat mit seiner linken Hand
Noch dem Franken Widerstand.

5. Nimm die Wehr und wappne dich!
Kaiser Konrad[3]) rüstet sich!
Sohn, entlaste mich des Harms
Ob der Schwäche meines Arms!

1) „Jedes Jahr" ist Attusativ der Zeit. — 2) Herzog Rudolf von Schwaben wurde 1077 zum Gegenkaiser Heinrichs IV. erwählt. — 3) Kaiser Konrad III. wurde 1138, gerade 60 Jahre nach Rudolfs Tode, erwählt.

6. Zücke nie umſonſt dies Schwert
Für der Väter freien Herd!
Sei behutſam auf der Wacht!
Sei ein Wetter in der Schlacht!

7. Immer ſei zum Kampf bereit!
Suche ſtets den wärmſten Streit!
Schone des, der wehrlos fleht;
Haue den, der widerſteht!

8. Wenn dein Haufe wankend ſteht,
Ihm umſonſt das Fähnlein weht,
Trotze dann, ein feſter Turm,
Der vereinten Feinde Sturm!

9. Deine Brüder fraß das Schwert,
Sieben Söhne, Deutſchlands wert!
Deine Mutter härmte ſich,
Stumm und ſtarrend, und verblich.

10. Einſam bin ich nun und ſchwach;
Aber, Knabe, deine Schmach
Wär' mir härter ſiebenmal
Als der ſieben andern Fall.

11. Drum ſo ſcheue nicht den Tod
Und vertraue deinem Gott!
So du kämpfeſt ritterlich,
Freut dein alter Vater ſich.

4. Gottfried Auguſt Bürger,

geboren den 31. Dezember 1747 zu Molmerswende bei Halberſtadt, 1772 Amtmann zu Altengleichen bei Göttingen, geſtorben den 8. Juni 1794 als außerordentlicher Profeſſor in Göttingen, war ein genialer Dichter, ein Meiſter beſonders in der Balladendichtung, zu der ihn Percys "Relics of Ancient English Poetry" und Herders „Abhandlung über Oſſian und die Lieder alter Völker" anregten. Sein Streben, die Poeſie zum Eigentum des Volkes zu machen, iſt ihm glücklich gelungen; denn viele ſeiner Balladen und Lieder fanden wegen ihres volkstümlichen Inhalts, verbunden mit allgemeinverſtändlicher Darſtellung, im Volke begeiſterte Aufnahme und eine weite Verbreitung. Er dichtete auch muſtergültige Sonette und war der überſetzer der in engliſcher Sprache von Raspe verfaßten „Wunderbaren Reiſen und Abenteuer des Freiherrn von Münchhauſen".

1. Lenore.

(1773.)

1. Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus ſchweren Träumen:
„Biſt untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willſt du ſäumen?"
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geſchrieben,
Ob er geſund geblieben.

2. Der König und die Kaiſerin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenſchlag und Kling und Klang,
Geſchmückt mit grünen Reiſern,
Zog heim zu ſeinen Häuſern.

3. Und überall, allüberall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog alt und jung dem Jubelſchall
Der Kommenden entgegen.
„Gottlob!" rief Kind und Gattin laut,
„Willkommen!" manche frohe Braut;
Ach, aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

4. Sie frug den Zug wohl auf und ab
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundſchaft gab,
Von allen, ſo da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte ſie ihr Rabenhaar
Und warf ſich hin zur Erde
Mit wütiger Gebärde.

5. Die Mutter lief wohl hin zu ihr:
„Ach, daß ſich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was iſt mit dir?"
Und ſchloß ſie in die Arme.
„O Mutter, Mutter, hin iſt hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott iſt kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!" —

6. „Hilf, Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunſer!
Was Gott tut, das iſt wohlgetan.
Gott, Gott erbarmt ſich unſer!" —
„O Mutter, Mutter, eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgetan.
Was half, was half mein Beten?
Nun iſt's nicht mehr vonnöten." —

7. „Hilf, Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern." —
„O Mutter, Mutter, was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament;
Kein Sakrament mag Leben
Den Toten wiedergeben."

8. „Hör', Kind! Wie, wenn der falsche Mann
Im fernen Ungarlande
Sich seines Glaubens abgetan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen!"

9. „O Mutter, Mutter, hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!"

10. „Hilf, Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht;
Behalt ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid
Und denk' an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen!"

11. „O Mutter, was ist Seligkeit?
O Mutter, was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit
Und ohne Wilhelm Hölle!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden!"

12. So wütete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern,
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

13. Und außen, horch! ging's trapp trapp trapp,
Als wie von Rosses Hufen,
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen.
Und horch! und horch! den Pfortenring,
Ganz lose, leise klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

14. „Holla, holla! Tu auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?"
„Ach, Wilhelm, du? — So spät bei Nacht?
Geweinet hab' ich und gewacht,
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?"

15. „Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht
Und will dich mit mir nehmen."
„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind.
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!"

16. „Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt, es klirrt der Sporn;
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut' noch hundert Meilen
Mit dir ins Brautbett eilen."

17. „Ach, wolltest hundert Meilen noch
Mich heut' ins Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen."
„Sieh hin, sieh her! Der Mond scheint hell;
Wir und die Toten reiten schnell;
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut' ins Hochzeitbette."

18. „Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo, wie dein Hochzeitbettchen?"
„Weit, weit von hier! Still, kühl und klein:
Sechs Bretter und zwei Brettchen!"
„Hat's Raum für mich?" — „Für dich und mich!
Komm, schürze, spring und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen."

19. Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände;

Und hurre hurre, hopp hopp hopp!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben
Und Kies und Funken ſtoben.

20. Zur rechten und zur linken Hand
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken!
„Graut Liebchen auch? Der Mond ſcheint hell!
Hurra! Die Toten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?"
„Ach nein! Doch laß die Toten!"

21. Was klang dort für Geſang und Klang?
Was flatterten die Raben?
Horch Glockenklang! Horch Totenſang:
„Laßt uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Totenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

22. „Nach Mitternacht begrabt den Leib
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib.
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küſter, hier! Komm mit dem Chor
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff', und ſprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!"

23. Still Klang und Sang. Die Bahre ſchwand.
Gehorſam ſeinem Rufen
Kam's hurre hurre nachgerannt
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hopp hopp hopp!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben
Und Kies und Funken ſtoben.

24. Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken!
„Graut Liebchen auch? Der Mond ſcheint hell!
Hurra! Die Toten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?"
„Ach, laß ſie ruhn, die Toten!"

25. Sieh da! Sieh da! Am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb ſichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luftiges Geſindel.
„Saſa! Geſindel, hier! Komm hier!
Geſindel, komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette ſteigen!"

26. Und das Geſindel, huſch huſch huſch!
Kam hinten nachgepraſſelt,
Wie Wirbelwind am Haſelbuſch
Durch dürre Blätter raſſelt.
Und weiter, weiter, hopp hopp hopp!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben
Und Kies und Funken ſtoben.

27. Wie flog, was rund der Mond beſchien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne!
„Graut Liebchen auch? Der Mond ſcheint hell!
Hurra! Die Toten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?"
„O weh! Laß ruhn die Toten!"

28. „Rapp', Rapp'! mich dünkt, der Hahn ſchon ruft,
Bald wird der Sand verrinnen.
Rapp', Rapp'! ich wittre Morgenluft,
Rapp', tummle dich von hinnen!
Vollbracht, vollbracht iſt unſer Lauf!
Das Hochzeitbette tut ſich auf!
Die Toten reiten ſchnelle!
Wir ſind, wir ſind zur Stelle."

29. Raſch auf ein eiſern Gittertor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor
Zerſprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf;
Es blinkten Leichenſteine
Rundum im Mondenſcheine.

30. Ha ſieh! Ha ſieh! Im Augenblick,
Huhu, ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab wie mürber Zunder.

Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf,
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

31. Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp'
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz mit Beben
Rang zwischen Tod und Leben. —

32. Nun tanzten wohl bei Mondesglanz
Rundum herum im Kreise
Die Geister einen Kettentanz
Und heulten diese Weise:
„Geduld, Geduld! wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!"

2. Der wilde Jäger.[1]

1. Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn:
„Hallo, hallo, zu Fuß und Roß!"
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn,
Laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß;
Laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.

2. Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge.

3. Rischrasch auer übern Kreuzweg ging's
Mit Horrido und Hussasa!
Sieh da! Sieh da, kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silberblinken,
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

4. Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahnd' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichthehr erschien der Reiter rechts
Mit mildem Frühlingsangesicht,
Graß, dunkelgelb der linke Ritter
Schoß Blitz' vom Aug' wie Ungewitter.

5. „Willkommen hier zu rechter Frist,
Willkommen zu der edlen Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt!"
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

6. „Schlecht stimmet deines Hornes Klang",
Sprach der zur Rechten sanften Muts,
„Zu Feierglock' und Chorgesang.
Kehr' um! Erjagst dir heut' nichts Gut's.
Laß dich den guten Engel warnen
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!"

7. „Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!"
Fiel rasch der linke Ritter drein;
„Was Glockenklang! Was Chorgeplärr!
Die Jagdlust mag Euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, Euch lehren
Und Euch von jenen nicht betören!"

8. „Ha, wohlgesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Weidwerks pflegen kann,
Der scher' ans Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!"

9. Und hurre hurre vorwärts ging's
Feldein und -aus, bergab und -an;
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten nebenan.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
Mit sechzehnzackigem Gehörne.

10. Und lauter stieß der Graf ins Horn,
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt' einer tot dahin vom Troß.
„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen!"

1) Keine bestimmte einzelne Sage, sondern im allgemeinen die Sagen vom wilden Jäger liegen zugrunde. Wild- und Rheingrafen, Grafen des Hunsrücks; der Rheingrafenstein bei Kreuznach.

11. Das Wild duckt ſich ins Ährenfeld
Und hofft da ſichern Aufenthalt.
Sieh da! Ein armer Landmann ſtellt
Sich dar in kläglicher Geſtalt:
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verſchont den ſauern Schweiß des Ar=
men!“

12. Der rechte Ritter ſprengt heran
Und warnt den Grafen ſanft und gut;
Doch daß hetzt ihn der linke Mann
Zu ſchadenfrohem Frevelmut.
Der Graf verſchmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken ſich umgarnen.

13. „Hinweg, du Hund!“ ſchnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an;
„Sonſt hetz' ich ſelbſt, beim Teufel! dich;
Hallo, Geſellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geſchworen,
Knallt ihm die Peitſchen um die Ohren!“

14. Geſagt, getan! Der Wildgraf ſchwang
Sich übern Hagen raſch voran,
Und hinterher, bei Knall und Klang,
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Mann und Roß zer=ſtampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

15. Vom nahen Lärm emporgeſcheucht,
Feldein und =aus, bergab und =an,
Geſprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Angers Plan
Und miſcht ſich, da verſchont zu werden,
Schlau mitten zwiſchen zahme Herden.

16. Doch hin und her, durch Flur und Wald,
Und her und hin, durch Wald und Flur
Verfolgen und erwittern bald
Die raſchen Hunde ſeine Spur.
Der Hirt, voll Angſt für ſeine Herde,
Wirft vor dem Grafen ſich zur Erde:

17. „Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes, ſtilles Vieh in Ruh'!
Bedenket, lieber Herr, hier graſt
So mancher armen Witwe Kuh.
Ihr eins und alles ſpart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!“

18. Der rechte Ritter ſprengt heran
Und warnt den Grafen ſanft und gut.
Doch daß hetzt ihn der linke Mann
Zu ſchadenfrohem Frevelmut.
Der Graf verſchmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken ſich umgarnen.

19. „Verwegner Hund, der du mir wehrſt!
Ha, daß du deiner beſten Kuh
Selbſt um= und angewachſen wär'ſt,
Und jede Vettel noch dazu!
So ſollt' es daß mein Herz ergötzen,
Euch ſtracks ins Himmelreich zu hetzen.

20. Hallo, Geſellen, drauf und dran!
Jo! Doho! Huſſaſaſa!“
Und jeder Hund fiel wütend an,
Was er zunächſt vor ſich erſah.
Bluttriefend ſank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Herde.

21. Dem Mordgewühl entrafft ſich kaum
Das Wild mit immer ſchwächerm Lauf.
Mit Blut beſprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt ſich's in des Waldes Mitte
In eines Klausners Gotteshütte.

22. Riſch ohne Raſt, mit Peitſchenknall,
Mit Horrido und Huſſaſa
Und Kliff und Klaff und Hörnerſchall
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit ſanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte:

23. „Laß ab, laß ab von dieſer Spur!
Entweihe Gottes Freiſtatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
Und heiſcht von Gott dein Strafgericht.
Zum letzten Male laß dich warnen,
Sonſt wird Verderben dich umgarnen!“

24. Der Rechte ſprengt beſorgt heran
Und warnt den Grafen ſanft und gut.
Doch daß hetzt ihn der linke Mann
Zu ſchadenfrohem Frevelmut.
Und wehe! trotz des Rechten Warnen
Läßt er vom Linken ſich umgarnen.

25. „Verderben hin, Verderben her!
Das“, ruft er, „macht mir wenig Graus!
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht' ich's keine Fledermaus!

Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen,
So will ich meine Luſt doch büßen!"

26. Er ſchwingt die Peitſche, ſtößt ins Horn:
„Hallo, Geſellen, drauf und dran!"
Hui! ſchwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten ſchwinden Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verſchlingt auf einmal Totenſtille.

27. Erſchrocken blickt der Graf umher;
Er ſtößt ins Horn, es tönet nicht;
Er ruft und hört ſich ſelbſt nicht mehr;
Der Schwung der Peitſche ſauſet nicht;
Er ſpornt ſein Roß in beide Seiten
Und kann nicht vor-, nicht rückwärts reiten.

28. Drauf wird es düſter um ihn her
Und immer düſtrer, wie ein Grab;
Dumpf rauſcht es, wie ein fernes Meer.
Hoch über ſeinem Haupt herab
Ruft furchtbar mit Gewittergrimme
Dies Urteil eine Donnerſtimme:

29. „Du Wütrich teufliſcher Natur,
Frech gegen Gott und Menſch und Tier!
Das Ach und Weh der Kreatur
Und deine Miſſetat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert!

30. Fleuch, Unhold, fleuch und werde jetzt,
Von nun an bis in Ewigkeit,
Von Höll' und Teufel ſelbſt gehetzt,
Zum Schreck der Fürſten jeder Zeit,
Die, um verruchter Luſt zu fronen,
Nicht Schöpfer noch Geſchöpf verſchonen!"

31. Ein ſchwefelgelber Wetterſchein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angſt rieſelt ihm durch Mark und Bein,
Ihm wird ſo ſchwül, ſo dumpf und taub;
Entgegen weht ihm kaltes Grauſen,
Dem Nacken folgt Gewitterſauſen.

32. Das Grauſen weht, das Wetter ſauſt,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine ſchwarze Rieſenfauſt;
Sie ſpannt ſich auf, ſie krallt ſich zu,
Hui! will ſie ihn beim Wirbel packen,
Hui! ſteht ſein Angeſicht im Nacken.

33. Es flimmt und flammt rund um ihn her
Mit grüner, blauer, roter Glut;
Es wallt um ihn ein Feuermeer,
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tauſend Höllenhunde,
Laut angehetzt, empor vom Schlunde.

34. Er rafft ſich auf durch Wald und Feld
Und flieht, laut heulend weh und ach;
Doch durch die ganze, weite Welt
Rauſcht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

35. Im Nacken bleibt ſein Antlitz ſtehn,
So raſch die Flucht ihn vorwärts reißt;
Er muß die Ungeheuer ſehn,
Laut angehetzt vom böſen Geiſt,
Muß ſehn das Knirſchen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm ſchnappen.

36. Das iſt des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum Jüngſten Tage währt
Und oft dem Wüſtling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüberfährt.
Das könnte, müßt' er ſonſt nicht ſchweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

3. Spruch.

Wann dich die Läſterzunge ſticht,
So laß dir dies zum Troſte ſagen:
Die ſchlecht'ſten Früchte ſind es nicht,
Woran die Weſpen nagen.

4. An das Herz.

1. Lange ſchon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald, den Lebensmüden beigeſellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

2. Leiſe ſinkend faltet ſich die Wange,
Jede meiner Blüten welkt und fällt.
Herz, ich muß dich fragen: Was erhält
Dich in Kraft und Fülle noch ſo lange?

3. Trotz der Zeit Deſpotenallgewalt
Fährſt du fort, wie in des Lenzes Tagen,
Liebend, wie die Nachtigall, zu ſchlagen.

4. Aber ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Tithons Lippen Holdes ſagen. —
Herz, ich wollte, du auch würdeſt alt!

5. Matthias Claudius

(pſeudonym Asmus omnia sua secum portans), geboren den 15. Auguſt 1740 zu Reinfeld in Holſtein, geſtorben den 21. Januar 1815 in Hamburg, Herausgeber des „Wandsbecker Boten", in dem er ſeine Werke veröffentlichte, war ein heiterer, gemütvoller Mann, der durch ſeine volkstümlichen, oft mit friſchem Humor gewürzten Schriften viel Gutes gewirkt hat. In vielen ſeiner Lieder hat er den einfachen Ton des Volksliedes aufs glücklichſte getroffen.

1. Rheinweinlied.

1. Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer!
In ganz Europia, ihr Herren Zecher,
Iſt ſolch ein Wein nicht mehr.

2. Er kommt nicht her aus Hungarn noch aus Polen,
Noch wo man Franzmänn'ſch ſpricht.
Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein ſich holen!
Wir holen ihn da nicht.

3. Ihn bringt das Vaterland aus ſeiner Fülle;
Wie wär' er ſonſt ſo gut!
Wie wär' er ſonſt ſo edel, wäre ſtille
Und doch voll Kraft und Mut!

4. Er wächſt nicht überall im Deutſchen Reiche,
Und viele Berge, hört!
Sind, wie die weiland Kreter,[1]) faule Bäuche
Und nicht der Stelle wert.

5. Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, ſieht aus wie Wein,
Iſt's aber nicht; man kann dabei nicht ſingen,
Dabei nicht fröhlich ſein.

6. Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht ſuchen,
Wenn ihr Wein finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Kobaltkuchen
Und etwas Lauſegold.

7. Der Blocksberg iſt der lange Herr Philiſter
Und macht nur Wind wie der.
Drum tanzen auch der Kuckuck und ſein Küſter
Auf ihm die Kreuz und Quer'.[2])

8. Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben;
Geſegnet ſei der Rhein!
Da wachſen ſie am Ufer hin und geben
Uns dieſen Labewein.

9. So trinkt ihn denn und laßt uns allewege
Uns freun und fröhlich ſein!
Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

2. Abendlied eines Bauersmanns.

(Gekürzt.)

1. Das ſchöne, große Taggeſtirne
Vollendet ſeinen Lauf.
Komm, wiſch' den Schweiß mir von der Stirne,
Lieb Weib, und denn tiſch' auf!

2. Kannſt hier nur auf der Erde decken,
Hier unterm Apfelbaum!
Da pflegt es abends gut zu ſchmecken
Und iſt am beſten Raum.

3. Und rufe flugs die kleinen Gäſte,
Denn hör', mich hungert's ſehr!
Bring auch den Kleinſten aus dem Neſte,
Wenn er nicht ſchläft, mit her!

4. Es [leuchtet uns] bei unſerm Mahle
Der Mond, ſo ſilberrein,
Und guckt von oben in die Schale
Und tut den Segen h'nein.

5. Nun, Kinder, eſſet, eßt mit Freuden,
Und Gott geſegn' es euch!
Sieh, Mond, ich bin wohl zu beneiden,
Bin arm und bin doch reich!

3. Ein Lied hinter dem Ofen zu ſingen.

1. Der Winter iſt ein rechter Mann,
Kernfeſt und auf die Dauer;
Sein Fleiſch fühlt ſich wie Eiſen an
Und ſcheut nicht Süß noch Sauer.

2. War je ein Mann geſund, iſt er's;
Er krankt und kränkelt nimmer,
Weiß nichts von Nachtſchweiß noch Vapeurs
Und ſchläft im kalten Zimmer.

---

1) Vgl. Titus 1, 12. — 2) Vgl. Heines „Harzreiſe", S. 371.

3. Er zieht sein Hemd im Freien an
Und läßt's vorher nicht wärmen
Und spottet über Fluß im Zahn
Und Kolik in Gedärmen.

4. Aus Blumen und aus Vogelsang
Weiß er sich nichts zu machen,
Haßt warmen Drang und warmen Klang
Und alle warmen Sachen.

5. Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn 's Holz im Ofen knittert
Und an dem Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;

6. Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
Und Teich' und Seen krachen:
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Dann will er tot sich lachen.

7. Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
Beim Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

8. Da ist er denn bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen.
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und sehn ihn an und frieren.

4. Bei dem Grabe meines Vaters.

1. Friede sei um diesen Grabstein her,
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!

2. Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten,
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir getan!

3. Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein,

4. Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr,
Freundlich wird erwecken! — Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!

5. Eine Chria,

darin ich von meinem akademischen Leben und Wandel Nachricht gebe.[1])

Bin auch auf Universtädten gewesen und hab' auch studiert. Ne, studiert hab' ich nicht, aber auf Universtädten bin ich gewesen und weiß von allem Bescheid. Ich ward von ohngefähr mit einigen Studenten bekannt, und die haben mir die ganze Universtädt gewiesen und mich allenthalben mit hingenommen, auch ins Kollegium. Da sitzen die Herren Studenten alle neben 'nander auf Bänken wie in der Kirch', und am Fenster steht eine Hitsche,[2]) darauf sitzt 'n Professor oder so etwas und führt über dies und das allerlei Reden, und das heißen sie denn dozieren. Das auf der Hitschen saß, als ich drin war, das war 'n Magister und hatt' eine große, krause Parugue auf 'm Kopf, und die Studenten sagten, daß seine Gelehrsamkeit noch viel größer und krauser, und er unter der Hand ein so kapitaler Freigeist sei als irgendeiner in Frankreich und England. Mochte wohl was dran sein, denn 's ging ihm vom Maule weg, als wenn 's aus 'm Mostschlauch gekommen wär'; und demonstrieren konnt' er wie der Wind. Wenn er etwas vornahm, so fing er nur so eben 'n bißchen an, und eh' man sich umsah, da war's demonstriert. So demonstriert' er z. Ex., daß 'n Student 'n Student und kein Rhinozeros sei, denn, sagte er, 'n Student ist entweder 'n Student oder 'n Rhinozeros; nun ist aber 'n Student kein Rhinozeros, denn sonst müßt 'n Rhinozeros auch 'n Student sein; 'n Rhino-

1) In diesem für ihn äußerst charakteristischen Bericht verspottet Claudius mit übersprudelnder Laune, aber auch mit tiefem Ernst die nüchterne Verstandesaufklärung, besonders die demonstrierende Lehrmethode der Wolfischen Schule. Der Philosoph Chr. Aug. Wolf nämlich führte die sogenannte mathematische Demonstration, den streng logischen Beweis, in den Wissenschaften ein und stellte als Grundbedingung aller Erkenntnis den Satz der Identität und des Widerspruchs auf, wonach jedes Ding sich selbst gleich sei und nicht seinem Gegenteil („daß ein Student ein Student ist und kein Rhinozeros"), und sodann den daraus folgenden Satz des zureichenden Grundes, wonach jedes Ding als zufällig eine Ursache außer sich haben müsse („das Hinterteil der Spinne, aus dem der Spinnfaden herkommt"). Die bald allerorts zutage tretende Demonstrierwut der Wolfianer, die alles beweisen, auch das Klarste noch klarer machen wollten, erweckte endlich bei vernünftigen Denkern Widerspruch, der oft in derbster Satire zum Ausdruck kam. — 2) niedere Bank.

zeros iſt aber kein Student, alſo iſt 'n Student 'n Student. Man ſollte denken, das verſtünd' ſich von ſelbſt, aber unſereins weiß das nicht beſſer. Er ſagte: Das Ding: „daß 'n Student kein Rhinozeros, ſondern 'n Student wäre", ſei eine Hauptſtütze der ganzen Philoſophie, und die Magiſters könnten den Rücken nicht feſt genug gegenſtemmen, daß ſie nicht umkippe.

Weil man auf einem Fuß nicht gehen kann, ſo hat die Philoſophie auch den andern, und darin war die Rede von mehr als einem Etwas, und das eine Etwas, ſagte der Magiſter, ſei für jedermann; zum andern Etwas gehör' aber eine feinere Naſ', und das ſei nur für ihn und ſeine Kollegen. Als wenn eine Spinn' einen Faden ſpinnt, da ſei der Faden für jedermann, und jedermann für den Faden, aber im Hinterteil der Spinne ſei ſein beſcheiden Teil, nämlich das andere Etwas, das der zureichende Grund von dem erſten Etwas iſt, und einen ſolchen zureichenden Grund müſſ' ein jedes Etwas haben, doch brauche der nicht immer im Hinterteil zu ſein. Ich hätt' auch mit dieſem Axioma, wie der Magiſter 's nannte, übel zu Fall kommen können. Daran hängt alles in der Welt, ſagt' er, und wenn einer 's umſtößt, ſo geht alles über und drunter.

Dann kam er auf die Gelehrſamkeit und die Gelehrten zu ſprechen und zog bei der Gelegenheit gegen die Ungelahrten los. Alle Hagel, wie fegt' er ſie! Dem ungelahrten Pöbel ſetzen ſich die Vorurteile von Alp, Leichdörnern, Religion uſw. wie Fliegen auf die Naſe und ſtechen ihn; aber ihm, dem Magiſter, dürfe keine kommen, und käm' ihm eine, ſchnaps! ſchlüg' er ſie mit der Klappe der Philoſophie ſich auf der Naſen tot. Ob und was Gott ſei, lehr' allein die Philoſophie, und ohne ſie könne man keinen Gedanken von Gott haben uſw. Dies nun ſagt' der Magiſter wohl aber nur ſo. Mir kann kein Menſch mit Grund der Wahrheit nachſagen, daß ich 'n Philoſoph ſei, aber ich gehe niemals durch 'n Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl wachſen mache, und dann ahndet mich ſo von ferne und leiſe etwas von einem Unbekannten, und ich wollte wetten, daß ich dann an Gott denke, ſo ehrerbietig und freudig ſchauert mich dabei.

Weiter ſprach er von Berg und Tal, von Sonn' und Mond, als wenn er ſie hätte machen helfen. Mir fiel dabei der Yſop ein, der an der Wand wächſt; aber die Wahrheit zu ſagen, 's kam mir doch nicht vor, als wenn der Magiſter ſo weiſe war als Salomo. Mich dünkt, wer *was Rechts* weiß, muß, muß — ſäh' ich nur 'nmal einen, ich wollt' 'n wohl kennen, malen wollt' ich 'n auch wohl, mit dem hellen, heitern, ruhigen Auge, mit dem ſtillen, großen Bewußtſein uſw. Breit muß ſich ein ſolcher nicht machen können, am allerwenigſten andere verachten und fegen. O! Eigendünkel und Stolz iſt eine feindſelige Leidenſchaft: Gras und Blumen können in der Nachbarſchaft nicht gedeihen.

§ 25. Gotthold (Ephraim) Leſſing

wurde am 22. Januar 1729 in Camenz in Sachſen als Sohn eines armen Predigers geboren. Zwölf Jahre alt kam er auf die berühmte Fürſtenſchule zu St. Afra zu Meißen, wo er ſich durch eifriges Studium, beſonders der Alten und der Mathematik, ein ſolches Wiſſen aneignete, daß er ſchon mit ſiebzehn Jahren die Univerſität Leipzig beziehen konnte. Dort ſollte er nach dem Wunſch des Vaters Theologie ſtudieren, beſchäftigte ſich aber mehr mit philologiſchen und äſthetiſchen Studien und wandte ſich dem Theater zu. 1751 ging er zur Fortſetzung ſeiner Studien nach Wittenberg und von da nach Berlin, wo er durch Überſetzungen und andere literariſche Arbeiten ſein kümmerliches Brot erwerben mußte. Nachdem er ſich hierauf in Wittenberg die Magiſterwürde erworben hatte, trat er in Berlin mit dem Philoſophen Mendelsſohn und dem Buchhändler Nicolai in Verbindung und veröffentlichte ſeine erſten kritiſchen Schriften, die ſeinen Namen über ganz Deutſchland trugen, wie er denn auch als Dichter Aufſehen erregte. Von 1760 bis 1765 war er Gouvernementsſekretär bei dem General Tauenzien in Breslau, wo er den Stoff zu den zwei großen Werken „Minna von Barnhelm" und „Laokoon" ſammelte. Nach ſeiner Rückkehr nach Berlin übernahm er 1767 die Stelle eines Theaterkritikers in Hamburg, ging dann 1770 als Bibliothekar nach Wolfenbüttel und ſtarb am 15. Februar 1781 in Braunſchweig. — Leſſings große Bedeutung für unſere Literatur liegt auf dem Gebiet der *Kritik*. Ein Mann von erſtaunlichem Wiſſen, durchdringender Klarheit des Verſtandes und zwingendem Denkvermögen, übte er durch ſeine aus den Alten gewonnene gründliche

Kenntnis der Grundgesetze der Poesie, die er mit bewundernswerter Schärfe und in mustergültigem Stil darzulegen wußte,*) einen ungeheuren Einfluß auf seine Zeit aus. Mit rücksichtsloser Strenge verurteilte er alles Schlechte und Mittelmäßige, das aus Mangel an Kenntnis der Kunstgesetze von seinen Zeitgenossen nur zu oft als vortrefflich gepriesen wurde, klärte die so verschwommenen Begriffe der mancherlei Dichtungsarten, wobei er besonders die Verkehrtheit der durch die Franzosen zur Herrschaft gelangten Auffassung der griechischen Kunst aufdeckte, und wies so durch nachdrücklichste Bekämpfung alles Falschen, Unnatürlichen, Unwahren seinem Volk das Ziel, um zu einer selbständigen nationalen Literatur zu gelangen. Lessings hauptsächlichste kritische Schriften sind: 1) Die Briefe die neueste Literatur betreffend (1759 bis 1760); 2) Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und der Poesie (1766); 3) Die Hamburgische Dramaturgie (1767 bis 1769); 4) Abhandlungen über die Fabel, das Epigramm usw. — Auch als Dichter war Lessing von Bedeutung und hat die deutsche Literatur durch eine Anzahl Dramen, z. B. „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti", sowie Fabeln, Sinngedichte und Lieder bereichert. Berüchtigt hat sich Lessing in allen christlichen Kreisen gemacht durch seine fälschlicherweise so genannten „theologischen Schriften". Veranlaßt wurden diese zum Teil durch die von ihm veranstaltete Veröffentlichung der „Fragmente eines Ungenannten", einer gottlosen Schrift, die die schärfsten Angriffe auf das Christentum enthielt, die Möglichkeit einer göttlichen Offenbarung leugnete und nur eine seichte Vernunftreligion anerkannt wissen wollte. Deswegen von dem Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Göze, der entschieden für die göttliche Eingebung der Heiligen Schrift eintrat, heftig angegriffen, verfaßte er seinen „Antigöze", worin er sich zum Hüter der freien Forschung und Kritik auch in geistlichen Dingen aufwarf und sich als Gesinnungsgenossen des „Ungenannten" offenbarte. Sein Glaubensbekenntnis legte er dann nieder in dem Drama „Nathan der Weise". So hat Lessing als bitterer Feind des wahren Christentums viel bösen Samen ausgestreut, der bis auf den heutigen Tag seine Früchte trägt.

1. Aus „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie".

1. Das höchste Gesetz der griechischen Kunst.[1])

1. Das allgemeine, vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Malerei und Bildhauerkunst setzt Herr Winckelmann in eine edle Einfalt und stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck. „So wie die Tiefe des Meeres", sagt er, „allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften[2]) eine große und gesetzte Seele."

„Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoon, und nicht in dem Gesichte allein, bei dem heftigsten Leiden. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdeckt, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andere Teile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt, dieser Schmerz, sage ich, äußert sich dennoch mit keiner Wut in dem Gesichte und in der

Gotthold (Ephraim) Lessing.

ganzen Stellung. Er erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von seinem Laokoon singt; die Öffnung des Mundes gestattet es nicht; es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet[3]) beschreibt. Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgeteilt und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des Sophokles Philoktet; sein Elend geht uns bis an die Seele, aber wir wünschten, wie dieser große Mann

*) Vgl. den Artikel „Lessings Stil", S. 330.

1) Lessing knüpft hier an die 1755 erschienene Schrift des berühmten Kunsthistorikers Winckelmann „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" an, die sowohl wegen ihres Inhalts und der geistvollen Auffassung der Kunst als auch wegen der Form, der einfach edlen Darstellung und Sprache allgemeines Aufsehen erregte. Winckelmanns Hauptwerk ist die „Geschichte der Kunst des Altertums", worin er den Begriff und das Wesen der künstlerischen Schönheit und deren Verhältnis zur Natur in meisterhafter Weise darstellt. — 2) Leiden.

3) italienischer Dichter und Gelehrter, gest. 1547.

das Elend ertragen zu können. Der Ausdruck einer ſo großen Seele geht weit über die Bildung der ſchönen Natur. Der Künſtler mußte die Stärke des Geiſtes in ſich ſelbſt fühlen, welche er ſeinem Marmor einprägte. Griechenland hatte Künſtler und Weltweiſe in einer Perſon und mehr als einen Metrodor.[4]) Die Weisheit reichte der Kunſt die Hand und blies den Figuren derſelben mehr als gemeine Seelen ein" uſw.

Die Bemerkung, welche hier zum Grunde liegt, daß der Schmerz ſich in dem Geſichte des Laokoon mit derjenigen Wut nicht zeige, welche man bei der Heftigkeit desſelben vermuten ſollte, iſt vollkommen richtig. Auch das iſt unſtreitig, daß eben hierin, wo ein Halbkenner den Künſtler unter der Natur geblieben zu ſein, das wahre Pathetiſche des Schmerzes nicht erreicht zu haben, urteilen dürfte, daß, ſage ich, eben hierin die Weisheit desſelben ganz beſonders hervorleuchtet.

Nur in dem Grunde, welchen Herr Winckelmann dieſer Weisheit gibt, in der Allgemeinheit der Regel, die er aus dieſem Grunde herleitet, wage ich es, anderer Meinung zu ſein.

Ich bekenne, daß der mißbilligende Seitenblick, welchen er auf den Virgil wirft, mich zuerſt ſtutzig gemacht hat, und nächſtdem die Vergleichung mit dem Philoktet. Von hier will ich ausgehen und meine Gedanken in eben der Ordnung niederſchreiben, in welcher ſie ſich bei mir entwickelt.

„Laokoon leidet wie des Sophokles Philoktet." Wie leidet dieſer? Es iſt ſonderbar, daß ſein Leiden ſo verſchiedene Eindrücke bei uns zurückgelaſſen. Die Klagen, das Geſchrei, die wilden Verwünſchungen, mit welchen ſein Schmerz das Lager erfüllte und alle Opfer, alle heiligen Handlungen ſtörte, erſchollen nicht minder ſchrecklich durch das öde Eiland, und ſie waren es, die ihn dahin verbannten. Welche Töne des Unmuts, des Jammers, der Verzweiflung, von welchen auch der Dichter in der Nachahmung das Theater durchhallen ließ! Man hat den dritten Aufzug dieſes Stückes ungleich kürzer als die übrigen gefunden. Hieraus ſieht man, ſagen die Kunſtrichter, daß es den Alten um die gleiche Länge der Aufzüge wenig zu tun geweſen. Das glaube ich auch, aber ich wollte mich desfalls lieber auf ein ander Exempel gründen als auf dieſes. Die jammervollen Ausrufungen, das Winſeln, die abgebrochenen „ach, ach! weh, oh, weh mir!" die ganzen Zeilen voller „wehe, wehe!" aus welchen dieſer Aufzug beſteht, und die mit ganz andern Dehnungen und Abſetzungen deklamiert werden mußten, als bei einer zuſammenhängenden Rede nötig ſind, haben in der Vorſtellung dieſen Aufzug ohne Zweifel ziemlich ebenſolange dauern laſſen als die andern. Er ſcheint dem Leſer weit kürzer auf dem Papiere, als er den Zuhörern wird vorgekommen ſein.

Schreien iſt der natürlichſte Ausdruck des körperlichen Schmerzes. Homers verwundete Krieger fallen nicht ſelten mit Geſchrei zu Boden. Die geritzte Venus[5]) ſchreit laut, nicht um ſie durch dieſes Geſchrei als die weichliche Göttin der Wolluſt zu ſchildern, vielmehr um der leidenden Natur ihr Recht zu geben. Denn ſelbſt der eherne Mars,[6]) als er die Lanze des Diomedes fühlt, ſchreit ſo gräßlich, als ſchrien zehntauſend wütende Krieger zugleich, daß beide Heere ſich entſetzen.

Soweit auch Homer ſonſt ſeine Helden über die menſchliche Natur erhebt, ſo treu bleiben ſie ihr doch ſtets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Äußerungen dieſes Gefühls durch Schreien oder durch Tränen oder durch Scheltworte ankommt. Nach ihren Taten ſind es Geſchöpfe höherer Art, nach ihren Empfindungen wahre Menſchen.

Ich weiß es, wir feinern Europäer einer klügern Nachwelt wiſſen über unſern Mund und über unſere Augen beſſer zu herrſchen. Höflichkeit und Anſtand verbieten Geſchrei und Tränen. Die tätige Tapferkeit des erſten, rauhen Weltalters hat ſich bei uns in eine leidende

4) griechiſcher Maler und Philoſoph, um 170 v. Chr.

5) Il. V, 343 ff. — 6) Il. V, 859 ff.

verwandelt. Doch selbst unsere Ureltern waren in dieser größer als in jener. Aber unsere Ureltern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeißen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegensehen, unter den Bissen der Nattern lachend sterben, weder seine Sünde noch den Verlust seines liebsten Freundes beweinen, sind Züge des alten nordischen Heldenmuts. . . .

Nicht so der Grieche. Er fühlte und fürchte sich; er äußerte seine Schmerzen und seinen Kummer; er schämte sich keiner der menschlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre und von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten. Was bei dem Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entsprang, das wirkten bei ihm Grundsätze. Bei ihm war der Heroismus wie die verborgenen Funken im Kiesel, die ruhig schlafen, solange keine äußere Gewalt sie weckt, und dem Steine weder seine Klarheit noch seine Kälte nehmen. Bei dem Barbaren war der Heroismus eine helle, fressende Flamme, die immer tobte und jede andere gute Eigenschaft in ihm verzehrte, wenigstens schwärzte. Wenn Homer die Trojaner mit wildem Geschrei, die Griechen hingegen in entschlossener Stille zur Schlacht führt, so merken die Ausleger sehr wohl an, daß der Dichter hierdurch jene als Barbaren, diese als gesittete Völker schildern wollen. Mich wundert, daß sie an einer andern Stelle[7]) eine ähnliche charakteristische Entgegensetzung nicht bemerkt haben. Die feindlichen Heere haben einen Waffenstillstand getroffen; sie sind mit Verbrennung ihrer Toten beschäftigt, welches auf beiden Teilen nicht ohne heiße Tränen abgeht. Aber Priamus verbietet seinen Trojanern zu weinen. „Er verbietet ihnen zu weinen", sagt die Dacier,[8]) „weil er besorgt, sie möchten sich zu sehr erweichen und morgen mit weniger Mut an den Streit gehen." Wohl; doch frage ich: Warum muß nur Priamus dieses besorgen? Warum erteilt nicht auch Agamemnon seinen Griechen das nämliche Verbot? Der Sinn des Dichters geht tiefer. Er will uns lehren, daß nur der gesittete Grieche zugleich weinen und tapfer sein könne, indem der ungesittete Trojaner, um es zu sein, alle Menschlichkeit vorher ersticken müsse. . . .

Es ist merkwürdig, daß unter den wenigen Trauerspielen, die aus dem Altertume zu uns gekommen sind, sich zwei Stücke finden, in welchen der körperliche Schmerz nicht der kleinste Teil des Unglücks ist, das den leidenden Helden trifft: außer dem Philoktet der sterbende Herkules. Und auch diesen läßt Sophokles klagen, winseln, weinen und schreien. Dank sei unsern artigen Nachbarn, diesen Meistern des Anständigen, daß nunmehr ein winselnder Philoktet, ein schreiender Herkules die lächerlichsten, unerträglichsten Personen auf der Bühne sein würden. Zwar hat sich einer ihrer neuesten Dichter, Chateaubrun, an den Philoktet gewagt. Aber durfte er es wagen, ihnen den wahren Philoktet zu zeigen?

Selbst ein Laokoon findet sich unter den verlorenen Stücken des Sophokles. Wenn uns das Schicksal doch auch diesen Laokoon gegönnt hätte! Aus den leichten Erwähnungen, die seiner einige alte Grammatiker tun, läßt sich nicht schließen, wie der Dichter diesen Stoff behandelt habe. So viel bin ich versichert, daß er den Laokoon nicht stoischer als den Philoktet und Herkules wird geschildert haben. Alles Stoische ist untheatralisch, und unser Mitleiden ist allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der interessierende Gegenstand äußert. Sieht man ihn sein Elend mit großer Seele ertragen, so wird diese große Seele zwar unsere Bewunderung erwecken, aber die Bewunderung ist ein kalter Affekt, dessen untätiges Staunen jede andere wärmere Leidenschaft sowie jede andere deutliche Vorstellung ausschließt.

Und nunmehr komme ich zu meiner Folgerung. Wenn es wahr ist, daß das Schreien bei Empfindungen körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer großen Seele bestehen kann, so kann

7) Il. VII, 421 ff. — 8) Anna Dacier, gest. 1720, Übersetzerin und Erklärerin Homers.

der Ausdruck einer ſolchen Seele die Urſache nicht ſein, warum demungeachtet der Künſtler in ſeinem Marmor dieſes Schreien nicht nachahmen wollen, ſondern es muß einen andern Grund haben, warum er hier von ſeinem Nebenbuhler, dem Dichter, abgeht, der dieſes Geſchrei mit beſtem Vorſatze ausdrückt.

2. Es ſei Fabel oder Geſchichte, daß die Liebe den erſten Verſuch in den bildenden Künſten gemacht habe: ſo viel iſt gewiß, daß ſie den großen alten Meiſtern die Hand zu führen nicht müde geworden. Denn wird jetzt die Malerei überhaupt als die Kunſt, welche Körper auf Flächen nachahmt, in ihrem ganzen Umfange betrieben, ſo hatte der weiſe Grieche ihr weit engere Grenzen geſetzt und ſie bloß auf die Nachahmung ſchöner Körper eingeſchränkt. Sein Künſtler ſchilderte nichts als das Schöne; ſelbſt das gemeine Schöne, das Schöne niederer Gattungen, war nur ſein zufälliger Vorwurf, ſeine Übung, ſeine Erholung. Die Vollkommenheit des Gegenſtandes ſelbſt mußte in ſeinem Werke entzücken; er war zu groß, von ſeinen Betrachtern zu verlangen, daß ſie ſich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Ähnlichkeit, aus der Erwägung ſeiner Geſchicklichkeit entſpringt, begnügen ſollten; an ſeiner Kunſt war ihm nichts lieber, dünkte ihm nichts edler als der Endzweck der Kunſt.

„Wer wird dich malen wollen, da dich niemand ſehen will?“ ſagt ein alter Epigrammatiſt über einen höchſt ungeſtalteten Menſchen. Mancher neuere Künſtler würde ſagen: „Sei ſo ungeſtalten wie möglich, ich will dich doch malen. Mag dich ſchon niemand gern ſehen, ſo ſoll man doch mein Gemälde gern ſehen, nicht inſofern es dich vorſtellt, ſondern inſofern es ein Beweis meiner Kunſt iſt, die ein ſolches Scheuſal ſo ähnlich nachzubilden weiß.“

Freilich iſt der Hang zu dieſer üppigen Prahlerei mit leidigen Geſchicklichkeiten, die durch den Wert ihrer Gegenſtände nicht geadelt werden, zu natürlich, als daß nicht auch die Griechen ihren Pauſon, ihren Pyreikus[9]) ſollten gehabt haben. Sie hatten ſie; aber ſie ließen ihnen ſtrenge Gerechtigkeit widerfahren. Pauſon, der ſich noch unter dem Schönen der gemeinen Natur hielt, deſſen niedriger Geſchmack das Fehlerhafte und Häßliche an der menſchlichen Bildung am liebſten ausdrückte, lebte in der verächtlichſten Armut. Und Pyreikus, der Barbierſtuben, ſchmutzige Werkſtätten, Eſel und Küchenkräuter mit allem dem Fleiße eines niederländiſchen Künſtlers malte, als ob dergleichen Dinge in der Natur ſo viel Reiz hätten und ſo ſelten zu erblicken wären, bekam den Zunamen des Rhyparographen, des Kotmalers, obgleich der wollüſtige Reiche ſeine Werke mit Gold aufwog, um ihrer Nichtigkeit auch durch dieſen eingebildeten Wert zu Hilfe zu kommen.

Die Obrigkeit ſelbſt hielt es ihrer Aufmerkſamkeit nicht für unwürdig, den Künſtler mit Gewalt in ſeiner wahren Sphäre zu erhalten. Das Geſetz der Thebaner, welches ihm die Nachahmung ins Schönere befahl und die Nachahmung ins Häßlichere bei Strafe verbot, iſt bekannt. Es war kein Geſetz wider den Stümper, wofür es gemeiniglich gehalten wird. Es verdammte den unwürdigen Kunſtgriff, die Ähnlichkeit durch Übertreibung der häßlichern Teile des Urbildes zu erreichen, mit einem Worte, die Karikatur.

Aus eben dem Geiſte des Schönen war auch das Geſetz der Hellanodiken[10]) gefloſſen. Jeder olympiſche Sieger erhielt eine Statue, aber nur dem dreimaligen Sieger ward eine ikoniſche[11]) geſetzt. Der mittelmäßigen Porträts ſollten unter den Kunſtwerken nicht zu viel werden. Denn obſchon auch das Porträt ein Ideal zuläßt, ſo muß doch die Ähnlichkeit darüber herrſchen; es iſt das Ideal eines gewiſſen Menſchen, nicht das Ideal eines Menſchen überhaupt.

Wir lachen, wenn wir hören, daß bei den Alten auch die Künſte bürgerlichen

9) richtiger Piraikos. — 10) Kampfrichter bei den olympiſchen Spielen, die den Siegern auch den Preis zuzuerkennen hatten. — 11) porträtähnliche.

Geſetzen unterworfen geweſen. Aber wir haben nicht immer recht, wenn wir lachen. Unſtreitig müſſen ſich die Geſetze über die Wiſſenſchaften keine Gewalt anmaßen, denn der Endzweck der Wiſſenſchaften iſt Wahrheit. Wahrheit iſt der Seele notwendig, und es wird Tyrannei, ihr in Befriedigung dieſes weſentlichen Bedürfniſſes den geringſten Zwang anzutun. Der Endzweck der Künſte hingegen iſt Vergnügen, und das Vergnügen iſt entbehrlich. Alſo darf es allerdings von dem Geſetzgeber abhangen, welche Art von Vergnügen und in welchem Maße er jede Art desſelben verſtatten will. — —

Doch ich gerate aus meinem Wege. Ich wollte bloß feſtſetzen, daß bei den Alten die Schönheit das höchſte Geſetz der bildenden Künſte geweſen ſei.

Und dieſes feſtgeſetzt, folgt notwendig, daß alles andere, worauf ſich die bildenden Künſte zugleich mit erſtrecken können, wenn es ſich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr gänzlich weichen und, wenn es ſich mit ihr verträgt, ihr wenigſtens untergeordnet ſein müſſen.

Ich will bei dem Ausdrucke ſtehen bleiben. Es gibt Leidenſchaften und Grade von Leidenſchaften, die ſich in dem Geſichte durch die häßlichſten Verzerrungen äußern und den ganzen Körper in ſo gewaltſame Stellungen ſetzen, daß alle die ſchönen Linien, die ihn in einem ruhigern Stande umſchreiben, verloren gehen. Dieſer enthielten ſich alſo die alten Künſtler entweder ganz und gar oder ſetzten ſie auf geringere Grade herunter, in welchen ſie eines Maßes von Schönheit fähig ſind.

Wut und Verzweiflung ſchändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, daß ſie nie eine Furie gebildet haben.[12] Zorn ſetzten ſie auf Ernſt herab. Bei dem Dichter war es der zornige Jupiter, welcher den Blitz ſchleuderte, bei dem Künſtler nur der ernſte. Jammer ward in Betrübnis gemildert. Und wo dieſe Milderung nicht ſtattfinden konnte, wo der Jammer ebenſo verkleinert als entſtellend geweſen wäre, was tat da Timanthes?[13] Sein Gemälde von der Opferung der Iphigenia, in welchem er allen Umſtehenden den ihnen eigentümlich zukommenden Grad der Traurigkeit erteilte, das Geſicht des Vaters aber, welches den allerhöchſten hätte zeigen ſollen, verhüllte, iſt bekannt, und es ſind viele artige Dinge darüber geſagt worden. Er hatte ſich, ſagt dieſer, in den traurigen Phyſiognomien ſo erſchöpft, daß er dem Vater eine noch traurigere geben zu können verzweifelte. Er bekannte dadurch, ſagt jener, daß der Schmerz eines Vaters bei dergleichen Vorfällen über allen Ausdruck ſei. Ich für mein Teil ſehe hier weder die Unvermögenheit des Künſtlers noch die Unvermögenheit der Kunſt. Mit dem Grade des Affekts verſtärken ſich auch die ihm entſprechenden Züge des Geſichts; der höchſte Grad hat die allerentſchiedenſten Züge, und nichts iſt der Kunſt leichter, als dieſe auszudrücken. Aber Timanthes kannte die Grenzen, welche die Grazien ſeiner Kunſt ſetzen. Er wußte, daß ſich der Jammer, welcher dem Agamemnon als Vater zukam, durch Verzerrungen äußert, die allezeit häßlich ſind. Soweit ſich Schönheit und Würde mit dem Ausdrucke verbinden ließ, ſo weit trieb er ihn. Das Häßliche wäre er gern übergangen, hätte er gern gelindert; aber da ihm ſeine Kompoſition beides nicht erlaubte, was blieb ihm anders übrig, als es zu verhüllen? Was er nicht malen durfte, ließ er erraten. Kurz, dieſe Verhüllung iſt ein Opfer, das der Künſtler der Schönheit brachte. Sie iſt ein Beiſpiel, nicht wie man den Ausdruck über die Schranken der Kunſt treiben, ſondern wie man ihn dem Geſetze der Kunſt, dem Geſetze der Schönheit, unterwerfen ſoll.

Und dieſes nun auf den Laokoon angewendet, ſo iſt die Urſache klar, die ich ſuche. Der Meiſter arbeitete auf die höchſte Schönheit unter den angenommenen Umſtänden des körperlichen Schmerzes. Dieſer, in aller ſeiner entſtellenden Heftigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn alſo herabſetzen, er mußte Schreien in Seufzen mildern,

12) nämlich ſo, wie man ſie ſich vorſtellt.

13) griechiſcher Maler um 400 v. Chr.

nicht weil das Schreien eine unedle Seele verrät, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise verstellt. Denn man reiße dem Laokoon in Gedanken nur den Mund auf und urteile. Man lasse ihn schreien und sehe. Es war eine Bildung, die Mitleid einflößte, weil sie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte; nun ist es eine häßliche, eine abscheuliche Bildung geworden, von der man gern sein Gesicht verwendet, weil der Anblick des Schmerzes Unlust erregt, ohne daß die Schönheit des leidenden Gegenstandes diese Unlust in das süße Gefühl des Mitleids verwandeln kann.

Die bloße weite Öffnung des Mundes — beiseite gesetzt, wie gewaltsam und ekel auch die übrigen Teile des Gesichts dadurch verzerrt und verschoben werden — ist in der Malerei ein Fleck und in der Bildhauerei eine Vertiefung, welche die widrigste Wirkung von der Welt tut. — —

3. Aber, wie schon gedacht, die Kunst hat in den neuern Zeiten ungleich weitere Grenzen erhalten. Ihre Nachahmung, sagt man, erstrecke sich auf die ganze sichtbare Natur, von welcher das Schöne nur ein kleiner Teil ist. Wahrheit und Ausdruck sei ihr erstes Gesetz, und wie die Natur selbst die Schönheit höhern Absichten jederzeit aufopfere, so müsse sie auch der Künstler seiner allgemeinen Bestimmung unterordnen und ihr nicht weiter nachgehen, als es Wahrheit und Ausdruck erlauben. Genug, daß durch Wahrheit und Ausdruck das Häßlichste der Natur in ein Schönes der Kunst verwandelt werde.

Gesetzt, man wollte diese Begriffe vors erste unbestritten in ihrem Werte oder Unwerte lassen, sollten nicht andere, von ihnen unabhängige Betrachtungen zu machen sein, warum demungeachtet der Künstler in dem Ausdrucke Maß halten und ihn nie aus dem höchsten Punkte der Handlung nehmen müsse?

Ich glaube, der einzige Augenblick, an den die materiellen Schranken der Kunst alle ihre Nachahmungen binden, wird auf dergleichen Betrachtungen leiten.

Kann der Künstler von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick und der Maler insbesondere diesen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Gesichtspunkte brauchen; sind aber ihre Werke gemacht, nicht bloß erblickt, sondern betrachtet zu werden, lange und wiederholtermaßen betrachtet zu werden: so ist es gewiß, daß jener einzige Augenblick und einzige Gesichtspunkt dieses einzigen Augenblickes nicht *fruchtbar* genug gewählt werden kann. Dasjenige aber nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzudenken können. Je mehr wir dazudenken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affekts ist aber kein Augenblick, der diesen Vorteil weniger hat als die höchste Staffel desselben. über ihr ist weiter nichts, und dem Auge das Äußerste zeigen, heißt der Phantasie die Flügel binden und sie nötigen, da sie über den sinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, sich unter ihm mit schwächern Bildern zu beschäftigen, über die sie die sichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Grenze scheut. Wenn Laokoon also seufzt, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören; wenn er aber schreit, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlichern, folglich uninteressantern Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen, oder sie sieht ihn schon tot.

Ferner. Erhält dieser einzige Augenblick durch die Kunst eine unabänderliche Dauer, so muß er nichts ausdrücken, was sich nicht anders als *transitorisch* denken läßt. Alle Erscheinungen, zu deren Wesen wir es nach unsern Begriffen rechnen, daß sie plötzlich ausbrechen und plötzlich verschwinden, daß sie das, was sie sind, nur einen Augenblick sein können, alle solche Erscheinungen, sie mögen angenehm oder schrecklich sein, erhalten durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehen, daß mit jeder wiederholten Erblickung der Eindruck schwächer wird und uns endlich vor

dem ganzen Gegenſtande ekelt oder graut. La Mettrie,[14] der ſich als einen zweiten Demokrit[15] malen und ſtechen laſſen, lacht nur die erſten Male, die man ihn ſieht. Betrachtet ihn öfter, und er wird aus einem Philoſophen ein Geck, aus ſeinem Lachen wird ein Grinſen. So auch mit dem Schreien. Der heftige Schmerz, welcher das Schreien auspreßt, läßt entweder bald nach oder zerſtört das leidende Subjekt. Wenn alſo auch der geduldigſte, ſtandhafteſte Mann ſchreit, ſo ſchreit er doch nicht unabläßlich. Und nur dieſes ſcheinbare Unabläßliche in der materiellen Nachahmung der Kunſt iſt es, was ſein Schreien zu weibiſchem Unvermögen, zu kindiſcher Unleidlichkeit machen würde. Dieſes wenigſtens mußte der Künſtler des Laokoon vermeiden, hätte ſchon das Schreien der Schönheit nicht geſchadet, wäre es auch ſeiner Kunſt ſchon erlaubt geweſen, Leiden ohne Schönheit auszudrücken.

Unter den alten Malern ſcheint Timomachus Vorwürfe des äußerſten Affekts am liebſten gewählt zu haben. Sein raſender Ajax, ſeine Kindermörderin Medea waren berühmte Gemälde. Aber aus den Beſchreibungen, die wir von ihnen haben, erhellt, daß er jenen Punkt, in welchem der Betrachter das Äußerſte nicht ſowohl erblickt als hinzudenkt, jene Erſcheinung, mit der wir den Begriff des Tranſitoriſchen nicht ſo nottwendig verbinden, daß uns die Verlängerung derſelben in der Kunſt mißfallen ſollte, vortrefflich verſtanden und miteinander zu verbinden gewußt hat. Die Medea hatte er nicht in dem Augenblicke genommen, in welchem ſie ihre Kinder wirklich ermordet, ſondern einige Augenblicke zuvor, da die mütterliche Liebe noch mit der Eiferſucht kämpft. Wir ſehen das Ende dieſes Kampfes voraus. Wir zittern voraus, nun bald bloß die grauſame Medea zu erblicken, und unſere Einbildungskraft geht weit über alles hinweg, was uns der Maler in dieſem ſchrecklichen Augenblicke zeigen könnte. Aber eben darum beleidigt uns die in der Kunſt fortdauernde Unentſchloſſenheit der Medea ſo wenig, daß wir vielmehr wünſchen, es wäre in der Natur ſelbſt dabei geblieben, der Streit der Leidenſchaften hätte ſich nie entſchieden oder hätte wenigſtens ſo lange angehalten, bis Zeit und Überlegung die Wut entkräften und den mütterlichen Empfindungen den Sieg verſichern können. Auch hat dem Timomachus dieſe ſeine Weisheit große und häufige Lobſprüche zugezogen und ihn weit über einen andern, unbekannten Maler erhoben, der unverſtändig genug geweſen war, die Medea in ihrer höchſten Raſerei zu zeigen und ſo dieſem flüchtig überhingehenden Grade der äußerſten Raſerei eine Dauer zu geben, die alle Natur empört. — —

Von dem raſenden Ajax des Timomachus läßt ſich aus der Nachricht des Philoſtrat[16] urteilen. Ajax erſchien nicht, wie er unter den Herden wütet und Rinder und Böcke für Menſchen feſſelt und mordet, ſondern der Meiſter zeigte ihn, wie er nach dieſen wahnwitzigen Heldentaten ermattet daſitzt und den Anſchlag faßt, ſich ſelbſt umzubringen. Und das iſt wirklich der raſende Ajax, nicht weil er eben jetzt raſt, ſondern weil man ſieht, daß er geraſt hat, weil man die Größe ſeiner Raſerei am lebhafteſten aus der verzweiflungsvollen Scham abnimmt, die er nun ſelbſt darüber empfindet. Man ſieht den Sturm in den Trümmern und Leichen, die er an das Land geworfen.

4. Ich überſehe die angeführten Urſachen, warum der Meiſter des Laokoon in dem Ausdrucke des körperlichen Schmerzes Maß halten müſſen, und finde, daß ſie alleſamt von der eigenen Beſchaffenheit der Kunſt und von derſelben notwendigen Schranken und Bedürfniſſen hergenommen ſind. Schwerlich dürfte ſich alſo wohl irgendeine derſelben auf die Poeſie anwenden laſſen.

Ohne hier zu unterſuchen, wieweit es dem Dichter gelingen kann, körperliche Schönheit zu ſchildern, ſo iſt ſo viel un-

14) franzöſiſcher Freigeiſt, der eine Zeitlang am Hofe Friedrichs II. lebte; geſt. 1756. — 15) „der lachende Philoſoph", geſt. um 362 v. Chr.

16) griechiſcher Sophiſt und Rhetor um 200 n. Chr.

ſtreitig, daß, da das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheit ſeiner Nachahmung offen ſteht, dieſe ſichtbare Hülle, unter welcher Vollkommenheit zu Schönheit wird, nur eines von den geringſten Mitteln ſein kann, durch die er uns für ſeine Perſonen zu intereſſieren weiß. Oft vernachläſſigt er dieſes Mittel gänzlich, verſichert, daß, wenn ſein Held einmal unſere Gewogenheit gewonnen, uns deſſen edlere Eigenſchaften entweder ſo beſchäftigen, daß wir an die körperliche Geſtalt gar nicht denken oder, wenn wir daran denken, uns ſo beſtechen, daß wir ihm von ſelbſt, wo nicht eine ſchöne, doch eine gleichgültige erteilen. Am wenigſten wird er bei jedem einzelnen Zuge, der nicht ausdrücklich für das Geſicht beſtimmt iſt, ſeine Rückſicht dennoch auf dieſen Sinn nehmen dürfen. Wenn Virgils Laokoon ſchreit, wem fällt es dabei ein, daß ein großer Mund zum Schreien nötig iſt und daß dieſer häßlich läßt? Genug, daß clamores horrendos ad sidera tollit[17]) ein erhabener Zug für das Gehör iſt, mag er doch für das Geſicht ſein, was er will. Wer hier ein ſchönes Bild verlangt, auf den hat der Dichter ſeinen ganzen Eindruck verfehlt.

Nichts nötigt hiernächſt den Dichter, ſein Gemälde in einen einzigen Augenblick zu konzentrieren. Er nimmt jede ſeiner Handlungen, wenn er will, bei ihrem Urſprunge auf und führt ſie durch alle möglichen Abänderungen bis zu ihrer Endſchaft. Jede dieſer Abänderungen, die dem Künſtler ein ganzes, beſonderes Stück koſten würde, koſtet ihm einen einzigen Zug; und würde dieſer Zug, für ſich betrachtet, die Einbildung des Zuhörers beleidigen, ſo war er entweder durch das Vorhergehende ſo vorbereitet oder durch das Folgende ſo gemildert und vergütet, daß er ſeinen einzelnen Eindruck verliert und in der Verbindung die trefflichſte Wirkung von der Welt tut. Wäre es alſo auch wirklich einem Manne unanſtändig, in der Heftigkeit des Schmerzes zu ſchreien, was kann dieſe kleine überhingehende Unanſtändigkeit demjenigen bei uns für Nachteil bringen, deſſen andere Tugenden uns ſchon für ihn eingenommen haben? Virgils Laokoon ſchreit, aber dieſer ſchreiende Laokoon iſt eben derjenige, den wir bereits als den vorſichtigſten Patrioten, als den wärmſten Vater kennen und lieben. Wir beziehen ſein Schreien nicht auf ſeinen Charakter, ſondern lediglich auf ſein unerträgliches Leiden. Dieſes allein hören wir in ſeinem Schreien, und der Dichter konnte es uns durch dieſes Schreien allein ſinnlich machen.

Wer tadelt ihn alſo noch? Wer muß nicht vielmehr bekennen: wenn der Künſtler wohl tat, daß er den Laokoon nicht ſchreien ließ, ſo tat der Dichter ebenſo wohl, daß er ihn ſchreien ließ? — —

2. Über Homeriſche Gemälde.

13. Wenn Homers Werke gänzlich verloren wären, wenn wir von ſeiner Ilias und Odyſſee nichts übrig hätten als eine ähnliche Folge von Gemälden, dergleichen Caylus[1]) daraus vorgeſchlagen: würden wir wohl aus dieſen Gemälden — ſie ſollen aus der Hand des vollkommenſten Meiſters ſein — ich will nicht ſagen, von dem ganzen Dichter, ſondern bloß von ſeinem maleriſchen Talente uns den Begriff bilden können, den wir jetzt von ihm haben?

Man mache einen Verſuch mit dem erſten dem beſten Stücke. Es ſei das Gemälde der Peſt (Iliade I, V. 44—53). Was erblicken wir auf der Fläche des Künſtlers? Tote Leichname, brennende Scheiterhaufen, Sterbende, mit Geſtorbenen beſchäftigt, den erzürnten Gott auf einer Wolke, ſeine Pfeile abdrückend. Der größte Reichtum dieſes Gemäldes iſt Armut des Dichters. Denn ſollte man den Homer aus dieſem Gemälde wiederherſtellen: was könnte man ihn ſagen laſſen: „Hierauf ergrimmte Apollo und ſchoß ſeine Pfeile unter das Heer der Griechen. Viele Griechen ſtarben, und ihre Leichen

17) er erhebt ein erſchreckliches Geſchrei zu den Sternen.

1) ein franzöſiſcher Kunſtſammler. Das Werk, worauf Leſſing ſich bezieht, führt den Titel: Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée d'Homere et de l'Enéide de Vergile, Paris 1757.

wurden verbrannt.“ Nun lese man den Homer selbst:

Von den Höh'n des Olymps enteilet' er, zürnenden Herzens,
Auf der Schulter den Bogen und wohlverschlossenen Köcher.
Laut erklirrten die Pfeil' an der Schulter des zürnenden Gottes,
Als er einher sich schwang: er wandelte, düsterer Nacht gleich,
Setzte sich dann den Schiffen genüber und schnellte den Pfeil ab.
Graunvoll aber erklang das Getön des silbernen Bogens.
Nur Maultier' erlegt' er zuerst und hurtige Hunde:
Doch nun gegen sie selbst das herbe Geschoß hinwendend,
Traf er, und rastlos brannten die Totenfeuer in Menge.

Soweit das Leben über das Gemälde ist, so weit ist der Dichter hier über den Maler. Ergrimmt, mit Bogen und Köcher, steigt Apollo von den Zinnen des Olympus. Ich sehe ihn nicht allein herabsteigen, ich höre ihn. Mit jedem Tritte erklingen die Pfeile um die Schultern des Zornigen. Er geht einher gleich der Nacht. Nun sitzt er gegen den Schiffen über und schnellt — fürchterlich erklingt der silberne Bogen — den ersten Pfeil auf die Maultiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigern Pfeile die Menschen selbst; und überall lodern unaufhörlich Holzstöße mit Leichnamen. — Es ist unmöglich, die musikalische Malerei, welche die Worte des Dichters mithören lassen, in eine andere Sprache überzutragen. Es ist ebenso unmöglich, sie aus dem materiellen Gemälde zu vermuten, ob sie schon nur der allerkleinste Vorzug ist, den das poetische Gemälde vor selbigem hat. Der Hauptvorzug ist dieser, daß uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemälde aus ihm zeigt, durch eine Galerie von Gemälden führt.

Aber vielleicht ist die Pest kein vorteilhafter Vorwurf für die Malerei. Hier ist ein anderer, der mehr Reize für das Auge hat: die ratpflegenden trinkenden Götter (Iliade IV, V. 1—4). Ein goldener, offener Palast, willkürliche Gruppen der schönsten und verehrungswürdigsten Gestalten, den Pokal in der Hand, von Heben, der ewigen Jugend, bedient.

Welche Architektur, welche Massen von Licht und Schatten, welche Kontraste, welche Mannigfaltigkeit des Ausdrucks! Wo fange ich an, wo höre ich auf, meine Augen zu weiden? Wenn mich der Maler so bezaubert, wieviel mehr wird es der Dichter tun? Ich schlage ihn auf, und ich finde — mich betrogen. Ich finde vier gute, plane Zeilen, die zur Unterschrift eines Gemäldes dienen können, in welchen der Stoff zu einem Gemälde liegt, aber die selbst kein Gemälde sind.

Aber die Götter, um Zeus versammelt im goldenen Saale,
Saßen zum Rate vereint; sie durchwandelt die herrliche Hebe,
Nektar umher einschenkend, und jen' aus goldenen Bechern
Tranken einander zu und schauten hernieder auf Troja.

Das würde ein Apollonius oder ein noch mittelmäßigerer Dichter nicht schlechter gesagt haben; und Homer bleibt hier ebensoweit unter dem Maler, als der Maler dort unter ihm blieb.

Noch dazu findet Caylus in dem ganzen vierten Buche der Ilias sonst kein einziges Gemälde als nur eben in diesen vier Zeilen. „So sehr sich“, sagt er, „das vierte Buch durch die mannigfaltigen Ermunterungen zum Angriffe, durch die Fruchtbarkeit glänzender und abstechender Charaktere und durch die Kunst auszeichnet, mit welcher uns der Dichter die Menge, die er in Bewegung setzen will, zeigt, so ist es doch für die Malerei gänzlich unbrauchbar.“ Er hätte dazusetzen können: so reich es sonst auch an dem ist, was man poetische Gemälde nennt. Denn wahrlich, es kommen derer in dem vierten Buche so häufige und so vollkommene vor als nur in irgendeinem andern. Wo ist ein ausgeführteres, täuschenderes Gemälde als das vom Pandarus, wie er auf Anreizen der Minerva den Waffenstillstand bricht und seinen Pfeil auf den Menelaus losdrückt? als das von dem Anrücken des griechischen Heeres? als das von dem beiderseitigen Angriffe? als das von der Tat des Ulysses, durch die er den Tod seines Leukus rächt? Was folgt aber hieraus, daß nicht wenige der

ſchönſten Gemälde des Homer kein Gemälde für den Artiſten geben? Daß der Artiſt Gemälde aus ihm ziehen kann, wo er ſelbſt keine hat? daß die, welche er hat, und der Artiſt gebrauchen kann, nur ſehr armſelige Gemälde ſein würden, wenn ſie nichts mehr zeigten, als der Artiſt zeigt? Was ſonſt als die Verneinung meiner obigen Frage? — daß aus den materiellen Gemälden, zu welchen die Gedichte des Homer Stoff geben, wann ihrer auch noch ſo viele, wann ſie auch noch ſo vortrefflich wären, ſich dennoch auf das maleriſche Talent des Dichters nichts ſchließen läßt.

14. Iſt dem aber ſo, und kann ein Gedicht ſehr ergiebig für den Maler, dennoch aber ſelbſt nicht maleriſch, hinwiederum ein anderes ſehr maleriſch und dennoch nicht ergiebig für den Maler ſein, ſo iſt es auch um den Einfall des Grafen Caylus getan, welcher die Brauchbarkeit für den Maler zum Probierſteine der Dichter machen und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemälde, die ſie dem Artiſten darbieten, beſtimmen wollen.

Fern ſei es, dieſen Einfall auch nur durch unſer Stillſchweigen das Anſehen einer Regel gewinnen zu laſſen. Milton[2] würde als das erſte unſchuldige Opfer derſelben fallen. Denn es ſcheint wirklich, daß das verächtliche Urteil, welches Caylus über ihn ſpricht, nicht ſowohl Nationalgeſchmack als eine Folge ſeiner vermeinten Regel geweſen. „Der Verluſt des Geſichts“, ſagt er, „mag wohl die größte Ähnlichkeit ſein, die Milton mit dem Homer gehabt hat.“ Freilich kann Milton keine Galerien füllen. Aber müßte, ſolange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre desſelben auch die Sphäre meines innern Auges ſein, ſo würde ich, um von dieſer Einſchränkung frei zu werden, einen großen Wert auf den Verluſt des erſtern legen. Das „Verlorne Paradies“ iſt darum nicht weniger die erſte Epopöe nach dem Homer, weil es wenig Gemälde liefert, als die Leidensgeſchichte Chriſti deswegen ein Poem iſt, weil man kaum den Kopf einer Nadel in ſie ſetzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der größten Artiſten beſchäftigt hätte. Die Evangeliſten erzählen das Faktum mit aller möglichen trockenen Einfalt, und der Artiſt nutzt die mannigfaltigen Teile desſelben, ohne daß ſie ihrerſeits den geringſten Funken von maleriſchem Genie gezeigt haben. Es gibt malbare und unmalbare Fakta, und der Geſchichtſchreiber kann die malbarſten ebenſo unmaleriſch erzählen, als der Dichter die unmalbarſten maleriſch darzuſtellen vermögend iſt. Man läßt ſich bloß von der Zweideutigkeit des Wortes verführen, wenn man die Sache anders nimmt. Ein poetiſches Gemälde iſt nicht notwendig das, was in ein materielles Gemälde zu verwandeln iſt, ſondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter ſeinen Gegenſtand ſo ſinnlich macht, daß wir uns dieſes Gegenſtandes deutlicher bewußt werden als ſeiner Worte, heißt maleriſch, heißt ein Gemälde, weil es uns dem Grade der Illuſion[3] näher bringt, deſſen das materielle Gemälde beſonders fähig iſt, der ſich von dem materiellen Gemälde am erſten und leichteſten abſtrahieren laſſen.

15. Nun kann der Dichter zu dieſem Grade der Illuſion, wie die Erfahrung zeigt, auch die Vorſtellungen anderer als ſichtbarer Gegenſtände erheben. Folglich müſſen notwendig dem Artiſten ganze Klaſſen von Gemälden abgehen, die der Dichter vor ihm voraus hat. Drydens[4] Ode auf den Cäcilientag iſt voller muſikaliſcher Gemälde, die den Pinſel müßig laſſen. Doch ich will mich in dergleichen Exempel nicht verlieren, aus welchen man am Ende doch wohl nicht viel mehr lernt, als daß die Farben keine Töne und die Ohren keine Augen ſind.

Ich will bei den Gemälden bloß ſichtbarer Gegenſtände ſtehen bleiben, die dem Dichter und Maler gemein ſind. Woran liegt es, daß manche poetiſche Gemälde von dieſer Art für den Maler unbrauchbar ſind, und hinwiederum manche eigent-

2) engliſcher Dichter, Verfaſſer des „Verlorenen Paradieſes“, geſt. 1674.

3) täuſchende Nachahmung der Wirklichkeit. — 4) engliſcher Dichter, geſt. 1700.

liche Gemälde unter der Behandlung des Dichters den größten Teil ihrer Wirkung verlieren?

Exempel mögen mich leiten. Ich wiederhole es: das Gemälde des Pandarus im vierten Buche der Ilias iſt eines von den ausgeführteſten, täuſchendſten im ganzen Homer. Von dem Ergreifen des Bogens bis zum Fluge des Pfeiles iſt jeder Augenblick gemalt, und alle dieſe Augenblicke ſind ſo nahe und doch ſo unterſchieden angenommen, daß, wenn man nicht wüßte, wie mit dem Bogen umzugehen wäre, man es aus dieſem Gemälde allein lernen könnte (Iliade IV, V. 105 ff.). Pandarus zieht ſeinen Bogen hervor, legt die Senne an, öffnet den Köcher, wählt einen noch ungebrauchten, wohlbefiederten Pfeil, ſetzt den Pfeil an die Senne, zieht die Senne mitſamt dem Pfeile unten an dem Einſchnitte zurück, die Senne naht ſich der Bruſt, die eiſerne Spitze des Pfeiles dem Bogen, der große, gerundete Bogen ſchlägt tönend auseinander, die Senne ſchwirrt, ab ſprang der Pfeil, und gierig fliegt er nach ſeinem Ziele.

Überſehen kann Caylus dieſes vortreffliche Gemälde nicht haben. Was fand er alſo darin, warum er es für unfähig achtete, ſeinen Artiſten zu beſchäftigen? Und was war es, warum ihm die Verſammlung der ratpflegenden, zechenden Götter zu dieſer Abſicht tauglicher dünkte? Hier ſowohl als dort ſind ſichtbare Vorwürfe, und was braucht der Maler mehr als ſichtbare Vorwürfe, um ſeine Fläche zu füllen? Der Knoten muß dieſer ſein: obſchon beide Vorwürfe als ſichtbar der eigentlichen Malerei gleich fähig ſind, ſo findet ſich doch dieſer weſentliche Unterſchied unter ihnen, daß jener eine ſichtbare *fortſchreitende* Handlung iſt, deren verſchiedene Teile ſich nach und nach in der Folge der Zeit ereignen, dieſer hingegen eine ſichtbare *ſtehende* Handlung, deren verſchiedene Teile ſich nebeneinander im Raume entwickeln. Wenn nun aber die Malerei vermöge ihrer Zeichen oder der Mittel ihrer Nachahmung, die ſie nur im Raume verbinden kann, der Zeit gänzlich entſagen muß, ſo können fortſchreitende Handlungen, als fortſchreitend, unter ihre Gegenſtände nicht gehören, ſondern ſie muß ſich mit Handlungen nebeneinander oder mit bloßen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuten laſſen, begnügen. Die Poeſie hingegen — —

16. Doch ich will verſuchen, die Sache aus ihren erſten Gründen herzuleiten. Ich ſchließe ſo. Wenn es wahr iſt, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht als die Poeſie, jene nämlich *Figuren und Farben in dem Raume*, dieſe aber *artikulierte Töne in der Zeit*; wenn unſtreitig die Zeichen ein bequemes Verhältnis zu dem Bezeichneten haben müſſen: ſo können nebeneinandergeordnete Zeichen auch nur Gegenſtände, die nebeneinander oder deren Teile nebeneinander exiſtieren, aufeinanderfolgende Zeichen aber auch nur Gegenſtände ausdrücken, die aufeinander oder deren Teile aufeinander folgen.

Gegenſtände, die nebeneinander oder deren Teile nebeneinander exiſtieren, heißen Körper. Folglich ſind *Körper* mit ihren ſichtbaren Eigenſchaften die eigentlichen *Gegenſtände der Malerei*. Gegenſtände, die aufeinander oder deren Teile aufeinander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich ſind *Handlungen* der eigentliche *Gegenſtand der Poeſie*.

Doch alle Körper exiſtieren nicht allein in dem Raume, ſondern auch in der Zeit. Sie dauern fort und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erſcheinen und in anderer Verbindung ſtehen. Jede dieſer augenblicklichen Erſcheinungen und Verbindungen iſt die Wirkung einer vorhergehenden und kann die Urſache einer folgenden und ſonach gleichſam das Zentrum einer Handlung ſein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweiſe durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für ſich ſelbſt beſtehen, ſondern müſſen gewiſſen Weſen anhängen. Inſofern nun dieſe Weſen Körper ſind oder als Körper betrachtet werden, ſchil-

dert die Poeſie auch Körper, aber nur andeutungsweiſe durch Handlungen.

Die Malerei kann in ihren koexiſtierenden Kompoſitionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen und muß daher den prägnanteſten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichſten wird.

Ebenſo kann auch die Poeſie in ihren fortſchreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenſchaft der Körper nutzen und muß daher diejenige wählen, welche das ſinnlichſte Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher ſie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der maleriſchen Beiwörter und der Sparſamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenſtände. Ich würde in dieſe trockene Schlußkette weniger Vertrauen ſetzen, wenn ich ſie nicht durch die Praxis des Homer vollkommen beſtätigt fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homer ſelbſt wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus dieſen Grundſätzen läßt ſich die große Manier des Griechen beſtimmen und erklären, ſowie der entgegengeſetzten Manier ſo vieler neuern Dichter ihr Recht erteilen, die in einem Stücke mit dem Maler wetteifern wollen, in welchem ſie notwendig von ihm überwunden werden müſſen.

Ich finde, Homer malt nichts als fortſchreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelnen Dinge malt er nur durch ihren Anteil an dieſen Handlungen, gemeiniglich nur mit einem Zuge. Was Wunder alſo, daß der Maler da, wo Homer malt, wenig oder nichts für ſich zu tun ſieht, und daß ſeine Ernte nur da iſt, wo die Geſchichte eine Menge ſchöner Körper, in ſchönen Stellungen, in einem der Kunſt vorteilhaften Raume zuſammenbringt, der Dichter ſelbſt mag dieſe Körper, dieſe Stellungen, dieſen Raum ſo wenig malen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemälde, wie ſie Caylus aus ihm vorſchlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieſer Anmerkung finden.

Ich laſſe alſo hier den Grafen, der den Farbenſtein des Malers zum Probierſteine des Dichters machen will, um die Manier des Homer näher zu erklären.

Für ein Ding, ſage ich, hat Homer gemeiniglich nur einen Zug. Ein Schiff iſt ihm bald das ſchwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das ſchnelle Schiff, höchſtens das wohlberuderte, ſchwarze Schiff. Weiter läßt er ſich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes macht er zu einem ausführlichen Gemälde, zu einem Gemälde, aus welchem der Maler fünf, ſechs beſondere Gemälde machen müßte, wenn er es ganz auf ſeine Leinwand bringen wollte. Zwingen den Homer ja beſondere Umſtände, unſern Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenſtand länger zu heften, ſo wird demungeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinſel folgen könnte, ſondern er weiß durch unzählige Kunſtgriffe dieſen einzelnen Gegenſtand in eine Folge von Augenblicken zu ſetzen, in deren jedem er anders erſcheint, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entſtanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entſtehen ſehen. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno ſehen laſſen, ſo muß ihn Hebe vor unſern Augen Stück vor Stück zuſammenſetzen. Wir ſehen die Räder, die Achſen, den Sitz, die Deichſel und Riemen und Stränge nicht ſowohl, wie es beiſammen iſt, als wie es unter den Händen der Hebe zuſammenkömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug und weiſt uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erz, die ſilberne Nabe, alles insbeſondere. Man ſollte ſagen: da der Räder mehr als eines war, ſo mußte in der Beſchreibung ebenſoviel Zeit mehr auf ſie gehen, als ihre beſondere Anlegung deren in der Natur ſelbſt mehr erforderte (Iliade V, V. 722 bis 731). Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet geweſen, ſo muß ſich der König vor unſern Augen ſeine völlige Kleidung Stück vor Stück umtun: das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die ſchönen Halbſtiefel, den Degen; und ſo iſt

er fertig und ergreift das Zepter. Wir ſehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malt; ein anderer würde die Kleider bis auf die geringſte Franſe gemalt haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu ſehen bekommen (Iliade II, V. 43—47).

. . . Zog ſein weiches Gewand an,
Sauber und neu, und warf den gewaltigen Mantel darüber;
Unter die glänzenden Füße befeſtigt' er ſtattliche Sohlen,
Hängte ſodann um die Schulter ſein Schwert voll ſilberner Buckeln,
Nahm das Zepter, vom Vater ererbt und von ewiger Dauer.

Und wenn wir von dieſem Zepter, welches hier bloß das väterliche, unvergängliche Zepter heißt, ſo wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte bloß *χρυσείοις ἥλοισι πεπαρμένον*, das „mit goldenen Stiften beſchlagene" Zepter iſt, wenn wir, ſage ich, von dieſem wichtigen Zepter ein vollſtändigeres, genaueres Bild haben ſollen, was tut ſodann Homer? Malt er uns außer den goldenen Nägeln nun auch das Holz, den geſchnitzten Knopf? Ja, wenn die Beſchreibung in eine Heraldik[5]) ſollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau danach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher neuere Dichter eine ſolche Wappenkönigsbeſchreibung[6]) daraus würde gemacht haben in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich ſelber gemalt habe, weil der Maler ihm nachmalen kann. Was bekümmert ſich aber Homer, wie weit er den Maler hinter ſich läßt? Statt einer Abbildung gibt er uns die Geſchichte des Zepters: erſt iſt es unter der Arbeit des Vulkan; nun glänzt es in den Händen des Jupiter; nun bemerkt[7]) es die Würde Merkurs; nun iſt es der Kommandoſtab des kriegeriſchen Pelops, nun der Hirtenſtab des friedlichen Atreus uſw. (Iliade II, V. 101 bis 108). So kenne ich endlich dieſes Zepter beſſer, als mir es der Maler vor Augen legen oder ein zweiter Vulkan in die Hände liefern könnte. — —

5) Wappenkunde. — 6) „Wappenkönig" im Mittelalter der Vorſteher der Gilde der Herolde, welche u. a. auch die Wappenbücher zu führen hatten. — 7) bezeichnet.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit ſeinen Beſchreibungen dergleichen weitere Abſichten verbindet, ſondern auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu tun iſt, wird er dieſes Bild in eine Art von Geſchichte des Gegenſtandes verſtreuen, um die Teile desſelben, die wir in der Natur nebeneinander ſehen, in ſeinem Gemälde ebenſo natürlich aufeinander folgen und mit dem Fluſſe der Rede gleichſam Schritt halten zu laſſen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus malen: einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohlpoliert und an beiden Spitzen mit Goldblech beſchlagen. Was tut er? Zählt er uns alle dieſe Eigenſchaften ſo trocken eine nach der andern vor? Mitnichten; das würde einen ſolchen Bogen angeben, vorſchreiben, aber nicht malen heißen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus deſſen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felſen aufgepaßt und ihn erlegt; die Hörner waren von außerordentlicher Größe, deswegen beſtimmte er ſie zu einem Bogen; ſie kommen in die Arbeit, der Künſtler verbindet ſie, poliert ſie, beſchlägt ſie. Und ſo, wie geſagt, ſehen wir bei dem Dichter entſtehen, was wir bei dem Maler nicht anders als entſtanden ſehen können (Iliade IV, V. 105—111).

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieſer Art ausſchreiben wollte. Sie werden jedem, der ſeinen Homer innehat, in Menge beifallen.

2. Aus der „Hamburgiſchen Dramaturgie".

Aus dem ſechsundvierzigſten Stück.

Ein anderes iſt, ſich mit den Regeln abfinden, ein anderes, ſie wirklich beobachten. Jenes tun die Franzoſen; dieſes ſcheinen nur die Alten verſtanden zu haben.

Die Einheit der Handlung war das erſte dramatiſche Geſetz der Alten; die Einheit der Zeit und die Einheit des Ortes waren gleichſam nur Folgen aus jener, die ſie ſchwerlich ſtrenger beobachtet

haben würden, als es jene notwendig erfordert hätte, wenn nicht die Verbindung des Chors dazugekommen wäre. Da nämlich ihre Handlungen eine Menge Volks zum Zeugen haben mußten, und diese Menge immer die nämliche blieb, welche sich weder weiter von ihren Wohnungen entfernen noch länger aus denselben wegbleiben konnte, als man gewöhnlichermaßen der bloßen Neugierde wegen zu tun pflegt, so konnten sie fast nicht anders, als den Ort auf einen und ebendenselben individuellen Platz und die Zeit auf einen und ebendenselben Tag einschränken. Dieser Einschränkung unterwarfen sie sich denn auch bona fide, aber mit einer Biegsamkeit, mit einem Verstande, daß sie unter neun Malen siebenmal weit mehr dabei gewannen als verloren. Denn sie ließen sich diesen Zwang einen Anlaß sein, die Handlung selbst so zu simplifizieren, alles überflüssige so sorgfältig von ihr abzusondern, daß sie, auf ihre wesentlichsten Bestandteile gebracht, nichts als ein Ideal von dieser Handlung ward, welches sich gerade in derjenigen Form am glücklichsten ausbildete, die den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und des Orts verlangte.

Die Franzosen hingegen, die an der wahren Einheit der Handlung keinen Geschmack fanden, die durch die wilden Intrigen der spanischen Stücke schon verwöhnt waren, ehe sie die griechische Simplizität kennen lernten, betrachteten die Einheiten der Zeit und des Orts nicht als Folgen jener Einheit, sondern als für sich zur Vorstellung einer Handlung unumgängliche Erfordernisse, welche sie auch ihren reichern und verwickeltern Handlungen in eben der Strenge anpassen müßten, als es nur immer der Gebrauch des Chors erfordern könnte, dem sie doch gänzlich entsagt hatten. Da sie aber fanden, wie schwer, ja wie unmöglich öfters dieses sei, so trafen sie mit den tyrannischen Regeln, welchen sie ihren völligen Gehorsam aufzukündigen nicht Mut genug hatten, ein Abkommen. Anstatt eines einzigen Ortes führten sie einen unbestimmten Ort ein, unter dem man sich bald den, bald jenen einbilden könne; genug, wenn diese Orte zusammen nur nicht gar zu weit auseinander lägen, und keiner eine besondere Verzierung bedürfe, sondern die nämliche Verzierung ungefähr dem einen so gut als dem andern zukommen könne. Anstatt der Einheit des Tages schoben sie die Einheit der Dauer unter, und eine gewisse Zeit, in der man von keinem Aufgehen und Untergehen der Sonne hörte, in der niemand zu Bette ging, wenigstens nicht öfter als einmal zu Bette ging, mochte sich doch sonst noch so viel und mancherlei darin ereignen, ließen sie für einen Tag gelten.

Niemand würde ihnen dieses verdacht haben; denn unstreitig lassen sich auch so noch vortreffliche Stücke machen, und das Sprichwort sagt: Bohre das Brett, wo es am dünnsten ist. Aber ich muß meinen Nachbar nur auch da bohren lassen. Ich muß ihm nicht immer nur die dickste Kante, den astigsten Teil des Brettes zeigen und schreien: Da bohre mir durch! Da pflege ich durchzubohren! Gleichwohl schreien die französischen Kunstrichter alle so, besonders wenn sie auf die dramatischen Stücke der Engländer kommen. Was für ein Aufhebens machen sie von der Regelmäßigkeit, die sie sich so unendlich erleichtert haben! Doch mir ekelt, mich bei diesen Elementen länger aufzuhalten.

3. Aus der „Abhandlung über die Fabel".

Wie entsteht eine Fabel?

„Der Schwächere wird gemeiniglich ein Raub des Mächtigern." Das ist ein allgemeiner Satz, bei welchem ich mir eine Reihe von Dingen denke, deren eins immer stärker ist als das andere, die sich also nach der Folge ihrer verschiedenen Stärke untereinander aufreiben können. Eine Reihe von Dingen! Wer wird lange und gerne den öden Begriff eines Dinges denken, ohne auf dieses oder jenes besondere Ding zu fallen, dessen Eigenschaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will also auch hier anstatt dieser Reihe von unbestimmten Dingen eine Reihe bestimmter, wirklicher Dinge annehmen. Ich könnte

mir in der Geschichte eine Reihe von Staaten oder Königen suchen; aber wie viele sind in der Geschichte so bewandert, daß sie, sobald ich meine Staaten oder Könige nur nennte, sich der Verhältnisse, in welchen sie gegeneinander an Größe und Macht gestanden, erinnern könnten? Ich würde meinen Satz nur wenigen faßlicher gemacht haben, und ich möchte ihn gern allen so faßlich als möglich machen. Ich falle auf die Tiere, und warum sollte ich nicht eine Reihe von Tieren wählen dürfen, besonders wenn es allgemein bekannte Tiere wären: ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf? — Wir kennen diese Tiere; wir dürfen sie nur nennen hören, um sogleich zu wissen, welches das stärkere oder schwächere ist. Nunmehr heißt mein Satz: der Marder frißt den Auerhahn, der Fuchs den Marder, den Fuchs der Wolf. Er frißt? Er frißt vielleicht auch nicht. Das ist mir noch nicht gewiß genug. Ich sage also: er fraß. Und siehe, mein Satz ist zur Fabel geworden!

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt' ein Fuchs, den Fuchs des Wolfes Zahn. (Hagedorn.)

Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besonderen Fall zurückführen, diesem besonderen Falle die Wirklichkeit erteilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel.

4. Fabeln.

1. Der Strauß.

„Jetzt will ich fliegen!" rief der gigantische Strauß, und das ganze Volk der Vögel stand in ernster Erwartung um ihn versammelt. „Jetzt will ich fliegen!" rief er nochmals, breitete die gewaltigen Fittiche weit aus und schoß, gleich einem Schiffe mit ausgespannten Segeln, auf dem Boden dahin, ohne ihn mit einem Tritte zu verlieren. — Sehet da ein poetisches Bild jener unpoetischen Köpfe, die in den ersten Zeilen ihrer ungeheuren Oden mit stolzen Schwingen prahlen, sich über Wolken und Sterne zu erheben drohen und dem Staube doch immer getreu bleiben!

2. Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner nähern Bekanntschaft. „Aber ist es denn wahr," fragte ihn einst der Hase, „daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?" — „Allerdings ist es wahr," antwortete der Löwe; „und es ist eine allgemeine Bemerkung, daß wir große Tiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du zum Exempel von dem Elefanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erweckt." — „Wahrhaftig?" unterbrach ihn der Hase; „ja, nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten."

3. Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Rosse flog stolz ein dreister Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Rosse zu: „Schande! Von einem Knaben ließ' ich mich nicht regieren!" — „Aber ich," versetzte das Roß; „denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?"

5. Sinngedichte.

1. An den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

2. An den Leser.

Du, dem kein Epigramm gefällt,
Es sei denn lang und reich und schwer:
Wo sahst du, daß man einen Speer
Statt eines Pfeils vom Bogen schnellt?

3. Hänschen Schlau.

„Es ist doch sonderbar bestellt,"
Sprach Hänschen Schlau zu Vetter Fritzen,
„Daß nur die Reichen in der Welt
Das meiste Geld besitzen."

4. Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt,
Werden unvergänglich bleiben,
Weil, dergleichen Zeug zu schreiben,
Stets ein Stümper übrigbleibt.

5. Auf den Kauz.

Wer sagt, daß Meister Kauz Satiren auf mich schreibt?
Wer nennt geschrieben das, was ungelesen bleibt?

6. In ein Stammbuch.

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert:
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

§ 26. (Johann) Gottfried Herder

wurde am 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen als Sohn eines armen Lehrers geboren, studierte in Königsberg Medizin, dann Theologie und (unter Kant) Philosophie, wurde dort mit dem tiefen Denker Johann Georg Hamann, dem Magus des Nordens, bekannt, der ihm das Verständnis für Shakespeare, Ossian und die volkstümliche Dichtung eröffnete, ward Lehrer und Prediger in Riga, reiste nach Paris, wo er die französische Literatur studierte und mancherlei neue Anregungen empfing, begleitete den Prinzen von Holstein-Eutin von Hamburg bis Straßburg, machte hier Goethes Bekanntschaft, auf den er hinsichtlich der Poesie nachdrücklich einwirkte, wurde 1771 Hofprediger in Bückeburg, 1776 auf Goethes Empfehlung Hofprediger und Generalsuperintendent in Weimar, besuchte 1788 Italien, ward 1801 von dem Kurfürsten von Bayern in den Adelsstand erhoben und starb als Präsident des Oberkonsistoriums am 18. Dezember 1803. — Herders große Bedeutung für die Entwickelung unserer Literatur liegt in seinem Universalismus. Hatte Lessing für die Klärung des Begriffs der Poesie auf Grund des Altertums gewirkt, so wies Herder mit wunderbar feinem poetischen Gefühl nach Hamanns Vorgang auf die dichterischen Schöpfungen aller Völker und aller Zeiten hin. So lenkte er den Blick auf bisher unverstandene Gebiete, wies die Poesie als „die Muttersprache der Völker" nach und drang nun mit überlegenem Geiste auf Ablegung alles Gemachten und Gekünstelten und stellte als erstes Erfordernis in der Poesie die Empfindung des eignen Herzens hin.[1]) Die Werke, in denen Herder diese bedeutungsvollen Ansichten vertrat, waren 1) „Die Fragmente zur deutschen Literatur" und „Die kritischen Wälder", in denen er u. a. die Epen Homers als Muster ursprünglicher Dichtung in neuer Weise beleuchtete: 2) „Blätter von deutscher Art und Kunst", in denen er in gleicher Weise Shakespeare und die Gedichte Ossians, eines schottischen Volksdichters des dritten Jahrhunderts, behandelte und zum erstenmal den Begriff des Volksliedes feststellte; 3) „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts" und „Vom Geist der hebräischen Poesie", worin er die herrliche ursprüngliche Poesie des Alten Testaments nachwies. Als Beleg dafür, daß die Poesie eine Völkergabe sei, veranstaltete er 1778—79 in den „Stimmen der Völker in ihren Liedern" eine Sammlung von Volksliedern aus den meisten europäischen und einigen nichteuropäischen Völkern, worin er mit genialer Meisterschaft seine Fähigkeit erwies, sich in das eigentümliche, innerste Wesen aller Nationen zu versenken und es in trefflicher Sprache dem deutschen Volk zu eigen zu machen. Ähnlich erschloß er in den „Palmblättern" einen Blick in den Orient und machte im „Cid" einen spanischen Helden auf deutschem Boden heimisch. Durch diese umfassende Tätigkeit hat Herder ein richtiges Verständnis für wahre Poesie eröffnet und die bis dahin geltenden Ansichten betreffs derselben endgültig beseitigt. Er lehrte unsere Dichter in ihre eigene Brust schauen, indem er sie überall auf das Ursprüngliche hinwies. Dadurch, daß er von einer einseitigen Gallo-, Anglo-, Gräkomanie zu einer allseitigen Anerkennung der Poesie aller Völker und Zeiten hinführte, gab er unserer Poesie die Weltweite des Gedankens und schenkte zugleich unserer durch Klopstock, Lessing und Wieland so herrlich geförderten Dichtersprache noch das eine, was ihr zu ihrer Vollendung fehlte: das volkstümliche Element. — Herders selbständige Dichtungen, Lieder, Legenden (die er in die deutsche Literatur einführte), Parabeln, Paramythien, sind nicht von hervorragender Bedeutung. Um so berühmter sind seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", an die sich gleichsam als Ersatz für deren unterbliebene Vollendung die „Briefe zur Beförderung der Humanität" anschließen. Aber mag er auch in diesen Schriften der Wissenschaft manche neue Anregung gegeben haben, so sind sie doch ein trauriges Zeugnis für seine religiöse Stellung. Hier offenbart sich nämlich Herder als Apostel der „Humanität". Darunter verstand er als echter Rationalist, dem die biblische Lehre von dem erbsündlichen Verderben des menschlichen Geschlechts und der Notwendigkeit einer Erlösung und Versöhnung mit Gott sowie der Wiedergeburt und Erneuerung verschlossen blieb, die aus natürlichen Kräften hervorgehende Entwickelung der allen Menschen innewohnenden glücklichen Naturanlage zur Vollkommenheit. Damit warf er, wie Gervinus richtig sagt, den Begriff der Menschheit dem der Christenheit entgegen. Bewußtermaßen bekämpfte er in seinen „Ideen" den angeblichen Stolz der wahren Christen, mit dem sie „ihre Welt zum Mittelpunkt des Alls" machten, und war auf eine Universalreligion aus, auf ein nach Christo, „dem Liebling Jehovas", „dem einfachen, lauteren (Ideal-)Menschen", gebildetes Christentum, das ihm aber nichts weiter war als Gewissenhaftigkeit in allen Pflichten, Menschengüte, Menschenliebe, kurz, „Menschenreligion".

1) Vgl. hierzu S. 331 Gervinus' Artikel: „Herders größtes Verdienst."

1. Aus den „Stimmen der Völker in ihren Liedern".

1. Erlkönigs Tochter.

(Dänisch.)

1. Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitleut'.

2. Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

3. „Willkommen, Herr Oluf, was eilst von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz' mit mir!"

4. „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag;
Früh morgen ist mein Hochzeittag."

5. „Hör' an, Herr Oluf; tritt tanzen mit mir!
Zwei güldne Sporen schenk' ich dir,

6. Ein Hemd von Seide, so weiß und fein,
Meine Mutter bleicht's mit Mondenschein."

7. „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag;
Früh morgen ist mein Hochzeittag."

8. „Hör' an, Herr Oluf; tritt tanzen mit mir!
Einen Haufen Goldes schenk' ich dir."

9. „Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl;
Doch tanzen ich nicht darf noch soll."

10. „Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir."

11. Sie tät einen Schlag ihm auf sein Herz;
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.

12. Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
„Reit heim nun zu dein'm Fräulein wert!"

13. Und als er kam vor Hauses Tür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.

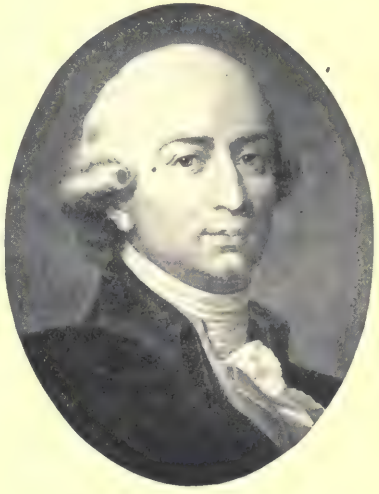
14. „Hör' an, mein Sohn, sag' an mir gleich:
Wie ist dein' Farbe blaß und bleich?"

15. „Und sollt' sie nicht sein blaß und bleich?
Ich traf in Erlenkönigs Reich."

16. „Hör' an, mein Sohn, so lieb und traut,
Was soll ich nun sagen deiner Braut?"

17. „Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund',
Zu proben da mein Pferd und Hund."

18. Frühmorgens, und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitschar.



(Johann) Gottfried Herder.

19. Sie schenkten Met, sie schenkten Wein.
„Wo ist Herr Oluf, der Bräut'gam mein?"

20. „Herr Oluf, er ritt in Wald zur Stund',
Er probt allda sein Pferd und Hund."

21. Die Braut hob auf den Scharlach rot,
Da lag Herr Oluf, und er war tot.

2. Das Lied der Hoffnung.

(Italienisch.)

1. Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn dem Armen alles fehlet,
Alles weicht, ihn alles quälet,
Du, o Hoffnung, labest ihn.

Alles mag das Glück uns rauben,
Freunde, Freuden, Würde, Gut;
Nur umſonſt iſt Glückes Schnauben,
Wenn uns Hoffnung gütlich tut.
Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn dem Armen alles fehlet,
Alles weicht, ihn alles quälet,
Du, o Hoffnung, tröſteſt ihn.

2. Wenn die Meereswogen brüllen,
Singet der Sirenen Schar:
Hoffnung kann die Fluten ſtillen,
Führt den Schiffer durch Gefahr.
Hoffnung, Hoffnung uſw.
Du, o Hoffnung, leiteſt ihn.

3. Dir, o ſüße Hoffnung, ſäet
Froh der Landmann ſeine Saat,
Trauet dir und fröhlich mähet,
Was er dir vertrauet hat.
Hoffnung, Hoffnung uſw.

4. Jener, der das Reich verloren,
Dieſer in den Feſſeln hier,
Der, zum Sklaven nur geboren,
Alle, alle ſingen dir:
Hoffnung, Hoffnung uſw.

5. Iſt des Lebens Baum verdorret,
Will die letzte Blüte fliehn,
Trittſt du, Tröſterin, zum Kranken,
Zeigſt ihm noch die Wurzel grün.
Hoffnung, Hoffnung uſw.

6. In Verzweiflung, im Gefechte,
Wenn ſchon alles weicht und fällt,
Stehſt du an des Edlen Rechte,
Winkeſt ihm in andre Welt.
Hoffnung, Hoffnung uſw.

3. Ännchen von Tharau.[1])

1. Ännchen von Tharau iſt, die mir gefällt,
Sie iſt mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Ännchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb' und in Schmerz.
Ännchen von Tharau, mein Reichtum, mein Gut!
Du, meine Seele, mein Fleiſch und mein Blut!

2. Käm' alles Wetter gleich auf uns zu ſchlahn,
Wir ſind geſinnet, beieinander zu ſtahn;
Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein
Soll unſrer Liebe Verknotigung ſein.
Ännchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn'!
Mein Leben ſchließ' ich um deines herum!

3. Recht als ein Palmenbaum über ſich ſteigt,
Hat ihn erſt Regen und Sturmwind gebeugt,
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Nach manchen Leiden und traurigem Los.
Ännchen von Tharau, mein Reichtum, mein Gut!
Du, meine Seele, mein Fleiſch und mein Blut!

4. Würdeſt du gleich einmal von mir getrennt,
Lebteſt da, wo man die Sonne kaum kennt,
Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Eiſen und Kerker und feindliches Heer!
Ännchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn'!
Mein Leben ſchließ' ich um deines herum!

4. Edward.

(Schottiſch.)

1. „Dein Schwert, wie iſt's von Blut ſo rot,
Edward, Edward?
Dein Schwert, wie iſt's von Blut ſo rot,
Und gehſt ſo traurig her? — O!"
„O ich hab' geſchlagen meinen Geier tot,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geſchlagen meinen Geier tot,
Und keinen hab' ich wie er — O!"

2. „Dein's Geiers Blut iſt nicht ſo rot,
Edward, Edward!
Dein's Geiers Blut iſt nicht ſo rot,
Mein Sohn, bekenn' mir frei — O!"
„O ich hab' geſchlagen mein Rotroß tot,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geſchlagen mein Rotroß tot,
Und's war ſo ſtolz und treu — O!"

1) Das Gedicht iſt von Simon Dach (ſ. Seite 99), 1657 in ſamländiſch-niederdeutſchem Dialekt verfaßt, und zwar auf die Hochzeit der Anna Neander mit einem Freund des Dichters. Die obige Überſetzung weicht erheblich von der urſprünglich von Herder gegebenen ab, iſt aber hier aufgenommen, weil ſie, getragen von der bekannten Melodie, Volkseigentum geworden iſt.

3. „Dein Roß war alt, und hast's nicht not,
Edward, Edward!
Dein Roß war alt, und hast's nicht not;
Dich drückt ein andrer Schmerz — O!"
„O ich hab' geschlagen meinen Vater tot,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen meinen Vater tot,
Und weh, weh ist mein Herz — O!"

4. „Und was für Buße willt du nun tun,
Edward, Edward?
Und was für Buße willt du nun tun?
Mein Sohn, bekenn' mir mehr — O!"
„Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Mutter, Mutter!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Will gehn fern übers Meer — O!"

5. „Und was soll werden dein Hof und Hall'?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Hof und Hall'?
So herrlich sonst und schön — O!"
„Ich lass' es stehn, bis es sink' und fall',
Mutter, Mutter!
Ich lass' es stehn, bis es sink' und fall'!
Mag nie es wiedersehn — O!"

6. „Und was soll werden dein Weib und Kind?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Weib und Kind,
Wann du gehst über Meer? — O!"
Die Welt ist groß; laß sie betteln drin!
Mutter, Mutter!
Die Welt ist groß; laß sie betteln drin!
Ich seh' sie nimmermehr! — O!"

7. „Und was willt du lassen deiner Mutter teu'r?
Edward, Edward!
Und was willt du lassen deiner Mutter teu'r?
Mein Sohn, das sage mir! — O!"
„Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feu'r,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feu'r,
Denn Ihr, Ihr rietet's mir! — O!"

2. Der gerettete Jüngling.

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Sankt Johannes, aus dem öden Patmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Herden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling", sprach er zu dem Bischof,
„Nimm in deine Hut! Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine."

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings:
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammelt' um sich
Seine Spießgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wiederkam, die erste Frag' an ihren Bischof
War: „Wo ist mein Sohn?" — „Er ist gestorben!"
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?" — „Er ist Gott abgestorben,
Ist — (mit Tränen sag' ich es) ein Räuber."
„Dieses Jünglings Seele", sprach Johannes,

„Forde' ich einſt von dir. Jedoch wo iſt er?"
„Auf dem Berge dort!" — „Ich muß ihn ſehen!"
Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen; eben dieſes wollt' er.
„Führet", ſprach er, „mich zu eurem Führer!"

Vor ihn trat er. Und der ſchöne Jüngling
Wandte ſich; er konnte dieſen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenloſen Vater,
Einen Greis! Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willſt du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlaſſen
Kann ich nicht. Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet."
Weinend ſchlang der Jüngling ſeine Arme
Um den Greis, bedeckete ſein Antlitz
Stumm und ſtarr; dann ſtürzte ſtatt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Tränen.

Auf die Knie ſank Johannes nieder,
Küßte ſeine Hand und ſeine Wange,
Nahm ihn neugeſchenket vom Gebirge,
Läuterte ſein Herz mit ſüßer Flamme.
Jahre lebten ſie jetzt unzertrennet
Miteinander; in den ſchönen Jüngling
Goß ſich ganz Johannes' ſchöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Alſo tief erkannt' und innig feſthielt
Und es wiederfand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt-Johannes-Glaube,
Zutraun, Feſtigkeit und Lieb' und Wahrheit.

3. Die ewige Bürde.

(Parabel.)

Der Kalif Hakkam, der die Pracht liebte, wollte die Gärten ſeines Palaſtes verſchönern und erweitern. Er kaufte alle benachbarten Ländereien und bezahlte den Eigentümern ſo viel Geld dafür, als ſie verlangten. Nur eine arme Witwe fand ſich, die das Erbteil ihrer Väter aus frommer Gewiſſenhaftigkeit nicht veräußern wollte und alle Anerbietungen, die man ihr deswegen machte, geradezu ausſchlug. Den Aufſeher der königlichen Gebäude verdroß der Eigenſinn dieſer Frau; er nahm ihr das kleine Land mit Gewalt weg, und die arme Witwe kam weinend vor den Richter. Ibn Beſchir war eben Kadi der Stadt. Er ließ ſich den Fall vortragen und fand ihn ſchlimm; denn obſchon die Geſetze der Witwe ausdrücklich recht gaben, ſo war es doch nicht leicht, einen Fürſten, der gewohnt war, ſeinen Willen für vollkommene Gerechtigkeit zu halten, zur freiwilligen Erfüllung eines veralteten Geſetzes zu bewegen. Was tat alſo der Kadi? Er ſattelte einen Eſel, hing ihm einen großen Sack über den Hals und ritt unverzüglich nach den Gärten des Palaſtes, wo der Kalif ſich eben in dem ſchönen Pavillon befand, den er auf dem Erbteil der Witwe erbaut hatte. Die Ankunft des Kadi mit ſeinem Eſel und Sacke ſetzte ihn in Verwunderung, und noch mehr erſtaunte er, als Ibn Beſchir ſich ihm zu Füßen warf und alſo ſagte: „Erlaube mir, Herr, daß ich dieſen Sack mit Erde von dieſem Boden fülle!" Hakkam gab es zu. Als der Sack voll war, bat Ibn Beſchir den Kalifen, ihm den Sack auf den Eſel heben zu helfen. Hakkam fand dieſes Verlangen noch ſonderbarer als alles Vorige; um aber zu ſehen, was der Mann vorhabe, griff er mit an. Allein der Sack war nicht zu bewegen, und der Kalif ſprach: „Die Bürde iſt zu ſchwer, Kadi, ſie iſt zu ſchwer!" — „Herr," antwortete Ibn Beſchir mit einer edlen Dreiſtigkeit, „du findeſt dieſe Bürde zu ſchwer, und ſie enthält doch nur einen kleinen Teil der Erde, die du ungerechterweiſe einer armen Witwe genommen haſt; wie willſt du denn das ganze geraubte Land tragen können, wenn es der Richter der Welt am letzten Gerichtstage auf deine Schultern legt?" Der Kalif war betroffen; er lobte die Herzhaftigkeit und Klugheit des Kadi und gab der Witwe das Land mit allen Gebäuden, die er darauf hatte anlegen laſſen, wieder.

4. Das Kind der Sorge.

(Paramythie.)

1. Einſt ſaß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und ſann;
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.

2. „Was haſt du, ſinnende Göttin?“
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild, von Tone gebildet;
Beleb's, ich bitte dich, Gott!“

3. „Wohlan denn! lebe! — Es lebet!
Und mein ſei dieſes Geſchöpf!“
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr!

4. Mein Finger hat es gebildet.“
„Und ich gab Leben dem Ton,“
Sprach Jupiter. Als ſie ſo ſprachen,
Da trat auch Tellus[1]) hinan:

5. „Mein iſt's! Sie hat mir genommen
Von meinem Schoße das Kind.“
„Wohlan,“ ſprach Jupiter, „wartet!
Dort kommt ein Entſcheider, Saturn.“[2])

6. Saturn ſprach: „Habet es alle!
So will's das hohe Geſchick.
Du, der das Leben ihm ſchenkte,
Nimm, wenn es ſtirbet, den Geiſt;

7. Du, Tellus, ſeine Gebeine;
Denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, ſeiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geſchenkt.

8. Du wirſt, ſolang es nur atmet,
Es nie verlaſſen, dein Kind.
Dir ähnlich, wird es von Tage
Zu Tage ſich mühen ins Grab.“

9. Des Schickſals Spruch ſich erfüllet,
Und Menſch heißt dieſes Geſchöpf;
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott.

5. Bilder, Gnomen, Epigramme.

1. Das Lied vom Schmetterling.

1. Liebes, leichtes, luft'ges Ding,
Schmetterling,
Das da über Blumen ſchwebet,
Nur von Tau und Blüten lebet,
Blüte ſelbſt, ein fliegend Blatt,
Das — mit welchem Roſenfinger! —
Wer bepurpurt hat?

2. War's ein Sylphe,[1]) der dein Kleid
So beſtreut,
Dich aus Morgenduft gewebet,
Nur auf Tage dich belebet,
Seelchen? Und dein kleines Herz
Pocht da unter meinem Finger,
Fühlet Todesſchmerz.

3. Fleuch dahin, o Seelchen! Sei
Froh und frei,
Mir ein Bild, was ich ſein werde,
Wenn die Raupe dieſer Erde[2])
Auch wie du ein Zephir iſt
Und in Duft und Tau und Honig
Jede Blüte küßt!

2. Verſchiedener Umgang.

1. Sohn, die Freundſchaft mit den Böſen,
Mit Gleichgültigen und Guten
Sei dir ja nicht einerlei.

2. Ein Tropfe Regenwaſſer
Fiel auf ein glühend Eiſen
Und war nicht mehr.

3. Er fiel auf eine Blume
Und glänzt' als eine Perle
Und blieb ein Tröpfchen Tau.

4. Er ſank in eine Muſchel
Zur ſegensreichen Stunde
Und ward zur Perle ſelbſt.

3. Der Fruchtbaum.

Wenn die Bäume voll von Früchten hangen,
Neigen ſie die Äſte freundlich nieder;
Wenn ein guter Mann zu Würden aufſteigt,
Neigt er ſich, damit er andern helfe.

4. Anklagen.

Ein Tor, der klaget
Stets andre an.
Sich ſelbſt anklaget
Ein halb ſchon weiſer Mann.
Nicht ſich noch andre klaget
Der Weiſe an.

1) die Erde. — 2) die Zeit.

1) Luftgeiſt. — 2) der Menſch.

5. Der Mond.

Und grämt dich, Edler, noch ein Wort
Der kleinen Neidgesellen?
Der hohe Mond, der leuchtet dort
Und läßt die Hunde bellen
Und schweigt und wandelt ruhig fort,
Was Nacht ist, aufzuhellen.

6. Der Weg zur Wissenschaft.

Sag', o Weiser, wodurch du zu solchem Wissen gelangtest!
„Dadurch, daß ich mich nie andre zu fragen geschämt."

7. Wissenschaft ohne Anwendung.

Wer sich um Weisheit müht und nicht anwendet die Weisheit,
Gleicht dem Manne, der pflügt, aber zu säen vergißt.

8. Wissenschaft für andere.

Wer für andre nur weiß, der trägt wie ein Blinder die Fackel,
Leuchtet voran und geht selber in ewiger Nacht.

9. Strenge gegen sich selbst.

Strenge gegen dich selbst, beschneide die üppigen Reben!
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

10. Das Schweigen.

Lerne schweigen, o Freund! Dem Silber gleichet die Rede;
Aber zu rechter Zeit schweigen, ist lauteres Gold.

11. Der Tapfere.

Der ist der Tapfere nicht, der den zornigen Löwen hervorlockt,
Der ist's, der auch im Zorn gütig die Worte beherrscht.

12. Staub und Edelgestein.

Edel bleibet der Edelgestein, und läg' er im Staube;
Flög' er gen Himmel empor, bleibet der Staub, was er ist.

6. Von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen.

Eine Schulrede, gehalten 1796.

Wie Rede und Sprache den Menschen vom Tiere unterscheidet, so gibt es eine Kunst der Sprache und Rede, die unter den Menschen selbst vielleicht einen so großen Unterschied macht als die Rede zwischen Tieren und Menschen. In der wenigen Zeit, die mir hier vergönnt ist, werde ich zeigen, daß diese Kunst der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen auszubilden, ein Hauptgeschäft der Schulen sein müsse.

Wenn wir auf die Welt treten, können wir zwar schreien und weinen, aber nicht sprechen und reden; wir äußern nur tierische Laute. Manche Völker und Menschen verfolgen diese tierischen Laute durchs ganze Leben. . . . Glücklich ist das Kind, der Jüngling, dem von seinen ersten Jahren an verständliche, menschliche, liebliche Töne ins Ohr kamen und seine Zunge, den Ton seiner Sprache unvermerkt bildeten! Glücklich ist das Kind, dem seine Wärterin, seine Mutter, seine älteren Geschwister, seine Anverwandten und Freunde, endlich seine frühesten Lehrer auch im Gehalt und Ton der Rede gleichsam Vernunft, Anstand, Grazie zusprachen; der Jüngling, der Mann wird sie nicht verleugnen, solange er lebt. Denn nur durch Hören lernen wir sprechen, und wie wir früher hörten, wie unser Mund, unsere Zunge sich in der Kindheit und Jugend formten, meistens sprechen wir so zeitlebens. Die suavitas oris ac sermonis, die suavitas, quae exit ex ore, ist ein schöner Empfehlungsbrief auf den ganzen Weg unsers Lebens. . . . Wem dieses Glück nicht ward, der muß in frühen Zeiten bei noch biegsamen Organen seine Sprache bessern; er lerne sprechen wie die Menschen, deren Sprache ihm am reinsten, deutlichsten, charaktervollsten, lieblichsten tönt; sein eigner Verstand, sein Ohr sei hierin Richter. Diese Menschen höre er oft und mit Liebe; ihre Stimme umschalle ihn auch in der Einsamkeit. . . . Er ahme ihnen aber nicht wie jener amerikanische Vogel, der die Stimme anderer Vögel nachahmt, unver-

ständig und knechtisch nach. . . . Die Rede ist Ausdruck der Seele, ein darstellendes Bild aller unserer Gedanken und Empfindungen; sie muß also Charakter haben und nicht den Tönen gleich sein, die man hinter dem Steg hervorgeigt. Wie unser Körper nicht bloß Nerven und feine Fibern oder zierliche Blut- und Saftgefäße, sondern auch Muskeln, Sehnen, Haut, Knochen hat und solche in gehöriger Stärke haben muß, wenn er gesund sein soll, so ist's nicht die weiche, zierliche, entnervte, buhlerische Sprache, die einen Mann und Jüngling empfiehlt. Wir wollen an ihm keine dulce loquentem Lalagen hören, dulce ridentem, sondern einen jungen Mann, der gesunden Verstand, bestimmte Begriffe, Treue, Wahrheit, Herzlichkeit, Rechtschaffenheit, so wie in Gesicht, Handlung und Gebärden, so auch in seinen Worten, im Ton seiner Stimme ausdrückt. Es gibt einen Ton des Herzens, der unmittelbar zum Herzen dringt, einen Ton der Überzeugung und der gesunden Vernunft, der die ganze Seele ergreift und als Sieger einnimmt; dahingegen der falsche Ton, wenn man Gesinnung und Affekte ausdrücken will, die man weder hat noch kennt, dem Gemüt anderer Menschen viel widriger und unausstehlicher ist als ein falscher Ton im Gesange, wenn er auch noch so arg heulte. Wahrheit, Wahrheit bilde unsern Ausdruck auch im Ton der Stimme; ex abundantia cordis: „wessen das Herz voll ist, dessen geht der Mund über". Wie die Musik eine Tonleiter hat, auf der sich die Stimme auf- und absteigend üben muß, so hat die Rede ein weites Reich von Gegenständen, Gesinnungen, Leidenschaften, Empfindungen, Zuständen der Seele usf., deren Ausdruck sie zu schaffen und auf die mächtigste, angenehmste Weise darzustellen hat. Daß sie dieses zu tun vermöge, dazu gehört Übung; denn auch in der Kunst, seine Sprache zu brauchen, fällt der Meister so wenig vom Himmel als in der Tonkunst. In dieser müssen die Finger, in jener die Organe geübt werden zusamt den Seelenkräften, auf die sich die Rede bezieht, deren Wirkung sie äußert. *Lesen* heißt diese Übung; aber ein Lesen mit Verstande und Herz, ein Lesen im Vortrag jeder Art und neben ihm *eigne Komposition* und ein lauter, lebendiger Vortrag derselben. Dies ist die Schule, in welcher die Rede der Menschen gebildet und geübt wird; ihrer haben sich in Griechenland und Rom die größesten, die geschäftreichsten und wichtigsten Männer hoch hinauf bis in ihr Alter nicht geschämt. Sie haben sie angepriesen, diese Schule menschlicher Sprache und Redeübung, Anweisungen und Regeln in ihr gegeben; sie haben sich wetteifernd um die Vervollkommnung der Sprache, der Stimme, der Rede befleißigt. Auf diese Weise wurden sie kultivierte Nationen und schrieben ihre Kultur der Ausbildung der Sprache und Rede zu. Wer dies nicht getan hatte, hieß ein Barbar, und wir werden uns nicht befremden lassen, daß man uns, sobald wir nicht unsere Sprache und Rede ihnen gleich ausbilden, dafür, was selbst dem Ton und Buchstaben nach das Wort Barbar sagt, halte.

Das Lesen, ein lautes Lesen der besten Schriften in jeder Art des Vortrages, Erzählung, Fabel, Geschichte, Gespräche, Selbstgespräche, Lehre und Lehrgedichte, Epopöen, Oden, Hymnen, Lust- und Trauerspiele in Gegenwart anderer oder mit anderen ohne Zwang in der natürlichsten Art gibt der Rede sowohl als der Seele selbst eine große Vielförmigkeit und Gewandtheit. Von der Fabel, vom Märchen an, durch alle Gattungen des Vortrages sollte das Beste, das wir in unserer Sprache sowohl in eigenen Produkten als übersetzungen haben, in jeder wohleingerichteten Schule durch alle Klassen laut gelesen und gelehrt werden. Kein klassischer Dichter und Prosaist sollte sein, an dessen besten Stellen sich nicht das Ohr, die Zunge, das Gedächtnis, die Einbildungskraft, der Verstand und Witz lehrbegieriger Schüler geübt hätte; denn nur auf diesem Wege sind Griechen, Römer, Italiener, Franzosen und Briten ihrem edelsten Teile nach zu gebildeten Nationen worden. Alkibiades gab jenem Schulmeister zu Athen eine Maulschelle, der den ersten klassischen Dichter seiner Sprache, den Homer, nicht in der Schule hatte; und

wie fleißig die Griechen ihre beſten Schriftſteller, wie fleißig die edelſten Römer die beſten griechiſchen Schriften laſen, wie oft ſie ſolche abſchrieben, auswendig lernten, nachahmten und ſich zu eigen machten, klingt für unſere neue, barbariſche Zeit beinah wie ein altes Märchen. In Italien weiß der gebildete Teil der Nation ihre klaſſiſchen Dichter faſt auswendig; in engliſchen neuen Schriften werden ſie zur Zeit und Unzeit angeführt und mit britiſchem Stolz geprieſen; wie ſehr die franzöſiſche Nation auf ihre Sprache und Schreibart, auf die Muſter derſelben in jeder Art ſtolz iſt, weiß jedermann, und nur dadurch, durch die Gelenkigkeit und Richtigkeit ihrer Schreibart, durch ihre immer der Lage der Sache angemeſſene Gegenwart des Geiſtes, durch ihren immer lebendigen Witz und Verſtand ſind ſie bei Freunden und Feinden, was ſie ſind, worden. . . . Wir Deutſche hingegen ſind hierin ſehr nachgeblieben; unſer Schul- und Kanzelſtil und unſer Kanzleiſtil, der Regensburger zumal, ſind aus wahren deutſchen Eichen und Buchen noch nicht einmal geformte hölzerne Stile, mit denen wir wohl keine Nation an uns locken, aber auch keinen Feind totſchlagen werden. Unſere edle deutſche Sprache iſt noch bei weitem nicht geworden, was ſie ſein könnte; unſere beſten Schriftſteller ſind in Häuſern, oft auch in Schulen unbekannt und an Höfen verachtet, da ſie doch von Jugend auf die Denkart der Nation bilden, ihre lebende Sprache regeln, ihren Umgang verſüßen und erheitern ſollten. Kein edles Bild, keine große Geſinnung, Aufmunterung und Warnung, wenn es muſterhaft gedacht und geſagt iſt, ſollte bloß in unſern deutſchen Büchern und Bibeln ſtehen oder makulaturweiſe in unſern Buchläden liegen, ſondern in den Schulen ſollte, wie auf der Tenne das Korn von der Spreu geſichtet, jedes Edelſte und Beſte laut geleſen, auswendig gelernt, von Jünglingen ſich zur Regel gemacht und in Herz und Seele befeſtigt werden. . . . Dies laute Leſen, Auswendiglernen, Vortragen bildet nicht nur die Schreibart, ſondern es prägt Formen der Gedanken ein und weckt eigene Gedanken; es gibt dem Gemüt Freude, der Phantaſie Nahrung, dem Herzen einen Vorgeſchmack großer Gefühle und erweckt, wenn dies bei uns möglich iſt, einen Nationalcharakter. . . . Zum guten Leſen und Auswendiglernen gehört notwendig *eigene Kompoſition*, ſo eingeſchränkt dieſe auch ſein möge. Man muß ſich im *Schreiben* üben, wenn man richtig ſprechen, wenn man genau leſen und hören will. Alſo kleine Aufſätze von allerlei Art, Auszüge aus Büchern teils ſtellenweiſe, teils nach dem ganzen Plan des Buches und ſeiner Anordnung: dies ſind die Zellen, die ſich die fleißige Biene baut, die Körbe, in denen ſie ihren Honig bereitet. Nulla dies sine linea, kein Tag muß vorübergehen, wo nicht ein junger Menſch für ſich ſelbſt etwas ſchreibt; er hole nun nach, was er vergeſſen möchte, oder ſetze ſich ſeine Zweifel auf oder berichtige dieſelben oder exzerpiere oder komponiere, in welcher Übung es auch ſei. Der Griffel, d. i. bei uns die Schreibfeder, ſchärft den Verſtand, ſie berichtigt die Sprache, ſie entwickelt Ideen, ſie macht die Seele auf eine wunderbar angenehme Weiſe tätig. Nulla dies sine linea.

Am innigſten aber wird Sprache und Rede durch *Umgang* gebildet, und leider! wir Deutſche nutzen den Umgang zur Bildung unſerer Sprache und Rede faſt gar nicht; daher heißen wir bei andern Nationen ſo oft ſtumme oder ungeſchickt ſprechende, grobe Barbaren. Sprache iſt durch Umgang, nicht in der Einſamkeit entſtanden; durch Umgang wird jeder Ausdruck in ihr gewetzt und poliert. Auch im Umgange ſollte man ſich nie einen Barbarismus erlauben; alle gebildete Stände in andern Nationen ſprechen ihre Sprache im Umgange korrekt, nur der einzige Deutſche nicht, der ſpricht und erzählt etwa wie die Hebamme in Shakeſpeare. Junge Leute ſollten ſich untereinander aufgeben zu bemerken, wo jemand von ihnen einen Sprachfehler gemacht habe; dies iſt keine Pedanterie, ſondern ſetzt uns fürs ganze Leben in den ſichern Beſitz eines regelmäßigen, guten Ausdrucks. Noch mehr ſollte man ſich befleißigen, jedesmal aufs beſte und

anſtändigſte zu reden; wenn man gefragt wird, aufs beſtimmteſte und gefälligſte zu antworten; wenn man erzählen ſoll und will, aufs anmutigſte zu erzählen; oder wenn man eine Bitte, einen Antrag zu tun hat, ſie aufs beſcheidenſte und würdigſte zu tun; ſelbſt unangenehme Dinge, Verweiſe und dergleichen, ohne Zorn und Grobheit auf die anſtändigſte, nachdrücklichſte und zweckmäßigſte Art zu ſagen. Das iſt der wahre Attizismus, Politeſſe, Urbanität, oder wie man ſonſt den guten Ausdruck in der gemeinen Sprache des Lebens nennen möge. Durch ihn haben ſich alle wohlgeſittete, bürgerliche Nationen unterſchieden. Antwortet man dagegen einem Fragenden, wenn es auch ein Unbekannter wäre, wie ein Bauer, halb, ſchief, quer, und weiß nicht, ob man den Mund öffnen ſoll; erzählt man wie ein Trunkener, das Vorderſte zuhinterſt, das Hinterſte voran, in ellenlangen Einſchiebſeln und Parentheſen, ſo daß man nie zum Zweck kommt und nirgends den Ausgang findet; überläßt man ſich im Scherz groben Zoten, beleidigenden Ausdrücken und dem unſinnigen Aberwitz von Wortſpielen und Lächerlichkeiten, über die niemand lacht: ſo läuft man Gefahr, ewig ein deutſcher Bauer zu bleiben, welchen Rock man auch trage. „Eure Rede ſei allezeit lieblich und mit Salz gewürzet," ſagt Paulus. . . . Es gibt kein beſchwerlicheres Geſchöpf der menſchlichen Geſellſchaft als einen Menſchen von dummen Reden, und kein erbärmlicheres Glied unter den menſchlichen Gliedern als eine fortlaufende, ſtolpernde, ſtotternde, grobe oder unzeitig ſpitzig und fein geſchliffene, dumme Zunge.

Um zu dieſer Nüchternheit in Reden des Umganges und zu einem guten Stil der Geſellſchaft überhaupt zu kommen, hat man einige Regeln der Vorſicht nötig. 1) Man falle niemandem in die Rede! Ein Menſch, der dem andern in die Rede fällt, iſt ein Wahnſinniger, wie die Indianer ſagen, oder, wie andere ſagen, ein ſeines Verſtandes nicht Mächtiger, dem niemand viel zutraut. Im Buch Hiob war Elihu ſo voll von Weisheit, daß ihm der Bauch berſten wollte; er wartete aber doch, bis die Alten ausgeredet hatten, ans Ende. 2) Man hüte ſich vor gewohnten Eigenheiten und Lieblingsausdrücken, dadurch man entweder lächerlich oder eintönig wird, weil man ſie gemeiniglich zur Unzeit wiederholt! . . . Man beſtelle ſich Wächter, die uns ſolche ſagen müſſen, oder ſei ſich ſelbſt Wächter! Jedem von uns iſt bekannt, an welche Albernheiten man ſich gewöhnen kann, wenn man nicht auf ſich merkt. 3) Man hüte ſich vor allem Deſpotismus im Umgang und ſeinen Geſprächen! Deſpoten im Umgang ſind die unerträglichſten Geſchöpfe; ſie brechen die muntere, liebliche Unterredung ab, halten ſie auf, lenken ſie ſeitwärts und prägen ihre Meinung mit Stolz als Siegel der Wahrheit auf. Sie kommen nicht zur Wahrheit und wollen andere nicht dazu laſſen. Jeder junge Menſch prüfe ſich des Abends, ob er heute eine Ungezogenheit begangen, eine ungebührliche Rede geäußert, einen Diskurs verderbt, eine Antwort gegeben oder ſonſt ein Betragen gezeigt hat, mit dem andere, mit dem er nicht zufrieden ſein könnte. Zu Unfreundlichkeit iſt uns die Rede nicht gegeben. Bei allem kommt es vorzüglich darauf an, daß unſere Rede ganz ſei und was Ganzes beſtimmt ſage. Der Deutſche halbiert außerordentlich gern und hält ſich niederträchtigerweiſe an die Halbwahrheit. Entweder antworten wir wie der Unteroffizier mit dem Knüttel: „Hum! Hem!" ohne zu fragen, ob der andere daraus klug werde, oder wir ſprechen wie Dienſtboten, Lakaien — komplimentvoll, herumgehend um die Wahrheit. Dafür halten uns dann auch die fremden Nationen. Sie ſagen, man kenne einen Deutſchen an ſeinen Komplimenten, an ſeiner Anrede oder Antwort, am Ton ſeiner Unterredung; entweder ſei er ein Grobian oder ein ſchleichender Hofierer, oft beides zugleich. Das, was man ſagen will, rein, ganz, beſtimmt und doch artig, höflich zu ſagen und ein Ende in ſeiner Rede finden zu können, das iſt der ſchöne Ausdruck der Geſellſchaft und des Umgangs. Er iſt, wie ein ſchöner Edelgeſtein, ein Kind der Natur, aber durch Kunſt gefaßt, voll Sinnes, voll Anmut, voll inneren Wertes, klein und koſtbar. . . .

§ 27. Sturm und Drang.

Herders Anregungen, vereint mit Leſſings kühner Kritik, die rückſichtslos mit den alten Anſchauungen aufräumte, und mit Klopſtocks begeiſterten Geſängen, die das hohle Gebäu der willkürlichen Kunſtregeln zertrümmerten, wozu noch die Aufklärung mit der Aufſtellung einer dem herrſchenden Kirchenglauben entgegengeſetzten ſogenannten natürlichen Religion und die neuen Lehren des gottloſen Philoſophen J. J. Rouſſeau über Staat, Geſellſchaft und Erziehung kamen — alles dies verurſachte etwa in den Jahren 1765 bis 1785 in der ſtudierenden Jugend Deutſchlands eine ſtürmiſche Gärung, die ſich in der Dichtung wie im Leben kundgab. Nach dem Wahlſpruch Rouſſeaus: „Rückkehr zur Natur!“ ſollte mit allem Herkömmlichen gebrochen und zum Naturzuſtand zurückgegangen und mit der Kultur von vorne angefangen werden. In der Dichtung ſollte mit jedem Regelzwang gebrochen werden und Originalität in der Auffaſſung und Darſtellung herrſchen, ohne daß man bedachte, daß Verachtung jedweder Kunſtgeſetze zu verderblicher Willkür führt. Man nennt dieſes verworrene Treiben nach einem Schauſpiel eines der Hauptſtürmer, Maximilian von Klinger, „Sturm und Drang“. Die beſten Dichter der damaligen Zeit, auch Goethe und Schiller, wurden eine Zeitlang von dieſer Strömung mit fortgeriſſen, bis endlich ein abgeklärtes, ruhiges Urteil dem guten Kern dieſer Beſtrebungen zum Sieg verhalf und ſo „die Wiedergeburt des deutſchen Geiſtes“ herbeiführte. Mit dem Alten war es nun vorbei.

Chriſtian (Daniel Friedrich) Schubart,

geboren am 16. März 1739 zu Oberſontheim in der Grafſchaft Limburg, geſtorben am 10. Oktober 1791 als Muſikdirektor in Stuttgart, war ein Hauptvertreter der Sturm- und Drangzeit. Sein glühender Tyrannenhaß wurde ihm von dem ausſchweifenden Herzog Karl Eugen von Württemberg mit einer zehnjährigen Gefängnisſtrafe auf Hohenasberg gelohnt. Durch ſeine ſchwungvolle Lyrik erhob er ſich zu einer der kraftvollſten Geſtalten ſeiner Zeit.

1. Kaplied.

(Gekürzt.)

1. Auf, auf! ihr Brüder, und ſeid ſtark!
Der Abſchiedstag iſt da.
Schwer liegt er auf der Seele, ſchwer!
Wir ſollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.

2. Ein dichter Kreis von Lieben ſteht,
Ihr Brüder, um uns her;
Uns knüpft ſo manches teure Band
An unſer deutſches Vaterland;
Drum fällt der Abſchied ſchwer.

3. Dem bieten graue Eltern noch
Zum letztenmal die Hand;
Den herzen Bruder, Schweſter, Freund,
Und alles ſchweigt, und alles weint,
Todblaß von uns gewandt.

4. Iſt hart! — Drum wirble du, Tambour,
Den Generalmarſch drein!
Der Abſchied macht uns ſonſt zu weich;
Wir weinten kleinen Kindern gleich!
Es muß geſchieden ſein.

5. Lebt wohl, ihr Freunde! Sehn wir uns
Vielleicht zum letztenmal,
So denkt: nicht für die kurze Zeit,
Freundſchaft iſt für die Ewigkeit,
Und Gott iſt überall.

6. An Deutſchlands Grenze füllen wir
Mit Erde unſre Hand
Und küſſen ſie. Das ſei der Dank
Für deine Pflege, Speiſ' und Trank,
Du liebes Vaterland!

7. Wenn dann die Meereswoge ſich
An unſern Schiffen bricht,
So ſegeln wir gelaſſen fort;
Denn Gott iſt hier und Gott iſt dort,
Und der verläßt uns nicht!

8. Und ha! wenn ſich der Tafelberg
Aus blauen Düften hebt,
So ſtrecken wir empor die Hand
Und jauchzen: Land! ihr Brüder, Land!
Daß unſer Schiff erbebt.

9. Und wenn Soldat und Offizier
Gesund ans Ufer springt,
Dann jubeln wir: Ihr Brüder, ha!
Nun sind wir ja in Afrika!
Und alles dankt und singt.

10. Wir leben drauf in fernem Land
Als Deutsche brav und gut;
Und sagen soll man weit und breit:
Die Deutschen sind doch brave Leut',
Sie haben Geist und Mut.

11. Und trinken auf dem Hoffnungskap
Wir seinen Götterwein,
So denken wir, von Sehnsucht weich,
Ihr fernen Freunde, dann an euch,
Und Tränen fließen drein.

2. Ahasveros.

Aus einem finsteren Geklüfte Karmels
Kroch Ahasver. Bald sind's zweitausend Jahre,
Seit Unruh' ihn durch alle Lande peitschte.
Als Jesus einst die Last des Kreuzes trug
Und rasten wollt' vor Ahasveros' Tür,
Ach, da versagt' ihm Ahasver die Rast
Und stieß den Mittler trotzig von der Tür;
Und Jesus schwankt' und sank mit seiner Last.
Doch er verstummt'. Ein Todesengel trat
Vor Ahasveros hin und sprach im Grimme:
„Die Ruh' hast du dem Menschensohn versagt;
Auch dir sei sie, Unmenschlicher, versagt,
Bis daß er kommt! Ein schwarzer, höllentflohner
Dämon geißelt nun dich, Ahasver,
Von Land zu Land. Des Sterbens süßer Trost,
Der Grabesruhe Trost ist dir versagt!"
Aus einem finsteren Geklüfte Karmels
Trat Ahasver. Er schüttelte den Staub
Aus seinem Barte, nahm der aufgetürmten
Totenschädel einen, schleudert' ihn
Hinab vom Karmel, daß er hüpft' und scholl
Und splitterte. „Der war mein Vater!" brüllte
Ahasveros. Noch ein Schädel! Ha,
Noch sieben Schädel polterten hinab
Von Fels zu Fels! „Und die — und die", mit stierem,
Vorgequollnem Auge rast's der Jude,
„Und die — und die — sind meine Weiber — Ha!"
Noch immer rollten Schädel. „Die und die",
Brüllt' Ahasver, „sind meine Kinder, ha!
Sie konnten sterben! — Aber ich Verworfner,
Ich kann nicht sterben! Ach, das furchtbarste Gericht
Hängt schreckenbrüllend ewig über mir.
Jerusalem sank. Ich knirschte den Säugling,
Ich rannt' in die Flamme. Ich fluchte dem Römer;
Doch, ach! doch, ach! der rastlose Fluch
Hielt mich am Haar, und ich starb nicht.
Roma, die Riesin, stürzte in Trümmer,
Ich stellte mich unter die stürzende Riesin,
Doch sie fiel und zermalmte mich nicht.
Nationen entstanden und sanken vor mir;
Ich aber blieb und starb nicht!
Von wolkengegürteten Klippen stürzt' ich
Hinunter ins Meer; doch strudelnde Wellen
Wälzten mich ans Ufer, und des Seins
Flammenpfeil durchstach mich wieder.
Hinab sah ich in Ätnas grausenden Schlund
Und wütete hinab in seinen Schlund:
Da brüllt' ich mit den Riesen zehn Monden lang
Mein Angstgeheul und geißelte mit Seufzern
Die Schwefelmündung. Ha! zehn Monden lang!
Doch Ätna gor und spie in einem Lavastrom
Mich wieder aus. Ich zuckt' in Asch' und lebte noch!
Es brannt' ein Wald. Ich Rasender lief
In brennenden Wald. Vom Haare der Bäume
Troff Feuer auf mich —
Doch sengte nur die Flamme mein Gebein
Und verzehrte mich nicht.

Da miſcht' ich mich unter die Schlächter der Menſchheit,
Stürzte mich dicht ins Wetter der Schlacht,
Brüllte Hohn dem Gallier,
Hohn dem unbeſiegten Deutſchen:
Doch Pfeil und Wurfſpieß brachen an mir.
An meinem Schädel ſplitterte
Des Sarazenen hochgeſchwungnes Schwert.
Kugelſaat regnete herab an mir,
Wie Erbſen auf eiſerne Panzer geſchleudert.
Die Blitze der Schlacht ſchlängelten ſich
Kraftlos um meine Lenden,
Wie um des Zackenfelſen Hüften,
Der in Wolken ſich birgt.
Vergebens ſtampfte mich der Elefant;
Vergebens ſchlug mich der eiſerne Huf
Des zornfunkelnden Streitroſſes.
Mit mir barſt die pulverſchwangre Mine,
Schleuderte mich hoch in die Luft;
Betäubt ſtürzt' ich herab und fand mich geröſtet
Unter Blut und Hirn und Mark
Und unter zerſtümmelten Äſern
Meiner Streitgenoſſen wieder.
An mir ſprang der Stahlkolben des Rieſen;
Des Henkers Fauſt lahmte an mir;
Des Tigers Zahn ſtumpfte an mir;
Kein hungriger Löwe zerriß mich im Zirkus.
Ich lagerte mich zu giftigen Schlangen;
Ich zwickte des Drachen blutroten Kamm;
Doch die Schlange ſtach — und mordete nicht!
Mich quälte der Drach' — und mordete nicht!
Da ſprach ich Hohn dem Tyrannen,
Sprach zu Nero: „Du biſt ein Bluthund!“
Sprach zu Chriſtiern: „Du biſt ein Bluthund!“
Sprach zu Mulei Ismael: „Biſt ein Bluthund!“
Doch die Tyrannen erſannen
Grauſame Qualen und würgten mich nicht.

Ha! Nicht ſterben können! nicht ſterben können!
Nicht ruhen können nach des Leibes Müh'n!
Den Staubleib tragen! mit ſeiner Totenfarbe
Und ſeinem Siechtum! ſeinem Gräbergeruch!
Sehen müſſen durch Jahrtauſende
Das gähnende Ungeheuer Einerlei!
Und die geile, hungrige Zeit,
Immer Kinder gebärend, immer Kinder verſchlingend!
Ha! Nicht ſterben können! nicht ſterben können!
Schrecklicher Zürner im Himmel,
Haſt du in deinem Rüſthauſe
Noch ein ſchrecklicheres Gericht?
Ha, ſo laß es niederdonnern auf mich!
Mich wälz' ein Wetterſturm
Von Karmels Rücken hinunter,
Daß ich an ſeinem Fuße
Ausgeſtreckt lieg' —
Und keuch' — und zuck' — und ſterbe!“ —
Und Ahasveros ſank. Ihm klang's im Ohr;
Nacht deckte ſeine borſt'gen Augenwimpern.
Ein Engel trug ihn wieder ins Gekklüft.
„Da ſchlaf nun,“ ſprach der Engel, „Ahasver,
Schlaf ſüßen Schlaf; Gott zürnt nicht ewig!
Wenn du erwachſt, ſo iſt er da,
Des Blut auf Golgatha du fließen ſahſt,
Und der — auch dir verzeiht.“

§ 28. (Johann) Wolfgang Goethe.

Goethe wurde am 28. Auguſt 1749 in der geſchichtlich und politiſch bedeutenden Stadt Frankfurt a. M. geboren. Unter der Leitung ſeines Vaters, des Kaiſerlichen Rates Johann Kaſpar Goethe, erhielt er frühzeitig eine vielſeitige Bildung und bezog ſechzehnjährig die Univerſität Leipzig, um die Rechte zu ſtudieren; doch beſchäftigte er ſich hier mehr mit Poeſie und der Kunſtgeſchichte, wodurch er ſeinen Sinn für das Schöne förderte. 1768 kehrte er krank nach Hauſe zurück und bezog 1770 die Univerſität Straßburg. Der dortige Aufenthalt war für ihn beſonders durch den Einfluß Herders bedeutſam, der ihn über das Weſen der Poeſie aufklärte, ihn überzeugte, daß „die Dichtung eine Welt- und Völkergabe ſei, nicht das Privaterbteil einiger feinen, gebildeten Männer“, und ihn ſo von ſeinen engen, ſeine herrlichen Gaben hemmenden Anſichten losriß. Nachdem er 1771

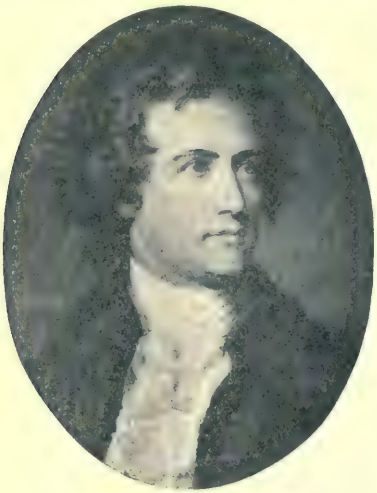
als Doktor der Rechte promoviert hatte, arbeitete er eine Zeitlang am Reichskammergericht in Wetzlar, machte 1775 eine Reise in die Schweiz und erhielt in demselben Jahre von dem Herzog Karl August eine ehrenvolle Einladung nach Weimar, das fortan seine Heimat blieb. 1776 trat er als Legationsrat in den Staatsdienst, wurde der vertraute Freund und Ratgeber des Herzogs, machte in dessen Begleitung 1779 die zweite Reise in die Schweiz, wurde in demselben Jahre zum Wirklichen Geheimen Rat und 1782 zum Kammerpräsidenten ernannt und auch in den erblichen Adelsstand erhoben. Zur Ausführung großer poetischer Entwürfe, wozu ihm seine vielen Amtsgeschäfte nicht die nötige Sammlung gewährten, begab er sich 1786 nach dem Lande seiner Sehnsucht, Italien. In der dortigen schönen Natur vollzog sich unter dem Anschauen antiker Kunstwerke und im Umgang mit erfahrenen Kunstkennern seine künstlerische Reife. Hinfort war die stille Größe, die einfache Formschönheit des klassischen Altertums das Ideal, das er zu erreichen bestrebt war. Freilich ging sein Streben von jetzt an auch dahin, mit den Formen die Anschauungen der Alten wieder ins Leben zu rufen und sich von dem Einfluß des Christentums völlig frei zu machen. Nach seiner Rückkehr nach Weimar 1788 beschäftigten ihn vornehmlich wissenschaftliche Studien (Metamorphose der Pflanzen, Beiträge zur Optik). 1790 besuchte er Venedig, und zwei Jahre darauf begleitete er seinen Landesherrn auf dessen Feldzug in der Champagne. Seine poetische Tätigkeit wurde erst wieder durch den Verkehr mit Schiller angeregt, mit dem er 1794 einen innigen Freundschaftsbund schloß. Nach Schillers frühem Tode 1805 blieb Goethe unausgesetzt dichterisch tätig, doch widmete er sich mehr den Naturstudien (Farbenlehre, Zur Morphologie und Naturwissenschaft). 1814 machte er seine Rhein- und Mainreise, wurde 1815 zum ersten Staatsminister ernannt und zog sich erst 1828 nach dem Tode des Herzogs von den Staatsgeschäften völlig zurück. Er starb, von der Nation hochgeehrt und auch vom Auslande bewundert, am 22. März 1832. — Goethe ist der größte dichterische Genius der Neuzeit. Unsere Nationalliteratur erhielt durch ihn ihre letzte klassische Vollendung. Von Herder auf den richtigen Weg geführt, streifte er alles Gemachte, Gekünstelte ab und erzeugte aus sich selbst heraus die vollendetsten Schöpfungen der Dichtkunst. Was er schrieb, war stets der Ausdruck innerer Erfahrung, daher er denn auch seine Gedichte „Bruchstücke einer großen Konfession" nannte. So erklärt sich auch die Wärme und Naturwahrheit seiner Dichtungen. Erhöht wird ihr Reiz durch eine unnachahmlich schöne Sprache. Goethe zeichnete sich in allen Dichtungsarten aus und steht als *Lyriker* unübertroffen da. Unter seinen *erzählenden* Dichtungen sind außer mustergültigen *Balladen* und *Romanzen* zu nennen „*Die Leiden des jungen Werthers*" (1774), ein Roman, in dem er mit bewundernswerter Wahrheit die Sentimentalität seiner Zeit schilderte, „*Wilhelm Meisters Lehrjahre*" (1775—'95), „*Wilhelm Meisters Wanderjahre*" (1807—1829), das berühmte Epos „*Hermann und Dorothea*" (1797). Die hauptsächlichsten *dramatischen* Dichtungen Goethes sind „*Götz von Berlichingen*" (1773), „*Iphigenie*" (1787), „*Egmont*" (1788), „*Torquato Tasso*" (1788), „*Faust*" (1774—1831). Einen Teil seines Lebens hat er in „*Dichtung und Wahrheit*" beschrieben. Leider hat Goethe seine herrlichen Gaben auch an unwürdige Stoffe verschwendet. So bewundernswert die Pracht und Wahrheit seiner Darstellung, so herrlich der Wohlklang und die Einfalt seiner Sprache, so abstoßend ist oft auch die Unsauberkeit des Inhalts. Ebenso bedauernswert ist der, auch in einigen seiner berühmtesten Werke zutage tretende Geist der aller christlichen Demut und Selbsterkenntnis spottenden Selbstüberhebung. Daher kann z. B. sein „Faust" niemals befriedigen, da der Held zur Tilgung seiner Sündenschuld nicht den Weg der Buße einschlägt. Als „dezidierter Nichtchrist", wie er sich Lavater gegenüber selbst bezeichnete, war eben Goethe selbst nicht willens, diesen einzigen Weg der Sühne als solchen anzuerkennen. Er war Pantheist, wollte daher von dem dreieinigen Gott nichts wissen, sondern verehrte in der *Natur*, der „alles schaffenden, wirkenden", seinen Gott, dem er alles zu verdanken habe. Demgemäß war auch das Hauptprinzip seines Daseins „die um das Ewige und Göttliche unbekümmerte Lebenslust". Daß er aber in seinem Naturevangelium seine Befriedigung nicht fand, gestand er selbst gegen das Ende seines Lebens in den Worten: „Ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren kaum vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer gehoben sein wollte."

1. Aus „Dichtung und Wahrheit". II. Teil, 7. Buch.

Die literarische Epoche, in der ich geboren bin, entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch. Deutschland, so lange von auswärtigen Völkern überschwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatischen Verhandlungen an fremde Sprachen gewiesen, konnte seine eigene unmöglich ausbilden. Es drangen sich ihr zu so manchen neuen Begriffen auch unzählige fremde Worte nötiger- und unnötigerweise mit auf, und auch für schon bekannte Gegenstände ward man veranlaßt, sich ausländischer Ausdrücke und Wendungen zu bedienen. Der Deutsche, seit beinahe zwei Jahrhunderten in einem unglücklichen tumultuarischen Zustande verwildert, begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig auszudrücken. Dies sollte aber auch in der Muttersprache geschehen, da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbverdeutschung sowohl den Welt- als Geschäftsstil lächerlich machte. Überdies faßte man die Gleichnisreden der südlichen Sprachen unmäßig auf und bediente sich derselben höchst übertrieben.

Ebenſo zog man den vornehmen Stand der fürſtengleichen römiſchen Bürger auf deutſche, kleinſtädtiſche Gelehrtenverhältniſſe herüber und war eben nirgends, am wenigſten bei ſich, zu Hauſe.

Wie aber ſchon in dieſer Epoche genialiſche Werke entſprangen, ſo regte ſich auch hier der deutſche Frei- und Frohſinn. Dieſer, begleitet von einem aufrichtigen Ernſte, drang darauf, daß rein und natürlich, ohne Einmiſchung fremder Worte, und wie es der gemeine, verſtändliche Sinn gab, geſchrieben würde. Durch dieſe löblichen Bemühungen ward jedoch der



(Johann) Wolfgang Goethe.

vaterländiſchen, breiten Plattheit Tür und Tor geöffnet, ja der Damm durchſtochen, durch welchen das große Gewäſſer zunächſt eindringen ſollte. Indeſſen hielt ein ſteifer Pedantismus in allen vier Fakultäten lange ſtand, bis er ſich endlich viel ſpäter aus einer in die andere flüchtete.

Gute Köpfe, freiaufblickende Naturkinder hatten daher zwei Gegenſtände, an denen ſie ſich üben, gegen die ſie wirken und, da die Sache von keiner großen Bedeutung war, ihren Mutwillen auslaſſen konnten; dieſe waren eine durch fremde Worte, Wortbildungen und Wendungen verunzierte Sprache und ſodann die Wertloſigkeit ſolcher Schriften, die ſich von jenem Fehler frei zu erhalten beſorgt waren, wobei niemandem einfiel, daß, indem man ein übel bekämpft, das andere zu Hilfe gerufen ward.

Im folgenden beurteilt Goethe die Satiriker Liskow und Rabener und wendet ſich dann zu den kritiſchen Verſuchen der Schweizer, Bodmer und Breitinger, die jedoch produktive Geiſter nicht befriedigen konnten. Er fährt dann fort:

Betrachtet man genau, was der deutſchen Poeſie fehlte, ſo war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel. . . .

Der erſte wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutſche Poeſie. Jede Nationaldichtung muß ſchal ſein oder ſchal werden, die nicht auf dem Menſchlichſten ruht, auf den Ereigniſſen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für *einen* Mann ſtehen. Könige ſind darzuſtellen in Krieg und Gefahr, wo ſie eben dadurch als die Erſten erſcheinen, weil ſie das Schickſal des allerletzten beſtimmen und teilen und dadurch viel intereſſanter werden als die Götter ſelbſt, die, wenn ſie die Schickſale beſtimmt haben, ſich der Teilnahme derſelben entziehen. In dieſem Sinne muß jede Nation, wenn ſie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe beſitzen, wozu nicht gerade die Form eines epiſchen Gedichts nötig iſt.

Die Kriegslieder, von *Gleim* angeſtimmt, behaupten deswegen einen ſo hohen Rang unter den deutſchen Gedichten, weil ſie mit und in der Tat entſprungen ſind, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte ſie ein Mitſtreitender in den höchſten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenſte Wirkſamkeit empfinden läßt.

Ramler ſingt auf eine andere, höchſt würdige Weiſe die Taten ſeines Königs. Alle ſeine Gedichte ſind gehaltvoll, beſchäftigen uns mit großen, herzerhebenden Gegenſtänden und behaupten ſchon dadurch einen unzerſtörlichen Wert; denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenſtandes iſt der Anfang und das Ende der Kunſt. Man wird zwar nicht leugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunſt-

talent, durch Behandlung aus allem alles machen und den widerspenstigsten Stoff bezwingen könne. Genau besehen, entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung durch Geschick, Mühe und Fleiß die Würde des Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.

Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriff, den die preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles taten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte. Schon früher war durch die französische Kolonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieser Nation und für ihre Finanzanstalten eine Masse französischer Kultur nach Preußen gekommen, welche den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden; ebenso war die Abneigung Friedrichs gegen das Deutsche für die Bildung des Literarwesens ein Glück. Man tat alles, um sich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man tat's auf deutsche Weise, nach innerer überzeugung; man tat, was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Rechte anerkennen und schätzen solle. Dies geschah nicht und konnte nicht geschehen; denn wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen? In Handwerks- und Fabriksachen mochte er wohl sich, besonders aber seinem Volke, statt fremder vortrefflicher Waren sehr mäßige Surrogate aufnötigen; aber hier geht alles geschwinder zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menschenleben, um solche Dinge zur Reife zu bringen.

Eines Werks aber, der wahrsten Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen: es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion, von spezifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung tat, *Minna von Barnhelm*. Lessing, der, im Gegensatze von Klopstock und Gleim, die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirtshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Inneres stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Tauenzien begeben. Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt ist. Diese Produktion war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.

Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses Krieges gegeneinander befanden, konnte durch Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemütern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmut und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Wert, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt.

Habe ich durch diese kursorischen und desultorischen Bemerkungen über deutsche Literatur meine Leser in einige Verwirrung gesetzt, so ist es mir geglückt, eine

Vorstellung von jenem chaotischen Zustande zu geben, in welchem sich mein armes Gehirn befand, als im Konflikt zweier, für das literarische Vaterland so bedeutender Epochen so viel Neues auf mich eindrängte, ehe ich mich mit dem Alten hatte abfinden können, so viel Altes sein Recht noch über mich geltend machte, da ich schon Ursache zu haben glaubte, ihm völlig entsagen zu dürfen. Welchen Weg ich einschlug, mich aus dieser Not, wenn auch nur Schritt für Schritt, zu retten, will ich gegenwärtig möglichst zu überliefern suchen.

Die weitschweifige Periode, in welche meine Jugend gefallen war, hatte ich treufleißig in Gesellschaft so vieler würdigen Männer durchgearbeitet. Die mehrern Quartbände Manuskript, die ich meinem Vater zurückließ, konnten zum genugsamen Zeugnisse dienen, und welche Masse von Versuchen, Entwürfen, bis zur Hälfte ausgeführten Vorsätzen war mehr aus Mißmut als aus Überzeugung in Rauch aufgegangen! Nun lernte ich durch Unterredung überhaupt, durch Lehre, durch so manche widerstreitende Meinung, besonders aber durch meinen Tischgenossen, den Hofrat Pfeil, das Bedeutende des Stoffs und das Konzise der Behandlung mehr und mehr schätzen, ohne mir jedoch klar machen zu können, wo jenes zu suchen und wie dieses zu erreichen sei. Denn bei der großen Beschränktheit meines Zustandes, bei der Gleichgültigkeit der Gesellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenständen war ich genötigt, alles in mir selbst zu suchen. Verlangte ich nun zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuflößen geeignet war. In diesem Sinne schrieb ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freierem Silbenmaß; sie entspringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen und nehmen meist eine epigrammatische Wendung.

Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl niemandem nötiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession.

2. Lyrisches.

1. An die Günstigen.

1. Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen.
Lob und Tadel muß ja sein!
Niemand beichtet gern in Prosa;
Doch vertraun wir oft sub Rosa
In der Musen stillem Hain.

2. Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus.

2. Wanderers Nachtlied.[1])

(1776.)

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

1) Den 12. Februar 1776 entstanden. Unbefriedigt durch die Zerstreuungen des Weimarer Hofes und beunruhigt durch eine leidenschaftliche Zuneigung zu Frau von Stein, sandte Goethe ihr diese tiefempfundenen Zeilen.

3. Aus „Wilhelm Meisters Lehrjahre".

(1782.)

1. Der Harfenspieler.

1. Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte![1])

2. Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

2. Derselbe.

1. An die Türen will ich schleichen,
Still und sittsam will ich stehn;
Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weitergehn.

2. Jeder wird sich glücklich scheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erscheint;
Eine Träne wird er weinen,
Und ich weiß nicht, was er weint.

3. Mignon.

(1784?)

1. Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

2. Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach;
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan?
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn!

3. Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unser Weg! O Vater, laß uns ziehn!

4. Gesang der Geister über den Wassern.

(1779.)

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leis rauschend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesental hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

---

1) Goethe meint hier die sogenannten Schicksalsmächte, die das Christentum nicht kennt.

5. Wanderers Nachtlied.[1]

(1780.)

Über allen Gipfeln
Iſt Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögel ſchweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

6. An den Mond.

(1779.)

1. Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

2. Breitest über mein Gefild'
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
über mein Geſchick.

3. Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwiſchen Freud' und Schmerz
In der Einſamkeit.

4. Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh!
So verrauſchte Scherz und Kuß
Und die Treue ſo.

5. Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt!
Daß man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt!

6. Rauſche, Fluß, das Tal entlang
Ohne Raſt und Ruh',
Rauſche, flüſtre meinem Sang
Melodien zu,

7. Wenn du in der Winternacht
Wütend überſchwillſt
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knoſpen quillſt.

8. Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit dem genießt,

9. Was, von Menſchen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

7. Schäfers Klagelied.

(1801.)

1. Da droben auf jenem Berge,
Da ſteh' ich tauſendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und ſchaue hinab in das Tal.

2. Dann folg' ich der weidenden Herde,
Mein Hündchen bewahret mir ſie.
Ich bin heruntergekommen
Und weiß doch ſelber nicht wie.

3. Da ſtehet von ſchönen Blumen
Die ganze Wieſe ſo voll,
Ich breche ſie, ohne zu wiſſen,
Wem ich ſie geben ſoll.

4. Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaſſ' ich unter dem Baum,
Die Türe dort bleibet verſchloſſen;
Doch alles iſt leider ein Traum.

5. Es ſtehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber iſt weggezogen
Und weit in das Land hinaus.

6. Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer iſt gar ſo weh!

8. Troſt in Tränen.

(1803.)

1. Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt,
Da alles froh erſcheint?
Man ſieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du haſt geweint.

2. „Und hab' ich einſam auch geweint,
So iſt's mein eigner Schmerz,
Und Tränen fließen gar ſo ſüß,
Erleichtern mir das Herz."

3. Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unſre Bruſt!
Und was du auch verloren haſt,
Vertraue den Verluſt!

1) Goethe dichtete dieſe Verſe am 7. September 1780 auf dem Gickelhahn, einem Berge bei Ilmenau, wo er ſie mit Bleiſtift auf die Innenwand des dortigen Sommerhäuschens ſchrieb.

4. „Ihr lärmt und rauſcht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So ſehr es mir auch fehlt!"

5. So raffe denn dich eilig auf!
Du biſt ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Mut.

6. „Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es ſteht mir gar zu fern.
Es weilt ſo hoch, es blinkt ſo ſchön,
Wie droben jener Stern."

7. Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

8. „Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
Solang ich weinen mag!"

9. Das Sonett.

1. Sich in erneutem Kunſtgebrauch zu üben,
Iſt heil'ge Pflicht, die wir dir auferlegen:
Du kannſt dich auch, wie wir, beſtimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es dir vorgeſchrieben.

2. Denn eben die Beſchränkung läßt ſich lieben,
Wenn ſich die Geiſter gar gewaltig regen;
Und wie ſie ſich denn auch gebärden mögen,
Das Werk zuletzt iſt doch vollendet blieben.

3. So möcht' ich ſelbſt in künſtlichen Sonetten,
In ſprachgewandter Maße kühnem Stolze,
Das Beſte, was Gefühl mir gäbe, reimen;

4. Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten.
Ich ſchneide ſonſt ſo gern aus ganzem Holze
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

10. Natur und Kunſt.

1. Natur und Kunſt, ſie ſcheinen ſich zu fliehen
Und haben ſich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille iſt auch mir verſchwunden,
Und beide ſcheinen gleich mich anzuziehen.

2. Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erſt, in abgemeſſ'nen Stunden,
Mit Geiſt und Fleiß uns an die Kunſt gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

3. So iſt's mit aller Bildung auch beſchaffen:
Vergebens werden ungebundne Geiſter
Nach der Vollendung reiner Höhe ſtreben.

4. Wer Großes will, muß ſich zuſammenraffen;
In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter,
Und das Geſetz nur kann uns Freiheit geben.

3. Epiſches.

1. Das Heidenröslein.

(1771.)

1. Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn,
Röslein auf der Heiden;
War ſo jung und morgenſchön,
Lief er ſchnell, es nah zu ſehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

2. Knabe ſprach: „Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!"
Röslein ſprach: „Ich ſteche dich,
Daß du ewig denkſt an mich,
Und ich will's nicht leiden."
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

3. Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte ſich und ſtach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

2. Der König in Thule.

(1774.)

1. Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem ſterbend ſeine Buhle[1])
Einen goldnen Becher gab.

2. Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
Sooft er trank daraus.

3. Und als er kam zu ſterben,
Zählt' er ſeine Städt' im Reich,
Gönnt' alles ſeinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

4. Er ſaß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väterſaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

5. Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.

6. Er ſah ihn ſtürzen, trinken
Und ſinken tief ins Meer.
Die Augen täten ihm ſinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

3. Der Fiſcher.

(1778.)

1. Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er ſitzt und wie er lauſcht,
Teilt ſich die Flut empor:
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

2. Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm:
„Was lockſt du meine Brut
Mit Menſchenwitz und Menſchenliſt
Hinauf in Todesglut?
Ach, wüßteſt du, wie 's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtieg'ſt herunter, wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.

3. Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angeſicht
Nicht her in ew'gen Tau?"

4. Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll
Wie bei der Liebſten Gruß.
Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm,
Da war's um ihn geſchehn:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin
Und ward nicht mehr geſehn.

4. Der Erlkönig.

(1781.)

1. Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

2. „Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht?"
„Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?"
„Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif."

3. „Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
Manch bunte Blumen ſind an dem Strand.
Meine Mutter hat manch gülden Gewand."

4. „Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht?"
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind."

1) hier = Gattin.

5. „Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n
Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

6. „Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?"
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau."

7. „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!"
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids getan!"

8. Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

Der Sänger.

(1782.)

1. „Was hör' ich draußen vor dem Tor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale widerhallen!"
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!"

2. „Gegrüßet seid mir, edle Herr'n!
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch! Hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen."

3. Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig drein
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette bringen.

4. „Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern.
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

5. Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet;
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen!"

6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke!"

Der Zauberlehrling.

(1797.)

1. Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben;
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Tu' ich Wunder auch.

Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße!

2. Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen!
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe!
Oben sei ein Kopf!
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!

Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße!

3. Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit vollem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

4. Ach, das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wär'st du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

5. O du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen!
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

6. Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder!
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich, brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich atme frei!
Wehe! wehe!
Beide Teile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach, ihr hohen Mächte!

7. Und sie laufen! Naß und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! Hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen,
Seid's gewesen!
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister."

7. Legende vom Hufeisen.[1]

(1797.)

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt' er sich gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichnis und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.
So schlendert' er in Geistesruh'
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu Sankt Peter drauf:
„Heb' doch einmal das Eisen auf!"
Sankt Peter war nicht aufgeräumt;
Er hatte soeben im Gehen geträumt
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt;
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Zepter sein;

1) Vgl. „Sankt Peter mit der Geiß" (S. 93). Diesem Gedicht Hans Sachsens ist Goethes Legende nachgebildet.

Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und tut, als hätt' er's nicht gehört.
Der Herr, nach seiner Langmut, drauf
Hebt selber das Hufeisen auf
Und tut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Tür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig' dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen.
Kauft ihrer so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Ärmel aufbewahrt.
Nun ging's zum andern Tor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär';
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wonach Sankt Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
„Tät'st du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht."

8. Hochzeitlied.

(1802.)

1. Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da, wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben,
Doch Diener und Habe zerstoben.

2. „Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu tun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
Der Morgen hat alles wohl besser gemacht;
Drum rasch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle!"

3. Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die raschle, solange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe, da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein, so zierlich mit Ampelenlicht,
Mit Rednergebärden und Sprechergewicht
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

4. „Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge behaglich und laut
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut."
Der Graf im Behagen des Traumes:
„Bedienet euch immer des Raumes!"

5. Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possierlicher, kleiner Gestalten
Und Wagen auf Wagen mit allem Gerät,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

6. So rennet nun alles in vollem Galopp
Und kürt ſich im Saale ſein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und luſtigen Hopp
Erkieſet ſich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und ſchleift es und rauſchet und wirrt,
Da piſpert's und kniſtert's und fliſtert's und ſchwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

7. Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal
Von Bänken und Stühlen und Tiſchen;
Da will nun ein jeder am feſtlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfriſchen;
Sie tragen die Würſte, die Schinken ſo klein
Und Braten und Fiſch und Geflügel herein;
Es kreiſet beſtändig der köſtliche Wein.
Das toſet und koſet ſo lange,
Verſchwindet zuletzt mit Geſange. —

8. Und ſollen wir ſingen, was weiter geſchehn,
So ſchweige das Toben und Toſen.
Denn was er ſo artig im kleinen geſehn,
Erfuhr er, genoß er im großen.
Trompeten und klingender, ſingender Schall
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen ſich all',
Unzählige ſelige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

9. Der Totentanz.

(1813.)

1. Der Türmer, der ſchaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage;
Der Mond, der hat alles ins Helle gebracht,
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.
Da regt ſich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und ſchleppenden Hemden.

2. Das reckt nun, es will ſich ergötzen ſogleich,
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So alt und ſo jung, und ſo arm und ſo reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
Sie ſchütteln ſich alle, da liegen zerſtreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

3. Nun hebt ſich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Gebärden da gibt es vertrackte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als ſchlüg' man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Türmer ſo lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk, der Verſucher, ins Ohr:
„Geh, hole dir einen der Laken!"

4. Getan, wie gedacht! Und er flüchtet ſich ſchnell
Nun hinter geheiligte Türen.
Der Mond, und noch immer er ſcheinet ſo hell
Zum Tanz, den ſie ſchauderlich führen.
Doch endlich verlieret ſich dieſer und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher,
Und huſch! iſt es unter dem Raſen.

5. Nur einer, der trippelt und ſtolpert zuletzt
Und tappet und grapſt an den Grüften;
Doch hat kein Geſelle ſo ſchwer ihn verletzt,
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Turmtür, ſie ſchlägt ihn zurück,
Geziert und geſegnet, dem Türmer zum Glück;
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

6. Das Hemd muß er haben, da raſtet er nicht,
Da gilt auch kein langes Beſinnen;
Den gotiſchen Zierat ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun iſt's um den armen, den Türmer getan!
Es ruckt ſich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

7. Der Türmer erbleichet, der Türmer erbebt,
Gern gäb' er ihm wieder den Laken.
Da häkelt — jetzt hat er am längſten gelebt —
Den Zipfel ein eiſerner Zacken.

Schon trübet der Mond ſich verſchwindenden Scheins,
Die Glocke, ſie donnert ein mächtiges Eins,
Und unten zerſchellt das Gerippe.

4. Didaktiſches.

Epigramme, Sprüche uſw.

1. Aus den Venetianiſchen Epigrammen.

(1790.)

Klein iſt unter den Fürſten Germaniens freilich der meine;
Kurz und ſchmal iſt ſein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber ſo wende nach innen, ſo wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär' es ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſein!
Doch was prieſeſt du ihn, den Taten und Werke verkünden?
Und beſtochen erſchien' deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große ſelten gewähren:
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als ihm, und manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb ſchlecht, als ein Dichter, verſtand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie ſchwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutſchland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich leſen,
England, freundlich empfingſt du den zerrütteten Gaſt.
Doch was fördert es mich, daß auch ſogar der Chineſe
Malet mit ängſtlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiſer nach mir, es hat ſich kein König
Um mich bekümmert; und er war mir Auguſt und Mäcen.

2. Geſellſchaft.

Aus einer großen Geſellſchaft heraus
Ging einſt ein ſtiller Gelehrter zu Haus.
Man fragte: „Wie ſeid Ihr zufrieden geweſen?“
„Wären's Bücher,“ ſagt' er, „ich würd' ſie nicht leſen.“

3. Demut.

Seh' ich die Werke der Meiſter an,
So ſeh' ich das, was ſie getan;
Betracht' ich meine Siebenſachen,
Seh' ich, was ich hätt' ſollen machen.

4. Nativität.

Der Deutſche iſt gelehrt,
Wenn er ſein Deutſch verſteht;
Doch bleib' ihm unverwehrt,
Wenn er nach außen geht.
Er komme dann zurück
Gewiß um viel gelehrter;
Doch iſt's ein großes Glück,
Wenn nicht um viel verkehrter.

5. Sprichwörtlich.

1. Benutze redlich deine Zeit!
Willſt was begreifen, ſuch's nicht weit.

2. Wenn jemand ſich wohl im Kleinen deucht,
So denke, der hat ein Großes erreicht.

3. Es ließe ſich alles trefflich ſchlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

4. Alles in der Welt läßt ſich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von ſchönen Tagen.

5. Ein Kranz iſt gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

6. Mit einem Herren ſteht es gut,
Der, was er befohlen, ſelber tut.

7. Sollen dich die Dohlen nicht umschrein,
Mußt nicht Knopf auf dem Kirchturm sein.

8. Sag' ich, wie ich es denke,
So scheint mir durchaus, es bilde
Nur das Leben den Mann,
Und wenig bedeuten die Worte.

9. Tu nur das Rechte in deinen Sachen,
Das andre wird sich von selber machen.

10. Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß!

11. Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt immer ein Knecht.

12. Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen!
Harte Bissen gibt es zu kauen:
Wir müssen erwürgen oder verdauen.

13. Jedem redlichen Bemühn
Sei Beharrlichkeit verliehn.

14. Wer ist der glücklichste Mensch?
Der fremdes Verdienst zu empfinden
Weiß und an fremdem Genuß sich, wie an eignem, zu freun.

6. Aus dem Westöstlichen Diwan.

1. Fünf Dinge.

Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor;
Du, dieser Lehre öffne du dein Ohr:
Der stolzen Brust wird Freundschaft nicht entsprossen,
Unhöflich sind der Niedrigkeit Genossen,
Ein Bösewicht gelangt zu keiner Größe,
Der Neidische erbarmt sich nicht der Blöße,
Der Lügner hofft vergebens Treu' und Glauben.
Das halte fest, und niemand laß dir's rauben!

2. Fünf andere.

Was verkürzt mir die Zeit?
Tätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang?
Müßiggang!
Was bringt in Schulden?
Harren und dulden.
Was macht gewinnen?
Nicht lange besinnen!
Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!

3. Spruch.

Mein Erbteil, wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker die Zeit.

5. Aus der „Italienischen Reise".

Rom, den 1. November 1786.

Endlich kann ich den Mund auftun und meine Freunde mit Frohsinn begrüßen. Verziehen sei mir das Geheimnis und die gleichsam unterirdische Reise hierher. Kaum wagte ich, mir selbst zu sagen, wohin ich ging; selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben.

Und laßt mich nun auch sagen, daß ich tausendmal, ja beständig Eurer gedenke, in der Nähe der Gegenstände, die ich allein zu sehen niemals glaubte. Nur da ich jedermann mit Leib und Seele im Norden gefesselt, alle Anmutung nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen, einen langen, einsamen Weg zu machen und den Mittelpunkt zu suchen, nach dem mich ein unwiderstehliches Bedürfnis hinzog. Ja die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen: zuletzt durfte ich kein lateinisch Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer italienischen Gegend. Die Begierde, dieses Land zu sehen, war übereif: da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünschenswert, ja um desto wünschenswerter, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich so viele Schätze nicht zu eigenem Besitz und Privatgebrauch mitbringe, sondern daß sie mir und andern durchs ganze Leben zur Leitung und Fördernis dienen sollen.

* * *

Ja, ich bin endlich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt! Wenn ich sie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verständigen Manne, vor fünfzehn Jahren gesehen hätte, wollte ich mich glücklich preisen. Sollte ich sie aber allein mit eigenen Augen sehen und besuchen, so ist es gut, daß mir diese Freude so spät zuteil ward.

Über das Tiroler Gebirg' bin ich gleichsam weggeflogen. Verona, Vicenza, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum gesehen. Die Begierde, nach Rom zu kommen, war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleiben mehr war, und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig und, wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man teilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend sehe ich nun lebendig; die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (mein Vater hatte die Prospekten von Rom auf einem Vorsaale aufgehängt), sehe ich nun in Wahrheit, und alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gips und Kork schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir; wohin ich gehe, finde ich eine Bekanntschaft in einer neuen Welt; es ist alles, wie ich mir's dachte, und alles neu. Ebenso kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können. . . .

Rom, den 10. November 1786.

Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Übung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue, das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention kommen mir einmal wieder recht zustatten und machen mich im stillen höchst glücklich. Alle Tage ein neuer, merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht.

Heute war ich bei der Pyramide des Cestius[1]) und abends auf dem Palatin, oben auf den Ruinen der Kaiserpaläste, die wie Felsenwände dastehen. Hiervon läßt sich nun freilich nichts überliefern! Wahrlich, es gibt hier nichts Kleines, wenn auch wohl hie und da etwas Scheltenswertes und Abgeschmacktes; doch auch ein solches hat teil an der allgemeinen Großheit genommen.

Kehre ich nun in mich selbst zurück, wie man doch so gern tut bei jeder Gelegenheit, so entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben.

Und so laßt mich aufraffen, wie es kommen will! Die Ordnung wird sich geben. Ich bin nicht hier, um nach meiner Art zu genießen; befleißigen will ich mich der großen Gegenstände, lernen und mich ausbilden, ehe ich vierzig Jahre alt werde.

Rom, den 22. November 1786.

Das Andenken dieses glücklichen Tages muß ich durch einige Zeilen lebhaft erhalten und, was ich genossen, wenigstens historisch mitteilen. Es war das schönste, ruhigste Wetter, ein ganz heiterer Himmel und warme Sonne. Ich ging mit Tischbein nach dem Petersplatze, wo wir, erst auf und ab gehend, und wenn es uns zu warm wurde, im Schatten des großen Obelisks, der eben für zwei breit genug

1) C. Cestius war einer der sieben Epulonen, welche den feierlichen Göttermahlen vorstanden.

geworfen wird, ſpazierten und Trauben verzehrten, die wir in der Nähe gekauft hatten. Dann gingen wir in die Sixtiniſche Kapelle, die wir auch hell und heiter, die Gemälde wohl erleuchtet fanden. Das „Jüngſte Gericht“ und die mannigfaltigen Gemälde der Decke von Michel Angelo teilten unſere Bewunderung. Ich konnte nur ſehen und anſtaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meiſters, ſeine Großheit geht über allen Ausdruck. Nachdem wir alles wieder und wieder geſehen, verließen wir dieſes Heiligtum und gingen nach der Peterskirche, die von dem heitern Himmel das ſchönſte Licht empfing und in allen Teilen hell und klar erſchien. Wir ergötzten uns als genießende Menſchen an der Größe und der Pracht, ohne durch allzu ekeln und zu verſtändigen Geſchmack uns diesmal irremachen zu laſſen, und unterdrückten jedes ſchärfere Urteil. Wir erfreuten uns des Erfreulichen.

Endlich beſtiegen wir das Dach der Kirche, wo man das Bild einer wohlgebauten Stadt im kleinen findet: Häuſer und Magazine, Brunnen, dem Anſehen nach, Kirchen und einen großen Tempel, alles in der Luft, und ſchöne Spaziergänge dazwiſchen. Wir beſtiegen die Kuppel und beſahen die hellheitere Gegend der Apenninen, den Berg Soracte, nach Tivoli die vulkaniſchen Hügel, Frascati, Kaſtell Gandolfo und die Pläne und weiter das Meer. Nahe vor uns die ganze Stadt Rom in ihrer Breite und Weite mit ihren Bergpaläſten, Kuppeln uſw. . . . Nachdem wir das alles beherzigt hatten, ſtiegen wir herab . . . und ſetzten unſern Weg nach der Cäcilienkirche fort.

Rom, den 3. Dezember 1786.

Die Witterung hat bisher meiſt von ſechs zu ſechs Tagen abgewechſelt. Zwei ganz herrliche, ein trüber, zwei bis drei Regentage, und dann wieder ſchöne. Ich ſuche jeden nach ſeiner Art aufs beſte zu nutzen.

Doch immer ſind mir noch dieſe herrlichen Gegenſtände wie neue Bekanntſchaften. Man hat nicht mit ihnen gelebt, ihnen ihre Eigentümlichkeit nicht abgewonnen. Einige reißen uns mit Gewalt an ſich, daß man eine Zeitlang gleichgültig, ja ungerecht gegen andere wird. So hat zum Beiſpiel das Pantheon, der Apoll von Belvedere, einige koloſſale Köpfe und neuerlich die Sixtiniſche Kapelle ſo mein Gemüt eingenommen, daß ich daneben faſt nichts mehr ſehe. Wie will man ſich aber, klein, wie man iſt, und ans Kleine gewöhnt, dieſem Edeln, Ungeheuern, Gebildeten gleichſtellen? Und wenn man es einigermaßen zurechtrücken möchte, ſo drängt ſich abermals eine ungeheure Menge von allen Seiten zu, begegnet dir auf jedem Schritt, und jedes fordert für ſich den Tribut der Aufmerkſamkeit. Wie will man ſich da herausziehen? Anders nicht, als daß man es geduldig wirken und wachſen läßt und auch fleißig auf das merkt, was andere zu unſern Gunſten gearbeitet haben.

Winckelmanns Kunſtgeſchichte, überſetzt von Fea, die neue Ausgabe, iſt ein ſehr brauchbares Werk, das ich gleich angeſchafft habe und hier am Orte in guter, auslegender und belehrender Geſellſchaft ſehr nützlich finde.

Auch die römiſchen Altertümer fangen mich an zu freuen. Geſchichte, Inſchriften, Münzen, von denen ich ſonſt nichts wiſſen mochte, alles drängt ſich heran. Wie mir's in der Naturgeſchichte erging, geht es auch hier; denn an dieſen Ort knüpft ſich die ganze Geſchichte der Welt an, und ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt, von dem Tage, da ich Rom betrat.

Rom, den 2. Februar 1787.

Von der Schönheit, im vollen Mondſchein Rom zu durchgehen, hat man, ohne es geſehen zu haben, keinen Begriff. Alles einzelne wird von den großen Maſſen des Lichts und Schattens verſchlungen, und nur die größten, allgemeinſten Bilder ſtellen ſich dem Auge dar. Seit drei Tagen haben wir die hellſten und herrlichſten Nächte wohl und vollſtändig genoſſen. Einen vorzüglich ſchönen Anblick gewährt das Coliſeo. Es wird nachts zu-

geſchloſſen; ein Eremit wohnt darin an einem Kirchelchen, und Bettler niſten in den verfallenen Gewölben. Sie hatten auf flachem Boden ein Feuer angelegt, und eine ſtille Luft trieb den Rauch erſt auf der Arena hin, daß der untere Teil der Ruinen bedeckt war und die ungeheuern Mauern oben drüber finſter herausragten; wir ſtanden am Gitter und ſahen dem Phänomen zu; der Mond ſtand hoch und heiter. Nach und nach zog ſich der Rauch durch die Wände, Lücken und Öffnungen, ihn beleuchtete der Mond wie einen Nebel. Der Anblick war köſtlich. So muß man das Pantheon, das Kapitol beleuchtet ſehen, den Vorhof der Peterskirche und andere große Straßen und Plätze. Und ſo haben Sonne und Mond, eben wie der Menſchengeiſt, hier ein ganz anderes Geſchäft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Maſſen entgegenſtehen.

6. Abendmahl von Leonardo da Vinci zu Mailand.

Wir wenden uns nunmehr gegen das eigentliche Ziel unſerer Bemühung, zu dem Abendmahl, welches im Kloſter alle Gracie zu Mailand auf die Wand gemalt war; möchten unſere Leſer Morghens Kupferſtich vor ſich nehmen, welcher hinreicht, uns ſowohl über das Ganze als wie das einzelne zu verſtändigen.

Die Stelle, wo das Bild gemalt iſt, wird allervörderſt in Betrachtung gezogen; denn hier tut ſich die Weisheit des Künſtlers in ihrem Brennpunkt vollkommen hervor. Konnte für ein Refektorium etwas ſchicklicher und edler ausgedacht werden als ein Scheidemahl, das der ganzen Welt für alle Zeiten als heilig gelten ſollte?

Als Reiſende haben wir dieſes Speiſezimmer vor manchen Jahren noch unzerſtört geſehen. Dem Eingang an der ſchmalen Seite gegenüber, im Grunde des Saals, ſtand die Tafel des Priors, zu beiden Seiten die Mönchstiſche, ſämtlich auf einer Stufe vom Boden erhöht, und nur wenn der Hereintretende ſich umkehrte, ſah er an der vierten Wand über den nicht allzu hohen Türen den vierten Tiſch gemalt, an demſelben Chriſtum und ſeine Jünger, eben als wenn ſie zur Geſellſchaft gehörten. Es muß zur Speiſeſtunde ein bedeutender Anblick geweſen ſein, wenn die Tiſche des Priors und Chriſti als zwei Gegenbilder aufeinander blickten und die Mönche an ihren Tafeln ſich dazwiſchen eingeſchloſſen fanden. Und eben deshalb mußte die Weisheit des Malers die vorhandenen Mönchstiſche zum Vorbilde nehmen. Auch iſt gewiß das Tiſchtuch mit ſeinen gequetſchten Falten, gemuſterten Streifen und aufgeknüpften Zipfeln aus der Waſchkammer des Kloſters genommen, Schüſſeln, Teller, Becher und ſonſtiges Geräte gleichfalls denjenigen nachgeahmt, deren ſich die Mönche bedienten.

Hier war alſo keineswegs die Rede von Annäherung an ein unſicheres veraltetes Koſtüm. Höchſt ungeſchickt wäre es geweſen, an dieſem Orte die heilige Geſellſchaft auf Polſter auszuſtrecken. Nein, ſie ſollte der Gegenwart angenähert werden, Chriſtus ſollte ſein Abendmahl bei den Dominikanern zu Mailand einnehmen.

Auch in manchem andern Betracht mußte das Bild große Wirkung tun. Ungefähr zehn Fuß über der Erde nehmen die dreizehn Figuren, ſämtlich etwa anderthalbmal die Lebensgröße gebildet, den Raum von achtundzwanzig Pariſer Fuß der Länge nach ein. Nur zwei derſelben ſieht man ganz an den entgegengeſetzten Enden der Tafel, die übrigen ſind Halbfiguren, und auch hier fand der Künſtler in der Notwendigkeit ſeinen Vorteil. Jeder ſittliche Ausdruck gehört nur dem oberen Teil des Körpers an, und die Füße ſind in ſolchen Fällen überall im Wege; der Künſtler ſchuf ſich hier alſo Halbfiguren, deren Schoß und Knie von Tiſch und Tiſchtuch bedeckt wird, unten aber die Füße im beſcheidenen Dämmerlicht kaum bemerklich ſein ſollten.

Nun verſetze man ſich an Ort und Stelle, denke ſich die ſittliche äußere Ruhe, die in einem ſolchen mönchiſchen Speiſe-

ſaale obwaltet, und bewundere den Künſtler, der ſeinem Bilde kräftige Erſchütterung, leidenſchaftliche Bewegung einhaucht und, indem er ſein Kunſtwerk möglichſt an die Natur herangebracht hat, es alſobald mit der nächſten Wirklichkeit in Kontraſt ſetzt.

Das Aufregungsmittel, wodurch der Künſtler die ruhig heilige Abendtafel erſchüttert, ſind die Worte des Meiſters: Einer iſt unter euch, der mich verrät! Ausgeſprochen ſind ſie, die ganze Geſellſchaft kommt darüber in Unruhe; er aber neigt ſein Haupt, geſenkten Blickes; die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, alles wiederholt mit himmliſcher Ergebenheit die unglücklichen Worte: Ja, es iſt nicht anders! Einer iſt unter euch, der mich verrät!

Ehe wir aber weitergehen, müſſen wir ein großes Mittel entwickeln, wodurch Leonardo dieſes Bild hauptſächlich belebte: es iſt die Bewegung der Hände. Dies konnte aber auch nur ein Italiener finden. Bei ſeiner Nation iſt der ganze Körper geiſtreich, alle Glieder nehmen teil an jedem Ausdruck des Gefühls, der Leidenſchaft, ja des Gedankens. Durch verſchiedene Geſtaltung und Bewegung der Hände drückt er aus: „Was kümmert's mich! — Komm her! — Dies iſt ein Schelm! Nimm dich in acht vor ihm! — Er ſoll nicht lange leben! — Dies iſt ein Hauptpunkt. — Dies merkt beſonders wohl, meine Zuhörer!“ — Einer ſolchen Nationaleigenſchaft mußte der alles Charakteriſtiſche höchſt aufmerkſam betrachtende Leonardo ſein forſchendes Auge beſonders zuwenden; hieran iſt das gegenwärtige Bild einzig, und man kann ihm nicht genug Betrachtung widmen. Vollkommen übereinſtimmend iſt Geſichtsbildung und jede Bewegung, auch dabei eine dem Auge gleich faßliche Zuſammen- und Gegeneinanderſtellung aller Glieder auf das lobenswürdigſte geleiſtet.

Die Geſtalten überhaupt zu beiden Seiten des Herrn laſſen ſich drei und drei zuſammen betrachten, wie ſie denn auch ſo jedesmal in eins gedacht, in Verhältnis geſtellt und doch in bezug auf ihre Nachbarn gehalten ſind. Zunächſt an Chriſti rechter Seite Johannes, Judas und Petrus.

Petrus, der entfernteſte, fährt nach ſeinem heftigen Charakter, als er das Wort des Herrn vernommen, eilig hinter Judas her, der ſich, erſchrocken aufwärts ſehend, vorwärts über den Tiſch beugt, mit der rechten, feſtgeſchloſſenen Hand den Beutel hält, mit der linken aber eine unwillkürliche krampfhafte Bewegung macht, als wollte er ſagen: Was ſoll das heißen? Was ſoll das werden? Petrus hat indeſſen mit ſeiner linken Hand des gegen ihn geneigten Johannes rechte Schulter gefaßt, hindeutend auf Chriſtum und zugleich den geliebten Jünger anregend, er ſolle fragen, wer denn der Verräter ſei. Einen Meſſergriff in der Rechten ſetzt er dem Judas unwillkürlich zufällig in die Rippen, wodurch deſſen erſchrockene Vorwärtsbewegung, die ſogar ein Salzfaß umſchüttet, glücklich bewirkt wird. Dieſe Gruppe kann als die zuerſt gedachte des Bildes angeſehen werden, ſie iſt die vollkommenſte.

Wenn nun auf der rechten Seite des Herrn mit mäßiger Bewegung unmittelbare Rache angedroht wird, entſpringt auf ſeiner linken lebhafteſtes Entſetzen und Abſcheu vor dem Verrat. Jakobus der ältere beugt ſich vor Schrecken zurück, breitet die Arme aus, ſtarrt, das Haupt niedergebeugt, vor ſich hin, wie einer, der das Ungeheuere, das er durchs Ohr vernimmt, ſchon mit Augen zu ſehen glaubt. Thomas erſcheint hinter ſeiner Schulter hervor, und ſich dem Heiland nähernd, hebt er den Zeigefinger der rechten Hand gegen die Stirne. Philippus, der dritte zu dieſer Gruppe gehörige, rundet ſie aufs lieblichſte; er iſt aufgeſtanden, beugt ſich gegen den Meiſter, legt die Hände auf die Bruſt, mit größter Klarheit ausſprechend: Herr, ich bin's nicht! Du weißt es! Du kennſt mein reines Herz. Ich bin's nicht!

Und nunmehr geben uns die benachbarten drei letztern dieſer Seite neuen

Stoff zur Betrachtung. Sie unterhalten sich untereinander über das schrecklich Vernommene. Matthäus wendet mit eifriger Bewegung das Gesicht links zu seinen beiden Genossen, die Hände hingegen streckt er mit Schnelligkeit gegen den Meister und verbindet so durch das unschätzbarste Kunstmittel seine Gruppe mit der vorhergehenden. Thaddäus zeigt die heftigste Überraschung, Zweifel und Argwohn: er hat die linke Hand offen auf den Tisch gelegt und die rechte dergestalt erhoben, als stehe er im Begriff, mit dem Rücken derselben in die linke einzuschlagen — eine Bewegung, die man wohl noch von Naturmenschen sieht, wenn sie bei unerwartetem Vorfall ausdrücken wollen: Hab' ich's nicht gesagt! Hab' ich's nicht immer vermutet! — Simon sitzt höchst würdig am Ende des Tisches, wir sehen daher dessen ganze Figur; er, der älteste von allen, ist reich mit Falten bekleidet, Gesicht und Bewegung zeigen, er sei betroffen und nachdenkend, nicht erschüttert, kaum bewegt.

Wenden wir nun die Augen sogleich auf das entgegengesetzte Tischende, so sehen wir Bartholomäus, der auf dem rechten Fuß, den linken übergeschlagen, steht, mit beiden ruhig auf den Tisch gestemmten Händen seinen übergebogenen Körper unterstützend. Er horcht, wahrscheinlich zu vernehmen, was Johannes vom Herrn ausfragen wird; denn überhaupt scheint die Anregung des Lieblingsjüngers von dieser ganzen Seite auszugehen. Jakobus der Jüngere, neben und hinter Bartholomäus, legt die linke Hand auf Petri Schulter, so wie Petrus auf die Schulter Johannis, aber Jakobus mild, nur Aufklärung verlangend, wo Petrus schon Rache droht.

Und also wie Petrus hinter Judas, so greift Jakobus der Jüngere hinter Andreas her, welcher, als eine der bedeutendsten Figuren, mit halbaufgehobenen Armen die flachen Hände vorwärts zeigt, als entschiedenen Ausdruck des Entsetzens, der in diesem Bilde nur einmal vorkommt, da er in andern weniger geistreich und gründlich gedachten Werken sich leider nur zu oft wiederholt.

§ 29. (Johann Christoph) Friedrich Schiller.

Schiller wurde geboren zu Marbach in Schwaben am 10. November 1759. Von seinen Eltern anfänglich für den geistlichen Stand bestimmt, wandte er sich auf der Militärakademie (der nachherigen Karlsschule) bei Stuttgart, die er auf den Wunsch des Herzogs Karl Eugen besuchte, dem Studium der Medizin zu und wurde 1780 Militärarzt in Stuttgart, ohne jedoch in seinem Berufe rechte Befriedigung zu finden, da sich die Neigung zur Dichtkunst zu stark in ihm regte. Als er sich zweimal ohne Urlaub nach Mannheim begab — das erste Mal, um der Aufführung seines ersten Dramas „Die Räuber" beizuwohnen — und deshalb vom Herzog hart bestraft wurde, ihm auch die Veröffentlichung irgendwelcher andern als medizinischer Schriften untersagt wurde, floh er aus Stuttgart und fand, gänzlich mittellos, eine Zeitlang Aufnahme bei Frau von Wolzogen bei Meiningen. 1783 zum Theaterdichter nach Mannheim berufen, wirkte er dort fast zwei Jahre lang, worauf er einer Einladung des nachmaligen Konsistorialrates Körner nach Leipzig folgte. Der Umgang mit diesem trefflichen Mann, der als treuer, uneigennütziger Freund ihm die Mängel seiner Dichtungen bloßlegte und ihn zu einer höheren und edleren Kunstanschauung führte, war für Schiller von der höchsten Bedeutung. War er bisher in leidenschaftlicher Weise dem Geist der Sturm- und Drangzeit ergeben gewesen (vgl. seine Erstlingsdramen: „Die Räuber", „Die Verschwörung des Fiesco", „Kabale und Liebe", „Don Carlos", die sämtlich eine Auflehnung gegen bestehende Zustände bedeuten), so machte sich jetzt eine ruhigere Stimmung bei ihm Platz. Der Wunsch, durch den Großherzog Karl August eine feste Lebensstellung zu erhalten, bewog ihn, 1787 nach Weimar zu reisen; doch blieb der Wunsch vorläufig unerfüllt. Schiller widmete sich nun zur Förderung seiner Menschenkenntnis dem Studium der Geschichte. Die Frucht dieses Studiums, „Die Geschichte des Abfalls der Niederlande", brachte ihm 1789 die Stelle eines Geschichtsprofessors an der Universität Jena ein, die er bis 1793 behielt. Ein vom Herzog von Augustenburg ihm ausgesetztes reichliches Jahrgeld ermöglichte es ihm, nun ganz seiner Muse zu leben, die, geläutert durch ein fleißiges Studium der Kantschen Philosophie, seit der Zeit seines Freundschaftsbündnisses mit Goethe die vollendetsten Schöpfungen in reicher Fülle hervorbrachte. 1799 schlug Schiller seinen Wohnsitz in Weimar auf, wo der beständige Verkehr der beiden Freunde miteinander für unsere Literatur so bedeutungsvoll geworden ist. 1802 wurde Schiller in den Adelsstand erhoben. Am 9. Mai 1805 erlag er einer Lungenkrankheit, an der er lange gelitten hatte. — Schiller ist neben Goethe der größte deutsche Dichter. Im Gegensatz zu der leidenschaftslosen Ruhe, der klaren Anschaulichkeit und Naturwahrheit der Goetheschen Dichtungen tragen die seinigen den Charakter triumphierender Hoheit und verbinden mit hinreißendem Schwung der Sprache einen tiefen Ideengehalt. Am größten ist er als Dramatiker. Als solcher nimmt er unter den deutschen Dichtern unbestritten die erste Stelle ein.

Seine dramatiſchen Meiſterwerke ſind: „Wallenſtein“ (1799), „Maria Stuart“ (1800), „Die Jungfrau von Orleans“ (1801), „Die Braut von Meſſina“ (1803), „Wilhelm Tell“ (1804). Doch auch ſeine lyriſchen Dichtungen, beſonders die kulturhiſtoriſchen, z. B. „Der Spaziergang“ und „Das Lied von der Glocke“, ſowie ſeine Balladen ſind, rein literariſch betrachtet, Meiſterwerke der poetiſchen Kunſt. Seine Proſaſchriften ſind teils Romane, teils geſchichtlicher („Geſchichte des Dreißigjährigen Krieges“ u. a.), teils philoſophiſch-äſthetiſcher Art. — Schiller war der Sänger der Ideale. Begeiſtert für das „Wahre, Gute und Schöne“, das er aber in der öden, „von einem kalten Schickſal beherrſchten“ Welt nicht fand, ſchuf er ſich nach ſeinen Ideen von Recht, Freiheit, Sittlichkeit eine Welt erhabener Muſterbilder und hielt es für die Aufgabe der Kunſt, ſpeziell der Dichtung, das Leben hiernach zu geſtalten. Unzweifelhaft wirkte er durch ſeine Begeiſterung mächtig auf die Nation, inſonderheit die Jugend, ein. Aber da ja nicht Gottes Wort, ſondern die Kunſt ihm die weltverbeſſernde Macht war, ſo iſt es ebenſo unzweifelhaft wahr, daß er zur wahren Förderung der Nation nichts beitrug, wie denn ſeine Kunſt ihn ſelbſt nicht beglücken und ihm nicht den inneren Frieden geben konnte; denn der chriſtliche Glaube blieb ihm ein Geheimnis. Die göttliche Offenbarung war ihm ein Unding, und ſo ſah er auch im Chriſtentum nur die Darſtellung „ſchöner Sittlichkeit“. „In dieſem Sinne iſt ſie“, ſchrieb er am 17. Auguſt 1795 an Goethe, „die einzige äſthetiſche Religion, daher ich mir es erkläre, warum dieſe Religion bei der weiblichen Natur ſo viel Glück macht und nur in Weibern noch in einer gewiſſen erträglichen Form angetroffen wird.“

1. Lyriſches.

(Johann Chriſtoph) Friedrich Schiller.

1. Pompeji und Herkulanum.

(1796.)

Welches Wunder begibt ſich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was ſendet dein Schoß uns herauf?
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt, unter der Lava verborgen,
Noch ein neues Geſchlecht? Kehrt das entflohne zurück?
Griechen! Römer! O kommt! O ſeht, das alte Pompeji
Findet ſich wieder, aufs neu' bauet ſich Herkules' Stadt.
Giebel an Giebel ſteigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen; o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgetan iſt das weite Theater, es ſtürze durch ſeine
Sieben Mündungen ſich flutend die Menge herein!
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus' Sohn, dem Oreſt folge der grauſende Chor!
Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?
Was für Geſtalten ſind das auf dem kuruliſchen Stuhl?[1])
Traget, Liktoren, die Beile voran! Den Seſſel beſteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gaſſen breiten ſich aus, mit erhöhetem Pflaſter
Ziehet der ſchmalere Weg neben den Häuſern ſich hin.
Schützend ſpringen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reihn um den einſamen Hof heimlich und traulich ſich her.
Öffnet die Läden geſchwind und die lange verſchütteten Türen!
In die ſchaudrige Nacht falle der luſtige Tag!
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke ſich dehnen,

1) Ehrenſeſſel römiſcher Beamter, z. B. der Konſuln.

Wie von buntem Geſtein ſchimmernd das Eſtrich[2]) ſich hebt!
Friſch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben;
Wo iſt der Künſtler? Er warf eben den Pinſel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Faſſet der muntre Feſton[3]) reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb ſchlüpft hier ein Amor[4]) vorüber,
Emſige Genien[5]) dort keltern den purpurnen Wein;
Hoch auf ſpringt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet ſie ſchlummernd,
Und der lauſchende Faun[6]) hat ſich nicht ſatt noch geſehn.
Flüchtig tummelt ſie hier den raſchen Zentauren, auf einem
Knie nur ſchwebend, und treibt friſch mit dem Thyrſus[7]) ihn an.
Knaben, was ſäumt ihr? Herbei! Da ſtehn noch die ſchönen Geſchirre;
Friſch, ihr Mädchen, und ſchöpft in den etruriſchen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf ſchön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geſchwind, Sklaven, beſtellet den Herd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget;
Auch noch die Wage liegt hier, ſehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Öl fülle die Lampe ſich an!
Was verwahret dies Käſtchen? O ſeht, was der Bräutigam ſendet,
Mädchen, Spangen von Gold, glänzende Paſten[8]) zum Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad! Hier ſtehn noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Kriſtall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernſten Muſeum
Liegt noch ein köſtlicher Schatz ſeltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächſerne Tafeln.
Nichts iſt verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten,[9]) ſie ſtellen ſich ein, es finden ſich alle
Götter wieder; warum bleiben die Prieſter nur aus?
Den Caduceus[10]) ſchwingt der zierlich geſchenkelte Hermes,
Und die Viktoria[11]) fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, ſie ſtehen noch da; o kommet, o zündet,
Lang ſchon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!

2. Das Lied von der Glocke.[1])

(1799.)

Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.[2])

Feſt gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden;
Friſch, Geſellen, ſeid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meiſter loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernſt bereiten,
Geziemt ſich wohl ein ernſtes Wort;
Wenn gute Reden ſie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die ſchwache Kraft entſpringt;
Den ſchlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das iſt's ja, was den Menſchen zieret,
Und dazu ward ihm der Verſtand,
Daß er im innern Herzen ſpüret,
Was er erſchafft mit ſeiner Hand.

2) Fußboden von Stein. — 3) Frucht- oder Blumengehänge. — 4) Liebesgott. — 5) geflügelte Schutz- oder Ortsgeiſter. — 6) geiler Waldgott. — 7) der mit Weinlaub umwundene Stab der Bacchantinnen. — 8) Schmuckgegenſtand aus Gips, Glas uſw.

9) Hausgötter. — 10) geflügelter Schlangenſtab. — 11) Siegesgöttin.

1) Die erſte Anregung zu dieſem Gedicht erhielt Schiller während ſeines erſten Aufenthalts in Rudolſtadt (1788). — 2) Lebende ruf' ich, Tote beklag' ich, Blitze brech' ich.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise!

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
Hoch auf des Turmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängnis bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiterklingt.

Weiße Blasen seh' ich springen,
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt.
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen und die heitern Lose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe;
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild' aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen,
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Tränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n.
Errötend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt;
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein;
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch,
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch des Lebens Mai;
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,

Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer.
Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
überzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
„Fest wie der Erde Grund
Gegen des Unglücks Macht
Stehet mir des Hauses Pracht!"
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen;
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch! —
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!

Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohltätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild' der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?
Das ist Sturm!
Rot wie Blut
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straßen lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile;
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen, Wasserwogen;
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht;
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,

Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke;
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.
Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.
Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt.
Wird's auch schön zutage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang!
Wenn die Form zersprang!
Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände Tat,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.
Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Ach! die Gattin ist's, die teure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust. —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn;
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich tun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Scharen
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller,
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadttor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;

Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Gesetzes wacht.
Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!
Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und im feurigen Bewegen
Werden alle Kräfte kund;
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.
Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Tal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude —
Seine Absicht hat's erfüllt —,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild!
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glühnde Erz sich selbst befreit!
Blindwütend, mit des Donners Krachen,
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus!
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild' gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.
Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.
Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Bürgerbanden ziehn umher;
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr; es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Wehe denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet, wie ein goldner Stern,
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern!

Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz;
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Konkordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.
Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!

3. An die Freunde.

(1802.)

1. Lieben Freunde, es gab schönre Zeiten
Als die unsern, das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.
Doch es ist dahin, es ist verschwunden,
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat recht.

2. Freunde! es gibt glücklichere Zonen
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereiste Wandrer spricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
Unser Herz erwarmt an ihrem Licht.
Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
Wird die Myrte unsers Winters Raub,
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe muntres Laub.

3. Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an und gehen,
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches ebner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild.

4. Prächtiger als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten;
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und, ein zweiter Himmel, in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

5. Größres mag sich anderswo begeben
Als bei uns, in unserm kleinen Leben;
Neues hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll, still an uns vorübergehn.
Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie;
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

4. Punschlied.

(1803.)

1. Vier Elemente,
Innig gesellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

2. Preßt der Zitrone
Saftigen Stern!
Herb ist des Lebens
Innerster Kern.

3. Jetzt mit des Zuckers
Linderndem Saft
Zähmet die herbe,
Brennende Kraft.

4. Gießet des Wassers
Sprudelnden Schwall!
Wasser umfänget
Ruhig das All.

5. Tropfen des Geistes
Gießet hinein!
Leben dem Leben
Gibt er allein.

6. Eh' es verdüftet,
Schöpfet es schnell!
Nur wenn er glühet,
Labet der Quell.

5. Das Siegesfest.

(1803.)

1. Priams Feste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reichbeladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.
Stimmet an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimat geht es wieder.

2. Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich, mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.
Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern
Folgen wir dem fremden Herrn.
Ach, wie glücklich sind die Toten!

3. Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an.
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Ägis[1]) grausend schwingt.
Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange, schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.

4. Atreus' Sohn,[2]) der Fürst der Scharen,
übersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Skamanders Tal;
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick:
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er wen'ge nur zurück.
Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimat wiedersieht,
Wem noch frisch das Leben blüht;
Denn nicht alle kehren wieder.

5. Alle nicht, die wiederkehren,
Mögen sich des Heimzugs freun:
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet sein.
Mancher fiel durch Freundestücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!
Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
Von Athenens Geist beseelt.
Glücklich, wem der Gattin Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt!
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue.

6. Und des frisch erkämpften Weibes[3])
Freut sich der Atrid'[4]) und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Freveltat;
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Kroniden[5]) Rat.

---

1) Der Schild des Zeus. — 2) Agamemnon. — 3) **Helena.** — 4) Menelaus. — 5) Zeus, der Sohn des **Kronos.**

Böſes muß mit Böſem enden;
An dem frevelnden Geſchlecht
Rächet Zeus das Gaſtesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.

7. Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Oileus' tapfrer Sohn,[6])
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl verteilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück;
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Therſites kommt zurück!

Weil das Glück aus ſeiner Tonnen
Die Geſchicke blind verſtreut,
Freue ſich und jauchze heut',
Wer das Lebenslos gewonnen!

8. Ja, der Krieg verſchlingt die Beſten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder,[7]) bei der Griechen Feſten,
Der ein Turm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der ſchöne Preis zuteil.

Friede deinen heil'gen Reſten!
Nicht der Feind hat dich entrafft,
Ajax fiel durch Ajax' Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Beſten!

9. Dem Erzeuger[8]) jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
Unter allen ird'ſchen Loſen,
Hoher Vater, preiſ' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Iſt der Ruhm das höchſte doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unſterblich ſein im Lied;
Denn das ird'ſche Leben flieht,
Und die Toten dauern immer.

10. Weil des Liedes Stimmen ſchweigen
Von dem überwundnen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen —
Hub der Sohn des Tydeus[9]) an —,
Der für ſeine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beſchirmer, fiel:
Krönt den Sieger größre Ehre,
Ehret ihn das ſchönre Ziel!
Der für ſeine Hausaltäre
Kämpfend ſank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm ſeines Namens Ehre.

11. Neſtor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menſchenalter ſah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der beträuten Hekuba[10]):
Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll iſt Bacchus' Gabe,
Balſam ins zerriſſ'ne Herz.
Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Balſam fürs zerriſſ'ne Herz,
Wundervoll iſt Bacchus' Gabe.

12. Denn auch Niobe,[11]) dem ſchweren
Zorn der Himmliſchen ein Ziel,
Koſtete die Frucht der Ähren
Und bezwang das Schmerzgefühl;
Denn ſolang die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Iſt der Schmerz in Lethes Welle
Tief verſenkt und feſtgebannt.
Denn ſolang die Lebensquelle
An der Lippen Rande ſchäumt,
Iſt der Jammer weggeräumt,
Fortgeſpült in Lethes Welle.

13. Und von ihrem Gott ergriffen,
Hub ſich jetzt die Seherin,[12])
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimat hin:
Rauch iſt alles ird'ſche Weſen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben ſtet.
Um das Roß des Reiters ſchweben,
Um das Schiff die Sorgen her;
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben![13])

6) Ajax, der Lokrier. — 7) Ajax, Sohn des Telamon, Bruder des Teukros. — 8) Achilles. — 9) Diomedes, Fürſt von Argolis.

10) Gattin des Priamus. — 11) Gattin des Thebanerkönigs Amphion und Tochter des Tantalus. — 12) Kaſſandra. — 13) Hier iſt die bedauernswerte materialiſtiſche Geiſtesrichtung Schillers zu erkennen, indem er nach Darlegung des tragiſchen Loſes der Vergänglichkeit alles Irdiſchen zum Genuß des Augenblicks auffordert. Sein Wahlſpruch iſt hier das Wort des Heiden Horaz: Carpe diem! (Ad Leuconoen.)

2. Epiſches.

1. Die Schlacht.

(1781.)

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Eb'ne ſchwankt der Marſch.
Zum wilden, eiſernen Würfelſpiel
Streckt ſich unabſehlich das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Totengeſichtern
Niederjagt die Front der Major:
„Halt!“
Und Regimenter feſſelt das ſtarre Kommando.
Lautlos ſteht die Front.
„Prächtig im glühenden Morgenrot
Was blitzt dorther vom Gebirge?
Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?“
„Wir ſehn des Feindes Fahnen wehn.
Gott mit euch, Weib und Kinder!“
„Luſtig! Hört ihr den Geſang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder.
Wie brauſt es fort im ſchönen, wilden Takt
Und brauſt durch Mark und Bein!“
„Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!“
Schon fleugt es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner ſchon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Loſung brauſt von Heer zu Heer.
„Laß brauſen in Gottes Namen fort!
Freier ſchon atmet die Bruſt.“
Der Tod iſt los — ſchon wogt der Kampf.
Eiſern im wolkigen Pulverdampf,
Eiſern fallen die Würfel.
Nah umarmen die Heere ſich.
„Fertig!“ heult's von P'loton[1] zu P'loton;
Auf die Knie geworfen
Feuern die Vordern; viele ſtehen nicht mehr auf.
Lücken reißt die ſtreifende Kartätſche;
Auf Vormanns Rumpf ſpringt der Hintermann.
Verwüſtung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.
Die Sonne löſcht aus, heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht.
„Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!“
Hoch ſpritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechſeln mit Toten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen.
„Und auch du, Franz?“ — „Grüße mein Lottchen, Freund!“
Wilder immer wütet der Streit.
„Grüßen will ich — Gott! Kameraden, ſeht
Hinter uns, wie die Kartätſche ſpringt! —
Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!
Schlummre ſanft; wo die Kugelſaat
Regnet, ſtürz' ich Verlaſſ'ner hinein.“
Hierher, dorthin ſchwankt die Schlacht,
Finſtrer brütet auf dem Heer die Nacht.
„Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!“
Horch! was ſtrampft im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen.
Dragoner raſſeln in den Feind,
Und ſeine Donner ruhen.
„Viktoria, Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und ſeine Fahne ſinkt.“
Entſchieden iſt die ſcharfe Schlacht;
Der Tag blickt ſiegend durch die Nacht.
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
Stimmen ſchon Triumphgeſang!
„Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!“

1) Kleine Abteilung von Soldaten, die zugleich abfeuern.

2. Das Mädchen aus der Fremde.

(1796.)

1. In einem Tal bei armen Hirten
Erſchien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die erſten Lerchen ſchwirrten,
Ein Mädchen, ſchön und wunderbar.

2. Sie war nicht in dem Tal geboren,
Man wußte nicht, woher ſie kam;
Und ſchnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abſchied nahm.

3. Beſeligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

4. Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur,

5. Und teilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beſchenkt nach Haus.

6. Willkommen waren alle Gäſte;
Doch nahte ſich ein liebend Paar,
Dem reichte ſie der Gaben beſte,
Der Blumen allerſchönſte dar.

3. Der Taucher.

(1797.)

1. „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in dieſen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verſchlungen ſchon hat ihn der ſchwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er iſt ſein eigen."

2. Der König ſpricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die ſchroff und ſteil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde[1]) Geheul.
„Wer iſt der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in dieſe Tiefe nieder?"

3. Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und ſchweigen ſtill,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Iſt keiner, der ſich hinunterwaget?"

4. Doch alles noch ſtumm bleibt wie zuvor;
Und ein Edelknecht, ſanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg.
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert ſchauen.

5. Und wie er tritt an des Felſen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Waſſer, die ſie hinunterſchlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getoſe
Entſtürzen ſie ſchäumend dem finſtern Schoße.

6. Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt;
Bis zum Himmel ſpritzet der dampfende Giſcht,
Und Flut auf Flut ſich ohn' Ende drängt,
Und will ſich nimmer erſchöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

7. Doch endlich, da legt ſich die wilde Gewalt,
Und ſchwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum;
Und reißend ſieht man die brandenden Wogen
Hinab in den ſtrudelnden Trichter gezogen.

8. Jetzt ſchnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling ſich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entſetzens wird rings gehört,
Und ſchon hat ihn der Wirbel hinweggeſpült,
Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt ſich der Rachen; er zeigt ſich nimmer.

9. Und ſtille wird's über dem Waſſerſchlund,
In der Tiefe nur brauſet es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit ſchrecklichem Weilen.

1) Ein Strudel in der Meerenge von Meſſina, gegenüber an der italieniſchen Küſte die Szylla.

10. Und würf'ſt du die Krone ſelber hinein
Und ſpräch'ſt: „Wer mir bringet die Kron',
Er ſoll ſie tragen und König ſein!"
Mich gelüſtete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

11. Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab;
Doch zerſchmettert nur rangen ſich Kiel und Maſt
Hervor aus dem alles verſchlingenden Grab. —
Und heller und heller, wie Sturmes Sauſen,
Hört man's näher und immer näher brauſen.

12. Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt;
Bis zum Himmel ſpritzet der dampfende Giſcht,
Und Well' auf Well' ſich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getoſe
Entſtürzt es brüllend dem finſtern Schoße.

13. Und ſieh! aus dem finſter flutenden Schoß,
Da hebet ſich's ſchwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emſigem Fleiß —
Und er iſt's, und hoch in ſeiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

14. Und atmete lang und atmete tief
Und begrüßte das himmliſche Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! Er iſt da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der ſtrudelnden Waſſerhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele!"

15. Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schar;
Zu des Königs Füßen er ſinkt,
Den Becher reicht er ihm kniend dar.
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling ſich alſo zum König wandte:

16. „Lang lebe der König! Es freue ſich,
Wer da atmet im roſigen Licht!
Da unten aber iſt's fürchterlich,
Und der Menſch verſuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

17. Es riß mich hinunter blitzesſchnell;
Da ſtürzt' mir aus felſigem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelſtroms wütende Macht,
Und wie einen Kreiſel mit ſchwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerſtehen.

18. Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchſten ſchrecklichen Not,
Aus der Tiefe ragend ein Felſenriff,
Das erfaßt' ich behend' und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an ſpitzen Korallen,
Sonſt wär' er ins Bodenloſe gefallen.

19. Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finſternis da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig ſchlief,
Das Auge mit Schaudern hinunterſah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

20. Schwarz wimmelten da, in grauſem Gemiſch,
Zu ſcheußlichen Klumpen geballt,
Der ſtachlichte Roche, der Klippenfiſch,
Des Hammers greuliche Ungeſtalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entſetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

21. Und da hing ich und war mir's mit Grauſen bewußt,
Von der menſchlichen Hilfe ſo weit,
Unter Larven die einzige fühlende Bruſt,
Allein in der gräßlichen Einſamkeit,
Tief unter dem Schall der menſchlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Öde.

22. Und ſchaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will ſchnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laſſ' ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit raſendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

23. Der König darob ſich verwundert ſchier
Und ſpricht: „Der Becher iſt dein,
Und dieſen Ring noch beſtimm' ich dir,
Geſchmückt mit dem köſtlichſten Edelgeſtein,
Verſuchſt du's noch einmal und bringſt mir Kunde,
Was du ſahſt auf des Meeres tiefunterſtem Grunde."

24. Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit ſchmeichelndem Munde ſie fleht:
„Laßt, Vater, genug ſein das grauſame Spiel!
Er hat Euch beſtanden, was keiner beſteht;
Und könnt Ihr des Herzens Gelüſte nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beſchämen."

25. Drauf der König greift nach dem Becher ſchnell,
In den Strudel ihn ſchleudert hinein:
„Und ſchaffſt du den Becher mir wieder zur Stell',
So ſollſt du der trefflichſte Ritter mir ſein
Und ſollſt ſie als Eh'gemahl heut' noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

26. Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er ſiehet erröten die ſchöne Geſtalt
Und ſieht ſie erbleichen und ſinken hin;
Da treibt's ihn, den köſtlichen Preis zu erwerben,
Und ſtürzt hinunter auf Leben und Sterben.

27. Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt ſie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt ſich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Waſſer all',
Sie rauſchen herauf, ſie rauſchen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

4. Der Ring des Polykrates.

(1797.)

1. Er ſtand auf ſeines Daches Zinnen,
Er ſchaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrſchte Samos hin.
„Dies alles iſt mir untertänig,"
Begann er zu Ägyptens König;
„Geſtehe, daß ich glücklich bin!"

2. „Du haſt der Götter Gunſt erfahren!
Die vormals deinesgleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Zepters Macht.
Doch einer lebt noch, ſie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich ſprechen,
Solang des Feindes Auge wacht."

3. Und eh' der König noch geendet,
Da ſtellt ſich, von Milet geſendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Düfte ſteigen
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein feſtlich Haar!

4. Getroffen ſank dein Feind vom Speere!
Mich ſendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor —"
Und nimmt aus einem ſchwarzen Becken,
Noch blutig, zu der beiden Schrecken
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

5. Der König tritt zurück mit Grauen.
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,"

Verſetzt er mit beſorgtem Blick;
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen —
Wie leicht kann ſie der Sturm zerſchellen! —
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück."

6. Und eh' er noch das Wort geſprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Reede jauchzend ſchallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimiſchen Geſtaden
Der Schiffe maſtenreicher Wald.

7. Der königliche Gaſt erſtaunet:
„Dein Glück iſt heute gut gelaunet,
Doch fürchte ſeinen Unbeſtand!
Der Sparter nie beſiegte Scharen
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe ſind ſie dieſem Strand."

8. Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da ſieht man's von den Schiffen wallen,
Und tauſend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnot ſind wir befreiet,
Die Sparter hat der Sturm zerſtreuet,
Vorbei, geendet iſt der Krieg!"

9. Das hört der Gaſtfreund mit Entſetzen:
„Fürwahr, ich muß dich glücklich ſchätzen!
Doch", ſpricht er, „zittr' ich für dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemiſchte Freude
Ward keinem Irdiſchen zuteil.

10. Auch mir iſt alles wohl geraten;
Bei allen meinen Herrſchertaten
Begleitet' mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen teuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich ſah ihn ſterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

11. Drum, willſt du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unſichtbaren,
Daß ſie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen ſah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben ſtreun.

12. Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe ſelbſt das Unglück her!
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchſten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieſes Meer!"

13. Und jener ſpricht, von Furcht beweget:
„Von allem, was die Inſel heget,
Iſt dieſer Ring mein höchſtes Gut.
Ihn will ich den Erinnen[1]) weihen,
Ob ſie mein Glück mir dann verzeihen."
Und wirft das Kleinod in die Flut.

14. Und bei des nächſten Morgens Lichte,
Da tritt mit fröhlichem Geſichte
Ein Fiſcher vor den Fürſten hin:
„Herr, dieſen Fiſch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen;
Dir zum Geſchenke bring' ich ihn."

15. Und als der Koch den Fiſch zerteilet,
Kommt er beſtürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hocherſtauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fiſches Magen;
O, ohne Grenzen iſt dein Glück!"

16. Hier wendet ſich der Gaſt mit Grauſen:
„So kann ich hier nicht ferner hauſen,
Mein Freund kannſt du nicht weiter ſein.
Die Götter wollen dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit dir zu ſterben."
Und ſprach's und ſchiffte ſchnell ſich ein.

5. Die Kraniche des Ibykus.

(1797.)

1. Zum Kampf der Wagen und Geſänge,
Der auf Korinthus' Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm ſchenkte des Geſanges Gabe,
Der Lieder ſüßen Mund, Apoll;
So wandert er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

2. Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poſeidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt ſich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geſchwader ziehn.

1) Rachegöttinnen.

3. „Seid mir gegrüßt, befreund'te Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch;
Mein Los, es ist dem euren gleich:
Von fernher kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirtlich Dach.
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

4. Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte.
Da sperren auf gedrangem Steg
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

5. Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

6. Und schwer getroffen sinkt er nieder.
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.

7. Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm teuer sind:
„Und muß ich so dich wiederfinden
Und hoffte, mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"

8. Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen[1]
Das Volk, es fordert seine Wut,
Zu rächen des Erschlagnen Manen,[2]
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

9. Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Täter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
Tat's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios[3] vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

10. Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht;
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

11. Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend, wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

12. Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
Von Theseus' Stadt,[4] von Aulis' Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

13. Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

1) Oberrichter.

2) Seele des Abgeschiedenen, die in der Unterwelt ruhelos umherirrt, bis der Mord gerächt ist. — 3) Sonnengott. — 4) Athen.

14. Ein ſchwarzer Mantel ſchlägt die Lenden,
Sie ſchwingen in entfleiſchten Händen
Der Fackel düſterrote Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut;
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menſchenſtirnen freundlich wehn,
Da ſieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeſchwollnen Bäuche blähn.

15. Und ſchauerlich, gedreht im Kreiſe,
Beginnen ſie des Hymnus Weiſe,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Frevler ſchlingt.
Beſinnungraubend, herzbetörend
Schallt der Erinnyen[5]) Geſang;
Er ſchallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

16. „Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verſtohlen
Des Mordes ſchwere Tat vollbracht!
Wir heften uns an ſeine Sohlen,
Das furchtbare Geſchlecht der Nacht!

17. Und glaubt er fliehend zu entſpringen,
Geflügelt ſind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten —
Verſöhnen kann uns keine Reu' —
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei!"

18. So ſingend, tanzen ſie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt überm ganzen Hauſe ſchwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langſam abgemeſſ'nem Schritte,
Verſchwinden ſie im Hintergrund.

19. Und zwiſchen Trug und Wahrheit ſchwebet
Noch zweifelnd jede Bruſt und bebet
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforſchlich, unergründet
Des Schickſals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen ſich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

20. Da hört man auf den höchſten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da, ſieh da, Timotheus!
Die Kraniche des Ibykus!"
Und finſter plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in ſchwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

21. „Des Ibykus!" — Der teure Name
Rührt jede Bruſt mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde ſchnell:
„Des Ibykus? den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erſchlug?
Was iſt's mit dem? Was kann er meinen?
Was iſt's mit dieſem Kranichzug?"

22. Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesſchlage
Durch alle Herzen: „Gebet acht!
Das iſt der Eumeniden[6]) Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet ſelbſt ſich dar;
Ergreift ihn, der das Wort geſprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!"

23. Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Buſen gern bewahren;
Umſonſt! Der ſchreckenbleiche Mund
Macht ſchnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und ſchleppt ſie vor den Richter,
Die Szene wird zum Tribunal,
Und es geſtehn die Böſewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

6. Der Kampf mit dem Drachen.

(1798.)

1. Was rennt das Volk, was wälzt ſich dort
Die langen Gaſſen brauſend fort?
Stürzt Rhodus[1]) unter Feuers Flammen?
Es rottet ſich im Sturm zuſammen,

5) Rachegöttinnen.

6) = Erinnyen.

1) Hauptſtadt der gleichnamigen Inſel, des Sitzes des Johanniterordens.

Und einen Ritter, hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus dem Menſchentroß,
Und hinter ihm, welch Abenteuer!
Bringt man geſchleppt ein Ungeheuer;
Ein Drache ſcheint es von Geſtalt
Mit weitem Krokodilesrachen;
Und alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

2. Und tauſend Stimmen werden laut:
„Das iſt der Lindwurm, kommt und ſchaut,
Der Hirt und Herden uns verſchlungen!
Das iſt der Held, der ihn bezwungen!
Viel' andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
Doch keinen ſah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter ſoll man ehren!"
Und nach dem Kloſter geht der Zug,
Wo Sankt Johann's des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rate ſind verſammelt worden.

3. Und vor den edeln Meiſter tritt
Der Jüngling mit beſcheidnem Schritt;
Nachdrängt das Volk mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und ſpricht:
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getötet;
Frei iſt dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe ins Gefilde,
Froh walle auf dem Felſenſteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde."

4. Doch ſtrenge blickt der Fürſt ihn an
Und ſpricht: „Du haſt als Held getan;
Der Mut iſt's, der den Ritter ehret,
Du haſt den kühnen Geiſt bewähret.
Doch ſprich! was iſt die erſte Pflicht
Des Ritters, der für Chriſtum ficht,
Sich ſchmücket mit des Kreuzes Zeichen?"
Und alle ringsherum erbleichen.
Doch er mit edelm Anſtand ſpricht,
Indem er ſich errötend neiget:
„Gehorſam iſt die erſte Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget."

5. „Und dieſe Pflicht, mein Sohn," verſetzt
Der Meiſter, „haſt du frech verletzt.
Den Kampf, den das Geſetz verſaget,
Haſt du mit frevlem Mut gewaget!" —
„Herr, richte, wenn du alles weißt,"
Spricht jener mit geſetztem Geiſt,
„Denn des Geſetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtſam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen;
Durch Liſt und kluggewandten Sinn
Verſucht' ich's, in dem Kampf zu ſiegen.

6. Fünf unſers Ordens waren ſchon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Mutes Opfer worden;
Da wehrteſt du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagte mir
Der Unmut und die Streitbegier,
Ja ſelbſt im Traum der ſtillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte;
Und wenn der Morgen dämmernd kam
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beſchloß, es friſch zu wagen.

7. Und zu mir ſelber ſprach ich dann:
Was ſchmückt den Jüngling, ehrt den Mann?
Was leiſteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden,
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidentum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leu'n
Und rangen mit den Minotauren,
Die armen Opfer zu befrein,
Und ließen ſich das Blut nicht dauren.

8. Iſt nur der Sarazen es wert,
Daß ihn bekämpft des Chriſten Schwert?
Bekriegt er nur die falſchen Götter?
Geſandt iſt er der Welt zum Retter,
Von jeder Not und jedem Harm
Befreien muß ſein ſtarker Arm;
Doch ſeinen Mut muß Weisheit leiten,
Und Liſt muß mit der Stärke ſtreiten.
So ſprach ich oft und zog allein,
Des Raubtiers Fährte zu erkunden;
Da flößte mir der Geiſt es ein,
Froh rief ich aus: ‚Ich hab's gefunden!'

9. Und trat zu dir und ſprach dies Wort:
‚Mich zieht es nach der Heimat fort.'
Du, Herr, willfahrteſt meinen Bitten,
Und glücklich war das Meer durchſchnitten.

Kaum ſtieg ich aus am heim'ſchen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künſtlers Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zuſammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Laſt
Des langen Leibes aufgetürmet;
Ein ſchuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar ſchirmet.

10. Lang ſtrecket ſich der Hals hervor,
Und gräßlich wie ein Höllentor,
Als ſchnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet ſich des Rachens Weite,
Und aus dem ſchwarzen Schlunde dräun
Der Zähne ſtachelichte Reih'n;
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen ſprühen Blitze;
In einer Schlange endigt ſich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um ſich ſelber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß ſich ſchlänge.

11. Und alles bild' ich nach genau
Und kleid' es in ein ſcheußlich Grau;
Halb Wurm erſchien's, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache.
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, ſchnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen.
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze ſie zu wildem Grimme,
Zu faſſen ihn mit ſcharfem Zahn,
Und lenke ſie mit meiner Stimme.

12. Und wo des Bauches weiches Vlies
Den ſcharfen Biſſen Blöße ließ,
Da reiz' ich ſie, den Wurm zu packen,
Die ſpitzen Zähne einzuhacken.
Ich ſelbſt, bewaffnet mit Geſchoß,
Beſteige mein arabiſch Roß,
Von adeliger Zucht entſtammet,
Und als ich ſeinen Zorn entflammet,
Raſch auf den Drachen ſpreng' ich's los
Und ſtachl' es mit den ſcharfen Sporen
Und werfe zielend mein Geſchoß,
Als wollt' ich die Geſtalt durchbohren.

13. Ob auch das Roß ſich grauend bäumt
Und knirſcht und in den Zügel ſchäumt,
Und meine Doggen ängſtlich ſtöhnen,
Nicht raſt' ich, bis ſie ſich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emſigkeit,
Bis dreimal ſich der Mond erneut,
Und als ſie jedes recht begriffen,
Führ' ich ſie her auf ſchnellen Schiffen.
Der dritte Morgen iſt es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen;
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk beſtanden.

14. Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes friſch erneuter Schmerz;
Zerriſſen fand man jüngſt die Hirten,
Die nach dem Sumpfe ſich verirrten.
Und ich beſchließe raſch die Tat,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rat.
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Beſteige den verſuchten Rappen,
Und von dem edeln Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner Tat kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde friſch entgegen.

15. Das Kirchlein kennſt du, Herr, das hoch
Auf eines Felſenberges Joch,
Der weit die Inſel überſchauet,
Des Meiſters kühner Geiſt erbauet.
Verächtlich ſcheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel[2]) ſchließt es ein:
Die Mutter mit dem Jeſusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen ſteigt
Der Pilgrim nach der ſteilen Höhe;
Doch, hat er ſchwindelnd ſie erreicht,
Erquickt ihn ſeines Heilands Nähe.

16. Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Iſt eine Grotte eingeſprengt,
Vom Tau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hauſete der Wurm und lag,
Den Raub erſpähend, Nacht und Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
Am Fuß des Gotteshauſes Wache;
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksſtraße,
Hervor brach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

17. Den Felſen ſtieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den ſchweren Strauß begann;
Hin kniet' ich vor dem Chriſtuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.

2) Ein Wunderwerk, hier das vermeintlich wundertätige Marienbild.

Drauf gürt' ich mir im Heiligtum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe scheidend die Befehle
Und schwinge mich behend' aufs Roß,
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

18. Kaum seh' ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen
Und bäumet sich und will nicht weichen;
Denn nahe liegt, zum Knäu'l geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde;
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend teilet
Und von sich haucht den gift'gen Wind
Und winselnd wie der Schakal heulet.

19. Doch schnell erfrisch' ich ihren Mut;
Sie fassen ihren Feind mit Wut,
Indem ich nach des Tieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende.
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskenblick[3])
Und seines Atems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jetzo war's um mich geschehen —

20. Da schwing' ich mich behend' vom Roß,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß;
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren,
Und wütend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde, wutentbrannt,
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

21. Und, eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße
Und stoße tief ihm ins Gekröse,[4])
Nachbohrend bis ans Heft, den Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl;
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn.
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und tot im Blute liegt der Drache."

22. Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
Sowie der Ritter dies gesprochen,
Und zehnfach am Gewölb' gebrochen,
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Widerhall.
Laut fordern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng'
Will ihn das Volk dem Volke zeigen.
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen —

23. Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand;
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn der ist's, der die Welt zerstöret.

24. Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöße,
Da stifteten, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

25. Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder;
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder,

3) Basilisken waren fabelhafte Drachen, deren Blick tödlich wirkte. — 4) Eingeweide.

Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke;
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härtre Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
Der Demut, die sich selbst bezwungen."

7. Die Bürgschaft.

Damon und Phintias. Um 345 v. Chr.
(1798.)

1. Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Damon, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!" —
„Das sollst du am Kreuze bereuen."

2. „Ich bin", spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

3. Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse! wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen."

4. Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

5. Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen,
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

6. Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen;
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

7. Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

8. Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen."

9. Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom — und ein Gott hat Erbarmen.

10. Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

11. „Was wollt ihr?" ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!"
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:

„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

12. Und die Sonne verſendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, ſinken die Knie. —
„O, haſt du mich gnädig aus Räubers-hand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und ſoll hier verſchmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, ſterben!“

13. Und horch! da ſprudelt es ſilberhell,
Ganz nahe, wie rieſelndes Rauſchen,
Und ſtille hält er, zu lauſchen.
Und ſieh, aus dem Felſen, geſchwätzig, ſchnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er ſich nieder
Und erfriſchet die brennenden Glieder.

14. Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantiſche Schatten;
Und zwei Wanderer ſieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüberfliehn;
Da hört er die Worte ſie ſagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geſchlagen.“

15. Und die Angſt beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da ſchimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philoſtratus,
Des Hauſes redlicher Hüter,
Der erkennet entſetzt den Gebieter:

16. „Zurück! du retteſt den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“

17. „Und iſt es zu ſpät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erſcheinen,
So ſoll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann ſich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er ſchlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!“

18. Und die Sonne geht unter, da ſteht er am Tor
Und ſieht das Kreuz ſchon erhöhet,
Das die Menge gaffend umſtehet;
An dem Seile ſchon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker,“ ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!“

19. Und Erſtaunen ergreifet das Volk umher;
In den Armen liegen ſich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da ſieht man kein Auge tränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär,
Der fühlt ein menſchliches Rühren,
Läßt ſchnell vor den Thron ſie führen.

20. Und blicket ſie lange verwundert an;
Drauf ſpricht er: „Es iſt euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, ſie iſt doch kein leerer Wahn!
So nehmet auch mich zum Genoſſen an!
Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte.“

8. Kaſſandra.

(1802.)

1. Freude war in Trojas Hallen,
Eh' die hohe Feſte fiel;
Jubelhymnen hört man ſchallen
In der Saiten goldnes Spiel;
Alle Hände ruhen müde
Von dem tränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide[1])
Priams ſchöne Tochter[2]) freit.

1) Achilles, des Peleus Sohn. — 2) Polyxena.

2. Und geſchmückt mit Lorbeerreiſern,
Feſtlich wallet Schar auf Schar
Nach der Götter heil'gen Häuſern,
Zu des Thymbriers[3]) Altar.
Dumpf erbrauſend durch die Gaſſen
Wälzt ſich die bacchant'ſche Luſt,
Und in ihrem Schmerz verlaſſen
War nur eine traur'ge Bruſt.

3. Freudlos in der Freude Fülle,
Ungeſellig und allein,
Wandelte Kaſſandra ſtille
In Apollos Lorbeerhain.
In des Waldes tiefſte Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und ſie warf die Prieſterbinde
Zürnend zu der Erde hin:

4. „Alles iſt der Freude offen,
Alle Herzen ſind beglückt,
Und die alten Eltern hoffen,
Und die Schweſter ſteht geſchmückt.
Ich allein muß einſam trauern,
Denn mich flieht der ſüße Wahn,
Und geflügelt dieſen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn.

5. Eine Fackel ſeh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens[4]) Hand;
Nach den Wolken ſeh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feſte ſeh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geiſt
Hör' ich ſchon des Gottes Schreiten,
Der ſie jammervoll zerreißt.

6. Und ſie ſchelten meine Klagen,
Und ſie höhnen meinen Schmerz.
Einſam in die Wüſte tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres haſt du mir beſchieden,
Pythiſcher, du arger Gott![3])

7. Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfeſt du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeſchloſſ'nen Sinn?
Warum gabſt du mir zu ſehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geſchehen,
Das Gefürchtete muß nahn.

8. Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schreckniſs droht?
Nur der Irrtum iſt das Leben,
Und das Wiſſen iſt der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
Nimm vom Aug' den blut'gen Schein!
Schrecklich iſt es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu ſein.

9. Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer ſang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft haſt du mir gegeben,
Doch du nahmſt den Augenblick,
Nahmſt der Stunde fröhlich Leben —
Nimm dein falſch Geſchenk zurück!

10. Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
Seit ich deinem Dienſt mich weihte
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz;
Jede herbe Not der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz.

11. Fröhlich ſeh' ich die Geſpielen;
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Luſtgefühlen,
Mir nur iſt das Herz getrübt.
Mir erſcheint der Lenz vergebens,
Der die Erde feſtlich ſchmückt;
Wer erfreute ſich des Lebens,
Der in ſeine Tiefen blickt?

12. Selig preiſ' ich Polyxenen
In des Herzens trunknem Wahn,
Denn den beſten der Hellenen
Hofft ſie bräutlich zu umfahn.
Stolz iſt ihre Bruſt gehoben,
Ihre Wonne faßt ſie kaum;
Nicht euch Himmliſche dort oben
Neidet ſie in ihrem Traum.

13. Und auch ich hab' ihn geſehen,
Den das Herz verlangend wählt;
Seine ſchönen Blicke flehen,
Von der Liebe Glut beſeelt.
Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'ſche Wohnung ziehn;
Doch es tritt ein ſtyg'ſcher Schatten
Nächtlich zwiſchen mich und ihn.

3) Apollo. — 4) Gott der Ehe.

14. Ihre bleichen Larven[5]) alle
Sendet mir Proſerpina;
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geiſter da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen ſie ſich grauſend ein,
Ein entſetzliches Gewühle!
Nimmer kann ich fröhlich ſein.

15. Und den Mordſtahl ſeh' ich blinken
Und das Mörderauge glühn;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schreckniſ fliehn;
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wiſſend, ſchauend, unverwandt
Muß ich mein Geſchick vollenden,
Fallend in dem fremden Land."

16. Und noch hallen ihre Worte,
Horch! da dringt verworrner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte —
Tot lag Thetis' großer Sohn![6])
Eris[7]) ſchüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter fliehn davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.[8])

9. Der Graf von Habsburg.

(1803.)

1. Zu Aachen in ſeiner Kaiſerpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim feſtlichen Krönungsmahle.
Die Speiſen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es ſchenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die ſieben,[1])
Wie der Sterne Chor um die Sonne ſich ſtellt,
Umſtanden geſchäftig den Herrſcher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

2. Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut miſchte ſich in der Poſaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiſerne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

3. Und der Kaiſer ergreift den goldnen Pokal
Und ſpricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Feſt, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiſſ' ich, den Bringer der Luſt,
Der mit ſüßem Klang mir bewege die Bruſt
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und getan,
Nicht will ich's als Kaiſer entbehren."

4. Und ſieh! in der Fürſten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare.
Ihm glänzte die Locke ſilberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut ſchläft in der Saiten Gold;
Der Sänger ſingt von der Minne Sold,
Er preiſet das Höchſte, das Beſte,
Was das Herz ſich wünſcht, was der Sinn begehrt;
Doch ſage, was iſt des Kaiſers wert
An ſeinem herrlichſten Feſte?"

5. „Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," ſpricht
Der Herrſcher mit lächelndem Munde,
„Er ſteht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind ſauſt,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und brauſt,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern ſchallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar ſchliefen."

6. Und der Sänger raſch in die Saiten fällt
Und beginnt ſie mächtig zu ſchlagen:
„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.

5) Geiſter der Abgeſchiedenen. — 6) Achilles. — 7) Göttin der Zwietracht. — 8) Troja.

1) Die Krönung fand am 24. Oktober 1273 ſtatt; die ſieben Hofämter aber wurden erſt 1356 eingerichtet.

Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß;
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern:
Ein Priester war's mit dem Leibe des Herrn;[2])
Voran kam der Mesner geschritten.

7. Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend',
Damit er das Bächlein durchschritte.

8. ‚Was schaffst du?' redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
‚Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.'

9. Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier.
Der andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

10. ‚Nicht wolle das Gott,' rief mit Demutsinn
Der Graf, ‚daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.'

11. So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret;
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie — rief er begeistert aus —
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!"

12. Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten.
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Tränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das getan,
Und verehrte das göttliche Walten.

2) Dieser der römischen Verwandlungslehre entsprechenden Darstellung glaubte Schiller bei der Behandlung dieses mittelalterlichen Stoffes sich nicht entziehen zu dürfen.

3. Didaktisches.

1. Die Sprüche des Konfuzius.[1])

I.

(1795.)

1. Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

2. Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt;
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt;
Keine Reu', kein Zaubersegen
Kann die Stehende bewegen.

1) Konfuzius (Konfutse), chinesischer Weiser und Religionsstifter, lebte 551—478 v. Chr.

3. Möchteſt du beglückt und weiſe
Endigen des Lebens Reiſe,
Nimm die Zögernde zum Rat,
Nicht zum Werkzeug deiner Tat!
Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind!

II.

(1799.)

1. Dreifach iſt des Raumes Maß:
Raſtlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge; fort ins Weite
Endlos gießet ſich die Breite;
Grundlos ſenkt die Tiefe ſich.

2. Dir ein Bild ſind ſie gegeben:
Raſtlos vorwärts mußt du ſtreben,
Nie ermüdet ſtille ſtehn,
Willſt du die Vollendung ſehn;
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll ſich dir die Welt geſtalten;
In die Tiefe mußt du ſteigen,
Soll ſich dir das Weſen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.[2])

2. Breite und Tiefe.

(1797.)

1. Es glänzen viele in der Welt,
Sie wiſſen von allem zu ſagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man ſie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

2. Doch gehn ſie aus der Welt ganz ſtill,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leiſten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der ſammle ſtill und unerſchlafft
Im kleinſten Punkte die höchſte Kraft.

3. Der Stamm erhebt ſich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen;
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können ſie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im ſchmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

3. Licht und Wärme.

(1797.)

1. Der beſſ're Menſch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen;
Er glaubt, was ihm die Seele ſchwellt,
Auch außer ſich zu ſchauen,
Und weiht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit ſeinen treuen Arm.

2. Doch alles iſt ſo klein, ſo eng;
Hat er es erſt erfahren,
Da ſucht er in dem Weltgedräng'
Sich ſelbſt nur zu bewahren;
Das Herz, in kalter, ſtolzer Ruh',
Schließt endlich ſich der Liebe zu.

3. Sie geben, ach! nicht immer Glut,
Der Wahrheit helle Strahlen.
Wohl denen, die des Wiſſens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen!
Drum paart, zu eurem ſchönſten Glück,
Mit Schwärmers Ernſt des Weltmanns Blick.

4. Das Diſtichon.

(1796.)

Im Hexameter ſteigt des Springquells flüſſige Säule,
Im Pentameter drauf fällt ſie melodiſch herab.

5. Der epiſche Hexameter.

(1796.)

Schwindelnd trägt er dich fort auf raſtlos ſtrömenden Wogen;
Hinter dir ſiehſt du, du ſiehſt vor dir nur Himmel und Meer.

6. Erwartung und Erfüllung.

(1796.)

In den Ozean ſchifft mit tauſend Maſten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.

7. Votivtafeln.

(1796.)

a. Pflicht für jeden.

Immer ſtrebe zum Ganzen! Und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ an ein Ganzes dich an!

b. Der Schlüſſel.

Willſt du dich ſelber erkennen, ſo ſieh, wie die andern es treiben;
Willſt du die andern verſtehn, blick' in dein eigenes Herz.

2) Es verſteht ſich, daß Schiller hier vom weltlichen Wiſſen redet.

c. Freund und Feind.

Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen:
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

d. Der Meister.

Jeden andern Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.

8. Rätsel.

(1801 und 1802.)

1.

1. Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

2. Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin;
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

3. Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
Sowie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt!

(Der Regenbogen.)

2.

1. Ein Vogel ist es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein Fisch ist's und zerteilt die Welle,
Die noch kein größres Untier trug;

2. Ein Elefant ist's, welcher Türme
Auf seinem schweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt.

3. Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So steht's gleichwie auf festen Füßen
Und trotzt dem wütenden Orkan.

(Das Schiff.)

3.

1. Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen?
Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen;
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.

2. Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich;
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.

3. Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ält'sten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

(Der Pflug.)

9. Xenien.[1]

(1796.)

Literarischer Zodiakus.[2]

Jetzo, ihr Distichen, nehmt euch zusammen; es tut sich der Tierkreis
Grauend euch auf. Mir nach, Kinder! wir müssen hindurch.

1. Zeichen des Widders.

Auf den Widder stoßt ihr zunächst, den Führer der Schafe;
Aus dem dykischen Pferch springt er trotzig hervor.

---

1) Zum Verständnis diene folgendes: Vom Jahre 1795 an gab Schiller im Verein mit Goethe eine ästhetische Monatsschrift, „Die Horen" genannt, heraus, die aber eine ungünstige Aufnahme fand. Dadurch gereizt, beschlossen die beiden Dichter die Verfassung der „Xenien", das heißt, Gastgeschenke (nach dem Vorgang des römischen Dichters Martial, gest. 40 n. Chr.), um damit ihre Kritiker zu bestrafen. Den infolgedessen auf sie gemachten heftigen Angriffen begegneten sie damit, daß sie sich fortan der Hervorbringung „bloß großer und würdiger Kunstwerke" befleißigten, um dadurch ihre Gegner zu beschämen. — Obwohl die „Xenien" das Werk beider Meister sind, so setzen wir sie doch hierher, da nach Goethes Ausspruch Schiller der größere Anteil zukommt.

2) Nr. 1 bezieht sich auf die „Bibliothek der schönen Wissenschaften", begründet von Nicolai, fortgesetzt von Weiße und später vom Leipziger Buchhändler Dyk. Als Redakteur galt damals der berühmte Philolog Friedrich Jacobs. — Nr. 2. Professor von Jakob („Namensbruder") zu Halle, Herausgeber der „Annalen der Philosophie", worin die „Horen" heftig angegriffen worden waren. — Nr. 3. Rudolf Zacharias Becker in Gotha, Herausgeber des „Kaiserl. privileg. Reichsanzeigers". — Nr. 4. Hermann, Herausgeber der „Neuen allgem. Deutschen Bibliothek", die in Kiel erschien. — Nr. 5. Der Dichter Ramler in Berlin, der an den Werken anderer Dichter allerlei sogenannte Verbesserungen vornahm, die nicht selten manches Gute wegschnitten. — Nr. 6. Johann Heinrich Voß. — Nr. 7. Wieland. — Nr. 8. Ad. Heinrich Friedrich Schlichtegroll, Herausgeber des „Nekrologs merkwürdiger Deutschen". — Nr. 10. Kapellmeister Reichardt, damals auf seinem Landgute zu Giebichenstein bei Halle lebend. — Nr. 11. Hofrat Schütz, Professor in Jena, Herausgeber der „Allgemeinen Literaturzeitung". — Nr. 12. „Leipziger allgem. liter. Anzeiger" und „Gothaer gelehrte Zeitung". — Nr. 13. Nicolai in Berlin, der mit einer großen Zahl von Xenien bedacht wurde. — Nr. 14. Johann Joachim Eschenburg, Professor am Carolinum zu Braunschweig. Das Xenion spielt auf seine „Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften" an. — Nr. 15. Joh. Christoph Adelung zu Dresden, Verfasser voluminöser Schriften über deutsche Sprachlehre und deutschen Stil. — Nr. 16. Campe in Braunschweig (die Ocker ist zum Eridanus gestempelt), bekannt als Sprachpurist. — Nr. 17. Nach Friedrich Jacobs' eigener Erklärung auf die in Leipzig erscheinenden „Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste" zielend, die er mit Manso und Schatz herausgab. — Nr. 18. Manso in Breslau, der die beiden Dichter durch scharfe Kritiken in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" gereizt hatte. (Nach H. Viehoff.)

2. Zeichen des Stiers.

Nebenan gleich empfängt euch ſein Namensbruder; mit ſtumpfen
Hörnern, weicht ihr nicht aus, ſtößt euch der halliſche Ochs.

3. Zeichen des Fuhrmanns.

Alſobald knallet in G** des Reiches würdiger Schwager;
Zwar er nimmt euch nicht mit, aber er fährt doch vorbei.

4. Zeichen des Bären.

Nächſt dran ſtecket der Bär zu K** die bleiernen Tatzen
Gegen euch aus, doch er fängt euch nur die Fliegen vom Kleid.

5. Zeichen des Krebſes.

Geht mir dem Krebs in B** aus dem Weg; manch lyriſches Blümchen,
Schwellend in üppigem Wuchs, kneipte die Schere zu Tod.

6. Zeichen des Löwen.

Jetzo nehmt euch in acht vor dem wackern eutiniſchen Leuen,
Daß er mit griechiſchem Zahn euch nicht verwunde den Fuß.

7. Zeichen der Jungfrau.

Bücket euch, wie ſich's geziemt, vor der zierlichen Jungfrau zu Weimar.
Schmollt ſie auch oft — wer verzeiht Launen der Grazie nicht?

8. Zeichen des Raben.

Vor dem Raben nur ſehet euch vor, der hinter ihr krächzet!
Das nekrologiſche Tier ſetzt auf Kadaver ſich nur.

9. Zeichen der Wage.

Jetzo wäre der Ort, daß ihr die Wage beträtet;
Aber dies Zeichen ward längſt ſchon am Himmel vermißt.

10. Zeichen des Skorpions.

Aber nun kommt ein böſes Inſekt aus G—b—n her;
Schmeichelnd naht es; ihr habt, flieht ihr nicht eilig, den Stich.

11. Zeichen des Schützen.

Seid ihr da glücklich vorbei, ſo naht euch dem zielenden Hofrat
Schütz nur getroſt; er liebt und er verſteht auch den Spaß.

12. Gans.

Laßt ſodann ruhig die Gans in L**g und G**a gagagen;
Die beißt keinen, es quält nur ihr Geſchnatter das Ohr.

13. Zeichen des Steinbocks.

Im Vorbeigehn ſtutzt mir den alten berliniſchen Steinbock;
Das verdrießt ihn, ſo gibt's etwas zu lachen fürs Volk.

14. Zeichen des Pegaſus.

Aber ſeht ihr in B** den Grad' ad Parnassum, ſo bittet
Höflich ihm ab, daß ihr euch eigne Wege gewählt.

15. Zeichen des Waſſermanns.

übrigens haltet euch ja von dem Dr** Waſſermann ferne,
Daß er nicht über euch her gieße den Elbeſtrom aus.

16. Eridanus.

An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waſchfrau,
Welche die Sprache des Teut ſäubert mit Lauge und Sand.

17. Fiſche.

Seht ihr in Leipzig die Fiſchlein, die ſich in Sulzers Ziſterne
Regen, ſo fangt euch zur Luſt einige Grundeln heraus.

18. Der fliegende Fiſch.

Reckt euch in Breslau der fliegende Fiſch, erwartet's geduldig;
In ſein wäſſ'riges Reich zieht ihn Neptun bald hinab.

19. Glück auf den Weg.

Manche Gefahren umringen euch noch, ich hab' ſie verſchwiegen;
Aber wir werden uns noch aller erinnern — nur zu!

4. Die Schlacht bei Lützen.

(Aus der „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“.)

Wallenstein zog sich in die weite Ebene zwischen dem Floßgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den schwedischen König erwartete. . . . Drei Kanonenschüsse, welche Graf Colloredo von dem Schlosse zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die friedländischen Vortruppen unter dem Kommando des Kroatengenerals Isolani zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Wasser dieses Namens setzte und sich unterhalb Lützen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüberstellte. Die Landstraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lützen und Markranstädt von dem Floßgraben durchschnitten, der sich von Zeitz nach Merseburg erstreckt und die Elster mit der Saale verbindet. An diesen Kanal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, daß sich die Reiterei beider Teile noch jenseit desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich Wallensteins rechter Flügel und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des schwedischen Heeres gelagert. Beide Armeen kehrten der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachteil seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Übergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Teil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und unbehilfliche Brigaden verteilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heeres nicht zu hindern, und bloß die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Troßjungen und Knechte zu Pferde sitzen und sich an den linken Flügel anschließen, doch nur so lange, bis die Pappenheimschen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsternis der Nacht, und ehe der Tag graute, war alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolf auf der gegenüberliegenden Ebene und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere verteilt. Die ganze Armee stand in zwei Linien, den Floßgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutsche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beider Völker zu einem edeln Wettkampf zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservekorps unter Hendersons, eines Schottländers, Kommando.

Also gerüstet, erwartete man die blutige Morgenröte, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europens, die

man im Lager vor Nürnberg hinterging, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei solche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Krieges noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren und einen Überwinder dem nie Überwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig Gustav Adolfs Genie oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen und die Größe des Mannes die Größe des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig teilte jeder einzelne Mann im Heere seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Überwinder wie dem Überwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüberstand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte kniend, hält der König seine Andacht, die ganze Armee, auf die Knie hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Koller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen), durchreitet er die Glieder, den Mut der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigener ahnungsvoller Busen verleugnet. „Gott mit uns!“ war das Wort der Schweden, das der Kaiserlichen: „Jesus Maria!“ Gegen elf Uhr fängt der Nebel an, sich zu zerteilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben. Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzen diese tapfern Bataillons mit unerschrockenem Mut ihren Angriff fort; die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolkes zu steuern, und seinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Kavallerieregimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs neue Fronte gegen den Feind und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich; der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wut des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung; Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz und die Kunst der Erbitterung. überwältigt von der Menge, weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzuge verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fußbreit Erde gewonnen. Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste, machtvolle Andrang der schweren finnländischen Küraſſiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht teilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem Könige,

daß ſeine Infanterie über die Gräben zurückweiche und auch ſein linker Flügel durch das feindliche Geſchütz von den Windmühlen aus furchtbar geängſtigt und ſchon zum Weichen gebracht werde. Mit ſchneller Beſonnenheit überträgt er dem General von Horn, den ſchon geſchlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er ſelbſt eilt an der Spitze des Stenbockſchen Regiments davon, der Unordnung ſeines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilſchnell über die Gräben; aber ſchwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Übergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachſen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er ſprengte geraden Weges demjenigen Orte zu, wo ſein Fußvolk am gefährlichſten bedrängt war, und indem er ſeine Blicke umherſendet, irgendeine Blöße des feindlichen Heeres auszuſpähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn ſein kurzes Geſicht zu nahe an dasſelbe. Ein kaiſerlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorüberſprengenden alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und ſchnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuſchlagen. „Auf den dort ſchieße!“ ruft er, „das muß ein vornehmer Mann ſein!“ Der Soldat drückt ab, und dem Könige wird der linke Arm zerſchmettert. In dieſem Augenblick kommen ſeine Schwadronen dahergeſprengt, und ein verwirrtes Geſchrei: „Der König blutet! — Der König iſt erſchoſſen!“ breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entſetzen aus. „Es iſt nichts; folgt mir!“ ruft der König, ſeine ganze Stärke zuſammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in franzöſiſcher Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufſehen aus dem Gedränge zu ſchaffen. Indem der letztere auf einem weiten Umwege, um der mutloſen Infanterie dieſen niederſchlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieſer einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Reſt ſeiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder!“ ruft er mit ſterbender Stimme; „ſuche du nur dein Leben zu retten!“ Zugleich ſank er vom Pferde, und von noch mehreren Schüſſen durchbohrt, von allen ſeinen Begleitern verlaſſen, verhauchte er unter den räuberiſchen Händen der Kroaten ſein Leben. Bald entdeckte ſein ledig fliehendes, in Blut gebadetes Roß der ſchwediſchen Reiterei ihres Königs Fall,[1]) und wütend dringt ſie herbei, dem gierigen Feind dieſe heilige Beute zu entreißen. Um ſeinen Leichnam entbrennt ein mörderiſches Gefecht, und der entſtellte Körper wird unter einem Hügel von Toten begraben.

Die Schreckenspoſt durcheilt in kurzer Zeit das ganze ſchwediſche Heer; aber anſtatt den Mut dieſer tapfern Scharen zu ertöten, entzündet ſie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in ſeinem Preiſe, da das heiligſte aller Leben dahin iſt, und der Tod hat für den Niedrigen keinen Schrecken mehr, ſeitdem er das gekrönte Haupt nicht verſchonte. Mit Löwengrimm werfen ſich die upländiſchen, ſmaländiſchen, finniſchen, oſt- und weſtgotiſchen Regimenter zum zweitenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch ſchwachen Widerſtand leiſtet und jetzt völlig aus dem Felde geſchlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaiſten Heere der Schweden in ſeiner Perſon ein fähiges Oberhaupt, und der Geiſt Guſtav Adolfs führt von neuem ſeine ſiegreichen Scharen. Schnell iſt der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiſerlichen ein. Das Geſchütz an den Windmühlen, das ein ſo mörderiſches Feuer auf die Schweden geſchleudert hatte, fällt in ſeine Hand, und auf die Feinde ſelbſt werden jetzt dieſe Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des ſchwediſchen Fußvolks ſetzt unter Bernhards und Knyphauſens Anführung aufs neue gegen die Gräben an, über die er ſich glücklich hinwegſchwingt und zum zweitenmal die Batterie der ſieben Kanonen erobert. Auf die ſchweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter

1) Vgl. hierzu „Der 6. November 1632“, S. 406.

Wut der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Mut entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vorteile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an. Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Order und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufsitzen und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht teilzunehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder und führt sie aufs neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Mut und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermutet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die schwedischen Scharen, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Flut von Feinden nach dem männlichsten Widerstande unterliegen. Auch den erlöschenden Mut des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs neue zu formieren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefecht über die Gräben zurückgetrieben und die zweimal verlorenen Kanonen zum zweitenmal ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmutes gaben, lag tot dahingestreckt und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Walplatz, den es lebend mit so standhaftem Mute behauptet hatte. Ein ähnliches Los traf ein anderes, blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wütendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn; dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog selbst sah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Notleidenden nahe mit Hilfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert; aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heeres, der furchtbarste Soldat des Hauses Österreich und der Kirche. Glühende Begier, dem Könige selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wütenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edeln Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigsten Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen; aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pap-

penheims narbenvolle Bruſt, und gewaltſam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beſchäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu ſeinen Ohren, daß der, den er ſuchte, entſeelt auf dem Walplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieſes Gerüchtes bekräftigte, erheiterte ſich ſein Geſicht, und das letzte Feuer blitzte in ſeinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben daniederliege, aber fröhlich dahinſcheide, da ich weiß, daß dieſer unverſöhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen iſt!" Mit Pappenheim verſchwand das Glück der Kaiſerlichen von dem Schlachtfelde. Nicht ſo bald vermißte die ſchon einmal geſchlagene und durch ihn allein wiederhergeſtellte Reiterei des linken Flügels ihren ſieghaften Führer, als ſie alles verloren gab und mit mutloſer Verzweiflung das Weite ſuchte. Gleiche Beſtürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obriſten, Götz, Terzky, Colloredo und Piccolomini, nötigte ſtandzuhalten. Die ſchwediſche Infanterie benutzt mit ſchneller Entſchloſſenheit die Beſtürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen geriſſen, ziehen ſich beide Linien in eine zuſammen, die den letzten entſcheidenden Angriff wagt. Zum drittenmal ſetzt ſie über die Gräben, und zum drittenmal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt ſich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen aufeinander treffen. Heftiger erhitzt ſich der Streit an ſeinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geſchicklichkeit und Wut tun ihr äußerſtes, in den letzten, teuren Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umſonſt, die Verzweiflung erhebt jede über ſich ſelbſt, keine verſteht zu ſiegen, keine zu weichen, und die Taktik erſchöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in übung gebrachte Meiſterſtücke der Kunſt zu entwickeln. Endlich ſetzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wut keine ſetzen will, und der Angriff hört auf, weil man ſeinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere ſcheiden mit ſtillſchweigender übereinkunft auseinander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbeſiegt ſich erklärend, verſchwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Teile blieb, weil die Roſſe ſich verlaufen, die Nacht über auf dem Walplatze verlaſſen ſtehen, zugleich der Preis und die Urkunde des Sieges für den, der die Walſtatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachſen Abſchied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, ſeinen Anteil daran von dem Schlachtfeld abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erſchien das Pappenheimſche Fußvolk, das ſeinem vorauseilenden General nicht ſchnell genug hatte folgen können, ſechs Regimenter ſtark, auf dem Walplatz; aber die Arbeit war getan. Wenige Stunden früher würde dieſe beträchtliche Verſtärkung die Schlacht wahrſcheinlich zum Vorteil des Kaiſers entſchieden und ſelbſt noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfeldes die Artillerie des Herzogs gerettet und die ſchwediſche erbeutet haben. Aber keine Order war da, ihr Verhalten zu beſtimmen, und, zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm ſie ihren Weg nach Leipzig, wo ſie das Hauptheer zu finden hoffte. Dahin hatte der Herzog von Friedland ſeinen Rückzug genommen, und ohne Geſchütz, ohne Fahnen und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerſtreute überreſt ſeines Heeres. Zwiſchen Lützen und Weißenfels, ſcheint es, ließ Herzog Bernhard die ſchwediſche Armee von den Anſtrengungen dieſes blutigen Tages ſich erholen, nahe genug an dem Schlachtfelde, um jeden Verſuch des Feindes zur Eroberung desſelben ſogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über 9000 Mann tot auf dem Walplatze; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiſerlichen beſonders fand ſich kaum einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Toten

bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büßte seine Neugier und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte: ein Beweis mehr für die Wut der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte. Pappenheim starb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an seinen Wunden: ein unersetzlicher Verlust für das kaiserliche Heer, das dieser treffliche Krieger so oft zum Siege geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenstein als Obrister beiwohnte, öffnete seine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch das Ungestüm seines Mutes mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment danieder und lag viele Stunden lang, mit andern Toten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Walstatt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er die Rebellen in Oberösterreich, 40,000 an der Zahl, in drei verschiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen bei Leipzig die Niederlage des Tilly lange Zeit durch seine Tapferkeit auf und machte die Waffen des Kaisers an der Elbe und an dem Weserstrom siegen. Das wilde, stürmische Feuer seines Mutes, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupt des Heeres; das Treffen bei Leipzig ging, wenn man dem Ausspruch Tillys glauben darf, durch seine ungestüme Hitze verloren. Auch er tauchte bei Magdeburgs Zerstörung seine Hand in Blut; sein Geist, durch frühen, jugendlichen Fleiß und vielfältige Reisen zur schönsten Blüte entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf seiner Stirn erblickte man zwei rote Striemen, Schwertern ähnlich, womit die Natur schon bei der Geburt ihn gezeichnet hatte; auch noch in spätern Jahren erschienen die Flecken, sooft eine Leidenschaft sein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredete sich leicht, daß der künftige Beruf des Mannes schon auf der Stirne des Kindes angedeutet worden sei. Ein solcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beider österreichischen Linien den gegründetsten Anspruch; aber den glänzendsten Beweis derselben erlebte er nicht mehr. Schon war der Eilbote auf dem Wege, der ihm das goldene Vlies von Madrid überbringen sollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahinraffte.

Ob man gleich in allen österreichischen und spanischen Landen über den erfochtenen Sieg das Tedeum anstimmte, so gestand doch Wallenstein selbst durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf ganz Sachsen verließ und auf die Winterquartiere in diesem Lande Verzicht tat, öffentlich und laut seine Niederlage. Zwar tat er noch einen schwachen Versuch, die Ehre des Sieges gleichsam im Fluge wegzuhaschen, und schickte am andern Morgen seine Kroaten aus, das Schlachtfeld zu umschwärmen; aber der Anblick des schwedischen Heeres, das in Schlachtordnung dastand, verscheuchte im Augenblick diese flüchtigen Scharen, und Herzog Bernhard nahm durch Eroberung der Walstatt, auf welche bald nachher die Einnahme Leipzigs folgte, unbestrittenen Besitz von allen Rechten des Siegers. Aber ein teurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erst, nachdem die Wut des Kampfes erkaltet ist, empfindet man die ganze Größe des erlittenen Verlustes, und das Jubelgeschrei der Überwinder erstirbt in einer stummen, finstern Verzweiflung. Er, der sie in den Streit herausgeführt hatte, ist nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in seiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Toten verwechselt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam unfern dem großen Steine, der schon hundert Jahre vorher zwischen dem Floßgraben und Lützen gesehen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieses Tages den Namen des Schwedensteines führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt, von den Hufen der Pferde zertreten und durch räuberische Hände seines Schmucks, seiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Toten hervorgezogen,

nach Weißenfels gebracht und dort dem Wehklagen seiner Truppen, den letzten Umarmungen der Königin überliefert. Den ersten Tribut hatte die Rache geheischt, und Blut mußte dem Monarchen zum Sühnopfer strömen; jetzt tritt die Liebe in ihre Rechte ein, und milde Tränen fließen um den Menschen, der allgemeine Schmerz verschlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch besinnungslos, stehen die Anführer in dumpfer Erstarrung um seine Bahre, und keiner getraut sich noch, den ganzen Umfang dieses Verlustes zu denken.

Der Kaiser, erzählt uns Khevenhüller, zeigte beim Anblick des blutigen Kollers, das man dem Könige in der Schlacht abgenommen und nach Wien geschickt hatte, eine anständige Rührung, die ihm wahrscheinlich auch von Herzen ging. „Gern", rief er aus, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Friede geworden wäre!"

5. Über Klopstock.

(Aus der Abhandlung: „Über naive und sentimentalische Dichtung.")

In der sentimentalischen Gattung und besonders in dem elegischen Teil derselben möchten wenige aus den neuern und noch wenigere aus den ältern Dichtern mit unserm Klopstock zu vergleichen sein. Was nur immer außerhalb der Grenzen lebendiger Form und außer dem Gebiete der Individualität im Felde der Idealität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen Dichter geleistet. Zwar würde man ihm großes Unrecht tun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert, überhaupt absprechen wollte. Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem Messias stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar; da besonders, wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, hat er nicht selten eine große Natur, eine reizende Naivität bewiesen. Nur liegt hierin seine Stärke nicht, nur möchte sich diese Eigenschaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die Messiade in musikalisch poetischer Rücksicht, nach der oben gegebenen Bestimmung, ist, so vieles läßt sie in plastisch poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und für die Anschauung bestimmte Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in diesem Gedichte sein, aber nicht für die Anschauung; nur die Abstraktion hat sie erschaffen, nur die Abstraktion kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebenden Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wenden und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr freigestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Umriß gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie notwendig denken muß, aber keine feste Grenze ist gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie notwendig darstellen müßte. Was ich hier von den Charakteren sage, gilt von allem, was in diesem Gedichte Leben und Handlung ist oder sein soll, und nicht bloß in dieser Epopöe, auch in den dramatischen Poesien unseres Dichters. Für den Verstand ist alles trefflich bestimmt und begrenzt (ich will hier nur an seinen Judas, seinen Pilatus, seinen Philo, seinen Salomo, im Trauerspiel dieses Namens, erinnern), aber es ist viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier, ich gestehe es frei heraus, finde ich diesen Dichter ganz und gar nicht in seiner Sphäre.

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Übung der

Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar so innig und so mächtig, in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die alles charakterisieren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüts, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darin mehr fordert als er, aber ohne es, wie er tut, zu vergüten) dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist. . . .

Ich nannte diesen Dichter vorzugsweise in der elegischen Gattung groß, und kaum wird es nötig sein, dieses Urteil noch besonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meister auf dem ganzen Felde sentimentalischer Dichtung, kann er uns bald durch das höchste Pathos erschüttern, bald in himmlisch süße Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen, geistreichen Wehmut neigt sich doch überwiegend sein Herz, und wie erhaben auch seine Harfe, seine Lyra tönt, so werden die schmelzenden Töne seiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes reingestimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fiktionen, alle prachtvollen Beschreibungen, alle Muster oratorischer Beredsamkeit im Messias, alle schimmernden Gleichnisse, worin unser Dichter so vorzüglich glücklich ist, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, . . . den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Züricher See und mehreren andern aus dieser Gattung atmen. So ist mir die Messiade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen teuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.

§ 30. Zeitgenossen der großen Dichter.

1. Alexander von Humboldt,

geboren den 14. September 1769 zu Berlin, widmete sich zu Frankfurt a. O. und Göttingen den Naturwissenschaften, wurde 1792 Oberbergmeister bei Baireuth, bereiste von 1797 an die Schweiz, Italien und Frankreich, ging 1799 nach Südamerika, durchwanderte mit dem Botaniker Bonpland Venezuela und das Orinokogebiet, die Kordilleren von Bogota bis Quito, bestieg den Chimborasso bis 18,000 Fuß Höhe, durchquerte Peru bis Lima, dann Mexiko, gelangte über Havanna nach Philadelphia, von wo er 1804 nach Europa zurückkehrte. Von 1809 bis 1827 lebte er seinen wissenschaftlichen Arbeiten in Paris, reiste 1818 nach London, 1822 nach Oberitalien und 1829, nachdem er zum Wirkl. Geh. Rat ernannt worden war, nach Sibirien. Er starb, im In- und Ausland hochgeehrt, am 6. Mai 1859. Seine von tiefer Gelehrsamkeit zeugenden und in klassisch schöner Sprache geschriebenen Hauptwerke sind: „Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung" und „Ansichten der Natur", wodurch er der Begründer der neueren Naturforschung geworden ist. — Wilhelm von Humboldt, Bruder des vorigen, geboren den 23. Juni 1767 zu Potsdam, gestorben am 8. April 1835, einer der ausgezeichnetsten Diplomaten seiner Zeit, war auch als Schriftsteller sehr hervorragend. Sein Hauptwerk ist das geistreiche, auf umfassenden Sprachkenntnissen beruhende: „Über die Kawisprache auf der Insel Java". Schätzenswertes hat er auch als Kunstkritiker und Übersetzer griechischer Dichter geliefert. Ein schönes Denkmal seiner Freundschaft mit Schiller ist der von ihm herausgegebene „Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt".

Die Fülle des Lebens in der Natur.

(Aus „Ideen zu einer Physiognomik der Pflanzen".)

1. Tierisches Leben.

Wenn der Mensch mit regsamem Sinn die Natur durchforscht oder in seiner Phantasie die weiten Räume der organischen Schöpfung mißt, so wirkt unter den vielfachen Eindrücken, die er empfängt, keiner so tief und mächtig als der, welchen die allverbreitete Fülle des Lebens erzeugt. Überall, selbst nahe an den beeisten Polen, ertönt die Luft von dem Gesange der Vögel wie von dem Summen schwirrender

Insekten. Nicht die unteren Schichten allein, in welchen die verdichteten Dünste schweben, auch die oberen, ätherisch reinen sind belebt. Denn sooft man den Rücken der peruanischen Kordilleren oder, südlich vom Lemansee, den Gipfel des Weißen Berges[1]) bestieg, hat man selbst in diesen Einöden noch Tiere entdeckt. Am Chimborasso, fast achttausend Fuß höher als der Ätna, sahen wir Schmetterlinge und andere geflügelte Insekten. Wenn auch, von senkrechten Luftströmen getrieben, sie sich dahin als Fremdlinge verirrten, wohin unruhige Forschbegier des Menschen sorgsame Schritte leitet, so beweist ihr Dasein doch, daß die biegsamere animalische Schöpfung ausdauert, wo die vegetabilische längst ihre Grenze erreicht hat. Höher als der Kegelberg von Teneriffa, auf den schneebedeckten Rücken der Pyrenäen getürmt, höher als alle Gipfel der Andeskette, schwebte oft über uns der Kondor, der Riese unter den Geiern. Raubsucht und Nachstellung der zartwolligen Vikunjen, welche gemsenartig und herdenweise in den beschneiten Grasebenen schwärmen, locken den mächtigen Vogel in diese Region.

Zeigt nun schon das unbewaffnete Auge den ganzen Luftkreis belebt, so enthüllt noch größere Wunder das bewaffnete Auge. Rädertiere, Brachionen und eine Schar mikroskopischer Geschöpfe heben die Winde aus den trocknenden Gewässern empor. Unbeweglich und in Scheintod versenkt, schweben sie in den Lüften, bis der Tau sie zur nährenden Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchsichtigen wirbelnden Körper einschließt und (wahrscheinlich durch den Lebensstoff, welchen alles Wasser enthält) den Organen neue Erregbarkeit einhaucht. Die atlantischen gelblichen Staubmeteore (Staubnebel), welche von dem Kapverdischen Inselmeere von Zeit zu Zeit weit gegen Osten in Nordafrika, in Italien und Mitteleuropa eindringen, sind nach Ehrenbergs[2]) glänzender Entdeckung Anhäufungen von kieselschaligen mikroskopischen Organismen. Viele schweben vielleicht lange Jahre in den obersten Luftschichten und kommen bisweilen durch die obern Passate[3]) oder durch senkrechte Luftströme lebensfähig und in organischer Selbstteilung begriffen herab.

Neben den entwickelten Geschöpfen trägt der Luftkreis auch zahllose Keime künftiger Bildungen, Insekteneier und Eier der Pflanzen, die durch Haar- und Federkronen zur langen Herbstreise geschickt sind. Selbst den belebenden Staub, welchen, bei getrennten Geschlechtern, die

Alexander von Humboldt.

männlichen Blüten ausstreuen, tragen Winde und geflügelte Insekten über Meer und Land den einsamen weiblichen zu. Wohin der Blick des Naturforschers dringt, ist Leben oder Keim zum Leben verbreitet.

Dient aber auch das bewegliche Luftmeer, in das wir getaucht sind und über dessen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen, vielen organischen Geschöpfen zur notwendigsten Nahrung, so bedürfen dieselben doch noch einer gröberen Speise, welche nur der Boden dieses gasförmigen Ozeans darbietet. Dieser Boden ist zweifacher Art. Den kleinen Teil bildet die trockene Erde, unmittelbar von Luft um-

1) Der Mont Blanc. — 2) Christ. Gottfr. Ehrenberg, Naturforscher, geboren 1795, gest. 1876.

3) Regelmäßig eintretende und eine Zeitlang beständig wehende Winde innerhalb der Wendekreise.

floſſen; den größeren bildet das Waſſer. . . . Organiſche Gebilde ſteigen tief in das Innere der Erde hinab: überall, wo die meteoriſchen Tagewaſſer[4]) in natürliche Höhlen oder Grubenarbeiten dringen können. Das Gebiet der kryptogamiſchen[5]) unterirdiſchen Flora iſt früh ein Gegenſtand meiner wiſſenſchaftlichen Arbeiten geweſen. Heiße Quellen nähren kleine Hydroporen, Konferven und Oſzillatorien bei den höchſten Temperaturen. Dem Polarkreiſe nahe, an dem Bärenſee im Neuen Kontinent, ſah Richardſon[6]) den Boden, der in zwanzig Zoll Tiefe im Sommer gefroren bleibt, mit blühenden Kräutern geſchmückt.

Unentſchieden iſt es, wo größere Lebensfülle verbreitet ſei, ob auf dem Kontinent oder in dem unergründeten Meere. Durch Ehrenbergs treffliche Arbeit „über das Verhalten des kleinſten Lebens“ im tropiſchen Weltmeere wie in dem ſchwimmenden und feſten Eiſe des Südpols hat ſich vor unſern Augen die organiſche Lebensſphäre, gleichſam der Horizont des Lebens, erweitert. Kieſelſchalige Polygaſtren, ja Koſzinodisken, mit ihren grünen Ovarien, ſind 12 Grade vom Pole lebend, in Eisſchollen gehüllt, aufgefunden worden; ebenſo bewohnen der kleine ſchwarze Gletſcherfloh und die Podurellen enge Eisröhren der von Agaſſiz[7]) erforſchten ſchweizeriſchen Gletſcher. Ehrenberg hat gezeigt, daß auf mehreren mikroſkopiſchen Infuſionstierén wieder andere läuſeartig leben; daß von den Galionellen, bei ihrer ungeheuren Teilungskraft und Maſſenentwickelung, ein unſichtbares Tierchen in vier Tagen zwei Kubikfuß von dem Biliner Polierſchiefer bilden kann. In dem Ozean erſcheinen gallertartige Seegewürme, bald lebendig, bald abgeſtorben, als leuchtende Sterne. Ihr Phosphorlicht wandelt die grünliche Fläche des unermeßlichen Ozeans in ein Feuermeer um. Unauslöſchlich wird mir der Eindruck jener ſtillen Tropennächte der Südſee bleiben, wenn aus der duftigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das geſenkt untergehende Kreuz ihr mildes planetariſches Licht ausgoſſen, und wenn zugleich in der ſchäumenden Meeresflut die Delphine ihre leuchtenden Furchen zogen.

Aber nicht der Ozean allein, auch die Sumpfwaſſer verbergen zahlloſe Gewürme von wunderbarer Geſtalt. Unſerm Auge faſt unerkennbar ſind die Cyklidien, die Euglenen und das Heer der Naiden, teilbar durch Äſte, wie die Lemna,[8]) deren Schatten ſie ſuchen. Von mannigfaltigen Luftgemengen umgeben und mit dem Lichte unbekannt, atmen die gefleckte Askaris, welche die Haut des Regenwurmes, die ſilberglänzende Leukophra, welche das Innere der Ufernaide, und ein Pentaſtoma, welches die weitzellige Lunge der tropiſchen Klapperſchlange bewohnt. Es gibt Bluttiere in Fröſchen und Lachſen, ja Tiere in den Flüſſigkeiten der Fiſchaugen wie in den Kiemen des Bleies.[9]) So ſind auch die verborgenſten Räume der Schöpfung mit Leben erfüllt.

2. Pflanzliches Leben.

Ungleich iſt der Teppich gewebt, welchen die blütenreiche Flora über den nackten Erdkörper ausbreitet: dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporſteigt, lockerer gegen die trägen Pole hin, wo der wiederkehrende Froſt bald die entwickelte Knoſpe tötet, bald die reifende Frucht erhaſcht. Doch überall darf der Menſch ſich der nährenden Pflanzen erfreuen. Trennt im Meeresboden ein Vulkan die kochende Flut und ſchiebt plötzlich (wie einſt zwiſchen den griechiſchen Inſeln) einen ſchlackigen Fels empor, oder erheben (um an eine friedlichere Naturerſcheinung zu erinnern) auf einem unterſeeiſchen Gebirgsrücken die einträchtigen Lithophyten[1]) ihre zelligen Wohnungen, bis ſie, über den Waſſerſpiegel hervorragend, abſterben und ein flaches Koralleneiland bilden, ſo ſind die orga-

4) Die von Regen und Schnee herrührenden Waſſer, die in das Innere der Erde eindringen. — 5) Auf geheimnisvolle Weiſe ſich fortpflanzend. — 6) Sir John Richardſon, engliſcher Nordpolfahrer, geb. 1787, geſt. 1865. — 7) Louis Joh. Rud. Agaſſiz, Naturforſcher, geb. 1807, geſt. 1873.

8) Eine Waſſerpflanze, die ſogenannte Waſſer- oder Meerlinſe. — 9) Eine Fiſchart, die ſogenannte gemeine Flußbraſſe.

1) Steinpflanzen, Korallengewächſe.

nischen Kräfte sogleich bereit, den toten Felsen zu beleben. Was den Samen so plötzlich herbeiführt, ob wandernde Vögel oder Winde oder die Wogen des Meeres, ist bei der großen Entfernung der Küsten schwer zu entscheiden. Aber auf dem nackten Steine, sobald ihn zuerst die Luft berührt, bildet sich in den nordischen Ländern ein Gewebe samtartiger Fasern, welche dem unbewaffneten Auge als farbige Flecken erscheinen. Einige sind durch hervorragende Linien bald einfach, bald doppelt begrenzt; andere sind in Furchen durchschnitten und in Fächer geteilt. Mit zunehmendem Alter verdunkelt sich ihre lichte Farbe. Das fernleuchtende Gelb wird braun, und das bläuliche Grau der Leprarien verwandelt sich nach und nach in ein staubartiges Schwarz. Die Grenzen der alternden Decke fließen ineinander, und auf dem dunklen Grunde bilden sich neue, zirkelrunde Flechten von blendender Weiße. So lagert sich schichtenweise ein organisches Gewebe auf das andere, und wie das sich ansiedelnde Menschengeschlecht bestimmte Stufen der sittlichen Kultur durchlaufen muß, so ist die allmähliche Verbreitung der Pflanzen an bestimmte physische Gesetze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihre Gipfel lustig erheben, da überzogen einst zarte Flechten das erdenlose Gestein. Laubmoose, Gräser, krautartige Gewächse und Sträucher füllen die Kluft der langen Zwischenzeit aus. Was im Norden Flechten und Moose, das bewirken in den Tropen Portulaka, Gomphrenen und andere fette, niedrige Uferpflanzen. . . .

Ist aber auch die Fülle des Lebens überall verbreitet, ist der Organismus auch unablässig bemüht, die durch den Tod entfesselten Elemente zu neuen Gestalten zu verbinden, so ist diese Lebensfülle und ihre Erneuerung doch nach Verschiedenheit der Himmelsstriche verschieden. Periodisch erstarrt die Natur in der kalten Zone; denn Flüssigkeit ist Bedingnis zum Leben. Tiere und Pflanzen (Laubmoose und andere Kryptogamen abgerechnet) liegen hier viele Monate hindurch im Winterschlaf vergraben. In einem großen Teile der Erde haben daher nur solche organische Wesen sich entwickeln können, welche einer beträchtlichen Entziehung von Wärmestoff widerstehen und ohne Blattorgane einer langen Unterbrechung der Lebensfunktionen fähig sind. Je näher dagegen den Tropen, desto mehr nimmt Mannigfaltigkeit der Gestaltung, Anmut der Form und des Farbengemisches, ewige Jugend und Kraft des organischen Lebens zu.

Diese Zunahme kann leicht von denen bezweifelt werden, welche nie unsern Weltteil verlassen oder das Studium der allgemeinen Erdkunde vernachlässigt haben. Wenn man aus unsern dicklaubigen Eichenwäldern über die Alpen- oder Pyrenäenkette nach Welschland oder Spanien hinabsteigt, wenn man gar seinen Blick auf einige afrikanische Küstenländer des Mittelmeers richtet, so wird man leicht zu dem Fehlschlusse verleitet, als sei Baumlosigkeit der Charakter heißer Klimate. Aber man vergißt, daß das südliche Europa eine andere Gestalt hatte, als pelasgische oder karthagische Pflanzvölker sich zuerst darin festsetzten; man vergißt, daß frühere Bildung des Menschengeschlechtes die Waldungen verdrängt und daß der umschaffende Geist der Nationen der Erde allmählich den Schmuck raubt, welcher uns in dem Norden erfreut und welcher (mehr als alle Geschichte) die Jugend unserer sittlichen Kultur anzeigt. . . .

Auch die Wüsten jenseit des Atlas und die unermeßlichen Ebenen oder Steppen von Südamerika sind als bloße Lokalerscheinungen zu betrachten. . . . Diese Pflanzenlosigkeit großer Erdstrecken in Gegenden, wo umher die kraftvollste Vegetation herrscht, ist ein wenig beachtetes geognostisches Phänomen, welches sich unstreitig auf alle Naturrevolutionen (auf Überschwemmungen oder vulkanische Umwandlungen der Erdrinde) gründet. Hat eine Gegend einmal ihre Pflanzendecke verloren, ist der Sand beweglich und quellenleer, hindert die heiße, senkrecht aufsteigende Luft den Niederschlag der Wolken, so vergehen Jahrtausende, ehe von den grünen Ufern aus organisches Leben in das Innere der Einöde dringt.

Wer demnach die Natur mit einem Blick zu umfassen und von den Lokalphänome-

nen zu abſtrahieren weiß, der ſieht, wie mit Zunahme der belebenden Wärme, von den Polen zum Äquator hin, ſich auch allmählich organiſche Kraft und Lebensfülle vermehren. . . .

Am glühenden Sonnenſtrahle des tropiſchen Himmels gedeihen die herrlichſten Geſtalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dürren Flechten und Laubmooſen bedeckt iſt, ſo beleben dort Cymbidium und duftende Vanille den Stamm der Anakardien und der rieſenmäßigen Feigenbäume. Das friſche Grün der Pothosblätter und der Drakontien kontraſtiert mit den vielfarbigen Blüten der Orchideen. Rankende Bauhinien, Paſſifloren und gelbblühende Baniſterien umſchlingen den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten ſich aus den Wurzeln der Theobroma, wie aus der dichten und rauhen Rinde der Kreſzenzien und der Guſtavia. Bei dieſer Fülle von Blüten und Blättern, bei dieſem üppigen Wuchſe und der Verwirrung rankender Gewächſe wird es oft dem Naturforſcher ſchwer, zu erkennen, welchem Stamme Blüten und Blätter zugehören. Ein einziger Stamm, mit Paullinien, Bignonien und Dendrobium geſchmückt, bildet eine Gruppe von Pflanzen, welche, voneinander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden.

In den Tropen ſind die Gewächſe ſaftſtrotzender, von friſcherem Grün, mit größeren und glänzenderen Blättern geziert als in den nördlicheren Erdſtrichen. Geſellſchaftlich lebende Pflanzen, welche die europäiſche Vegetation ſo einförmig machen, fehlen am Äquator beinahe gänzlich. Bäume, faſt zweimal ſo hoch als unſere Eichen, prangen dort mit Blüten, welche groß und prachtvoll wie unſere Lilien ſind. An den ſchattigen Ufern des Magdalenenfluſſes in Südamerika wächſt eine rankende Ariſtolochia, deren Blume, von vier Fuß Umfang, ſich die indiſchen Knaben in ihren Spielen über den Scheitel ziehen. Im ſüdindiſchen Archipel hat die Blüte der Raffleſia faſt drei Fuß Durchmeſſer und wiegt über vierzehn Pfund.

Die außerordentliche Höhe, zu welcher ſich unter den Wendekreiſen nicht bloß einzelne Berge, ſondern ganze Länder erheben, und die Kälte, welche Folge dieſer Höhe iſt, gewähren dem Tropenbewohner einen ſeltſamen Anblick. Außer den Palmen und Piſanggebüſchen umgeben ihn auch die Pflanzenformen, welche nur den nordiſchen Ländern anzugehören ſcheinen. Zypreſſen, Tannen und Eichen, Berberisſträucher und Erlen (nahe mit den unſrigen verwandt) bedecken die Gebirgsebenen im ſüdlichen Mexiko wie die Andeskette unter dem Äquator. So hat die Natur dem Menſchen in der heißen Zone verliehen, ohne ſeine Heimat zu verlaſſen, alle Pflanzengeſtalten der Erde zu ſehen, wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine ſeiner leuchtenden Welten verbirgt.

Dieſen und ſo manchen andern Naturgenuß entbehren die nordiſchen Völker. Viele Geſtirne und viele Pflanzenformen, von dieſen gerade die ſchönſten (Palmen, hochſtämmige Farne und Piſanggebüſche, baumartige Gräſer und feingefiederte Mimoſen), bleiben ihnen ewig unbekannt. Die krankenden Gewächſe, welche unſere Treibhäuſer einſchließen, gewähren nur ein ſchwaches Bild von der Majeſtät der Tropenvegetation. Aber in der Ausbildung unſerer Sprache, in der glühenden Phantaſie des Dichters, in der darſtellenden Kunſt der Maler iſt eine reiche Quelle des Erſatzes geöffnet. Aus ihr ſchöpft unſere Einbildungskraft die lebendigen Bilder einer exotiſchen Natur. Im kalten Norden, in der öden Heide kann der einſame Menſch ſich aneignen, was in den fernſten Erdſtrichen erforſcht wird. . . .

2. Johann Wilhelm von Archenholtz,

geboren den 3. September 1745 bei Danzig, erhielt ſeine Ausbildung im Kadettenhauſe zu Berlin, machte als preußiſcher Offizier den Siebenjährigen Krieg mit, durchreiſte den größten Teil Europas und lebte darauf bis zu ſeinem Tode ſeinen literariſchen Neigungen. Er ſtarb am 28. Februar 1812. Seine Hauptſchriften ſind: „Geſchichte des Siebenjährigen Krieges“; „England und Italien“; „Geſchichte der Königin Eliſabeth von England“ u. a. m.

Der Überfall bei Hochkirch.

(Aus der „Geschichte des Siebenjährigen Krieges".)

Friedrichs Wunsch war eine Schlacht, um die Österreicher nach Böhmen zu treiben und Schlesien zu Hilfe zu kommen, das nur schwach besetzt und in großer Gefahr war. . . . Daun vermied nun sorgfältig ein Treffen und suchte den Marsch Friedrichs nach Schlesien durch wohlpostierte Korps zu verzögern. . . . Beide Armeen änderten endlich ihre Stellung. Daun nahm abermals ein festes Lager in einer geringen Entfernung von seinem vorigen, und die Preußen lagerten sich bei Hochkirch. Der mangelnde Besitz der [von den Österreichern besetzten] sogenannten Steinberge machte das preußische Lager ganz unhaltbar. Der König aber . . . wollte selbst in dieser gefährlichen Stellung dem Feinde trotzen und blieb stehen. Dieser verwegene Entschluß war die Quelle einer großen Begebenheit, die den König seinem Untergang nahe brachte, seinen Heldengeist im glänzendsten Lichte zeigte und zu den außerordentlichsten Szenen des Krieges gehört. Die gefährlichen und hier entscheidenden Anhöhen wurden von den Österreichern sorgfältig verschanzt; und zwar waren die dadurch gewonnenen Vorteile so groß, daß sie bei dem sonst so vorsichtigen kaiserlichen Feldherrn die Idee erzeugten, den König in seinem Lager zu überfallen. Der Plan dazu wird dem General Laudon zugeschrieben. Er war mit Klugheit entworfen und wurde mit Mut und Nachdruck ausgeführt. Alles bot dazu die Hand. Die Armeen standen so nahe aneinander, daß der rechte Flügel der Preußen nur einen Kanonenschuß vom feindlichen Lager entfernt war. . . . Die Menge der leichten Truppen beim österreichischen Heer war vorzüglich zum Überfall geschickt, und da ihre Scharmützel Tag und Nacht nicht aufhörten, so konnten größere Entwürfe dadurch verdeckt werden. Die Preußen, unter Friedrichs Anführung beständig gewohnt, selbst anzugreifen, träumten kaum die Möglichkeit eines Angriffes von dem behutsamen Daun, dessen Lager nie genug befestigt werden konnte, wenn er sich in der Nähe des furchtbaren Feldherrn befand. Daun kannte dessen unternehmenden Geist, dem nichts unmöglich schien, und die Schnelligkeit, womit preußische Truppen geordnet und gegen den Feind geführt werden könnten. Bei allen gutgewählten Maßregeln war daher dennoch sein größtes Vertrauen auf die eingebildete Sicherheit Friedrichs und seines Heers gesetzt. Das Nachteilige seiner Stellung war jedoch dem König nur zu wohl bekannt; er hielt es aber für schimpflich, sich zurückzuziehen. . . . Der in den Waffen grau gewordene Feldmarschall Keith sagte: „Wenn die Österreicher uns in diesem Lager ruhig lassen, so verdienen sie, gehangen zu werden." Friedrich erwiderte in eben dem Ton: „Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten." Endlich aber beschloß er doch, das Lager zu verändern, sobald die Armee aufs neue mit Proviant versehen sein würde. . . . Die Nacht vom 14. zum 15. Oktober war zu diesem Aufbruch festgesetzt. . . .

Es war aber schon am 13. in der Nacht, als alle Kolonnen der österreichischen Armee ihr Lager verließen, um die Preußen zu überfallen. Der General O'Donnel führte die Avantgarde, die aus 4 Bataillonen und 36 Schwadronen bestand; ihm folgte der General Sincere mit 16 und sodann der General Forgatsch mit 18 Bataillonen. Das Korps des Generals Laudon, das dem preußischen Lager fast im Rücken stand, wurde noch mit 4 Bataillonen und 15 Schwadronen verstärkt, wozu hernach noch die ganze österreichische Kavallerie des linken Flügels stieß. Die Infanterie dieses Flügels aber führte der Feldmarschall Daun selbst an. Alle diese Truppen und noch einige kleine Korps waren bestimmt, die Preußen auf dem rechten Flügel, in der Fronte und im Rücken anzufallen; dabei sollte der Herzog von Aremberg mit 23 Bataillonen und 32 Schwadronen den preußischen linken Flügel beobachten und erst, wenn die Niederlage der Feinde an allen andern Orten vollendet wäre, denselben angreifen. Es befanden sich auch bei dem Vortrab freiwillige Grenadiere, die hinter den Kürassieren aufsaßen, vor dem preußischen Lager aber von den Pferden sprangen,

sich in Haufen formierten und so vorwärts drangen. Die Zelte blieben im österreichischen Lager stehen, und die gewöhnlichen Wachtfeuer wurden sorgfältig unterhalten. Eine Menge Arbeiter mußten die ganze Nacht durch Bäume zu einem Verhack fällen, wobei sie sangen und einander beständig zuriefen. Durch dies Getöse wollten sie die preußischen Vorposten hindern, den Marsch der Truppen wahrzunehmen. Die wachsamen preußischen Husaren aber entdeckten doch die Bewegungen des Feindes und gaben dem König sogleich Nachricht davon. Anfangs bezweifelte er die Bewegungen selbst; da aber die wiederholten Berichte solche bestätigten, so vermutete er jede andere Ursache derselben, nur keinen förmlichen Angriff. Seydlitz und Ziethen befanden sich eben beim Könige und erschöpften ihre Beredsamkeit, seine Zweifel in diesen bedenklichen Augenblicken zu bekämpfen; sie brachten es auch dahin, daß Befehl an einige Brigaden geschickt wurde aufzustehen, wobei mehrere Regimenter Kavallerie ihre Pferde satteln mußten. Dieser Befehl aber wurde gegen Morgen wieder aufgehoben, und der jetzt ganz unbesorgte Soldat überließ sich dem Schlaf ohne alles Bedenken.

Der Tag war noch nicht angebrochen, und es schlug im Dorfe Hochkirch 5 Uhr, als der Feind vor dem Lager erschien. Es kamen ganze Haufen auserwählter Soldaten bei den preußischen Vorposten an und meldeten sich als Überläufer. Ihre Anzahl wuchs so schnell und so stark, daß sie bald Vorposten und Feldwachen überwältigen konnten. Die österreichische Armee, in verschiedene Korps geteilt, folgte der Avantgarde auf dem Fuße nach, und nun rückten sie kolonnenweise von allen Seiten ins preußische Lager ein. Viele Regimenter der königlichen Armee wurden erst durch ihre eigenen Kanonenkugeln vom Schlaf aufgeschreckt; denn die anrückenden Feinde, die größtenteils ihr Geschütz zurückgelassen hatten, fanden auf den schnell eroberten Feldwachen und Batterien Kanonen und Munition, und mit diesen feuerten sie ins Lager der Preußen. Nie befand sich ein Heer braver Truppen in einer schrecklichern Lage als die unter der Ägide Friedrichs sorglos schlafenden Preußen, die nun auf einmal im Innersten ihres Lagers von einem mächtigen Feinde angegriffen und durch Feuer und Stahl zum Todesschlaf geweckt wurden. Es war Nacht und die Verwirrung über allen Ausdruck. . . . Einige hundert wurden in ihren Zelten erwürgt, noch ehe sie die Augen öffnen konnten; andere liefen halbnackend zu ihren Waffen; die wenigsten konnten sich ihrer eigenen bemächtigen. Ein jeder ergriff das Gewehr, das ihm zuerst in die Hände fiel, und flog damit in Reih' und Glied. Hier zeigten sich die Vorteile einer vortrefflichen Disziplin auf die auffallendste Weise. In dieser entsetzlichen Lage, wo Gegenwehr Vermessenheit schien und der Gedanke an Flucht und Rettung bei allen Soldaten natürlich aufsteigen mußte, wäre gänzlicher Untergang das Kriegslos einer jeden andern Armee irgendeines Volkes gewesen; selbst die besten, an Krieg und Sieg gewöhnten Truppen unsers Weltteils hätten hier das Ziel ihrer Taten und das Grab ihres Ruhms gefunden; denn Mut allein galt hier wenig, Disziplin alles. Das Kriegsgeschrei verbreitete sich wie ein Lauffeuer durchs ganze Lager; alles stürzte aus den Zelten, und in wenig Augenblicken, trotz der unaussprechlichen Verwirrung, stand der größte Teil der Infanterie und der Kavallerie in Schlachtordnung. Die Art des Angriffs nötigte die Regimenter, einzeln zu agieren. Sie warfen sich dem Feind nun allenthalben entgegen und schlugen ihn auch an einigen Orten zurück; an mehreren aber mußten sie der Übermacht weichen. . . . Der anbrechende Tag diente nicht, die Verwirrung zu vermindern; denn ein dicker Nebel lag auf den streitenden Heeren. Die preußische Reiterei, von Seydlitz angeführt, flog umher und schnaubte nach Taten. Sie wußte in der Dunkelheit nicht, wo sie den Feind suchen sollte; fand ihn ihr Schwert zufällig, so war das Blutbad entsetzlich. Das Kürassierregiment von Schönaich warf allein eine ganze Linie österreichischer Infanterie über den Haufen und machte an 500 Gefangene. Das Dorf Hochkirch stand in Flammen; . . . dennoch wurde es von

den Preußen aufs tapferste verteidigt. Der Sieg schien von dem Besitze desselben wegen der Lage auf einer Anhöhe und einer großen hier befindlichen Batterie abzuhängen, daher Daun immer frische Truppen anrücken ließ. Nur 600 Preußen waren hier zu besiegen, die, nachdem sie kein Pulver mehr hatten, den kühnen Versuch machten, sich durch die große Menge der Feinde durchzuschlagen. Ein kleiner Teil war so glücklich, es zu bewirken; das Los aller übrigen aber war Tod, Wunden oder Gefangenschaft. Nun rückten ganze Regimenter Preußen an und schlugen den Feind wieder aus dem Dorf. . . . Hier ward sodann der Hauptplatz des blutigsten Kampfes. Eine Kanonenkugel nahm dem Prinzen Franz von Braunschweig den Kopf weg; der Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust, stürzte zu Boden und gab ohne einen Laut seinen Heldengeist auf; auch der General Gneist und der Feldmarschall Fürst Moritz von Dessau wurden, schwer verwundet, zur Erde gestreckt. Die Preußen, von vorn und im Rücken angegriffen, mußten weichen, und die österreichische Kavallerie hieb nun mit Vorteil in die tapfersten Regimenter des preußischen Fußvolks ein. Der König führte in Person frische Truppen gegen den Feind an, der abermals zurückgeschlagen wurde. Die österreichische Reiterei aber vernichtete wieder diese Vorteile der Preußen. . . . Der Nebel verzog sich endlich, und beide Heere übersahen nunmehr den mit Leichen besäeten Walplatz und die allenthalben herrschende Unordnung. So sehr auch die Disziplin der Preußen Ordnung schuf, so war ihnen dennoch die Dunkelheit und das Terrain entgegen gewesen, ihre Taktik zu gebrauchen und zweckmäßig zu kämpfen. Man formierte nun von beiden Seiten neue Schlachtordnungen. Die Österreicher waren in solcher Verwirrung, daß sie auf den Anhöhen bei Hochkirch in dicken Haufen zu Tausenden herumschwärmten. Daun, ungeachtet aller erlangten Vorteile, glaubte nicht, eine Armee besiegt zu haben, die alle menschlichen Erwartungen betrogen hatte, die, obgleich in der Nacht mitten im Schlaf überfallen, dennoch so viel Stunden mit erstaunlicher Tapferkeit in Dunkelheit und Nebel gestritten, die meisten ihrer Heerführer verloren hatte und doch jetzt im Begriff stand, den Blutkampf zu erneuern. Dieses war auch die Absicht Friedrichs, als der Herzog von Aremberg, der mit seinem starken Korps unter Begünstigung des Nebels dem König in die Flanke gekommen war, den linken Flügel der Preußen angriff. Hier wurden einige tausend Mann über den Haufen geworfen und eine große preußische Batterie erobert. Dies waren aber auch die Grenzen des Siegs. Der König, der jetzt feindliche Truppen vorne und im Rücken hatte, zog seine tapferen Scharen mitten unter diesem Mordgetümmel zusammen und machte nach einem fünfstündigen verzweifelten Gefecht einen Rückzug, dem nichts als ein zweitausendjähriges Alter fehlt, um von allen Zungen gepriesen zu werden. Er wurde durch ein starkes Artilleriefeuer und durch Linien von Kavallerie gedeckt, die in der Ebene von Belgern in großen Zwischenräumen aufmarschierten, hinter denen sich die Infanterie formierte. Die österreichische Armee war in zu großer Unordnung, um einen solchen Rückzug zu stören. . . .

Der Marsch Friedrichs ging nicht weit. Nur eine halbe Meile vom Walplatz, auf den sogenannten Spitzbergen, lagerte er sich mit seinen Truppen, die den größten Teil ihrer Artillerie und Bagage verloren, den kurzen Rock in der rauhen Jahreszeit zur Decke und den Himmel zum Zelte hatten. Es fehlte ihnen sogar an Pulver und Kugeln, diesem großen Bedürfnis der europäischen Heere. . . . Die Stellung des Königs war indessen so vorteilhaft, die Mittel, allen Gefahren Trotz zu bieten, bei ihm so mannigfaltig und seine Truppen selbst in ihrem geschlagenen Zustande noch so furchtbar, daß Daun keinen neuen Angriff wagen wollte. . . . Die preußische Armee verlor an diesem unglücklichen Tage nebst der Bagage 101 Kanonen, 30 Fahnen und 9000 Mann, die Österreicher 8000 Mann. Fast alle preußische Generale, die den Tag überlebten, waren verwundet. Selbst der

König hatte eine, obwohl leichte, Wunde. Er hatte ſich ins ſtärkſte Feuer gewagt; ein Pferd wurde ihm unterm Leibe erſchoſſen, und zwei Pagen ſtürzten tot an ſeiner Seite nieder. Er war in der größten Gefahr, gefangen zu werden; ſchon hatten ihn die Feinde beim Dorf Hochkirch umringt, er entkam aber durch die Tapferkeit der ihn begleitenden Huſaren. Allenthalben gegenwärtig, wo der Kampf am blutigſten war, ſchien er ſein Leben für nichts zu achten. Nie zeigten ſich ſein Geiſt und ſeine großen Fähigkeiten in einem ſo glänzenden Lichte als in dieſer Nacht, die, anſtatt ſeinen Ruhm zu ſchwächen, ihn vielmehr außerordentlich erhöhete.

3. Varnhagen von Enſe,

geboren den 21. Februar 1785 zu Düſſeldorf, ſtudierte in Berlin erſt Medizin, dann Literatur und Philoſophie, trat 1809 in öſterreichiſche, 1813 in ruſſiſche Kriegsdienſte, nahm als Sekretär Hardenbergs 1815 am Wiener Kongreß teil, war dann bis 1819 Miniſterreſident am badiſchen Hofe und ſtarb als Legationsrat a. D. in Berlin am 10. Oktober 1858. — Er war einer der beſten Proſaiker ſeiner Zeit. Sein an Goethe gebildeter glatter und friſcher Stil bekundet ſich beſonders in ſeinen „Biographiſchen Denkmalen“, die das Leben bedeutender Feldherren, Staatsmänner und Dichter ſchildern.

Blücher.

Blücher war von großer, ſchlanker Geſtalt, von wohlgebildeten, ſtarken Gliedern. Das Alter weniger als Krankheitsleiden gaben ihm zuletzt eine vorwärtsgebeugte Haltung. Doch ſein Haupt erhob ſich in aller Schönheit, welche das Alter, das ſo vieles nimmt, noch verleiht. Ein herrlicher Schädel, nur noch ſpärlich bedeckt von grauen Haaren, eine prächtige Stirn, eine ſtarke, gekrümmte Naſe, ſcharfe, heftig rollende und doch im Grunde ſanft blickende, hellblaue Augen, dunkel gerötete Wangen, ein feiner, aber vom ſtarken, herabhängenden Schnurrbart faſt überſchatteter Mund, ein wohlgeformtes, ſtarkes Kinn, alles dies ſtimmte zu einem tüchtigen Menſchenantlitz überein, deſſen ausgearbeitete Züge ſogleich einen bedeutenden Charakter erkennen ließen. Sein ganzes Anſehen trug das Gepräge eines Kriegshelden, eines gebietenden wie eines vollſtreckenden. Mut und Kühnheit leuchteten aus ſeinem ganzen Weſen hervor, von dem Ausdruck eines tiefen inneren Gleichmuts, einer perſönlichen Unbekümmertheit begleitet, die ihm auch wirklich unter allen Umſtänden eigen blieb. Seine Sprache war rauh und dumpf, wegen Mangels der Zähne etwas liſpelnd, im Zorn überaus hart, in gewöhnlicher Rede mild und traulich. . . .

Seine Kriegsführung zeigt überall denſelben Charakter des Eifers und der Kühnheit; ſein Heer iſt immer angeſtrengt, ſehr oft in allzu großen Fernen verteilt, zum Angriff und zur Verteidigung zu weit auseinander; er ſelbſt wird häufig überfallen, aber ſein unaufhaltſamer Mut und raſtloſer Drang eilen über alle Fehler hinweg, überbieten alle Berechnungen; für ſich allein oder verbunden mit andern Feldherren, mit eigenen oder mit fremden Truppen, ſelbſtändig oder von höherem Befehl abhängig, immer dringt er entſchloſſen auf den Feind, keine politiſche wie keine perſönliche Gefahr kennend und durch keinen Gedanken an Verantwortung in den kühnſten Wagniſſen jemals gehemmt.

Von ſeinem Gleichmut in Gefechten, von ſeiner Todesverachtung werden viele Züge erzählt. Im größten Kugelregen bei Ligny[1]) rauchte er gelaſſen ſeine Pfeife, die er an der brennenden Lunte des nächſten Kanoniers angezündet hatte. Seine Umgebungen hatten immer alle Mühe, ihn von der perſönlichen Teilnahme an einzelnen Angriffen zurückzuhalten; beſonders wenn ein Gefecht ungünſtig ausfiel, dann wollte er immer perſönlich mit Reiterei alles wieder umlenken, und indem er etwa ſagte: „Ich werde ſie gleich mal anders faſſen!“ oder: „Na, ich will ſchon machen, laßt mich nur erſt unter ſie kommen!“ ſah er ſich eifrigſt nach der nächſten Reiterei um, rief die Anführer herbei, denen er das meiſte zutraute, und war oft kaum zu verhindern, ſeinen für das Ganze vielleicht ſchon zweckloſen, für die Truppen aber ſelbſt im Gelingen verderblichen Anſchlag auszuführen. Dieſe Unerſchrockenheit und dieſer Gleichmut bedurften nicht der Spannung, die das

1) Bei Ligny in Belgien wurde Blücher am 16. Juni 1815 von Napoleon geſchlagen.

Schlachtfeld in der Seele zuweilen erst erweckt. Aus dem Schlaf aufgerüttelt, um die Meldung zu vernehmen, daß Napoleon eine neue, so unerwartete als kühne Bewegung ausführe, antwortete Blücher gähnend: „Da kann er die schönsten Schmiere kriegen!“, gab einige für den Fall nötige Befehle und drehte sich gelassen auf die andere Seite zum Weiterschlafen.

Durch solche Art, zu sein und die Dinge zu nehmen, hatte Blücher eine unwiderstehliche Wirkung auf das Volk; der gemeine Mann war ihm überall, wo er sich zeigte, sogleich zugetan; selbst in Frankreich fühlte das Volk eine Art Vorliebe für ihn, die sich freilich, sobald es auf Worte ankam, oft nur in der vorzügsweisen Anfeindung, die gleichwohl den tieferen Anteil in sich faßte, zu erkennen gab. Ihm war insbesondere die Gabe eigen, mit den Soldaten umzugehen, sie zu ermuntern, zu befeuern; mit dem Schlage weniger Worte, wie sie der Augenblick ihm eingab, durchzuckte er die rohesten Gemüter. Einst wollte er kurz vor einem Sturme seine Truppen anreden, da fiel ihm ihr schmutziges Aussehen auf, und sogleich an diesen Eindruck seine Worte anknüpfend, rief er in seiner Kraftsprache: „Kerls, ihr seht aus wie die Schweine. Aber ihr habt die Franzosen geschlagen; damit ist's aber nicht genug. Ihr müßt sie heut' wieder schlagen, denn sonst sind wir alle — verloren; — also frisch druf, Kinder!“ — eine Anrede, welche von der größten Redekunst nicht glücklicher ausgedacht und angeordnet werden könnte. Sie ist trotz der gemeinen Worte wahrhaft erhaben und begeisternd. Ebenso glücklich trafen oft seine Scherzworte, z. B. wenn er einem Bataillon Pommern, welches beim Eindringen in Frankreich überaus brav getan, aber auch sehr gelitten hatte und in ernster, fast düsterer Haltung einherzog, vertröstend zurief: „Nun, Kinder, sollt ihr auch so lange in Frankreich bleiben, bis ihr alle Französch könnt!“ Das ganze Bataillon war augenblicklich in gute Laune versetzt. Mit seinen Offizieren ging er ebenso vertraulich, ja ganz kameradschaftlich um.

Nichts war merkwürdiger, als wenn er von seinen Kriegsereignissen erzählte. Am liebsten sprach er von den Vorfällen in Schlesien, von dem Gefechte bei Hainau[2]) und besonders von der Schlacht an der Katzbach;[3]) wenn er die einzelnen Umstände lebendig und anmutig vortrug, glaubte man darauf schwören zu müssen, daß die Sachen so gewesen, wie er sie darstellte, und doch war meistens alles falsch. Seine Einbildungskraft hielt ihm Lieblingsbilder vor, wie die Sache hätte sein können und am meisten nach seinem Sinne würde gewesen sein, und diesen folgte er dann unbedenklich. Die größten Feldherren, auch Friedrich der Große, sagt man, waren von dieser Übertragung nicht frei, daß sie die Macht, mit welcher sie auf die Ereignisse selbst wirkten, auch späterhin auf die Erzählung davon zuweilen ausdehnten. Einmal sprach Blücher ausführlich von den Schlachten von Brienne[4]) und von Champaubert,[5]) und seine Erzählung setzte als unzweifelhafte Tatsache voraus, daß der letztere Vorfall dem ersteren vorangegangen. Ein Adjutant bemerkte ihm den Irrtum mit bescheidener Beflissenheit; das war aber Blüchern ein schlechter Dienst. „Warum nicht gar!“ brummte er mit verdrießlichem Seitenblick auf den Berichtiger, „das werd' ich doch wohl besser wissen? Wollen mich wohl noch konfuse machen!“ Hier mag auch noch erwähnt werden, daß auch die Namen der Örter und Personen in seiner Einbildungskraft leicht Umgestaltungen erlitten, die er dann hartnäckig festhielt; so hieß der Montmartre[6]) bei ihm unwiderruflich der Sankt Märten, der Marschall Marmont ebenso sicher Marmotte. Ähnliche Willkür und Beharrlichkeit in dergleichen wird auch von Napoleon erzählt.

Wenn er eigentliche Reden hielt, wozu er besonders in den letzteren Zeiten, durch so manchen glänzenden Erfolg aufgemuntert, gern die Gelegenheit nahm, so ging seine Ausdrucksweise nicht sowohl auf ge-

2) Bei Hainau führte Blücher am 26. Mai 1813 einen vernichtenden Schlag gegen die Vorhut des ihn verfolgenden französischen Generals Ney. — 3) An der Katzbach besiegte Blücher am 26. August 1813 die Franzosen unter Macdonald. — 4) Bei Brienne fand am 29. Januar 1814 ein unentschiedenes Treffen zwischen Blücher und Napoleon statt. — 5) Bei Champaubert verlor Blücher am 10. Februar 1814 ein Treffen gegen Napoleon. — 6) Ein Hügel bei Paris, den Blücher am 30. März 1814 erstürmte.

drungene Stärke als vielmehr auf behagliche Breite, auf allen Gemeinplätzen der Ansichten und Empfindungen verkehrend, ja auch Rührungsmotive, die einst so allgemein an der Zeit waren, nicht verschmähend und nur hin und wieder durch ein treffendes Wort, durch eine kecke Wendung das Ganze rettend. Der Fluß seiner Rede war alsdann, wie sein Selbstvertrauen, bewundernswert; sein Anlauf schlug hier wie im Felde wohl bisweilen um, aber niemals blieb er stecken. Die Sprachlehre machte ihm keine Sorge; er sprach sein gutes, verständliches Deutsch, zwischen der Umgangssprache und der Mundart des Volkes in der Mitte schwebend, mit einem starken Hang jedoch zu den Eigenheiten der letzteren in Redensarten und Aussprache.

Wahrhaft groß erscheint Blücher in seiner neidlosen, freudigen Anerkennung des Verdienstes anderer, sowohl solches, das er selbst nicht teilen konnte, als auch dessen, was in der Bahn des seinigen lag. Jede würdige Erscheinung, jede tüchtige Kraft hielt er in Ehren, den Staatsmann und den Schriftsteller, den Kaufmann und den Künstler, sobald sie ihm in der Persönlichkeit oder in dem Namensansehen entgegentraten, die ihren Wert ihm verständlich machten. Das Verdienst des Kriegsmannes wußte er unmittelbar durch eignes Urteil zu würdigen. Nicht nur erkannte er willig jede Eigenschaft seiner Mitfeldherren an, auch den Einsichten der Oberbefehlshaber, welchen er zu verschiedenen Zeiten mehr oder minder zu folgen hatte, unterwarf er gehorsam seine eigene Meinung, solange nicht die Umstände ihm gebieterisch eine Selbständigkeit aufdrangen, die er dann freilich zu behaupten wußte. Aus der höchsten Prüfung ging sein Charakter rein und groß hervor in den Verhältnissen, welche, einzig in ihrer Art, erst zu Scharnhorst und dann zu Gneisenau, besonders aber zu dem letzteren, ihm zuteil wurden. Mit aufrichtiger Selbsterkenntnis unterwarf er sich der höheren Einsicht dieser Männer, welche weniger seine Untergebenen als seine Freunde und Vertraute waren und gleichwohl in ihm den gebietenden Feldherrn nie vermissen konnten.

Scharnhorst wurde früh von seiner Seite gerissen; Gneisenau aber blieb der unzertrennliche Gefährte der ganzen Siegeslaufbahn, und welcher Anteil demselben an deren Erfolgen gebühre, hat Blücher in dem höchsten Taumel der Huldigungen, auf dem Gipfel des Ruhmes und der Ehren, stets eifrig und laut verkündigt. Hierher gehört das große Wort, durch welches Blücher einst die Lobreden, die man ihm zum überdrusse vorgetragen, ungeduldig unterbrach: „Was ist's, das ihr rühmt?“ rief er wie begeistert, „es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit!“

Ein andermal in einer großen Versammlung, als bei Tisch viele Trinksprüche schon ausgebracht und Sinn und Streben auf Seltsames und Wunderliches gerichtet war, verhieß Blücher, alle überbietend, er wolle tun, was ihm kein anderer nachmachen könne, er wolle seinen eigenen Kopf küssen. Das Rätsel blieb nicht lange ungelöst; er stand auf, ging zu Gneisenau hin und küßte ihn mit herzlicher Umarmung. Noch bei vielen Gelegenheiten gab er wiederholt das offene Bekenntnis, er selbst sei im Felde nur der ausführende Arm, aber Gneisenau das leitende Haupt gewesen. Ihre beiderseitige Freundschaft blieb ungetrübt bis ans Ende, und kein Augenblick von Eifersucht rief jemals eine Teilung und Sonderung dessen herbei, was durch das Leben selbst vereint worden und nur also vereint in seinem vollen Werte besteht.

4. Jean Paul Friedrich Richter,

geboren den 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge, bezog nach glänzender Absolvierung des Gymnasiums 1780 die Universität Leipzig, wo er Theologie, dann Literatur und schöne Wissenschaften studierte, mußte nach dem Tode seines Vaters vorzeitig die Universität verlassen, um sich und seine Mutter durch Schriftstellerei zu ernähren, ließ sich endlich 1804 in Baireuth nieder, erblindete 1825 und starb in demselben Jahr am 14. November. — Er war ein erstaunlich produktiver Schriftsteller. Fast unübersehbar ist die Zahl seiner humoristischen, ästhetischen, satirischen, pädagogischen Schriften, die sich fast sämtlich einer ganz außerordentlichen Beliebtheit erfreuten, aber dem heutigen Geschmack nur noch wenig entsprechen, wenn sie auch nach ihrem wissenschaftlichen Gehalt noch immer anregend wirken. Er war einer der Hauptverbreiter der Ideen der Aufklärung.

Die Taſchenbibliothek.

Es kann ſein, daß meine jungen Leſer zufrieden ſind, wenn ſie meine Erzählung geleſen; aber dankbar werden ſie ſein nach zwanzig Jahren, wenn ſie ſie benutzt haben.

Der Pagentanzmeiſter Aubin hatte wenig Zeit, wenig Geld, noch weniger Gedächtnis und Bücher! — und doch wußt' er faſt alle auswendig und war nicht bloß auf dem Tanzboden zu Hauſe. Ich wollte dieſes Rätſel vergeblich durch Erraten auflöſen; ich mußte zu dem ſelber gehen, der es war. Ich mengte mich daher nicht unter die Schüler, ſondern unter die Zuſchauer ſeiner fröhlichen Tanzſtunden, die er den Pagen und einigen Nebenelevinnen[1] in dem großen Redoutenſaale[2] gab.

Ich kam ein wenig früher als die Eleven, die gern überall tanzten, nur nicht da, wo ſie es lernen ſollten. Aubin war ſchon da und ſteckte ein kleines Buch, in der Größe des Katechismus von Schloſſer, den ihr euch kaufen ſolltet, bei meinem Anblick ein. „Ich bin ſo glücklich," ſagt' er, um ſeinen Fleiß gleichſam zu entſchuldigen, „daß ich keine Zeit und Langeweile habe. Ich fühle nie, daß ich auf etwas warte, denn ich ziehe ſogleich einen Teil meiner Taſchenbibliothek aus der Taſche, und wär's an einem Ufer, auf das der Fährmann erſt aus der Mitte des Stromes zurückrudert." Er ſtahl ſich immer zwiſchen ſeinen täglichen acht Tanzſtunden und zwiſchen den Zeiten der Erholung einige Leſeminuten heraus; wie verächtlich ſteht neben einem ſolchen Minutendieb im guten Sinne ein Tagedieb im ſchlimmen! — In der flüchtigen Viertelſtunde unſers Geſprächs ſetzte er mich durch ſeine Kenntniſſe in Ungewißheit, ob er außer der Tanzkunſt eigentlich Theologie — oder Jurisprudenz — oder Aſtronomie — oder Geſchichte — oder andere Wiſſenſchaften verſtehe.

Nach vier Uhr unterbrachen die Tanzſchülerinnen unſer Geſpräch mit dem ihrigen. Ich hoffe, es war nur eine — höchſtens noch eine —, die die „Abendſtunden der Madame Genlis" nicht geleſen, ſonſt wäre ſie gewiß noch einmal ſo höflich, ſo ſtill und ſo beſcheiden geweſen. Vielleicht hatte ſie keine Mutter mehr, die es ihr ſagen konnte, daß eine Jungfrau gegen jeden Mann, den ſie bezahlt, gegen einen Tanz- oder Sprach- oder Zeichenmeiſter noch zurückhaltender und höflicher zugleich ſein müſſe als gegen Freunde ihrer Eltern. Herr Aubin tadelte es gewiß auch, daß ſie länger blieb als andere und in unſer Geſpräch eindrang und ihm zuletzt die Frage tat, die ſich niemals ſchickt, welches Geſchlecht beſſer ſei, ihres oder ſeines. Kein Menſch von Erziehung legt eine Frage vor, deren Antwort dem anderen Mühe koſtet. Ich nahm ihm die Mühe durch die Erzählung einer Hiſtorie aus den „Abendſtunden der Madame Genlis" ab; wir hatten Zeit, da er von fünf bis ſechs Uhr auf neue Springkäfer lauerte, die aber heute alle im Komödienhauſe ſaßen. Als die Hiſtorie aus und das Mädchen fort war, bat er mich zu meinem Erſtaunen, ſie — noch einmal zu erzählen, denn es blieb' ihm kein Name, ſagt' er; ſein Gedächtnis ſei durch das ſchnelle Hintereinanderleſen von Dingen, die nicht zuſammengehörten, ein ausgeſogener Acker geworden. Mir war freilich dieſe Entkräftung eines Gedächtniſſes, das mir heute nichts als Proben ſeiner Stärke gegeben, unbegreiflich; aber der Satz iſt wahr, daß einer, der jede Minute eine andere Wiſſenſchaft oder ein anderes Geſchäft vornimmt, ſein Gedächtnis zerſtöre.

Das Glück oder vielmehr Don Carlos — denn dieſe Tragödie wurde heute gegeben — nahm ihm die Schüler und ſchenkte mir den Lehrer. „Man ſollte", ſagt' er, „allemal heute (den 22. Juli) dieſes Stück aufführen, weil der Held davon gerade heute (1568) ſich totgeblutet." Er wußte den Tag vieler Begebenheiten, deren Jahrhundert andere nicht wiſſen. Ich begriff immer weniger die Schwäche ſeines Gedächtniſſes. Er ſagte, ich ſollte nichts loben als — höchſtens ſeine Taſchenbibliothek. Ich ging alſo mit ihm nach Hauſe zum Hauptſchlüſſel aller Rätſel.

Ein halbes Schock Bücher — lauter Kompendien von einem halben Schock

1) Schülerinnen. — 2) Tanzſaal.

Wissenschaften — besaß er, weiter kein Blatt. Oft sind die Gehirnkammern leer und die Bücherbretter voll; aber hier war das Widerspiel.

Endlich ergriff er den Schlüssel zu einem Bücherschrank — und zum Rätsel — und schloß beide, das heißt, seine Taschenbibliothek, auf.

Exzerpte[3] waren es, aber kürzere als die gewöhnlichen.

Ich will jetzt den Lesern, die so glücklich sind, noch in den Jahren zu sein, deren Verlust oder Mißbrauch keine spätern gutmachen — diesen will ich alles Wort für Wort zuwenden, was mir der Tanzmeister vorsagte; ich mag ihn nicht um den Dank bringen, den sie ihm einmal nach langen Jahren sagen werden.

„Ich hat oft", sagt' er, „einen Menschen, der eine dicke Reisebeschreibung wieder zum Bücherverleiher zurückgetragen, mir nur einen Bogen mit dessen Inhalt vollzuschreiben — er konnt' es nicht. Nach vier Wochen konnt' er nicht einmal ein Oktavblatt ausfüllen mit der Erbschaft aus dem Buch. Es war also nicht bloß so gut, als hätt' er's nicht gelesen, sondern noch schlimmer. Ich hatte Tanzschüler, die jährlich mehr Bücher als Tage durchbrachten, aber sie befanden sich jährlich nicht um 365 Zeilen reicher. Und doch ist's nicht unmöglich, zugleich viel zu lesen und viel zu merken. Was soll man da machen?

Bloß Exzerpte. Ich fing mir anfangs aus jedem Buche zwei, drei Sonderbarkeiten wie Schmetterlinge aus und machte sie durch Tinte in meinem Exzerptenbuche fest. Ich hob aus allen Wissenschaften meine Rekruten aus. Drei Zeilen Platz, mehr nicht, räumt' ich jeder Merkwürdigkeit ein. Ich borgte mir allezeit nur ein Buch, um es lieber und schneller zu lesen; viele borgen, ist so viel wie sie kaufen, man liest sie nicht oder spät. Oft besteht aller Geist, den ich mit meiner Kelter aus einem Buche bringe, in einem einzigen Tropfen; ich habe aber dann nach zehn Jahren noch etwas, noch einen Vorteil vom Buche aufzuweisen, nämlich meinen Tropfen. Diese Exzerpte zieh' ich wie Riechwasser überall aus der Tasche, auf der Straße, im Vorzimmer, auf dem Tanzboden, und erquicke mich mit einigen Lebenstropfen. Wäre mein Gedächtnis noch schwächer, so läs' ich sie noch öfter.

Die Hauptsache ist, daß ich Exzerpte aus meinen Exzerpten mache und den Spiritus noch einmal abziehe. Einmal les' ich sie z. B. bloß wegen des Artikels vom Tanze durch, ein anderes Mal bloß über die Blumen, und trage dieses mit zwei Worten in kleinere Hefte oder Register und fülle so das Faß auf Flaschen.

Sogar eine schwere Zahlenlast kann mein kraftloses Gedächtnis aufheben und tragen: ich lege sie nur in 365 kleine Lasten auseinander."

Hier gab er mir seinen Kalender. Jeder Monat war mit einem halben Bogen durchzogen, auf dem es für jeden Monatstag beigeschrieben stand, ob dieser der Geburts- oder Sterbetag eines berühmten Mannes oder einer großen Begebenheit oder ein griechischer, jüdischer, römischer Festtag sei, oder welcher Käfer daran ohngefähr in die Erde, oder welcher Zugvogel zu seinen Winterlustbarkeiten abreise. Jeden Morgen sah er dann das historische Pensum des heutigen Tages an, und nach einem Jahre hatte er mehr als zweimal 365 Zahlen im Kopfe.

Ich mußte hier den Mann, dessen Herz für alles Wissen brannte, an das meinige drücken und es ihm gestehen, daß ich beinahe auf demselben Wege seit dem vierzehnten Jahre gehe.

Und ihr, lieben Jünglinge, macht, daß ihr auch einmal aus solchem Grunde umarmt werdet. Vergesset den Pagentanzmeister Aubin nicht, der keine Zeit und kein Gedächtnis und doch so viele Kenntnisse hatte! — Vergesset ihr ihn, so bleibt euch aus einer ganzen durch eure Seele rauschenden Universitätsbibliothek nicht so viel zurück, als in den Katalog derselben, weitläufig geschrieben, hineingeht. Die Bücherflut verläuft, läßt nur einige Schalen nach, überspült wieder euer Gedächtnis, und nach dieser Ebbe und Flut steht in eurer Seele nicht eine einzige

3) Auszüge.

gewässerte Pflanze, sondern eine nasse Sandwüste. Repetieren könnt ihr dann gar nicht, oder ihr müßt dann wenigstens das alte Buch von neuem lesen und also Vergessenes und Behaltenes zugleich wiederholen, indes ihr in derselben Zeit ein ganz neues durchbrächtet. Am Ende werdet ihr zur Wiederholung eurer Lektüre fast die Wiederholung eures Lebens nötig haben. Kurz, vergeßt, was ihr wollt, nur meine Erzählung nicht. Sogar die unter euch, die hier erschrecken und es beklagen, daß sie schon zu alt sind, diese nehm' ich bei der Hand und sage ihnen tröstend: „Geht nur mir und dem Herrn Aubin nach; um so mehr müßt ihr jetzt, da ihr euch so spät auf den Weg zur Kenntnis macht, den abgekürzten einschlagen — wahrhaftig, aus denselben Gründen, warum ich und er noch im Nachmittage des Lebens mit Exzerpieren fortfahren, müßt ihr damit anfangen."

Wenn ich nach zehn Jahren noch lebe, so will ich am heutigen Tage an diesen Aufsatz denken und mich draußen nach allen Weltgegenden umschauen und sagen: „Gewiß lebt in diesem Umkreis mehr als ein Mann, der froh ist, daß er vor zehn Jahren erfahren hat, wie es der Pagentanzmeister Aubin machte."

5. Gottfried Seume,

geboren den 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels, bezog die Universität Leipzig, entfloh aus Widerwillen gegen das ihm aufgedrungene Studium der Theologie, wandte sich gen Paris, ward unterwegs von hessischen Werbern aufgegriffen und nach Amerika geschleppt, fiel nach seiner Rückkehr preußischen Werbern in die Hände, desertierte und entging kaum der Todesstrafe, war dann eine Zeitlang Lehrer, 1793 russischer Offizier, ließ sich nach seinem Abschied in Leipzig nieder und machte von hier aus einige große Fußreisen, die er unter dem Titel „Spaziergang nach Syrakus" und „Mein Sommer" selbst beschrieb. Außerdem hinterließ er vermischte Gedichte und eine unvollendete Selbstbiographie. Er starb den 13. Juni 1810 zu Teplitz.

1. Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
übertünchte Höflichkeit nicht kannte
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebecs übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden
In die Arme seiner braunen Gattin.
Aber ferne noch von seiner Hütte
Überfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen,
Eilete der gute, wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,"
Bat er mit der herzlichsten Gebärde
Den gesittet feinen Eigentümer,
„Obdach hier in Eurem Hause finden!"
„Willst du, mißgestaltes Ungeheuer,"
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„Willst du, Diebsgesicht, mir aus dem Hause!"
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.
Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirtbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder
Und erzählte von den bunten Städten
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knien,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen, schwarzen Haare
Und durchsuchten seine Weidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.
Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Über Stock und Stein, durch Tal und Bäche,

Stieg er ſchwer auf manchen jähen Felſen,
Um ſich umzuſehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in dieſe Wildnis brachte.
Doch ſein Spähn und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er als das hohle Echo
Längs den hohen, ſchwarzen Felſenwänden.
Ängſtlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächſten Berges
Noch ein kleines, ſchwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude ſchlug in ſeinem Herzen,
Und er faßte Mut und nahte leiſe.
„Wer iſt draußen?“ brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,“
Sprach der Europäer furchtſam ſchmeichelnd;
„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' Euch danken,
Morgen früh mir die gewiſſen Wege!“ —
„Kommt herein,“ verſetzt der Unbekannte,
„Wärmt Euch! Noch iſt Feuer in der Hütte.“
Und er führt ihn auf das Binſenlager,
Schreitet finſter trotzig in den Winkel,
Holt den Reſt von ſeinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und friſchen Bärenſchinken,
Um den ſpäten Fremdling zu bewirten.
Mit dem Hunger eines Weidmanns ſpeiſte,
Feſtlich, wie bei einem Kloſterſchmauſe,
Neben ſeinem Wirt der Europäer.
Feſt und ernſthaft ſchaute der Hurone
Seinem Gaſte ſpähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte
Und mit Wolluſt trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muſchelſchale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Mooſe
War des Pflanzers gute Lagerſtätte,
Und er ſchlief bis in die hohe Sonne.
Wie der wilden Zone wild'ſter Krieger,
Schrecklich ſtand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor ſeinem Gaſte
Und erweckt' ihn, und der Europäer
Griff beſtürzt nach ſeinem Jagdgewehre.
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit ſüßem Morgentranke.
Als er lächelnd ſeinen Gaſt gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung
Über Stock und Stein durch Tal und Bäche
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer;
Finſterblickend blieb der Wilde ſtehen,
Schaute ſtarr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, feſter, ernſter Stimme:
„Haben wir vielleicht uns ſchon geſehen?“
Wie vom Blitz getroffen, ſtand der Jäger
Und erkannte nun in ſeinem Wirte
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In den Sturmwind aus dem Hauſe jagte,
Stammelte verwirrt Entſchuldigungen.
Ruhig lächelnd ſagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen weißen Leute,
Seht, wir Wilden ſind doch beſſ're Menſchen!“
Und er ſchlug ſich ſeitwärts in die Büſche.

2. Seumes Amerikafahrt.

Auf ſeiner Wanderung von Leipzig nach Paris, wohin er ſich zur Verbeſſerung ſeiner Lage begeben wollte, fiel Seume, wie oben bemerkt, heſſiſchen Werbern in die Hände, um mit vielen Hunderten ſeiner Landsleute für ſchnödes Geld an die Engländer verkauft zu werden. Er erzählt weiter:

Man brachte mich als Halbarreſtanten nach der Feſtung Ziegenhain, wo der Jammergefährten aus allen Gegenden ſchon viele lagen, um mit dem nächſten Frühjahr . . . nach Amerika zu gehen. Ich ergab mich in mein Schickſal und ſuchte das Beſte daraus zu machen, ſo ſchlecht es auch war. Wir lagen lange in Ziegenhain, ehe die gehörige Anzahl Rekruten vom Pfluge und dem Heerwege und aus den Werbeſtädten zuſammengebracht wurde. Die Geſchichte und Periode iſt bekannt genug: niemand war damals vor den Handlangern des Seelen-

verkäufers sicher; Überredung, List, Betrug, Gewalt, alles galt. Man fragte nicht nach den Mitteln zu dem verdammlichen Zwecke. Fremde aller Art wurden angehalten, eingesteckt, fortgeschickt. Mir zerriß man meine akademische Inskription als das einzige Instrument meiner Legitimierung. Am Ende ärgerte ich mich weiter nicht; leben muß man überall. Wo so viele durchkommen, wirst du's auch. Über den Ozean zu schwimmen, war für einen jungen Kerl einladend genug, und zu sehen gab es jenseits auch etwas. So dachte ich. Während meines Aufenthalts in Ziegenhain brauchte mich der alte General Gore zum Schreiben und behandelte mich mit vieler Freundlichkeit. . . .

Endlich ging es von Ziegenhain nach Kassel [und von da] nach Hannöversch-Münden. Unser Zug glich so ziemlich Gefangenen; denn wir waren unbewaffnet, und die bewehrten Stiefeletten-Dragoner und Gardisten und Jäger hielten mit fertiger Ladung Reihe und Glied fein hübsch in Ordnung. Ich genoß, trotz der allgemeinen Mißstimmung, doch die schöne Gegend zwischen den Bergen am Zusammenfluß der Werra und der Fulda, die dort die Weser bilden, mit zunehmender Heiterkeit. Das Reisen macht froher, und unsere Gesellschaft war so bunt, daß das lebendige Quodlibet alle Augenblicke neue Unterhaltung gab. So ging es denn auf sogenannten Bremer Böcken den Strom hinab. Nicht weit von Hameln, glaube ich, machte man eine Absonderung der Preußen, die man nicht durch Preußisch-Minden bringen durfte, und ließ sie einen Marsch zu Lande machen, um das Preußische zu vermeiden. Da mir das zusammengedrückte, eingepökelte Wesen auf den kleinen, langen Fahrzeugen nicht sonderlich behagen wollte, meldete ich mich als Preußen beim Verlesen. Der Offizier sah in die Liste und sagte: „Hier steht ja ‚ein Sachse'." — „So?" sagte ich; „nun, so will ich ein Sachse bleiben." Er schwieg, ließ mich aber, nachdem alle verlesen waren, mit den Preußen aussteigen. Man stellte sich, und es ging zu Lande weiter. Ich hatte damals die Gewohnheit, ein Buch zwischen Weste und Beinkleider unter den Gürtel zu stecken. Das Buch mochte diesmal etwas zu stark sein und den Leib unförmlich machen. „Was, ist der Kerl so fett?" sagte ein Hauptmann, der eben vor mir stand, und hob die Weste beim Flügel auf, und es wurde der Julius Cäsar zutage gefördert. „Was macht Er denn mit dem Buche?" fuhr er fort. „Ich lese darin," war meine Antwort. „Wo hat Er denn das Latein gelernt?" — „Das Latein pflegt man gewöhnlich in der Schule zu lernen." Er schüttelte den Kopf. Ich hatte in dem Buche eine Menge Randnoten . . . niedergeschrieben. „Von wem sind denn die Bemerkungen hier?" — „Von mir. . . ." Er sah mich fest an und endigte mit dem spöttischen Abschied: „Er wird wohl einmal ein recht großer Mann werden." — „Schwerlich," sagte ich, „das ist unter den Deutschen gar nicht wahrscheinlich; aber wenigstens will ich nicht schuld sein, daß er's nicht wird."

Nun ging es fort, und ich las, ohne eben weiter mir einen Zweck zu denken, in den Ruhestunden zuweilen nach meiner Weise einige Kapitel, aus bloßem Bedürfnis, um mich besser zu beschäftigen, als ich in meinen Umgebungen sonst wohl konnte. Hier entspann sich in einem Nachtquartier wieder ein Komplott und sollte der Kürze wegen, und da unsere Bedeckung nicht sehr stark war, sogleich ausgeführt werden; ich habe aber die Beschaffenheit derselben nicht recht erfahren können. Diese Rekrutenabteilung bestand aus lauter preußischen Landeskindern und preußischen Deserteuren, die beständig vom alten Fritz und Seidlitz und Schwerin sprachen und sich nichts Kleines dünkten. Aber . . . es war laut geworden: der kommandierende Offizier requirierte sogleich die ganze bewaffnete Bürgerschaft und die Bauern aus der Gegend, machte echt militärische Miene, uns in der alten Kirche, wo wir lagen, zusammenzuschießen; und es ging alles wieder ganz ruhig bis an die Weser auf die Bremer Böcke. . . .

Es würde mir ein hoher Genuß gewesen sein, an der Hand eines Freundes und Geschichtskenners die Partien der Weser von Korvei bis Bremen zu besehen, wo die Schönheiten der Natur durch den

Gedanken der alten, jetzt verlorenen Nationalehre magisch beleuchtet werden; aber damals war unsere Reise ein sklavisches, dumpfes Hinstarren auf die Gegenden, wo ehemals Männer für ein besseres, nicht so üppiges Vaterland kämpften. Von Varus bis Bonifaz herab schwebten mir dunkel die Szenen vor, Bonifaz, der mit heiliger Einfalt die heroische Tugend vertrieb und die feiner gewebte Sklaverei spann, die uns zum Spielwerk anderer gemacht hat. Von Bremen bis Bremerlee fuhren wir in andern Fahrzeugen, die schon See halten können, aber sich nicht weit von der Küste entfernen. Unbekümmert legte ich mich abends hin und schlief mitten auf dem Strome und war sehr verblüfft, als unsere ganze kleine Flotte des Morgens am Ufer ganz trocken dasaß und wartete, bis die Flut sie wieder emporhob; doch waren wir alle nicht halb so verblüfft als bei der ähnlichen Erscheinung Alexanders Soldaten auf dem Indus.

In den englischen Transportschiffen wurden wir gedrückt, geschichtet und gepökelt wie die Heringe. Den Platz zu sparen, hatte man keine Hängematten, sondern Verschläge in der Tabulatur des Verdecks, das schon niedrig genug war; und nun lagen noch zwei Schichten übereinander. Im Verdeck konnte ein ausgewachsener Mann nicht gerade stehen und im Bettverschlage nicht gerade sitzen. Die Bettkasten waren für sechs und sechs Mann. Wenn viere darin lagen, waren sie voll, und die beiden letzten mußten hineingezwängt werden. Das war bei warmem Wetter nicht kalt. Es war für einen einzelnen gänzlich unmöglich, sich umzuwenden, und ebenso unmöglich, auf dem Rücken zu liegen. Die geradeste Richtung mit der schärfsten Kante war nötig. Wenn wir so auf einer Seite gehörig geschwitzt und gebraten hatten, rief der rechte Flügelmann: „Umgewendet!" und es wurde umgeschichtet; hatten wir nun auf der andern Seite quantum satis ausgehalten, rief das nämliche der linke Flügelmann, und wir zwängten uns wieder in die vorherige Quetsche. . . .

Es war mir doch ein sonderbares Gefühl, als ich den andern Morgen auf das Verdeck trat und zum erstenmal nichts als Himmel und Wasser um mich sah. Der Ozean wogte majestätisch, und die Schiffe tanzten magisch wie kleine Spielwerke auf der unbegrenzten, ungeheuren Fläche; der Himmel war bewölkt und teilte dem Wasser seine tiefe, ernsthafte Farbe mit. Ich war wirklich in einer andern Welt und fühlte mich abwechselnd größer und kleiner, nachdem eine erhabene oder bange Empfindung eben in der Seele herrschte. . . . Bald kam Sturm und mit ihm die Seekrankheit. Beide waren weiter nicht gefährlich, aber doch den Neulingen furchtbar genug. Fünf von der sechsmännischen Menage waren krank; ich blieb leider allein gesund. . . . Die Seeluft gibt gewaltigen Appetit, die Schiffsportionen waren klein. Da niemand aus der Menage essen konnte, hatte ich die Fülle zur Sättigung und konnte Vorrat von Zwieback sammeln, so daß ich wirklich eine ganze, große Nachtmütze voll hatte. Bald kam einer und forderte seine Portion, dann der andere, dann der dritte, und so fort; in kurzer Zeit war ich auf mein eigenes kleines Kontingent gesetzt. Die Genesenden waren durch die Krankheit und das Fasten gehörig auf die beschränkte Portion vorbereitet, die Gesunden hingegen hatten eine sehr unangenehme Speisekapazität gewonnen. Bald war mein kleiner Vorrat aufgezehrt, und mein Magen war bei der ganzen Portion auf ein sehr unbehagliches Halbfasten reduziert. Hier sorgte denn zufällig die Muse für ihren Zögling. Ich saß auf dem Quarterdeck und las eben Horazens „angustam amice pauperiem", als der dicke Steuermann mich sehr unfreundlich von der Bank schleudern wollte. Ich brummte meine Unzufriedenheit in meinem bißchen Englisch, . . . so gut ich konnte, und wollte hinunter in meinen Kasten schleichen, wo ich mich von niemand hudeln ließ. Der Kapitän kam dazu, guckte mir in das Buch und hieß mich sitzen bleiben. Als er einige Anordnungen gemacht hatte, kam er zurück und fing eine Art Unterhaltung mit mir an: "You read Latin, my boy?" — "Yes, sir." — "And you understand it?" — "I believe I do." — "Very well; it is a very good diver-

sion in the situation you are in." — "So I find, sir; indeed, a great consolation." — So ging es denn freundlich und teilnehmend weiter. Er nahm mich mit in seine Kajüte und zeigte mir seine Reisebibliothek, die aus guten Engländern und einigen Klassikern bestand, und versprach mir, wenn ich die Bücher gut halten würde, mir zuweilen eines daraus zu leihen. Durch seine Freundschaft erhielt ich etwas mehr Freiheit auf dem Schiffe, zumal da ich etwas Vergnügen am Seewesen zeigte und in wenigen Tagen mir die Nomenklatur der Taue und Segel merkte und sehr flink und sicher oben in dem Mastwerk mit herumlief. Es war wieder das Bedürfnis der Tätigkeit, die mir allerhand kleine Vorteile schaffte und mich vorzüglich gesund erhielt. Da der Kapitän wohl merkte, daß die Schiffsportion meinem exemplarischen Appetit nicht zureichend war, ließ er mir großmütig heimlich zuweilen eine Nachtmütze voll Zwieback und Rindfleisch zukommen, welches in der Tat im eigentlichsten Verstande ein sehr wohltätiges Stipendium war.

Die Kost war übrigens nicht sehr fein, so wie sie nicht sehr reichlich war. Heute Speck und Erbsen und morgen Erbsen und Speck, übermorgen pease and pork und sodann pork and pease: das war fast die ganze Runde. Zuweilen Grütze und Graupen und zum Schmause Pudding, den wir aus muffigem Mehl halb mit Seewasser, halb mit süßem Wasser und altem Schöpsenfett machen mußten. Der Speck mochte wohl vier oder fünf Jahre alt sein, war von beiden Seiten am Rande schwarzstreifig, weiter hinein gelb und hatte nur in der Mitte noch einen kleinen weißen Gang. Ebenso war es mit dem gesalzenen Rindfleische, das wir in beliebter Kürze oft roh als Schinken aßen. In dem Schiffsbrote waren so viele Würmer, die wir als Schmalz mitessen mußten, wenn wir nicht die schon kleine Portion noch mehr reduzieren wollten; dabei war es so hart, daß wir nicht selten Kanonenkugeln brauchten, es nur aus dem Gröbsten zu zerbrechen; und doch erlaubte uns der Hunger selten, es einzuweichen; auch fehlte es oft an Wasser. Man sagte uns, und nicht ganz unwahrscheinlich, der Zwieback sei französisch; die Engländer hätten ihn im Siebenjährigen Kriege den Franzosen abgenommen, seit der Zeit habe er in Portsmouth im Magazine gelegen, und nun füttere man die Deutschen damit, um wieder Franzosen . . . totzuschlagen. Das schwergeschwefelte Wasser lag in tiefer Verderbnis. Wenn ein Faß heraufgeschroten oder aufgeschlagen wurde, so roch es auf dem Verdeck wie Styx, Phlegethon und Kokytus zusammen; große, fingerlange Fasern machten es fast konsistent; ohne es durch ein Tuch zu seihen, war es nicht wohl trinkbar, und dann mußte man immer noch die Nase zuhalten, und dann schlug man sich doch noch, um nur die Jauche zu bekommen. An Filtrieren war für die Menge nicht zu denken. Guten, ehrlichen Landmenschen kommt dieses ohne Zweifel schrecklich vor; aber wer Feldzüge und Seefahrten mitgemacht hat, findet darin nichts Ungewöhnliches. . . .

Stürme hatten wir oft und einmal so stark, daß uns der Aufsatz des Vordermastes und die große Rahe zerbrach. Die Türmung der Wogen, das Heulen der Winde durch die Segel, das Schlagen und Klirren der Taue, das Donnern der Wellen an die Borde, das Geschrei und Lärmen des Schiffsvolkes, der ganze furchtbar empörte Ozean, alles ist dem Neuling schrecklich; aber bald wird man es gewohnt und schläft ruhig unter dem Kampf der Elemente. . . .

Wir fuhren nicht durch den Kanal und die spanische See, weil damals noch die Spanier und Franzosen dort mit Flotten kreuzten und auf uns lauerten, sondern segelten um die Inseln nördlich an den Orkaden weg. Der Sturm trieb uns weit, weit nordwärts, und der Sicherheit wegen gab man vielleicht mehr nach, als nötig war. Wir konnten mutmaßlich nicht weit von Grönland sein; wir froren tief im Sommer, daß wir zitterten, Tag und Nacht. Alles ging schlecht genug: wir brachten über einer Fahrt, die sonst gewöhnlich nur vier Wochen dauert, zweiundzwanzig zu. . . .

Wenn ich nicht mit den Matrosen arbeitete, lag ich bei schönem Wetter mit

dem Virgil oben im Maſtkorbe und verglich unſern überſtandenen Sturm mit dem ſeinigen und fand ihn nie ſo lebendig wahr als eben jetzt, wo ich an den vorigen dachte und den kommenden erwartete. Sein „Insequitur clamorque virum stridorque rudentum“ iſt einfach maleriſch ſchön, daß es den ganzen Auftritt gibt. Das hat er ſelbſt gefühlt, weil es mit wenigen Veränderungen in allen ſeinen Beſchreibungen eines Seeſturms wiederkommt. Wenn wir auch nicht wüßten, daß er zur See war, aus dieſen Stellen würden wir es faſt untrüglich ſchließen können. . . .

Endlich bekamen wir das Ufer von Akadien[1]) zu Geſichte und liefen unter allgemeinem Freudengeſchrei in der Bucht von Halifax ein. Halifax iſt unſtreitig einer der beſten Häfen am Ozean, vielleicht der beſte, für eine unzählige Menge Schiffe, ſicher gegen alle Stürme. Die Inſel und das Fort St. George nebſt einigen Landbatterien verteidigen den Eingang, und es gehört ſchon eine ziemliche Menge dazu, ihn zu forcieren. . . . Man brachte uns wahrſcheinlich nach Halifax, weil es in New York und den andern Provinzen ſchon höchſt mißlich mit den Royaliſten ſtand und man das Ausſchiffen kaum wagen durfte. Der Tag der Ausſchiffung war einer der ſchönſten und einer der ſchlimmſten. Zweiundzwanzig Wochen waren wir herumgeſchwommen, ohne das geringſte Land geſehen zu haben. Da wir keine britiſchen Amphibienſeelen waren, ſehnte ſich alles ohne Ausnahme nach feſtem Fuße, zumal da der Scharbock[2]) empfindlich zu werden anfing. Es war ein Hungertag, da uns die Schiffe für die Mahlzeiten an das Land wieſen und das Landkommiſſariat, zumal da das Ausſchiffen ſich ſehr ſpät verzögerte, noch nicht geliefert hatte. Doch vergaß jeder in der Freude gern die Forderung des Magens, wenn er nur den Boden begrüßen konnte. . . . Der Ort, der uns zum Lager angewieſen wurde, war abhängiger Felſenboden. Wir kamen ſpät ans Land, und ehe die Bedürfniſſe herbeigeſchafft wurden, ward es faſt Nacht. Die Zelte kamen an und ſollten aufgeſchlagen werden. Man hatte mich zum Unteroffizier ernannt; ich ſollte alſo für das Aufſchlagen ſorgen. Nun hatte ich in meinem Leben nur ein einziges Lager ganz nahe geſehen und wußte von der Maſchinerie eines Zeltes nicht einen Pfifferling. „Schlippe,“ ſagte ich zu einem alten preußiſchen Grenadier, der mir zugeteilt war, „Latein und Griechiſch verſtehe ich ſo ziemlich, aber wenig vom praktiſchen Militär; helfe Er mir durch, vielleicht kann ich wieder durchhelfen.“ Der alte Soldat lächelte, ergriff das Beil, nahm einige mit ſich, tat, als ob er meine weiſen Befehle ausführte, und in einer Stunde ſtand unſer Zelt trotz den übrigen ſo gut da, als es der harte Boden erlauben wollte. Die Schwierigkeit war nicht klein, da die Zeltſtangen und Zeltpflöcke erſt aus dem Walde geholt und gehauen werden mußten. Die Nacht kam ein Sturm wie ein Orkan, der unſerer Architektur weidlich ſpottete. Den folgenden Morgen ſtanden vom ganzen Lager nicht zehn Zelte mehr feſt; das unſrige ſtand nur halb; viele hatte der Wind in den Moraſt hinabgetrieben. Nun fingen wir an, etwas ſolider zu bauen, wozu uns auch die Kälte trieb. . . .

Da man den Transport nicht zu den Regimentern bringen konnte, wurden wir in ein Bataillon von fünf Kompagnien formiert und ſollten für uns Dienſte tun. Ich als Unteroffizier ſollte nun den Exerziermeiſter machen und wußte ſelbſt noch blutwenig. „Schlippe,“ ſagte ich wieder, „Er ſieht wohl, daß es mit mir noch etwas hapert. Wir wollen täglich eine Stunde in den Wald gehen, als ob's zur Jagd wäre; da iſt Er wohl ſo gut, mir einige Handgriffe gründlicher zu zeigen, als ich ſie bis jetzt gefaßt habe.“ Der alte Satyr lächelte und meinte, es würde ſchon gehen, zur Not auch ohne ihn. Es ging; gerade wie bei einem Profeſſor, qui docendo discit, ward es täglich mit mir beſſer, und bald galt ich für einen Kerl, der ſein Gewehr meiſterhaft zu handhaben verſtand und ſich in die kleinen Evolutionen geſchickt genug zu finden wußte. . . .

Das Leben im Lager im Spätjahr war ſchlecht genug; keine gute Koſt, und

1) Nova Scotia. — 2) Scharbock oder Skorbut iſt eine Krankheit infolge ſchlechter Nahrung.

Kälte bis zum Heulen und Zähneklappern. Unser Bataillon sah aus buntscheckig wie eine Harlekinsjacke, da es aus den Uniformen aller Regimenter bestand. Wir hatten weder Fahnen noch Kanonen, da es täglich hieß, wir sollten zu unsern Regimentern stoßen. Ich nebst ungefähr zwanzig andern war dem Regiment „Erbprinz" zugefallen, habe aber das Regiment nie gesehen. . . . Der Dienst war, zumal für mich als Unteroffizier, beschwerlich genug und ließ nicht viel Zeit übrig. Überdies spannte mich noch dazu der Oberst Hatzfeld in das Joch als Schreiberknecht, so daß ich die noch übrigen Mußestunden beim Adjutanten als Adjuvant saß, mir fast die Finger krumm schmierte und weiter nichts erntete als ein freundliches „Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen." . . . Ich schrieb eine lange Zeit viel Regimentslisten; . . . die Arbeit war zwar trocken und langweilig genug, da oft wegen eines alten, morschen Pfannendeckels, der nicht zwei Pfennige wert war, einige Bogen kopiert werden mußten; dafür fing aber eben auch damals dort das papierne Jahrhundert recht praktisch an und hat seit der Zeit gehörige, reichliche Früchte getragen. . . . Ich tat abwechselnd Dienste, nach dem Behuf, als Korporal, Sergeant, Fourier und Feldwebel, so daß ich alle Süßigkeiten des kleinen Soldatenlebens recht auskosten konnte. . . .

Sehr häufig kamen die Wilden in großer Anzahl in die Stadt, um ihre Jagdbeute zu verkaufen, die meistens aus Moostieren, Geflügel und zuweilen Fischen, vorzüglich Aalen, bestand. Dafür bekamen sie Rum, europäische Bedürfnisse und spanische Taler. . . . Sie kamen gewöhnlich zur See in ihren bekannten Booten von Birkenrinde, die meisterhaft gebaut waren und die sie mit ihren kleinen Rudern meisterhaft zu führen verstanden. Die englischen Matrosen, die es ihnen nachtun wollten, verloren sehr oft das Gleichgewicht und fielen in die See, worüber dann die Indianer und über das europäische, schwerfällige Schwimmen recht herzlich lachten. . . .

Kriegerische Vorfälle haben wir außer einigen Märschen nicht gehabt. Ein einziges Mal schien es zu etwas Ernsthaftem kommen zu wollen, da die Franzosen den Ort anzugreifen drohten; aber außer einigen Schüssen von den äußersten Batterien fiel nichts vor: es blieb bei den Drohungen, vermutlich da sie die Engländer stärker und in besserer Bereitschaft fanden, als sie vermuteten. . . .

So kam denn endlich die Nachricht vom Frieden uns eben nicht erwünscht; denn junge, tatendurstige Leute sehen nicht gern ihrer Bahn ein Ziel gesteckt.

Unsere Hinfahrt dauerte, wie ich oben sagte, zweiundzwanzig Wochen, eine ungeheure Länge; den nämlichen Weg machten wir rückwärts in dreiundzwanzig Tagen; also machte ich eine der besten und eine der schlimmsten Fahrten mit.

§ 31. Die Romantik.

Die Entstehung der Romantik ist auf die ausgangs des 18. Jahrhunderts herrschenden literarischen Zustände zurückzuführen. Der Klassizismus hatte damals in dem Bunde Goethes und Schillers seinen Höhepunkt erreicht, war aber wegen seiner allzu starken Anlehnung an die antike Welt (vgl. die Charakteristik S. 122) dem Volke fremd und unverständlich. Üppig wucherte infolgedessen die niedere Literatur, die den Geschmack verdarb, und weite Kreise wurden von der verstandesdürren Aufklärung beherrscht, die jeden freien Flügelschlag der Phantasie hemmte. Im Hinblick auf diese Zustände, zu denen noch die trostlose Kleinstaaterei kam, in der das Volk alles Vaterlandsgefühl und allen Sinn für das Große verloren hatte, forderten einige hochstrebende Männer, denen sofort ein schlagfertiges Heer gleichgesinnter Geister zu Gebote stand, eine völlige Umgestaltung der Poesie: sie solle als allgemein menschliches Gut dem Leben zurückgegeben werden, alles mit erfrischendem Hauch durchdringen, das ganze Leben verklären. Sie selbst machten sich an

diese Aufgabe und griffen — daher ihr Name Romantiker — zum Mittelalter mit seinem Ritter- und Minnewesen und seiner vermeintlichen Begeisterung für Kirche und Reich zurück, um durch dessen Wiederbelebung eine neue, ideale Zeit hervorzuzaubern, indem sie besonders die kirchlichen und deutsch-nationalen Anschauungen jener Zeit durch die Poesie dem Volke wieder zu eigen zu machen suchten.[1]) Aber trotz glänzender Befähigung gelang ihnen diese Aufgabe nicht; denn ein vergangenes Zeitalter läßt sich nicht willkürlich erwecken, und geradezu verhängnisvoll wurde für sie der Umstand, daß durch ihre Liebe zum weitentlegenen Mittelalter überhaupt jener Hang zum Fernliegenden, Geheimnisvollen in ihnen geweckt wurde. Immer mehr wandten sie sich aus der sonnenhellen Wirklichkeit dem Düsteren, Träumerischen und Zauberhaften zu und verfielen so der Phantasterei und widerlichsten Überspanntheit, so daß sie bald ihres Ruhmes verlustig gingen.

Aber trotz dieser Verirrungen lag in den Bestrebungen der Romantiker ein gesunder Kern, in dem eine wahre Fülle lebenskräftiger Ideen keimte, und mit Recht kann man sagen, daß mit ihnen ein neuer Frühling deutschen Geisteslebens anbrach. Ganz abgesehen von dem eigenartigen „romantischen" Zug, den sie unserer Literatur gaben, führten sie dieselbe aus den engen Schranken des Klassizismus in die weiten, unendlichen Gefilde alles Schönen und bereicherten sie in bis dahin unerhörter Weise. Nicht nur, daß sie aus dem fruchtbaren Boden ihres eigenen Gemütslebens neben allem Unkraut die duftigsten, herrlichsten Blüten ersprießen ließen, sondern sie hoben auch mit emsigem Fleiß die Schätze der mittelalterlichen deutschen und romanischen Literatur aus dem Staube der Vergessenheit, lenkten sogar ihre Schritte nach dem fernen Indien, wo sie die Urheimat der deutschen Poesie erblickten, und führten so durch Übersetzungen und Bearbeitungen der deutschen Heimat eine staunenswerte Menge neuer Stoffe in neuen Formen zu, so daß schon Goethe sagte, man brauche nur Deutsch zu können, um die Literatur aller Völker kennen zu lernen. Doch auch der Wissenschaft, z. B. der Germanistik, der vergleichenden Sprachforschung, der Literatur- und Weltgeschichte sowie der Kunst, z. B. der Malerei, der Architektur, der Musik, gaben sie äußerst wichtige Anregungen. Besonders war ihnen eine stark ausgeprägte Heimatliebe eigen, und bei allem und jedem, so z. B. auch in ihren Sammlungen von Volksliedern, Sagen, Märchen, Legenden, war ihr letztes Ziel, den deutsch-nationalen Sinn zu wecken. In dieser Richtung wirkten sie namentlich zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands unter der Herrschaft Napoleons und trugen nicht wenig zur Abschüttelung des fremden Joches bei.

Die Häupter dieser Schule waren die Brüder Schlegel, Tieck und Hardenberg. Ihnen schlossen sich später als sogenannte jüngere Romantiker an: Brentano, Arnim, Eichendorff, de la Motte Fouqué, der große Dramatiker Heinrich von Kleist, Chamisso und viele andere. Infolge der Schwärmerei der älteren Romantiker wandten einige treffliche Dichter der romantischen Schule, aus der sie hervorgegangen waren, den Rücken. Hierher gehören die sogenannten Halbromantiker Rückert, Hauff, W. Müller, Immermann und die schwäbischen Dichter Uhland, Kerner, Schwab, Mörike. Entschiedene Gegner der romantischen Theorien waren Heine, Platen, Seume, obwohl sie sich den Einflüssen der Romantik nicht völlig entziehen konnten.

[1]) Daß dabei ihre Werke, infolge der Bedeutung, die die katholische Kirche im Mittelalter hatte, jenen katholisierenden Zug annahmen, war nicht zu verwundern. Katholizismus und Romantik galten seitdem für engverwandte Begriffe.

1. (August) Wilhelm von Schlegel,

geboren am 8. September 1767 zu Hannover, studierte in Göttingen Philologie, wurde 1789 Professor der Literatur in Jena, begründete die Zeitschrift „Athenäum", das Organ der romantischen Schule, wirkte 1802 bis 1805 an der Universität Berlin, begleitete 1805 die Frau von Staël durch Italien, Frankreich, Deutschland und Schweden, wurde in Stockholm dem schwedischen Kronprinzen Bernadotte vorgestellt, der ihn später zu seinem Kabinettssekretär ernannte und ihn in den Adelsstand erhob, hielt 1808 in Wien seine berühmten „Vorlesungen

über dramatische Kunst und Literatur", betrieb 1817 in Paris das Studium der indischen Sprache, wurde 1818 Professor der Kunstgeschichte und Literatur in Bonn und starb daselbst am 12. Mai 1845. — Weniger als schöpferischer Dichter ausgezeichnet, erwarb er sich als Kritiker und Übersetzer ein großes Verdienst. Besonders gelang ihm seine (von Baudissin vollendete) Übersetzung Shakespeares. Friedrich von Schlegel, Bruder des vorigen, geboren den 10. März 1772 zu Hannover, wurde Professor in Jena, trat 1805 aus übertriebener Liebe zur Romantik des Mittelalters — wie mehrere andere seiner Gesinnungsgenossen — in Köln zur katholischen Kirche über und starb in österreichischen Staatsdiensten am 11. Januar 1829 zu Dresden. — Wie sein Bruder, so war auch er als Dichter unbedeutend; hingegen erlangte er, wie jener, durch seine kritischen und literarhistorischen Arbeiten großen Ruhm, begründete durch seine Vorlesungen über „Die Geschichte der alten und neuen Literatur" die Literaturgeschichte als Wissenschaft und gab durch sein Werk über „Die Sprache und Weisheit der Inder" den Anstoß zum Studium des Sanskrit und damit zur vergleichenden Sprachwissenschaft.

1. An die südlichen Dichter, deren Lieder ich übersetzt hatte.

1. Nehmt dies mein Blumenopfer, heil'ge Manen!
Wie Göttern biet' ich euch die eignen Gaben.
Mit euch zu leben und den deutschen Ahnen,
Ist, was mir einzig das Gemüt kann laben.
Halb Römer, stammt ihr dennoch von Germanen;
So laßt mit deutscher Red' euch denn begaben
Und heim euch führen an des Wohllauts Banden
Zu nördlichen aus südlich schönen Landen.

2. Eins war Europa in den großen Zeiten,
Ein Vaterland, des Boden hehr entsprossen,
Was Edle kann in Tod und Leben leiten.
Ein Rittertum schuf Kämpfer zu Genossen,
Für einen Glauben wollten alle streiten,
Die Herzen waren einer Lieb' erschlossen;
Da war auch eine Poesie erklungen
In einem Sinn, nur in verschiednen Zungen.

3. Nun ist der Vorzeit hohe Kraft zerronnen,
Man wagt es, sie der Barbarei zu zeihen,
Sie haben enge Weisheit sich ersonnen;
Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien.
Doch, mit unheiligem Gemüt begonnen,
Will nichts, was göttlich ist von Art, gedeihen;
Ach, diese Zeit hat Glauben nicht noch Liebe,
Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?

4. Das echte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muß unsre Zukunft gründen.
Mich soll die dumpfe Gegenwart nicht halten;
Euch, ew'ge Künstler, will ich mich verbünden.
Kann ich neu, was ihr schuft, und rein entfalten,
So darf auch ich die Morgenröte künden
Und streun vor ihren Himmelsheiligtumen
Der Erde Liebkosungen, süße Blumen.

2. In der Fremde.

1. Oft hab' ich dich rauh gescholten,
Muttersprache, so vertraut!
Höher hatte mir gegolten
Südlicher Sirenenlaut.

2. Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort
Und vernähm', ach! wie so gerne,
Nur ein einzig deutsches Wort.

3. Manches regt sich mir im Innern,
Doch, wie schaff' ich hier ihm Luft?
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir seine Gruft.

4. Einsam schweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauschen fremd auf dieser Flur.

5. Unverstanden, unbeachtet,
Wie mein deutsches Lied verhallt,
Bleibt es, wenn mein Busen schmachtet
Und in bangem Sehnen wallt.

3. Das Sonett.

1. Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder
Und stelle sie, geteilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei, eingefaßt von zweien,
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

2. Dann ſchlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich, freier wechſelnd, jegliches von dreien.
In ſolcher Ordnung, ſolcher Zahl gedeihen
Die zarteſten und ſtolzeſten der Lieder.

3. Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Weſen dünket
Und Eigenſinn die künſtlichen Geſetze;

4. Doch wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen
Und reines Ebenmaß der Gegenſätze.

2. Ludwig Tieck,

geboren am 31. Mai 1773 in Berlin, ſtudierte in Göttingen neue Sprachen und Literatur nebſt altdeutſcher Poeſie, ſchloß ſich in Jena den Romantikern an, machte große Reiſen durch Italien, Frankreich und England, wirkte von 1825 bis 1841 als Intendant des Hoftheaters in Dresden, wurde darauf von dem kunſtliebenden König Friedrich Wilhelm IV. als Vorleſer nach Berlin berufen und ſtarb daſelbſt am 28. April 1853. — Er war ein Mann von glänzender Begabung, dazu ein echter Dichter. Er überſetzte den Don Quixote des ſpaniſchen Dichters Cervantes, erweckte Intereſſe für die altdeutſche Poeſie durch ſeine Neubearbeitung der „Minnelieder", gab im „Phantaſus" eine reiche Sammlung alter Sagen und Märchen und leiſtete Bedeutendes auf dem Gebiet der Novelle.

1. Chor aus dem Luſtſpiel „Kaiſer Octavianus".

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

2. An A. W. Schlegel.[1])

1. Schon fängt die alte Nacht ſich an zu hellen,
Und wieder ſcheinen licht aus klarer Ferne
Die hohen Bilder, freundlich liebe Sterne,
Piloten auf der weiten Bahn der Wellen.

2. Wen kümmert's, daß die Hund' am Ufer bellen?
Beſteig dein Schiff mit frohem Mute gerne,
Such' fremdes Land und Meer, ſuch' neue Sterne!
Dir werden Geiſter freundlich ſich geſellen.

3. Es ſteigt der Briten höchſter lächelnd nieder,
Und Calderon, den Kränze bunt umglühen,
Der Minneſang im Goldgewand, erblühen

4. Will neu Italien, uralt heil'ge Lieder
Vom Ganges wachen auf, und rundum glänzen
Trophä'n, die dankbar deinen Namen kränzen.

1) Vgl. unter Auguſt Wilhelm von Schlegels Gedichten: „An die ſüdlichen Dichter".

3. Arion.

1. Arion ſchifft auf Meereswogen
Nach ſeiner teuern Heimat zu;
Er wird vom Winde fortgezogen,
Die See in ſtiller, ſanfter Ruh'.

2. Die Schiffer ſtehn von fern und flüſtern,
Der Dichter ſieht ins Morgenrot.
Nach ſeinen goldnen Schätzen lüſtern,
Beſchließen ſie des Sängers Tod.

3. Arion merkt die ſtille Tücke,
Er bietet ihnen all ſein Gold;
Er klagt und ſeufzt, daß ſeinem Glücke
Das Schickſal nicht wie vordem hold.

4. Sie aber haben es beſchloſſen,
Nur Tod gibt ihnen Sicherheit.
Hinab ins Meer wird er geſtoßen;
Schon ſind ſie mit dem Schiffe weit.

5. Er hat die Leier nur gerettet,
Sie ſchwebt in ſeiner ſchönen Hand;
In Meeresfluten hingebettet,
Iſt Freude von ihm abgewandt.

6. Doch greift er in die goldnen Saiten,
Daß laut die Wölbung widerklingt;
Statt mit den Wogen wild zu ſtreiten,
Er ſanft die zarten Töne ſingt:

7. „Klinge, Saitenſpiel!
In der Flut
Wächſt mein Mut;
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein Ziel.

8. Unverdroſſen
Komm' ich, Tod!
Dein Gebot
Schreckt mich nicht; mein Leben ward genoſſen.

9. Welle hebt
Mich im Schimmer,
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, naſſer Flut begräbt."

10. So klang das Lied durch alle Tiefen,
Die Wogen wurden ſanft bewegt,
In Abgrunds Schlüften, wo ſie ſchliefen,
Die Seegetiere aufgeregt.

11. Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn;
Die Meeresfläche weit hinunter
Beſchwimmen die Tritonen grün.

12. Die Wellen tanzen, Fiſche ſpringen;
Seit Venus aus den Fluten kam,
Man dieſes Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresfeſten nicht vernahm.

13. Arion ſieht mit trunknen Blicken
Laut ſingend in das Seegewühl;
Er fährt auf eines Delphins Rücken,
Schlägt lächelnd in ſein Saitenſpiel.

14. Der Fiſch, zu Dienſten ihm gezwungen,
Naht ſchon mit ihm der Felſenbank;
Arion hat den Fels errungen
Und ſingt dem Fährmann ſeinen Dank.

15. Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem naſſen Tod.
Der Sänger triumphiert in Wettern,
Ihn rührt Gefahr nicht an und Tod.

4. Siegfrieds Jugend.

1. In frühen Kindestagen,
Aus Trutz und frevlem Mut
Entlief der Burg zu Santen
Siegfried, ein Recke gut.

2. Er kam nach vielem Irren
In einen fernen Wald,
Sah da die große Schmiede;
Ein trat der Knabe bald.

3. Hier wohnt' mit ſeinen Künſten
Mimer, ein Held bekannt,
Der mit vielen Gehilfen
Schmiedete ſchön Gewand.

4. Er wirkte edle Schwerter,
Panzer und Schilde breit,
Die kauften werte Recken
Und Kön'ge hocherfreut.

5. Er war ein Held gewaltig;
Zu ihm trat Siegfried ein
Und wollt' im grünen Walde
Mimers Gehilfe ſein.

6. Als größer ward der Knabe,
Zeigt' er viel böſen Sinn,
Er droht' und plagte alle,
Der Meiſter furchte ihn.

7. Er ſtellt' ihn an die Arbeit
An einem Sommertag.
Da nahm Siegfried den Hammer
Und tät ſo kräft'gen Schlag,

8. Daß er den Amboß ſpaltete
Und ſchlug ihn in den Grund;
Darob ſie all' erſchraken
Und wünſchten zu der Stund',

9. Er wäre nie gekommen,
Sie hätten ſein nicht not;
Sie furchten, daß der Große
Sie alle ſchlüge tot.

10. Ein giftiger Linddrache
Dort in dem Walde was,
Vor deſſen grimmem Rachen
Der Kühnſte nicht genas.

11. Mimer in ſeinen Liſten
Dachte mit klugem Sinn:
Der Knab' wird ſich nicht friſten;
Sandt' ihn zum Wurme hin.

12. Da folgt' der Jüngling kühne
Dem anbefohlnen Werke,
Ohn' Waffen in der Grüne,
Nur in ſelbſteigner Stärke.

13. Der Drache ſchoß im Grimme
Aus ſeiner Höhle wild;
Den jungen Ritter ſchirmten
Baumzweige wie ein Schild.

14. Damit kämpft' er ſo kräftig
Und ſchlug das Ungeheuer.
Dann aß er in dem Walde
Und zündete ein Feuer.

15. Im Drachenblut er badete,
Hürnen ward ſeine Haut;
Kein Waffen ihm nun ſchadete,
Wie ſcharf es auf ihn haut.

16. In ſehr grimmigem Mute
Riß er vom Wurm das Haupt
Und rennt durch Waldesdunkel,
Als ſchon der Meiſter glaubt,

17. Er sei im Wald erstorben.
Da schreien die Gesellen:
„Wir sehen Siegfried kommen,
Der wird uns alle fällen!

18. Er trägt das Wurmhaupt blutig
Wie einen Schildesrand!"
Siegfried trat ein wildmutig,
Sie flohn zur Steineswand.

19. Mimer ging ihm entgegen:
Er sah des Jünglings Wut,
Um Gnade bat der Degen;
Harnisch und Schwerter gut

20. Versprach er fleh'nd dem Werten;
Siegfried nichts sagte wider,
Das Haupt warf er zur Erden
Und schlug den Meister nieder.

21. Auf saß er dann zu Rosse
Und nahm ein Sturmgewand,
Nicht sucht' er die Genossen,
Weit fuhr er durch das Land.

3. Friedrich von Hardenberg,

als Dichter Novalis genannt, wurde den 2. Mai 1772 in der Grafschaft Mansfeld geboren, studierte in Jena, wo er sich Friedrich Schlegel anschloß, Philosophie, dann in Leipzig und Wittenberg die Rechte, Chemie und Mathematik, widmete sich in Freiberg den Bergwissenschaften, ward 1799 Salinenassessor in Weißenfels und starb den 25. März 1801. — Wegen seines frühen Todes eigentlich nur ein Vorläufer der Romantik, verleiht er doch in seinen Werken den Ideen der älteren Romantiker, nämlich der Verherrlichung des Mittelalters und der katholischen Religion, den besten Ausdruck. Voller Träume, Wunder und Märchen ist sein unvollendeter Roman „Heinrich von Ofterdingen". Das Beste leistete er in seinen klangvollen lyrischen Gedichten.

Bergmannslied.

1. Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schoß vergißt;

2. Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

3. Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut.

4. Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und scheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh'.

5. Die mächtigen Geschichten
Der längst verfloss'nen Zeit
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

6. Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn sein Angesicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

7. Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

8. Ihm folgen die Gewässer
Hilfreich den Berg hinauf,
Und alle Felsenschlösser
Tun ihre Schätz' ihm auf.

9. Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

10. Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm;
Doch fragt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

11. Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

4. Klemens Brentano,

geboren den 8. September 1778 zu Ehrenbreitstein, trat in Jena, wo er studierte, in den Kreis der Romantiker ein, ließ sich nach mehrfach wechselndem Aufenthalt in verschiedenen Städten in Heidelberg nieder, kehrte 1818 in den Schoß der ihm lange entfremdeten katholischen Kirche zurück und starb am 28. Juli 1842 in Aschaffenburg. — Er verfaßte schöne volkstümliche Lieder sowie Romanzen, Märchen, Erzählungen und beeinflußte in hohem Maße die lyrische Dichtung seiner Zeit durch die zusammen mit seinem Schwager Achim von Arnim (1781—1831) veranstaltete große Sammlung deutscher Volkslieder, „Des Knaben Wunderhorn".

1. Die Gottesmauer.

1. Drauß' bei Schleswig vor der Pforte
Wohnen arme Leute viel.
Ach, des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet,
Dänen ziehen ab zur Nacht.
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen her mit wilder Macht.
Drauß' bei Schleswig, weit vor allen,
Steht ein Häuslein ausgesetzt.

2. Drauß' bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schoß ich schütte
Alle meine Angst und Pein."
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Will nicht auf den Herren bauen,
Meint, der liebe Gott wohnt weit.
Drauß' bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein.

3. „Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein,
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Hüll' in deine Burg uns ein!"
„Mutter," spricht der Weltgesinnte,
„Eine Mauer uns ums Haus
Kriegt unmöglich so geschwinde
Euer lieber Gott heraus."
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

4. „Enkel, fest ist mein Vertrauen:
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen;
Was er will, ist wohlbestellt."
Trommeln rondidom rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein,
Rosse wiehern, Wagen rasseln,
Ach, nun bricht der Feind herein!
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

5. Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Lärmen, fluchen, drängen, zechen,
Doch dies Haus ziehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verrät das Lied!"
Aber sieh, das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

6. Und am Abend tobt der Winter,
An das Fenster stürmt der Nord.
„Schließt den Laden, liebe Kinder!"
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Vier Kosakenpulke[1]) an,
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

7. Bange Nacht voll Kriegsgetöse,
Wie es wiehert, brüllet, schwirrt!
Kantschuhiebe,[2]) Kolbenstöße,
Weh! des Nachbarn Fenster klirrt.
„Hurra! Stupai! Boschka! Kurwa!
Schnaps und Branntwein, Rum und Rack!"
Schreit und flucht und plackt die Turba;
Erst am Morgen zieht der Pack.
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

8. „Eine Mauer um uns baue!"
Singt sie fort die ganze Nacht;
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!"
Auf nach innen geht die Türe,
Nimmer käm' er sonst hinaus;
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Lag der Schnee wohl mannshoch drauß'.
„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

9. „Ja, der Herr kann Mauern bauen,
Liebe, fromme Mutter, komm,
Gottes Mauer anzuschauen!"
Rief der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut',
In der fünften Nacht des Jahres.
Selig, wer dem Herrn vertraut!
„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

2. Der Spinnerin Nachtlied.

(Aus „Chronika eines fahrenden Schülers".)

1. Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

1) Kosakenfähnlein. — 2) Kantschu = eine aus Riemen geflochtene Peitsche.

2. Ich ſing' und kann nicht weinen
Und ſpinne ſo allein
Den Faden, klar und rein,
Solang der Mond mag ſcheinen.

3. Als wir zuſammen waren,
Da ſang die Nachtigall;
Nun martert mich ihr Schall,
Da du von mir gefahren.

4. Sooft der Mond mag ſcheinen,
Denk' ich wohl dein allein;
Mein Herz iſt klar und rein —
Gott wolle uns vereinen!

5. Seit du von mir gefahren,
Singt ſtets die Nachtigall;
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zuſammen waren.

6. Gott wolle uns vereinen!
Hier ſpinn' ich ſo allein;
Der Mond ſcheint klar und rein;
Ich ſing' und möchte weinen.

5. Friedrich Baron de la Motte Fouqué,

geboren den 12. Februar 1777 in Brandenburg, nahm als preußiſcher Offizier an den Befreiungskriegen teil, hielt dann in Halle Vorleſungen über die Poeſie und ſtarb in Berlin am 23. Januar 1843. — Er war der Sänger der Rittertugenden und einer phantaſtiſchen Zauberwelt. Seine Märchenerzählung „Undine“ wird noch heute geleſen.

1. Der kranke Ritter.

1. Da draußen hallen die Schilde,
Da draußen wiehert es hell,
Die Kämpfer ſind hart aneinander;
Ihr Knappen, waffnet mich ſchnell!

2. Was ſteht ihr und weilet ſo trübe?
Zu Sattel, und drauf und dran! —
Ach Gott! Ich hatt' es vergeſſen:
Ich bin ein verwundeter Mann.

3. Die Pfeileſchauer, ſie trafen
Die Schulter und auch die Bruſt;
Her kommt der Tod mir gezogen,
Und hin mir welket die Luſt.

4. Und wär' nur der Tod gekommen
Nach ſeiner geſtrengen Pflicht!
Da ſchlief' ich ſtill bei den Ahnen
Bis an das ewige Licht.

5. So muß ich leben, ach leben
Ohn' adlige Waffenzier;
Und fernhin brauſet der Schlachtlärm
Und fragt nicht fürder nach mir!

6. Still neben mir ſitzt mein Falke,
Weil nicht mehr jagen er kann,
Hat auch einen Pfeil im Flügel
Und ſieht ſo trübe mich an.

2. Der Huſar.

1. Ein preußiſcher Huſar
Fiel in Franzoſenhände.
Als ihn Prinz Clermont ſah,
Fragt' er ihn gleich behende:
„Sag' an, mein guter Freund,
Wie ſtark des Königs Macht?“
„Wie Stahl und Eiſen!“ ſprach
Der Preuße mit Bedacht.

2. „Ei, du verſtehſt mich nicht,“
Verſetzt' Prinz Clermont wieder,
„Ich meine nur die Zahl,
Die Menge deiner Brüder.“
Drauf ſtutzte der Huſar
Und ſah wohl in die Höh'
Und ſprach: „Soviel ich Stern'
Am blauen Himmel ſeh'!“

3. Der Prinz erſchrak drauf ſehr,
Als dies der Preuße ſagte,
Und darauf noch zuletzt
Mit dieſen Worten fragte:
„Hat denn dein König mehr
Dergleichen Leut' wie du?“
„Ja freilich,“ ſprach der Preuß',
„Viel beſſ're noch dazu.

4. Ich bin der ſchlechteſte
Von ſeinen Leuten allen;
Sonſt wär' ich wahrlich nicht
In deine Hand gefallen.“
Drauf reichte ihm der Prinz
Wohl einen Taler blank;
Der Preuße nahm ihn an
Und ging drauf ſeinen Gang.

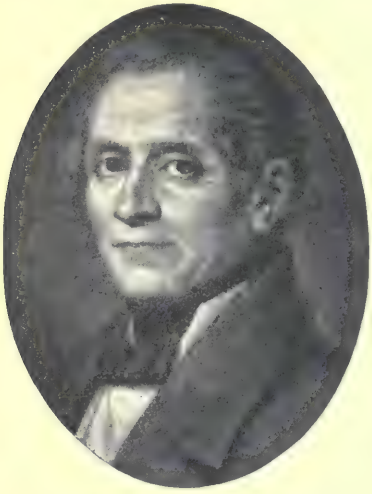
5. Er ſah von ungefähr
Die Schildwach' vor dem Lager,
Die war im Angeſicht
Wohl wie ein Windhund mager.

Er gab ihr alſogleich
Den einen Taler hin
Und ſprach: „Mein guter Freund,
So wahr ich Preuße bin:

6. Hier geb' ich dir das Geld
Von deinem Prinzen wieder;
Du brauchſt es nötiger
Als ich und meine Brüder;
Denn unſer Friederich
Verſorgt uns alle gut;
Drum laſſen wir für ihn
Den letzten Tropfen Blut."

6. Joſeph Freiherr von Eichendorff,

geboren den 10. März 1788 auf Schloß Lubowitz in Schleſien, ſtudierte in Halle und Heidelberg die Rechte, zog 1813 als freiwilliger Jäger in den Krieg gegen Frankreich, war darauf im preußiſchen Staatsdienſt tätig und ſtarb am 26. November 1857 zu Neiße. – Er war ein begabter Lyriker, und mehrere ſeiner Lieder ſind Volkseigentum geworden. Durch ſchalkhaften Humor und gemütvolle Kleinmalerei zeichnet ſich ſeine Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts" aus. In ſeinen literarhiſtoriſchen Schriften legte er ſeine ſtreng katholiſchen Anſchauungen als Maßſtab an bei der Beurteilung der Dichtungen ſeiner Zeit. Man nennt ihn „den letzten Ritter der Romantik".



Joſeph von Eichendorff.

1. Wandernder Dichter.

1. Ich weiß nicht, was das ſagen will:
Kaum tret' ich von der Schwelle ſtill,
Gleich ſchwingt ſich eine Lerche auf
Und jubiliert durchs Blau vorauf.

2. Das Gras ringsum, die Blumen gar
Stehn mit Juwel' und Perl' im Haar;
Die ſchlanken Pappeln, Buſch und Saat
Verneigen ſich im größten Staat.

3. Als Bot' voraus das Bächlein eilt,
Und wo der Wind die Wipfel teilt,
Die Au verſtohlen nach mir ſchaut,
Als wär' ſie meine liebe Braut.

4. Ja, komm' ich müd ins Nachtquartier,
Die Nachtigall noch vor der Tür
Mir Ständchen bringt, Glühwürmchen bald
Illuminieren rings im Wald.

5. Umſonſt, das iſt nun einmal ſo,
Kein Dichter reiſt inkognito,
Der luſt'ge Frühling merkt es gleich,
Wer König iſt in ſeinem Reich.

2. Mondnacht.

1. Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde ſtill geküßt,
Daß ſie im Blütenſchimmer
Von ihm nun träumen müßt'.

2. Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten ſacht,
Es rauſchten leis die Wälder,
So ſternklar war die Nacht.

3. Und meine Seele ſpannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die ſtillen Lande,
Als flöge ſie nach Haus.

3. Sehnſucht.

1. Es ſchienen ſo golden die Sterne;
Am Fenſter ich einſam ſtand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Poſthorn im ſtillen Land.
Das Herz mir im Leib entbrennte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreiſen könnte
In der herrlichen Sommernacht!

2. Zwei junge Geſellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern ſie ſingen
Die ſtille Gegend entlang

Von ſchwindelnden Felſenſchlüften,
Wo die Wälder rauſchen ſo ſacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich ſtürzen in Waldesnacht.

3. Sie ſangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Geſtein
In dämmernden Lauben verwildern,
Paläſten im Mondenſchein,
Wo die Mädchen am Fenſter lauſchen,
Wenn der Lauten Klang erwacht,
Und die Brunnen verſchlafen rauſchen
In der prächtigen Sommernacht.

4. Abſchied der freiwilligen Jäger 1813.

1. Wer hat dich, du ſchöner Wald,
Aufgebaut ſo hoch da droben?
Wohl den Meiſter will ich loben,
Solang noch mein' Stimm' erſchallt.
Lebe wohl,
Lebe wohl, du ſchöner Wald!

2. Tief die Welt verworren ſchallt,
Oben einſam Rehe graſen,
Und wir ziehen fort und blaſen,
Daß es tauſendfach verhallt:
Lebe wohl,
Lebe wohl, du ſchöner Wald!

3. Banner, der ſo kühle wallt!
Unter deinen grünen Wogen
Haſt du treu uns auferzogen,
Frommer Sagen Aufenthalt!
Lebe wohl,
Lebe wohl, du ſchöner Wald!

4. Was wir ſtill gelobt im Wald,
Wollen's draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die Alten:
Deutſch Panier, das rauſchend wallt,
Lebe wohl!
Schirm' dich Gott, du ſchöner Wald!

5. Abſchied vom Walde.

Im Walde bei Lubowitz.

1. O Täler weit, o Höhen,
O ſchöner, grüner Wald,
Du meiner Luſt und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, ſtets betrogen,
Sauſt die geſchäft'ge Welt;
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

2. Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel luſtig ſchlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da ſollſt du auferſtehen
In junger Herrlichkeit.

3. Da ſteht im Wald geſchrieben
Ein ſtilles, ernſtes Wort
Von rechtem Tun und Lieben,
Und was des Menſchen Hort.
Ich habe treu geleſen
Die Worte, ſchlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Weſen
Ward's unausſprechlich klar.

4. Bald werd' ich dich verlaſſen,
Fremd in der Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gaſſen
Des Lebens Schauſpiel ſehn;
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernſts Gewalt
Mich Einſamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

6. Das zerbrochene Ringlein.

1. In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebſte iſt verſchwunden,
Die dort gewohnet hat.

2. Sie hat mir Treu' verſprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei;
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein ſprang entzwei.

3. Ich möcht' als Spielmann reiſen
Weit in die Welt hinaus
Und ſingen meine Weiſen
Und gehn von Haus zu Haus.

4. Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um ſtille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

5. Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebſten ſterben,
Da wär's auf einmal ſtill.

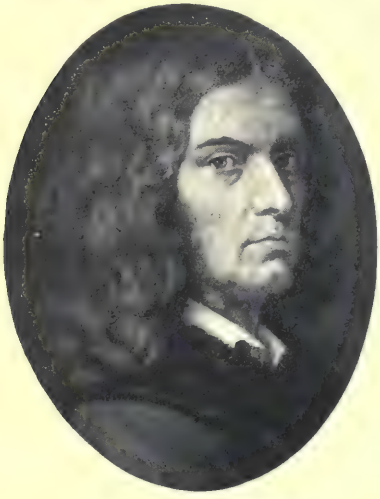
7. Nachklang.

1. Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und schaute fröhlich nieder
Ins alte Tal hinaus;
Die Luft mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingslaub,
Und Blütenflocken fielen
Mir über Brust und Haupt.

2. Als ich erwacht', da schimmert'
Der Mond vom Waldesrand,
Im falben Scheine flimmert'
Um mich ein fremdes Land;
Und wie ich ringsher sehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schnee,
Mein Haar vom Alter weiß.

7. Adelbert von Chamisso

(eig. Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt), geboren am 30. Januar 1781 auf dem Schloß Boncourt in der Champagne, mußte beim Ausbruch der Französischen Revolution, in der der schöne Stammsitz dem Erdboden gleichgemacht wurde, mit seinen Eltern nach Deutschland fliehen, wurde 1797 Page bei der Königin Luise von Preußen, diente bis 1806 als Offizier in der preußischen Armee, wurde, heimatlos, mehrere Jahre lang zwischen Deutschland und Frankreich hin und her geworfen, widmete sich von 1812 an in Berlin dem Studium der Naturwissenschaften, machte 1815 bis 1818 als Naturforscher eine Reise um die Welt, ließ sich dauernd in Berlin nieder und starb als Kustos des botanischen Gartens daselbst am 21. August 1838. — Obwohl geborener Franzose, war er doch ein Meister in der Handhabung der deutschen Sprache und bereicherte die deutsche Literatur mit vielen vortrefflichen lyrischen und epischen Dichtungen. Weltberühmt ist seine in alle Kultursprachen übersetzte märchenhafte Novelle „Peter Schlemihls wundersame Geschichte" (1813).



Adelbert von Chamisso.

1. Schloß Boncourt.

1. Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt.
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt!

2. Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor;
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Tor.

3. Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an;
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

4. Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

5. Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

6. Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

7. So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

8. Sei fruchtbar, o teurer Boden!
Ich segne dich mild und gerührt
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

9. Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

2. Tragische Geschichte.

1. 's war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

2. So denkt er denn: „Wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's getan!" —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

3. Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

4. Da dreht er schnell sich anders 'rum,
's wird aber noch nicht besser drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

5. Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Er tut nichts Gut's, er tut nichts Schlecht's —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

6. Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Es hilft ihm nicht; in einem Wort:
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

7. Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: „Es hilft am Ende doch!" —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

3. Die Löwenbraut.

1. Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgeschmeid',
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

2. Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:

3. „Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen, wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb und hatten uns gern;
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern!

4. Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähnenumwogtes, königlich Haupt;
Ich wuchs heran, du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.

5. O wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
Mein starkes, getreues, mein redliches Tier!
Ich aber muß folgen, sie taten mir's an,
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

6. Es fiel ihm ein, daß schön ich sei,
Ich ward gefreit, es ist nun vorbei —
Der Kranz im Haar, mein guter Gesell,
Und nicht, vor Tränen, die Blicke mir hell.

7. Verstehst du mich ganz? schaust grimmig dazu?
Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du!
Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß;
So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß."

8. Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erschüttern gespürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfaßt Entsetzen die bangende Braut.

9. Er stellt an die Tür sich des Zwingers zur Wacht,
Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie flehend, gebietend und drohend begehrt
Hinaus; er im Zorne den Ausgang wehrt.

10. Und draußen erhebt sich verworren Geschrei;
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei!
Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!"
Auf brüllt der Gereizte, schäumend vor Wut.

11. Die Unsel'ge wagt's, sich der Türe zu nahn,
Da fällt er, verwandelt, die Herrin an;
Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

12. Und wie er vergossen das teure Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finsterm Mut;
Er liegt so, versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

4. Die alte Waschfrau.

1. Du siehst geschäftig bei den Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

2. Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Los getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt,
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

3. Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Mut,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

4. Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Schere brauchte sie, die Nadel
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

5. Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Bewahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen;
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

6. Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

5. Korsische Gastfreiheit.

1. Die Blitze erhellen die finstre Nacht,
Der Regen strömt, der Donner kracht,
Der mächtige Wind im Hochwald saust,
Der wilde Gießbach schwillt und braust.

2. Und düsterer noch als der nächtliche Graus
Starrt Rocco, der Greis, in die Nacht hinaus;
Er stehet am Fenster und späht und lauscht
Und fährt zusammen, wenn's näher rauscht.

3. „Der Bote muß es, der blutige, sein.
Du bist es, Vetter Giuseppe? — Nein! —
Die Zeit ist träg — es wird schon spat —
Ist solche Nacht doch günstig der Tat.

4. Du, Polo, bringst uns selber dein Haupt,
Hast töricht die Rache schlafend geglaubt,
Hast her dich gewagt in unsern Bereich;
Die Rache wacht, das erfährst du gleich.

5. Du kommst dort über den Gießbach nicht.
Euch Schützen geben die Blitze Licht;
Geschmähet seid ihr — trefft ihn gut!
Wascht rein die Schmach in seinem Blut!"

6. Da pocht's an die Tür, er fährt empor,
Er öffnet schnell — wer steht davor? —
„Du, Polo? — zu mir? — zu solcher Zeit?
Was willst du? Rede!" — „Gastlichkeit.

7. Die Nacht ist schaurig, unwegbar das Tal,
Es lauern mir auf die Deinen zumal." —
„Ich weiß dir Dank, daß würdig du hast
Von mir gedacht: Willkommen, mein Gast!"

8. Er führt ihn zu den Frauen hinein
Und heißt ſie ihm bieten Brot und Wein;
Sie grüßen ihn ſtaunend, gemeſſen und kalt;
Die Hausfrau ſchafft ohn' Aufenthalt.

9. Sobald er am Herd ſich gewärmt und geſpeiſt,
Erhebt ſich Rocco, der folgen ihn heißt,
Und führt ihn ſelbſt nach dem obern Gemach:
„Schlaf unbeſorgt, dich ſchirmet mein Dach!"

10. Er ſteht, wie im Oſten der Morgen graut,
Vor ſeinem Lager und rufet laut:
„Wach' auf, ſteh auf, es iſt nun Zeit!
Ich gebe dem Gaſt ein ſichres Geleit."

11. Er reicht ihm den Imbiß und führet alsbald
Ihn längs des Tals durch den finſtern Wald
Und über den Gießbach die Schlucht hinan
Bis oben auf den freieren Plan.

12. „Hier ſcheiden wir. Nach Korſenbrauch
Hab' ich gehandelt; ſo tätеſt du auch;
Die Rache ſchlief; ſie iſt erwacht:
Nimm fürder vor mir dich wohl in acht!"

6. Die Weiber von Winsperg.

1. Der erſte Hohenſtaufen, der König Konrad, lag
Mit Heeresmacht vor Winsperg ſeit manchem langen Tag.
Der Welfe war geſchlagen, noch wehrte ſich das Neſt,
Die unverzagten Städter, die hielten es noch feſt.

2. Der Hunger kam, der Hunger! Das iſt ein ſcharfer Dorn;
Nun ſuchten ſie die Gnade, nun fanden ſie den Zorn:
„Ihr habt mir hier erſchlagen gar manchen Degen wert,
Und öffnet ihr die Tore, ſo trifft euch doch das Schwert."

3. Da ſind die Weiber kommen: „Und muß es alſo ſein,
Gewährt uns freien Abzug, wir ſind vom Blute rein."

Da hat ſich vor den Armen des Helden Zorn gekühlt,
Da hat ein ſanft Erbarmen im Herzen er gefühlt.

4. „Die Weiber mögen abziehn, und jede habe frei,
Was ſie vermag zu tragen und ihr das Liebſte ſei;
Laßt ziehn mit ihrer Bürde ſie unbehindert fort!
Das iſt des Königs Meinung, das iſt des Königs Wort."

5. Und als der frühe Morgen im Oſten kaum gegraut,
Da hat ein ſeltnes Schauſpiel vom Lager man geſchaut:
Es öffnet leiſe, leiſe ſich das bedrängte Tor,
Es ſchwankt ein Zug von Weibern mit ſchwerem Schritt hervor.

6. Tief beugt die Laſt ſie nieder, die auf dem Nacken ruht —
Sie tragen ihre Eh'herr'n, das iſt ihr liebſtes Gut.
„Halt an die argen Weiber!" ruft drohend mancher Wicht;
Der Kanzler ſpricht bedeutſam: „Das war die Meinung nicht."

7. Da hat, wie er's vernommen, der fromme Herr gelacht:
„Und war es nicht die Meinung, ſie haben's gut gemacht.
Geſprochen iſt geſprochen, das Königswort beſteht,
Und zwar von keinem Kanzler zerdeutelt und zerdreht."

8. So war das Gold der Krone wohl rein und unentweiht.
Die Sage ſchallt herüber aus halbvergeſſ'ner Zeit.
Im Jahr elfhundertvierzig, wie ich's verzeichnet fand,
Galt Königswort noch heilig im deutſchen Vaterland.

7. Der Soldat.

1. Es geht bei gedämpfter Trommel Klang;
Wie weit noch die Stätte, der Weg wie lang!

O wär' er zur Ruh' und alles vorbei!
Ich glaub', es bricht mir das Herz entzwei.

2. Ich hab' in der Welt nur ihn geliebt,
Nur ihn, dem jetzt man den Tod doch gibt.
Bei klingendem Spiele wird paradiert,
Dazu bin auch ich, auch ich, kommandiert.

3. Nun schaut er auf zum letztenmal
In Gottes Sonne freudigen Strahl,
Nun binden sie ihm die Augen zu —
Dir schenke Gott die ewige Ruh'!

4. Es haben die neun wohl angelegt,
Acht Kugeln haben vorbeigefegt;
Sie zitterten alle vor Jammer und Schmerz, —
Ich aber, ich traf ihn mitten ins Herz.

8. Salas y Gomez.

1.

1. Salas y Gomez raget aus den Fluten
Des Stillen Meers, ein Felsen, kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten,

2. Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschoß.

3. So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem „Rurik": „Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.

4. Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Scharen
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.

5. Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.

6. Es ward dabei zu sein mir aufgetragen.
Das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen.

7. Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.

8. Wo unterm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe,
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.

9. Und eine rechts und links die andre Truppe,
Verteilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.

10. Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.

11. Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.

12. Und wie die Wüstenei sie erst ermessen
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt eines alles andre mich vergessen:

13. Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh' — Schriftzeichen sind's, Buchstaben.

14. Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reih'n,
Es will mich dünken, daß sie lang bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.

15. Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast,
Es scheint ein Pfad darüber hinzugehen.

16. Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierschalen!
Wer war, wer ist der grausen Wildnis Gast?

17. Und spähend, lauschend schritt ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.

18. Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte:

19. Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen, alt,
Des Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.

20. Nackt, langgestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt,

21. Das Haupt getragen von des Felsens Wänden,
Im starren Antlitz Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit übers Kreuz gelegten Händen.

22. Und wie entsetzt, mit schauerlicher Lust
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Tränen unbewußt.

23. Als endlich wie aus Starrkrampf ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammenbrachte.

24. Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten
Und stellten, bald verstummend, sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.

25. Und seht, noch reget sich, noch atmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.

26. Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich, noch zu sprechen mit erstorbnem Munde, —
Umsonst! Er sinkt zurück, er hat gelebt.

27. Es sprach der Arzt, bemüh'nd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei!"
Wir aber standen betend in der Runde.

28. Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zuteile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.

29. Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.

30. Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten;
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.

31. Es dient der Stein, worauf er litt, dem Toten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten!

32. Die Hülle gibst du hin dem Elemente;
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
Und was du littest, wird dein Lied verkünden.

2.

Die erste Schiefertafel.

1. „Mir ward von Freud' und Stolz die Brust geschwellt,
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesamten Welt.

2. Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.

3. Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem guten Vater dargebracht.

4. Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der tatendurst'gen Jugend Glut
Und war geduldig worden und besonnen.

5. Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.

6. Es sprach der Vater über uns den Segen;
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen.

7. So wehten töricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zur Nacht
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.

8. Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Laufs gemacht.

9. Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.

10. Ein zweiter Stoß, ein dritter; krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.

11. Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen
Und sah noch über mir die Sternenhelle.

12. Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben
Und schaute einmal noch des Himmels Bogen.

13. Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben;
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.

14. Da schien mir, daß in tiefem Schlaf ich schliefe
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.

15. Ich rang, mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespien.

16. Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich, die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.

17. Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.

18. Wo dort mit voller Wut die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden,

19. Mir unerreichbar! — und des Windes Wehen,
Der Strom entführen seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.

20. Ich aber dachte: Nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.

21. Nicht also, — mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein,
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.

22. Selbander leb' ich so mit meiner Pein
Und kratze mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:
Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu sterben."

3.

Die andere Schiefertafel.

1. „Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.

2. Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Osten; leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.

3. Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.

4. Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimmen; blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum;

5. Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor;
Ich kniet' in Andacht, und mein Aug' ward nasser.

6. Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.

7. Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf mit vollem Winde;
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!

8. O Gott der Liebe, ja, du strafst gelinde;
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde.

9. Du öffnest mir das Grab und führst aufs neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.

10. Und oben von der Klippe höchstem Rücken
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich;
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.

11. Es wuchs das hergetragne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.

12. Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Los!

13. Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.

14. Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.

15. Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', ans alte Herz mir schlagen!

16. Sie haben mich, die Klippe doch erschaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff,
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!

17. Nach Süden — —? Wohl! Sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungsschweres Schiff!

18. Jetzt wär' es an der Zeit! o meine Ahndung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unterm Winde, dort versucht die Landung!

19. Und ruhig vorwärtsstrebend, ward das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt', gefühllos, nichts von meiner Not.

20. Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.

21. Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen:

22. Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht
Und, an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewütet sinnverwirret und verrucht.

23. Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
Wie einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend,

24. Und hab' am dritten Tränen erst gefunden
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen."

4.

Die letzte Schiefertafel.

1. „Geduld! Die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.

2. Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen Schatten;
Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.

3. Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer fünfzig sich gereihet hatten.

4. Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand
Und blickest starr in öde, blaue Ferne
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenstrand.

5. Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne
Und Regenschauer mit der Sonnenglut
Abwechseln über dir! Geduld erlerne!

6. Ein leichtes ist's, der Elemente Wut
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Mut.

7. Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange, bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen, —

8. Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken; —
Hinweg! Hinweg! Wer gab euch solche Macht?

9. Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher, wilder Knabe,
Ich seh' dich an, und meine Pulse stocken.

10. Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe,
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren,
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.

11. Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Tatendurst? Du Tor!
Sieh her, ich bin, was deine Träume waren.

12. Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Glut empor.

13. Nicht ſo den ſüßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles ſchon vernichtet.

14. Aus deinem hohlen, morſchen Schädel ſchaut
Kein ſolcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Verſunken iſt die Welt, der ich vertraut.

15. Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf dieſem öden Felſen überragt
In grauſenhafter Abgeſchiedenheit.

16. Was, Bilder ihr des Lebens, widerſagt
Ihr dem, der ſchon den Toten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!

17. Steig auf, o Sonne, deren Schein beſchwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieſer Nachtgenoſſen,
Und ende du den Kampf, der mich zerſtöret!

18. Sie bricht hervor, und jene ſind zerfloſſen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verſchloſſen.

19. O tragt noch heut', ihr altersſtarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Neſter liegen;
Ich lege bald zur letzten Raſt euch nieder.

20. Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu ſchmiegen,
Wo machtlos innre Qualen ſich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger ſiegen.

21. Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuatmen auch gelobt.

22. Laß, Herr, durch den ich ſelber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menſchen dieſen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klageton verklungen!

23. Laß klanglos mich und friedſam hier erbleichen!
Was frommte mir annoch in ſpäter Stunde,
Zu wandeln eine Leiche über Leichen?

24. Sie ſchlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längſt verſchollen iſt von mir die Kunde.

25. Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimat — nein!
Durch Wermut wird das Bittre nicht verſüßt.

26. Laß weltverlaſſen ſterben mich allein
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen!
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederſchauen."

8. (Karoline) Luiſe Brachmann,

geboren den 9. Februar 1777 zu Rochlitz in Sachſen, wurde in Weißenfels mit Novalis bekannt und durch ihn zur Poeſie angeregt, machte in einem Anfall von Trübſinn ihrem Leben ein Ende zu Halle am 17. September 1822. — Sie ſchrieb lyriſche Gedichte, Balladen, Novellen, Romane.

Kolumbus.

1. „Was willſt du, Fernando, ſo trüb und bleich?
Du bringſt mir traurige Mär?"
„Ach, edler Feldherr, bereitet Euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer.
Wenn jetzt nicht die Küſte ſich zeigen will,
So ſeid Ihr ein Opfer der Wut;
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
Des Feldherrn heiliges Blut!"

2. Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge ſich nach,
Da ſtürmten die Krieger, die wütenden, ſchon,
Gleich Wogen, ins ſtille Gemach,
Verzweiflung im wilden, verlöſchenden Blick,
Auf bleichen Geſichtern den Tod:
„Verräter, wo iſt nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Not!

3. Du gibst uns nicht Speise, so gib uns denn Blut!
Blut!“ riefen die Schrecklichen, „Blut!“
Sanft stellte der Große den Felsenmut
Entgegen der stürmenden Flut:
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt!
Doch, bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem leuchtenden Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Strahl!

4. Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad',
So biet' ich dem Tode mich gern;
Bis dahin verfolgt noch den mutigen Pfad
Und trauet der Hilfe des Herrn!“
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
Besiegte noch einmal die Wut;
Sie wichen vom Haupte des Hohen zurück
Und schonten sein heiliges Blut.

5. „Wohlan denn, es sei noch! Doch hebt sich der Strahl
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letztenmal!
So zittre der strafenden Hand!“
Geschlossen war also der eiserne Bund,
Die Schrecklichen kehrten zurück.
Es tue der leuchtende Morgen uns kund
Des herrlichen Dulders Geschick.

6. Die Sonne sank, der Schimmer wich,
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach! kein Hoffnungsstern;
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

7. Sein treues Fernrohr in der Hand,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o nach Westen hin
Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt, noch sterbend, Herz und Sinn,
Du meiner Sehnsucht Ziel!

8. Doch mild, o Gott, von Himmelshöh'n
Blick' auf mein Volk herab!
Laß sie nicht trostlos untergehn
Im wüsten Flutengrab!“
So sprach der Held, von Mitleid weich.
Da, horch! welch eiliger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, so trüb und bleich?
Was bringt dein bebender Schritt?“

9. „Ach, edler Feldherr, es ist geschehn!
Jetzt hebt sich der östliche Strahl!“
„Sei ruhig, mein Lieber, auf himmlischen Höh'n
Entsprang der belebende Strahl.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn.“
„Leb' wohl denn, mein Feldherr, leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nahn!“

10. Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge sich nach,
Da strömten die Krieger, die wütenden, schon,
Gleich Wogen, ins stille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit,
Ja, werft mich ins schäumende Meer!
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit —
Gott schütze dich, irrendes Heer!“

11. Dumpf klirrten die Schwerter, ein wüstes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft.
Der Edle bereitete still sich und frei
Zum Wege der flutenden Gruft.
Gelöst war nun jedes geheiligte Band,
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen, und — „Land!
Land!“ rief es und donnert' es, „Land!“

12. Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt,
Erhob sich das winkende Glück:
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was mutvoll der Große gedacht. —
Sie stürzten zu Füßen dem Herrlichen hin
Und priesen die göttliche Macht.

9. Wilhelm Müller,

geboren den 7. Oktober 1794 zu Deſſau, ſtudierte in Berlin Philologie, Geſchichte und ältere deutſche Literatur, kämpfte in den Befreiungskriegen mit, beſuchte 1817 Italien, ward 1819 Gymnaſiallehrer in ſeiner Vaterſtadt und ſtarb daſelbſt am 1. Oktober 1827. — Im echten Volkston dichtete er friſche Natur- und Wanderlieder. Seinen Ruhm begründete er durch die „Griechenlieder“, die aus ſeiner Begeiſterung für den Befreiungskampf der Griechen (1821—'29) hervorgingen.

1. Wanderſchaft.

1. Das Wandern iſt des Müllers Luſt,
Das Wandern!
Das muß ein ſchlechter Müller ſein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.

2. Vom Waſſer haben wir's gelernt,
Vom Waſſer!
Das hat nicht Raſt bei Tag und Nacht,
Iſt ſtets auf Wanderſchaft bedacht,
Das Waſſer.

3. Das ſehn wir auch den Rädern ab,
Den Rädern,
Die gar nicht gerne ſtille ſtehn,
Die ſich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder.

4. Die Steine ſelbſt, ſo ſchwer ſie ſind,
Die Steine,
Sie tanzen mit den muntern Reih'n
Und wollen gar noch ſchneller ſein,
Die Steine.

5. O Wandern, Wandern, meine Luſt,
O Wandern!
Herr Meiſter und Frau Meiſterin,
Laßt mich in Frieden weiterziehn
Und wandern!

2. Der Lindenbaum.

1. Am Brunnen vor dem Tore,
Da ſteht ein Lindenbaum;
Ich träumt' in ſeinem Schatten
So manchen ſüßen Traum.

2. Ich ſchnitt in ſeine Rinde
So manches liebe Wort;
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immer fort.

3. Ich mußt' auch heute wandern
Vorbei in tiefer Nacht,
Da hab' ich noch im Dunkeln
Die Augen zugemacht.

4. Und ſeine Zweige rauſchten,
Als riefen ſie mir zu:
Komm her zu mir, Geſelle,
Hier find'ſt du deine Ruh'!

5. Die kalten Winde bliſen
Mir grad' ins Angeſicht,
Der Hut flog mir vom Kopfe,
Ich wendete mich nicht.

6. Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör' ich's rauſchen:
Du fändeſt Ruhe dort!

3. Frühlings Einzug.

1. Die Fenſter auf! die Herzen auf!
Geſchwinde! geſchwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängſtlich durch das Haus,
Er windet bang ſich in der Bruſt
Und kramt zuſammen ſeinen Wuſt.
Geſchwinde! geſchwinde!

2. Die Fenſter auf! die Herzen auf!
Geſchwinde! geſchwinde!
Er ſpürt den Frühling vor dem Tor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zauſen an dem weißen Bart
Nach ſolcher wilden Buben Art.
Geſchwinde! geſchwinde!

3. Die Fenſter auf! die Herzen auf!
Geſchwinde! geſchwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja ſchon —
Horcht, horcht! es iſt ſein lieber Ton!
Er pocht und klopfet, was er kann,
Mit kleinen Blumenknoſpen an.
Geſchwinde! geſchwinde!

4. Die Fenſter auf! die Herzen auf!
Geſchwinde! geſchwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerſchaft in Sold,
Die ruft er ſich zur Hilfe her
Und pocht und klopfet immer mehr.
Geſchwinde! geſchwinde!

5. Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Es kommt der Junker Morgenwind,
Ein pausebackig rotes Kind,
Und bläst, daß alles klingt und klirrt,
Bis seinem Herrn geöffnet wird.
Geschwinde! geschwinde!

6. Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Es kommt der Ritter Sonnenschein,
Der bricht mit goldnen Lanzen ein;
Der sanfte Schmeichler Blütenhauch
Schleicht durch die engsten Ritzen auch.
Geschwinde! geschwinde!

7. Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Zum Angriff schlägt die Nachtigall,
Und horch! und horch! ein Widerhall,
Ein Widerhall aus meiner Brust!
Herein, herein, du Frühlingslust!
Geschwinde! geschwinde!

4. Alexander Ypsilanti auf Munkacs.[1])

Alexander Ypsilanti saß in Munkacs' hohem Turm.
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm,
Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin,
Und der Griechenfürst seufzte: „Ach, daß ich gefangen bin!"
An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
„Läg' ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!"
Und er öffnete das Fenster, sah ins öde Land hinein;
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.
Wieder fing er an zu seufzen: „Bringt mir keiner Botschaft her
Aus dem Lande meiner Väter?" Und die Wimper ward ihm schwer —
War's von Tränen? war's von Schlummer? — und sein Haupt sank in die Hand.
Seht, sein Antlitz wird so helle — träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
Sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
„Alexander Ypsilanti, sei gegrüßt und fasse Mut!
In dem engen Felsenpasse, wo geflossen ist mein Blut,
Wo in einem Grab die Asche von dreihundert Spartern liegt,
Haben über die Barbaren freie Griechen heut' gesiegt.
Diese Botschaft dir zu bringen, ward mein Geist herabgesandt.
Alexander Ypsilanti, frei wird Hellas' heil'ges Land!" —
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!"
Und er fühlt, von Freudentränen sind ihm Aug' und Wange naß.
Horch! es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenster, und die Schwingen in dem Morgenstrahl er wiegt.

1) Alexander Ypsilanti, das Haupt der „Hetärie", einer geheimen Genossenschaft zur Befreiung Griechenlands von der türkischen Herrschaft, mußte nach der Niederlage seiner Landsleute bei Dragatschan, 19. Juni 1821, nach Österreich flüchten, wo er sieben Jahre lang in Haft gehalten wurde. Er starb 1828 in Wien.

5. Spruch.

Ist das Wort der Lipp' entflohen, du ergreifst es nimmermehr,
Fährt die Reu' auch mit vier Pferden augenblicklich hinterher.

6. Epigramme.

1. Der Schneeball.

Der Schneeball und das böse Wort,
Sie wachsen, wie sie rollen fort:
Eine Handvoll wirf zum Tor heraus,
Ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.

2. Armut und Freundschaft.

Wenn die Armut durch die Tür kommt geschlichen in das Haus,
Stürzt auch schon die falsche Freundschaft aus dem Fenster sich heraus.

3. Leer lärmt am meiſten.

Stößt du an ein leeres Faß, dröhnend
wälzt ſich's um und um;
Iſt mit Wein es angefüllt, bleibt es liegen
feſt und ſtumm.

4. Ahnenwert.

Ahnen ſind für den nur Nullen,
Der als Null zu ihnen tritt.
Steh als Zahl an ihrer Spitze,
Und die Nullen zählen mit.

10. Auguſt Graf von Platen-Hallermünde,

geboren den 24. Oktober 1796 zu Ansbach, diente im franzöſiſchen Feldzug von 1815, widmete ſich dann dem Studium der romaniſchen und orientaliſchen Sprachen, bekämpfte vergeblich die oberflächlichen Erzeugniſſe der ſpäteren Romantiker, beſonders die Schickſalstragödien, ſiedelte daher nach dem Lande der Kunſt, Italien, über, wo er in Syrakus am 5. Dezember 1835 plötzlich ſtarb. — Er war ein bedeutender Lyriker, ein Meiſter in der Form, und ſeine Kunſt wurde das Vorbild für viele ſpätere Dichter.

1. Das Grab im Buſento.

(410 n. Chr.)

1. Nächtlich am Buſento liſpeln bei
Coſenza dumpfe Lieder;
Aus den Waſſern ſchallt es Antwort, und
in Wirbeln klingt es wider.

2. Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn
die Schatten tapfrer Goten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes
beſten Toten.

3. Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier ſie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken ſeine
Schulter blond umgaben.

4. Und am Ufer des Buſento reihten ſie
ſich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben ſie
ein friſches Bette.

5. In der wogenleeren Höhlung wühlten ſie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der
Rüſtung, auf dem Pferde;

6. Deckten dann mit Erde wieder ihn
und ſeine ſtolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächſe wüchſen
aus dem Heldengrabe.

7. Abgelenkt zum zweiten Male, ward
der Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette ſchäumten die
Buſentowogen.

8. Und es ſang ein Chor von Männern:
„Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers ſchnöde Habſucht ſoll dir
je das Grab verſehren!“

9. Sangen's, und die Lobgeſänge tönten fort im Gotenheere.
Wälze ſie, Buſentowelle, wälze ſie von
Meer zu Meere!

2. Harmoſan.

(637 n. Chr.)

1. Schon war geſunken in den Staub
der Saſſaniden[1] alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das ſchätzereiche Kteſiphon;
Schon langt am Oxus Omar[2] an, nach
manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosrus[3] Enkel Jesdegerd auf
Leichen eine Leiche lag.

2. Und als die Beute muſtern ging
Medinas Fürſt auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß
mit Namen Harmoſan,
Der letzte, der im Hochgebirg' dem kühnen
Feind ſich widerſetzt;
Doch ach, die ſonſt ſo tapfre Hand trug
eine ſchwere Kette jetzt!

3. Und Omar blickt ihn finſter an und
ſpricht: „Erkennſt du nun, wie ſehr
Vergeblich iſt vor unſerm Gott der Götzendiener Gegenwehr?“
Und Harmoſan erwidert ihm: „In deinen
Händen iſt die Macht;
Wer einem Sieger widerſpricht, der widerſpricht mit Unbedacht.

4. Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geſchick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß
reichen einen Becher Weins!“

1) Ein perſiſches Königshaus; regierte 226—636 n. Chr. — 2) Omar I., der zweite Nachfolger Mohammeds, 634—644. — 3) Chosru, ein Saſſanide; regierte 590—628 n. Chr.

Und auf des Feldherrn leisen Wink steht
ihm sogleich ein Trunk bereit.
Doch Harmosan befürchtet Gift und zau-
dert eine kleine Zeit.

5. „Was zagst du?“ ruft der Sarazen;
„nie täuscht ein Moslem seinen
Gast.
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als
bis du dies getrunken hast!“
Da greift der Perser nach dem Glas, und
statt zu trinken, schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein mit rascher
Geistesgegenwart.

6. Und Omars Mannen stürzen schon
mit blankem Schwert auf ihn
heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzu
schlauen Harmosan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab und
spricht sodann: „Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es
eines Helden Wort.“

3. Klagelied Kaiser Ottos des Dritten.

(Otto III., gest., 23 Jahre alt, 1002 zu Paterno bei Rom.)

1. O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden, auf,
Der hier im fernen Süden
Beschließt den Pilgerlauf!
Schon steh' ich an der Grenze,
Die Leib und Seele teilt,
Und meine zwanzig Lenze
Sind rasch dahingeeilt.

2. Voll unerfüllter Träume,
Verwaist,[1]) in Gram versenkt,
Entfallen mir die Zäume,
Die dieses Reich gelenkt.
Ein andrer mag es zügeln
Mit Händen minder schlaff
Von diesen sieben Hügeln
Bis an des Nordens Haff!

3. Doch selbst im Seelenreiche
Harrt meiner noch die Schmach;
Es folgt der blassen Leiche
Begangner Frevel nach.
Vergebens mit Gebeten
Beschwör' ich diesen Bann,
Und mir entgegen treten
Crescentius[2]) und Johann![3])

4. Doch nein! Die Stolzen beugte
Mein reuemütig Flehn;
Ihn, welcher mich erzeugte,
Ihn werd' ich wiedersehn!
Nach welchem ich als Knabe
So oft vergebens frug,
An seinem frühen Grabe[4])
Hab' ich geweint genug.

5. Des deutschen Volks Berater
Umwandeln Gottes Thron:
Mir winkt der Ältervater[5])
Mit seinem großen Sohn.[6])
Und während, voll von Milde,
Die frommen Hände legt
Mir auf das Haupt Mathilde,[7])
Steht Heinrich tiefbewegt.

6. Nun fühl' ich erst, wie eitel
Des Glücks Geschenke sind,
Wiewohl ich auf dem Scheitel
Schon Kronen trug als Kind.
Was je mir schien gewichtig,
Zerstiebt wie ein Atom.
O Welt, du bist so nichtig,
Du bist so klein, o Rom!

7. O Rom, wo meine Blüten
Verwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht, zu hüten
Den kaiserlichen Staub!
Die mir die Treue brachen,
Zerbrächen mein Gebein:
Beim großen Karl in Aachen
Will ich bestattet sein.

8. Die echten Palmen wehen
Nur dort um sein Panier;
Ihn hab' ich liegen sehen
In seiner Kaiserzier.
Was durfte mich verführen,
Zu öffnen seinen Sarg,
Den Lorbeer anzurühren,
Der seine Schläfe barg?

---

1) Sein Vater, Otto II., starb 983, seine Mutter, Theophano, 991.

2) Patricius (Schutzherr) von Rom, der, nachdem er Otto gehuldigt hatte, den von diesem eingesetzten Papst Gregor V. vertrieb und deshalb von Otto hingerichtet wurde (998). — 3) Der von Kreszenz aufgestellte Papst, den Otto schrecklich verstümmeln ließ. — 4) Otto II. liegt in der Peterskirche in Rom begraben. — 5) Heinrich I. — 6) Otto I. — 7) Ottos III. Urgroßmutter, Gemahlin Heinrichs I.

9. O Freunde, laßt das Klagen!
Mir aber gebt Entſatz
Und macht dem Leichenwagen
Mit euren Waffen Platz!
Bedeckt das Grab mit Roſen,
Das ich ſo früh gewann,
Und legt den tatenloſen
Zum tatenreichſten Mann!

4. Gaſelen.

I.

Im Waſſer wogt die Lilie, die blanke, hin und her,
Doch irrſt du, Freund, ſobald du ſagſt, ſie ſchwanke hin und her.
Es wurzelt ja ſo feſt ihr Fuß im tiefen Meeresgrund,
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her!

II.

Die Knoſpe ſprach: „Du ſiehſt, ich bin im Keim erſt!
Was ſpät die Welt entzückt, es iſt geheim erſt.“
Der Vogler ſprach: „Dir ſingt die Nachtigall einſt,
Laß auf die Rute ſtreichen mich den Leim erſt.“
Die Biene ſprach: „Dir wird mein Honiganteil,
Doch aus dem Krokus nipp' ich ſüßen Seim erſt.“
Ihr ſeht mich wandeln ohne Kranz im Haupthaar:
Laßt nur die Welt erfahren meinen Reim erſt!

5. Hermann und Dorothea.

Holpricht iſt der Hexameter zwar; doch wird das Gedicht ſtets
Bleiben der Stolz Deutſchlands, bleiben die Perle der Kunſt.

6. Der Veſuv im Dezember 1830.

1. Schön und glanzreich iſt des bewegten Meeres
Wellenſchlag, wann tobenden Lärms es anbrauſt;
Doch dem Feu'r iſt kein Element vergleichbar
Weder an Allmacht

2. Noch an Reiz fürs Auge. Bezeug' es jeder,
Der zum Rand abſchüſſiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt,

3. Wo im Sturmſchritt mächtiger Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden, ſteilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

4. Deren Wucht, durch Gluten und Dampf geſchleudert,
Bald umher auf aſchige Höh'n Rubine
Reichlich ſät, bald auch von des Kraters ſchroffen
Wänden hinabrollt,

5. Während ſtill aus nächtlichem Grund die Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefſchattige Wolk' umdüſtert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches
Silbernes Antlitz.

7. Los des Lyrikers.

1. Stets am Stoff klebt unſere Seele, Handlung
Iſt der Welt allmächtiger Puls, und deshalb
Flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
Lyriſche Dichter.

2. Gerne zeigt jedwedem bequem Homer ſich,
Breitet aus buntfarbigen Fabelteppich;
Leicht das Volk hinreißend, erhöht des Dramas
Schöpfer den Schauplatz;

3. Aber Pindars[1] Flug und die Kunſt des Flaccus,[2]
Aber dein ſchwerwiegendes Wort, Petrarca,[3]
Prägt ſich uns langſamer ins Herz, der Menge
Bleibt's ein Geheimnis.

---

1) Der bedeutendſte griechiſche Lyriker, 522—441 v. Chr. — 2) Horatius Quintus Flaccus, römiſcher Odendichter, 65—8 v. Chr. — 3) Italieniſcher Lyriker, 1304—1374.

4. Jenen ward bloß geistiger Reiz, des Liedchens
Leichter Takt nicht, der den umschwärmten Putztisch
Ziert. Es dringt kein flüchtiger Blick in ihre
Mächtige Seele.

5. Ewig bleibt ihr Name genannt und tönt im
Ohr der Menschheit; doch es gesellt sich ihnen
Selten freundschaftsvoll ein Gemüt und huldigt
Körnigem Tiefsinn.

11. Friedrich Rückert,

geboren den 16. Mai 1788 zu Schweinfurt, studierte in Würzburg und Jena Philologie und schöne Literatur, ward in Jena 1811 Privatdozent, besuchte 1818 Italien, wo er die italienische Poesie näher kennen lernte, und wurde in Wien von dem Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall so sehr für die arabische, persische und türkische Literatur erwärmt, daß er sie zu seinem Lebensstudium machte. Von 1826 bis 1841 war er Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen, dann in Berlin, lebte seit 1848 auf seinem Landsitz Neuses bei Koburg ganz der Poesie und Wissenschaft und starb daselbst am 31. Januar 1866. — Hinsichtlich der Vielseitigkeit und Formgewandtheit ist Rückert einer der vorzüglichsten deutschen Dichter. Durch seine patriotische Lyrik („Geharnischte Sonette") nimmt er unter den Sängern der Befreiungskriege eine hervorragende Stellung ein. Sehr wertvoll sind seine Übersetzungen und Bearbeitungen der poetischen Schätze des Morgenlandes, die erst durch ihn geistiges Eigentum der Deutschen geworden sind. Voll Lebensweisheit sind seine Lehrgedichte, vor allem „Die Weisheit des Brahmanen".

Friedrich Rückert.

1. Der alte Barbarossa.

1. Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

2. Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

3. Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

4. Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

5. Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

6. Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug', halb offen, zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

7. Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

8. Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr."

2. Roland zu Bremen.

1. Roland der Ries', am Rathaus zu Bremen
Steht er im Standbild standhaft und wacht;

2. Roland der Ries' am Rathaus zu Bremen,
Kämpfer einst Kaiser Karls in der Schlacht;

3. Roland der Rieſ' am Rathaus zu Bremen,
Männlich die Mark einſt hütend mit Macht.

4. Roland der Rieſ', am Rathaus zu Bremen
Wollten ihm Welſche nehmen die Wacht.

5. Roland der Rieſ', am Rathaus zu Bremen
Wollten ihn Welſche werfen in Nacht.

6. Roland der Rieſ', am Rathaus zu Bremen
Lehnet an langer Lanz' er und lacht.

7. Roland der Rieſ', am Rathaus zu Bremen
Ende ward welſchem Weſen gemacht.

8. Roland der Rieſ', am Rathaus zu Bremen
Wieder wie weiland wacht er und wacht.

3. Das ruft ſo laut!

1. O wie ruft die Trommel ſo laut!
Wie die Trommel ruft ins Feld,
Hab' ich raſch mich dargeſtellt,
Alles andre, hoch und tief,
Nicht gehört, was ſonſt mich rief,
Gar danach nicht umgeſchaut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

2. O wie ruft die Trommel ſo laut!
Aus der Türe rief mit Ach
Vater mir und Mutter nach.
Vater, Mutter, ſchweiget ſtill,
Weil ich euch nicht hören will,
Weil ich hör' nur einen Laut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

3. O wie ruft die Trommel ſo laut!
An der Ecken, an dem Platz,
Wo ich ſonſten bei ihr ſaß,
Steht die Braut und ruft mit Gram:
„Ach, o weh, mein Bräutigam!"
Kann nicht hören, ſüße Braut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

4. O wie ruft die Trommel ſo laut!
Mir zur Seiten in der Schlacht
Ruft mein Bruder: „Gute Nacht!"
Drüben der Kartätſchenſchuß
Ruft mit lautem Todesgruß;
Doch mein Ohr iſt zugebaut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

5. O wie ruft die Trommel ſo laut!
Nichts ſo laut ruft in der Welt,
Als die Trommel in dem Feld
Mit dem Ruf der Ehre ruft.
Ruft ſie auch zu Tod und Gruft,
Hat mich nicht davor gegraut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

4. Aus der Jugendzeit.

1. Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt ſo weit, o wie liegt ſo weit,
Was mein einſt war!

2. Was die Schwalbe ſang, was die Schwalbe ſang,
Die den Herbſt und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?

3. „Als ich Abſchied nahm, als ich Abſchied nahm,
Waren Kiſten und Kaſten ſchwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer!"

4. O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelſprachekund, vogelſprachekund
Wie Salomo!

5. O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!

6. Als ich Abſchied nahm, als ich Abſchied nahm,
War die Welt mir voll ſo ſehr;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.

7. Wohl die Schwalbe kehrt', wohl die Schwalbe kehrt',
Und der leere Kasten schwoll;
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie mehr voll.

8. Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst:

9. „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer."

5. Chidher.[1])

1. Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei.
Er sprach und pflückte die Früchte fort:
„Die Stadt steht ewig an diesem Ort
Und wird so stehen ewig fort."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

2. Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Herde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: „Wie lang ist die Stadt vorbei?"
Er sprach und blies auf dem Rohre fort:
„Das eine wächst, wenn das andre dorrt;
Das ist mein ewiger Weideort."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

3. Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei;
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Da fragt' ich, seit wann das Meer hier sei.
Er sprach und lachte meinem Wort:
„Solang als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fischt man in diesem Port."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

4. Da fand ich einen waldigen Raum
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum;
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei.
Er sprach: „Der Wald ist ein ewiger Hort;
Schon ewig wohn' ich an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäum' hier fort."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

5. Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: „Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?"
Sie schrien und hörten nicht mein Wort:
„So ging es ewig an diesem Ort
Und wird so gehen ewig fort."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

6. Leben und Tod.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kamel am Halfterband.
Das Tier mit grimmigen Gebärden
Urplötzlich anfing scheu zu werden
Und tat so ganz entsetzlich schnaufen,
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Tier hört' er im Rücken schnauben,
Das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
An des geborstnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest tat klammern
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kamelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt' oben fassen wieder.
Dann blickt' er in den Brunnen nieder;
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunterfallen sollte.
So schwebend in der beiden Mitte,
Da sah der Arme noch das dritte.
Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,

1) Chidher, nach einer arabischen Sage ein altpersischer Feldherr und Prophet, der aus der Lebensquelle getrunken hat und darum bis zum Jüngsten Tage lebt.

Da ſah er ſtill ein Mäuſepaar,
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er ſah die ſchwarze mit der weißen
Abwechſelnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zauſten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel ſpülten;
Und wie ſie rieſelnd niederrann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu ſehn, wie bald mit ſeiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angſt und Furcht und Not,
Umſtellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah ſich nach Rettung um vergebens.
Und da er alſo um ſich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerſtrauch mit reifen Beeren.
Da konnt' er doch der Luſt nicht wehren.
Er ſah nicht des Kameles Wut
Und nicht den Drachen in der Flut
Und nicht der Mäuſe Tückeſpiel,
Als ihm die Beer' ins Auge fiel.
Er ließ das Tier von oben rauſchen
Und unter ſich den Drachen lauſchen
Und neben ſich die Mäuſe nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen;
Sie deuchten ihm zu eſſen gut,
Aß Beer' auf Beerlein wohlgemut,
Und durch die Süßigkeit im Eſſen
War alle ſeine Furcht vergeſſen.

Du fragſt: „Wer iſt der töricht' Mann,
Der ſo die Furcht vergeſſen kann?"
So wiſſ', o Freund, der Mann biſt du!
Vernimm die Deutung auch dazu:
Es iſt der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgeſperrter Schlund;
Und das Kamel, das oben droht,
Es iſt des Lebens Angſt und Not.
Du biſt's, der zwiſchen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt mußt ſchweben.
Die beiden, ſo die Wurzel nagen,
Dich ſamt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuſe heißen Tag und Nacht.
Es nagt die ſchwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen;
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwiſchen dieſem Graus und Wuſt
Lockt dich die Beere Sinnenluſt,
Daß du [das Laſttier] Lebensnot,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuſe Tag und Nacht
Vergiſſeſt und auf nichts haſt acht,
Als daß du recht viel Beerlein haſcheſt,
Aus Grabes Brunnenritzen naſcheſt.

7. Die Eſpe.

1. Als den Herrn ans Kreuz geſchlagen
Nun des Waldes Bäume ſahn,
Kam ein Zittern und ein Zagen
Allen fernen, allen nah'n.
Nur der Eſpe Krone
Ließ die Blätter ohne
Beben in die Lüfte ragen,
Gleich als ging' ſie das nicht an.

2. Damals ward der Fluch geſprochen,
Und ihn hörte Berg und Kluft:
„Daß dir ſei dein Stolz gebrochen,
Zittre künftig jeder Luft!
Andre Bäume zittern
Nur in Ungewittern,
Zitternd ſoll das Herz dir pochen,
Wenn im Wald ein Vogel ruft.

3. Zittre, wo im Erdenkreiſe
Künftig du entkeimſt dem Staub!
Jedes Blatt ſoll zittern leiſe,
Bis es wird des Herbſtwinds Raub.
Und in allen Tagen
Soll man hören ſagen
Dir zur Strafe ſprichwortweiſe:
Zittern wie ein Eſpenlaub!"

8. Das Meer der Hoffnung.

(Gekürzt.)

1. Hoffnung auf Hoffnung geht zu Scheiter,
Aber das Herz hofft immer weiter,
Wie ſich Wog' über Woge bricht;
Aber das Meer erſchöpft ſich nicht.

2. Daß die Wogen ſich ſenken und heben,
Das iſt eben des Meeres Leben,
Und daß es hoffe von Tag zu Tag,
Das iſt des Herzens Wogenſchlag.

9. Aus den „Angereihten Perlen".

1. O blicke, wenn den Sinn dir will
die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die
Sterne irren.

2. Vor Gott ist keine Flucht als nur zu ihm. Nicht Trutz
Vor Vaters Strenge ist, nur Liebe Kindes Schutz.

3. Der Vater straft sein Kind und fühlet selbst den Streich;
Die Härt' ist ein Verdienst, wo dir das Herz ist weich.

4. Weißt, wo es keinen Herrn und keinen Diener gibt?
Wo eins dem andern dient, wo eins das andre liebt.

5. Im selben Maß du willst empfangen, mußt du geben;
Willst du ein ganzes Herz, so gib ein ganzes Leben.

6. Viel lieber mag die Lieb', als an der Sonne Flecken,
Den Stern in dunkler Nacht, der etwa glänzt, entdecken.

7. Sei gut und laß von dir die Menschen Böses sagen;
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

8. Wie groß für dich du sei'st, vorm Ganzen bist du nichtig,
Doch als des Ganzen Glied bist du als Kleinstes wichtig.

9. Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

10. O Herz, versuch' es nur! So leicht ist, gut zu sein;
Und es zu scheinen, ist so eine schwere Pein.

11. Daß sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank;
Dem Himmel sag' für Schmerz, der dich veredelt, Dank.

10. Aus den „Persischen Vierzeilen".

1. Wehe dem, der zu sterben geht
Und keinem Liebe geschenkt hat,
Dem Becher, der zu Scherben geht
Und keinen Durst'gen getränkt hat!

2. Wenn die Wässerlein kämen zuhauf,
Gäb' es wohl einen Fluß;
Weil jedes nimmt seinen eigenen Lauf,
Eins ohne das andre vertrocknen muß.

3. Wer oben steht, such' oben sich zu halten;
Wer unten ist, der tracht' hinauf.
Ruh' und Bewegung sind die zwei Gewalten,
Durch die die Welt sich hält im Lauf.

4. Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen.

5. Der Verstand ist im Menschen zu Haus
Wie der Funke im Stein;
Er schlägt nicht von sich selbst heraus,
Er will herausgeschlagen sein.

6. Gesell' dich einem Bessern zu,
Daß mit ihm deine bessern Kräfte ringen.
Wer selbst nicht weiter ist als du,
Der kann dich auch nicht weiter bringen.

7. Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

8. Was du Ird'sches willst beginnen,
heb' zuvor
Deine Seele im Gebet zu Gott empor.
Einen Prüfstein wirst du finden im Gebet,
Ob dein Ird'sches vor dem Göttlichen besteht.

9. Das sind die Weisen,
Die durch Irrtum zur Wahrheit reisen.
Die bei dem Irrtum verharren,
Das sind die Narren.

10. Um andre leichter zu ertragen,
Mußt du dir sagen,
Daß du selbst nicht zu jeder Frist
Andern leicht zu ertragen bist.

11. Was du im Topfe hast,
Darein kannst du tauchen.
Was du im Kopfe hast,
Das kannst du immer brauchen.

12. Manch art'ges Büchlein läßt sich einmal lesen,
Zu dem der Leser nie dann wiederkehrt;
Doch was nicht zweimal lesenswert gewesen,
Das war nicht einmal lesenswert.

11. Aus der „Weisheit des Brahmanen".

I.

Tu recht und ſchreibe dir nicht als Verdienſt es an,
Denn deine Schuldigkeit allein haſt du getan.
Tu's gern! Und wenn dir das nicht zum Verdienſt gereicht,
Gereicht dir's doch zur Luſt, daß dir die Pflicht ward leicht.

II.

Gar vieles lernt man, um es wieder zu vergeſſen;
Um an dem Ziel zu ſtehn, muß man die Bahn durchmeſſen.

III.

Kind, lerne zweierlei, ſo wirſt du nicht verderben:
Zum erſten lerne was, um etwas zu erwerben.
Zum andern lerne das, was niemand dich kann lehren:
Gern das, was du nicht kannſt erwerben, zu entbehren.

IV.

Sei dankbar für das Glück, das dir der Herr beſtimmt,
Und gib es gern zurück, wenn er es wieder nimmt.
Es iſt kein Gut ſo groß, er hat noch größres eben
Und nimmt dir eines bloß, um andres dir zu geben.

V.

Auswendig lernen ſei, mein Sohn, dir eine Pflicht,
Verſäume nur dabei inwendig lernen nicht.
Auswendig iſt gelernt, was dir vom Munde fließt,
Inwendig, was im Sinn lebendig ſich erſchließt.

VI.

Nie ſtille ſteht die Zeit, der Augenblick entſchwebt,
Und den du nicht benutzt, den haſt du nicht gelebt.
Und du auch ſtehſt nie ſtill, der gleiche biſt du nimmer,
Und wer nicht beſſer wird, iſt ſchon geworden ſchlimmer.
Wer einen Tag der Welt nicht nutzt, hat ihr geſchadet,
Weil er verſäumt, wozu ihn Gott mit Kraft begnadet.

VII.

Den alten Malerſpruch erkoren hab' auch ich
Zum Wahlſpruch für mein Buch: Kein Tag ohn' einen Strich.
So laſſ' ich ohne Strich nun keinen Tag verſtreichen,
Sei manchmal es auch nur ein Strich, um auszuſtreichen.

VIII.

Welch eine Sprach' iſt ſchön? Welch eine Sprach' iſt reich?
Verſchieden an Getön', im Sinn ſind alle gleich.
Nicht dieſ' und jene Sprach' entzückt, erfreuet mich;
Was mich erfreut, entzückt, das iſt die Sprach' an ſich:
Daß eine Sprach' es gibt, die, was du fühlſt und denkeſt,
Dir deutlich macht, je mehr du dich in ſie verſenkeſt;
Daß eine Sprach' es gibt, kraft deren du verkündeſt
Der Welt geheimen Sinn, ſoweit du ſie ergründeſt.
Drum iſt die ſchönſte Sprach' und beſte, die du nennſt
Die Mutterſprache, weil du ſie am beſten kennſt.

IX.

Viel wichtiger, als was du haſt gelernt, mein Sohn,
Iſt, was du haſt getan, und mehr haſt du davon.
Was du gelernet, mußt du fürchten zu vergeſſen;
Was du getan, von ſelbſt erinnerſt du dich deſſen.
Es mag dich nun erfreun, es mag dich nun gereun,
Von ſelber wird ſich die Erinn'rung dir erneun.
Einmal geſchrieben, iſt's nicht wieder auszuſtreichen,

Und in des Lebens Buch steht es als ew'ges Zeichen.
Drum, was du schreibest, denk', ob du es immer sehn
Vor Augen möchtest, nie es wünschen ungeschehn.
Einmal geschrieben, ist's nicht wieder umzuschreiben;
Und streichest du's auch aus, so wird der Strich doch bleiben,
Und kratzest du es aus, so bleibet doch der Kratz,
Und Neues läßt sich nie rein schreiben an den Platz.

12. Homonyme.

1. Wenn das des Morgens angeglommen,
Wird das der Nächte dir benommen;
Doch das des Lebenselends siehst du,
Wenn das ist auf dein Haar gekommen.
(Grauen.)

2. In geschickter Künstlerhand
Macht er schöne, bunte Sachen.
Als ein ungeschickter Mensch
Läßt er alles mit sich machen.
(Pinsel.)

12. Die Gebrüder Grimm,

deren wohl einzig dastehende Gemeinsamkeit der Lebensschicksale sowie gegenseitige Ergänzung hinsichtlich der Wirksamkeit ihre gemeinschaftliche Behandlung erfordert, wurden beide, Jakob am 4. Januar 1785 und Wilhelm am 24. Februar 1786, zu Hanau geboren, besuchten das Lyzeum in Kassel, studierten in Marburg die Rechte, lenkten ihre Aufmerksamkeit jedoch immer mehr auf die Schätze der deutschen Literatur, wurden Bibliothekare in Kassel, dann Professoren in Göttingen, unterschrieben 1837 den Protest der „Sieben" gegen Aufhebung des hannöverschen Staatsgrundgesetzes von 1833, wurden daher entlassen, aber von Friedrich Wilhelm IV. als Mitglieder der Akademie nach Berlin berufen, wo sie bis an ihr Ende eine reiche Tätigkeit entfalteten. Der immer kränkliche Wilhelm starb am 16. Dezember 1859, Jakob am 20. September 1863. — Als unsere tiefsinnigsten Sprachkenner und -forscher haben sie sich um deutsche Sprache, Poesie und Sage wie überhaupt durch die Erschließung des von unsern Klassikern geringgeschätzten deutschen Altertums die größten Verdienste erworben. Gemeinsam haben sie herausgegeben: „Kinder- und Hausmärchen", „Deutsche Sagen", „Altdeutsche Wälder", „Wörterbuch der deutschen Sprache" (fortgesetzt von Hildebrand, Weigand, Heyne u. a.). Von Jakob allein sind erschienen: „über den altdeutschen Meistergesang", „Deutsche Grammatik", „Deutsche Rechtsaltertümer" u. a.; von Wilhelm allein: „über deutsche Runen", „Altdänische Heldenlieder", „Die deutsche Heldensage" u. a.

1. Aus der Vorrede zu „Kinder- und Hausmärchen".

Wir finden es wohl, wenn von Sturm und anderem Unglück, das der Himmel schickt, eine ganze Saat zu Boden geschlagen wird, daß noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchen, die am Wege stehen, ein kleiner Platz sich gesichert hat und einzelne Ähren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort, keine frühe Sichel schneidet sie für die großen Vorratskammern; aber im Spätsommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme Hände, die sie suchen, und Ähre an Ähre gelegt, sorgfältig gebunden und höher geachtet als sonst ganze Garben, werden sie heimgetragen, und winterlang sind sie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft.

So ist es uns vorgekommen, wenn wir gesehen haben, wie von so vielem, was in früherer Zeit geblüht hat, nichts mehr übrig geblieben, selbst die Erinnerung daran fast ganz verloren war, als unter dem Volke Lieder, ein paar Bücher, Sagen und diese unschuldigen Hausmärchen. Die Plätze am Ofen, der Küchenherd, Bodentreppen, Feiertage noch gefeiert, Triften und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Phantasie sind die Hecken gewesen, die sie gesichert und einer Zeit aus der andern überliefert haben.

Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltener werden. Freilich, die sie noch wissen, wissen gemeinlich auch recht viel, weil die Menschen ihnen absterben, sie nicht den Menschen; aber die Sitte selber nimmt immer mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in Wohnungen und Gärten, die vom Großvater bis zum Enkel fortdauerten, dem stetigen Wechsel einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht, womit man von diesen Hausmärchen spricht, welches vornehm aussieht und doch wenig kostet. Wo sie noch da sind, leben sie so, daß man nicht daran denkt, ob sie gut

oder schlecht sind, poetisch oder für gescheite Leute abgeschmackt: man weiß sie und liebt sie, weil man sie eben so empfangen hat, und freut sich daran ohne einen Grund dafür. So herrlich ist lebendige Sitte; ja auch das hat diese Poesie mit allem Unvergänglichen gemein, daß man ihr selbst gegen einen andern Willen geneigt sein muß. Leicht wird man übrigens bemerken, daß sie nur da gehaftet hat, wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poesie oder eine noch nicht von den Verkehrtheiten des Lebens ausgelöschte Phantasie vorhanden war. Wir wollen in gleichem Sinne hier diese Märchen nicht rühmen oder gar gegen eine entgegengesetzte Meinung verteidigen; ihr bloßes Dasein reicht hin, sie zu schützen. Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Notwendigkeit in sich und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben betaut, und wenn es auch nur ein einziger Tropfen wäre, den ein kleines zusammenhaltendes Blatt gefaßt hat, so schimmert er doch in dem ersten Morgenrot.

Darum geht innerlich durch diese Dichtungen jene Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen: sie haben gleichsam dieselben blaulichweißen, makellosen, glänzenden Augen,[1]) die nicht mehr wachsen können, während die andern Glieder noch zart, schwach und zum Dienste der Erde ungeschickt sind. Das ist der Grund, warum wir durch unsere Sammlung nicht bloß der Geschichte der Poesie und Mythologie einen Dienst erweisen wollten, sondern es zugleich Absicht war, daß die Poesie selbst, die darin lebendig ist, wirke und erfreue, wen sie erfreuen kann, also auch, daß es als ein Erziehungsbuch diene. . . .

2. Dornröschen.

Vorzeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: „Dein Wunsch wird erfüllt werden; ehe ein Jahr vergeht, wirst du eine Tochter zur Welt bringen.“ Was der Frosch gesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht bloß seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kinde hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche; weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so mußte eine von ihnen daheimbleiben. Das Fest ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenkten die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum und so mit allem, was auf der Welt nur zu wünschen ist. Als elfe ihre Sprüche eben getan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und tot hinfallen.“ Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, kehrte sie um und verließ den Saal. Alle waren erschrocken. Da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern nur ihn mildern konnte, so sagte sie: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger, tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt.“

Der König, der sein liebes Kind vor dem Unglück gerne bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß die Spindeln im ganzen Königreich sollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämtlich erfüllt; denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, liebhaben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahr alt ward, der König

1) in die sich Kinder selbst so gern greifen (Fischarts Gargantua, 129b. 131b), und die sie sich holen möchten.

und die Königin nicht zu Hause waren, und das Mädchen ganz allein im Schlosse zurückblieb. Da ging es allerorten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg die enge Wendeltreppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Tür. In dem Schlosse steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Tür auf, und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau mit einer Spindel und spann emsig ihren Flachs. „Guten Tag, du altes Mütterchen," sprach die Königstochter, „was machst du da?" — „Ich spinne," sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Was ist das für ein Ding, das so lustig herumspringt?" sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie aber die Spindel angerührt, so ging der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich damit in den Finger. In dem Augenblick aber, wo sie den Stich empfand, fiel sie auf das Bett nieder, das dastand, und lag in einem tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloß: der König und die Königin, die eben heimgekommen und in den Saal getreten waren, fingen an einzuschlafen und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stall, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, an den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief. Und der Wind legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schloß regte sich kein Blättchen mehr.

Rings um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß umzog und darüber hinauswuchs, daß gar nichts mehr davon zu sehen war, selbst nicht die Fahne auf dem Dach. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so ward die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich; denn die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen, und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten sich nicht wieder losmachen und starben eines jämmerlichen Todes. Nach langen, langen Jahren kam wieder einmal ein Königssohn in das Land und hörte, wie ein alter Mann von der Dornenhecke erzählte; es sollte ein Schloß dahinterstehen, in welchem eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schon seit hundert Jahren schliefe, und mit ihr schliefe der König und die Königin und der ganze Hofstaat. Er wußte auch von seinem Großvater, daß schon viele Königssöhne gekommen wären und versucht hätten, durch die Dornenhecke zu dringen, aber sie wären darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „Ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und das schöne Dornröschen sehen." Der gute Alte mochte ihm abraten, wie er wollte; er hörte nicht auf seine Worte.

Nun waren aber gerade die hundert Jahre verflossen, und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen sollte. Als der Königssohn sich der Hecke näherte, waren es lauter schöne, große Blumen, die taten sich von selbst auseinander und ließen ihn unbeschädigt hindurch, und hinter ihm taten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Im Schloßhof sah er die Pferde und die scheckigen Jagdhunde liegen und schlafen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Atem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Tür zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen

ſchlief. Da lag es und war ſo ſchön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte ſich und gab ihr einen Kuß. Wie er es mit dem Kuſſe berührt hatte, ſchlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen ſie zuſammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofſtaat und ſahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hofe ſtanden auf und rüttelten ſich; die Jagdhunde ſprangen und wedelten, die Tauben auf dem Dache zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, ſahen umher und flogen ins Feld. Die Fliegen an den Wänden krochen weiter, das Feuer in der Küche erhob ſich, flackerte und kochte das Eſſen, der Braten fing wieder an zu brutzeln, und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er ſchrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königsſohnes mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und ſie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

3. Eigenſchaften der epiſchen Tierfabel.

Wie die Sprache lebloſen Weſen ein Geſchlecht erteilte, deſſen ſie in der Natur unfähig waren, ſo hat die Poeſie den Tieren Begebenheiten und eine Geſchichte anerſchaffen. Sobald wir eingelaſſen ſind in das innere Gebiet der Fabel, beginnt der Zweifel an dem wirklichen Geſchehenſein ihrer Ereigniſſe zu ſchwinden; wir fühlen uns ſo von ihr angezogen und fortgeriſſen, daß wir den auftretenden Tieren eine Teilnahme zuwenden, die wenig oder nichts nachgibt derjenigen, die uns beim rein menſchlichen Epos erfüllt. Wir vergeſſen, daß die handelnden Perſonen Tiere ſind, wir muten ihnen Pläne, Schickſale und Geſinnungen der Menſchen zu. Hierbei kommt in Betracht, daß Menſchen ſelbſt in die Tierfabel verflochten werden und in ihre Handlung weſentlich eingreifen, die an dem Umgang und der Sprachfähigkeit der Tiere nicht den geringſten Anſtoß nehmen.

Aus dieſen Eigenſchaften erwächſt der Tierfabel ein beſonderer, ſogar dem übrigen Epos mangelnder Reiz, den ich in die innige Vermiſchung des menſchlichen mit dem tieriſchen Element ſetze. Die Tierfabel hat demzufolge zwei weſentliche Merkmale. Einmal, ſie muß die Tiere darſtellen, als ſeien ſie begabt mit menſchlicher Vernunft und in alle Gewohnheiten und Zuſtände unſeres Lebens eingeweiht, ſo daß ihre Aufführung gar nichts Befremdliches hat. Die gemordete Henne wird auf einer Bahre mit Zetergeſchrei vor den König getragen, er heißt ihr das Totenamt halten und eine Grabſchrift ſetzen. Die Menſchen der Fabel ſtehn nicht an, dem Wolf, der ihre Sprache redet, als er um Aufnahme ins Kloſter bittet, die Tonſur zu gewähren. Der Bauer läßt ſich mit dem Fuchs in förmlichen Vertrag über ſeine Hühner ein und erkennt den Löwen im Rechtsſtreit mit Tieren als gemeinſchaftlichen Richter. Dann aber müſſen daneben die Eigenheiten der beſonderen tieriſchen Natur ins Spiel gebracht und geltend gemacht werden. So ſingt der Hahn, auf einem Fuße ſtehend und die Augenlider ſchließend; ein ganz der Natur abgelauſchter Zug. So bedient im Kampfe mit dem Wolfe der Fuchs ſich aller ſeiner natürlichen Liſten. So wird bei der Katze die eingeprägte Neigung zu den Mäuſen, bei dem Bären zum Honig unentbehrlicher Hebel zur Fabel, aus dem die eingreifendſten Verwickelungen hervorgehn.

Dieſer Vereinbarung zweier in der Wirklichkeit widerſtreitender Elemente kann die Tierfabel nicht entraten. Wer Geſchichten erſinnen wollte, in denen die Tiere ſich bloß wie Menſchen gebärdeten, nur zufällig mit Tiernamen und Geſtalt begabt wären, hätte den Geiſt der Fabel ebenſo verfehlt, wie wer darin Tiere getreu nach der Natur aufzufaſſen ſuchte, ohne menſchliches Geſchick und ohne den Menſchen abgeſehene Handlung. Fehlte den Tieren der Fabel der menſchliche Beigeſchmack, ſo würde ſie albern, fehlte ihnen der tieriſche, langweilig ſein. Einleuchtend finden wir dieſe Erforderniſſe bewährt, wenn ſich die Kunſt der Tierfabel bemächtigen will. Der Künſtler muß es verſtehn, den Tieren ihr Eigentümliches zu laſſen und ſie zugleich in die Menſchen-

ähnlichkeit zu erheben; er muß, den tieriſchen Leib beibehaltend, ihm dazu noch Gebärde, Stellung, leidenſchaftlichen Ausdruck des Menſchen zu verleihen wiſſen.

Eben in dieſer Notwendigkeit bedingen ſich andere Eigenſchaften der epiſchen Tierfabel. Das bloße Märchen kann ganz tote Gegenſtände, wie Stühle, Bänke, Kohlen, handelnd und redend einführen; aus jener müſſen ſie geſchieden bleiben, weil ihnen alle natürliche Lebenstätigkeit, die ihr beizumiſchen wäre, abgeht. Pflanzen, Bäume, deren Leben wiederum ſich zu unmerkbar äußert, als daß ſie wirkſam ſein könnten, taugen ihr ebenſowenig. Selbſt zwiſchen den Tieren muß ein bedeutender Unterſchied eintreten. Vorerſt ſcheinen die kleinen Tiere für die Fabel minder geeignet, weil ſie nicht hinreichende Eigentümlichkeiten beſitzen, die ſich auffaſſen und anſchaulich machen ließen. Inzwiſchen dürfen ſie, z. B. die Grille oder Ameiſe, mit Erfolg Nebenrollen übernehmen. Dann aber ſtehn für die Verwendung der Tierfabel ſchon darin den Säugetieren die Vögel nach, daß ſie uns weniger gleichen und durch ihr Flugvermögen aus der Reihe treten, in die wir mit jenen geſtellt ſind. Den Vögeln iſt eine geiſterhafte Unruhe eigen, die dem Epos nicht zuſagt, deſto mehr dem ariſtophaniſchen Drama. Endlich wird aber zugeſtanden werden müſſen, daß auch von den vierfüßigen Tieren vorzugsweiſe die größeren einheimiſchen für die Fabel angemeſſen ſind. Fremde, ſeltene Tiere liegen der anſchauenden Phantaſie zu fern, und ſie bleibt unberührt von ihnen. Es wäre höchſt unſchicklich, in unſerer Tierfabel dem Elefanten oder Kamel irgendeinen bedeutenden Platz zu überweiſen. Haustiere ſind es und die Bewohner unſerer Wälder, welche für die Fabel geſchaffen ſcheinen, mit Zuziehung einiger vertrauteren Vögel, des Hahns, Sperlings, der Lerche, wogegen das übrige große und wilde Geflügel entbehrt werden mag. Unter den Haustieren ſelbſt aber finden wir diejenigen, welche ſich gänzlich in menſchliche Dienſtbarkeit ergeben haben, den Ochſen, Hund und das Pferd, ausgeſchloſſen oder nur in beſchränkter Weiſe auftretend; ſie ſind allzu zahm und proſaiſch geworden; anders verhält es ſich mit dem Hahn und der Katze, die eine größere Unabhängigkeit behauptet haben. Hiernach iſt alſo der Tierfabel auch das mit dem Epos gemein, daß beide notwendig einheimiſcher Helden bedürfen. Aus der gleichen Urſache aber wird das gedeihende und erwärmende Tierepos überall eine feſte Stätte und Heimat ſuchen und wie im Vordergrund der Landſchaft namhafte Örter anſchlagen, auf dem ſich ſeine Figuren bewegen. Endlich, indem es einzelne Tiere auszeichnet und genau individualiſiert, erhebt es ſie dadurch zu Repräſentanten oder Anführern ihrer ganzen Gattung und muß notwendig von ihrer Vielheit und Menge in der wirklichen Natur abſehen, welche alles wieder verallgemeinern würden. Daher ſtellt es die Fabel ſo dar, als ob der Fuchs oder Wolf, den ſie uns vorhält, die einzigen im Lande wären, und beſchränkt ſich darauf, ihnen eine nach menſchlichen Verwandtſchaftsverhältniſſen berechnete Familie beizulegen.

13. Friedrich Chriſtoph Schloſſer,

geboren den 17. November 1776 in Jever, ſtudierte in Göttingen Theologie, Geſchichte und Philoſophie, wandte daneben ſeine Aufmerkſamkeit der Literatur der Engländer, Italiener und Spanier zu, ward 1800 Hauslehrer, 1808 Konrektor in Jever, 1812 Profeſſor am Lyzeum in Frankfurt, 1817 Profeſſor der Geſchichte in Heidelberg, wo er am 23. September 1861 ſtarb. — Er war ein ausgezeichneter Geſchichtſchreiber und ein ſcharfſinniger, ernſter Forſcher. Sein Hauptwerk iſt die „Weltgeſchichte für das deutſche Volk", aus deren erſtem Band die folgende Probe genommen iſt.

Epaminondas und Pelopidas.

Theben erhielt durch das Talent der beiden einzigen großen Männer, welche es beſeſſen hat, diejenige Einrichtung und Stellung, vermöge deren es nicht nur den Spartanern die Spitze bieten konnte, ſondern auch auf einige Zeit die Hauptſtadt von Griechenland wurde und die Hegemonie in Griechenland erlangte, welche ſeither die Spartaner und vor dieſen die

Athener besessen hatten. Der leitende Geist dieser Männer ist in dem Gange der thebanischen Angelegenheiten überall unverkennbar, und Theben wäre ohne sie ebensowenig zu der Stellung gelangt, die es in den nächsten Jahrzehnten einnahm, als es dieselbe nach dem Tode dieser beiden großen Bürger behaupten konnte. . . .

Epaminondas und Pelopidas, welche schon früh durch innige Freundschaft miteinander verbunden waren und mit vereinter Kraft für die Erhebung Thebens arbeiteten, waren ihren äußeren Verhältnissen wie ihrem inneren Wesen nach voneinander sehr verschieden. Pelopidas war von vornehmer Geburt, und er besaß einen großen ererbten Reichtum, während sein Freund Epaminondas von Hause aus arm war und es sein ganzes Leben hindurch blieb. Pelopidas war eine verständige und mehr nach außen als nach innen gerichtete Natur, welche nur für das praktische Leben geschaffen war, und liebte neben den Staatsgeschäften und dem Kriege vorzugsweise die Übungen der Ringschule und die Jagd. Er stand seinem Freunde an Bildung des Geistes weit nach, war aber wegen seiner rein praktischen Richtung und der erlangten Gewandtheit im äußeren Leben mehr als Epaminondas für diplomatische Verhandlungen befähigt und zeichnete sich in diesen um so mehr aus, als er neben seiner großen Geschicklichkeit im Unterhandeln zugleich die Ehre eines von edleren Motiven geleiteten Mannes aufrechtzuerhalten wußte. Beide Männer besaßen einen angeborenen höheren Adel, welcher den Grundzug ihres Wesens bildete und welcher der Betrachtung ihres Handelns und Wirkens eine in rein menschlicher Hinsicht wohltuende Seite gibt. Beide gehören zu den größten Staatsmännern des griechischen Altertums, sowohl dem Endziele ihrer Bestrebungen nach als auch in betreff der Einsicht und Gewandtheit, mit welcher sie dasselbe zu erreichen suchten. Beide, namentlich aber Epaminondas, waren als Feldherren ausgezeichnet und ragten über ihre Zeitgenossen Agesilaus, Iphikrates und Chabrias nicht bloß durch ihre Kriegstaten hervor, sondern auch durch den umfassenden und schöpferischen Geist, mit welchem sie die Kriegskunst auf eine neue Stufe der Entwickelung hoben. Sie schufen ein ganz neues System der Taktik und Strategie, welches bald nachher von den makedonischen Königen Philipp und Alexander weiter ausgebildet wurde; und obgleich der damals in Griechenland herrschende Geist und die ganz veränderte Kriegskunst fast überall das Anwerben von Mietstruppen herbeigeführt hatten, so setzten Epaminondas und Pelopidas doch ihre Heere nur aus Bürgern zusammen, wußten diesen aber nicht bloß Geschicklichkeit und Gewandtheit im Gebrauche der Waffen und in den Bewegungen zu geben, sondern auch einen Geist einzuhauchen, vermöge dessen dieselben ebensowohl der Tapferkeit der Spartaner als der kriegerischen Tüchtigkeit der berühmtesten Söldnerscharen gewachsen waren.

Epaminondas zeichnete sich nicht weniger durch seine sittliche Größe und seine wissenschaftliche Bildung als durch seine Feldherrneigenschaften und seine praktischen Kenntnisse im Staatswesen aus. Er besaß philosophische Erkenntnis und widmete sein ganzes Leben hindurch die Zeit der Muße ebenso den wissenschaftlichen Beschäftigungen wie sein Freund Pelopidas den Vergnügungen der Jagd und der Ringschule. Seine Beredsamkeit und seine Einsicht in das menschliche Wesen und die Verhältnisse der griechischen Völkerschaften waren so groß, daß er einst, als er zugleich mit den Gesandten anderer Staaten den Friedensunterhandlungen in Sparta beiwohnte (372 v. Chr.), durch seine Darstellung der spartanischen Herrschsucht und Tyrannei den Spartanern vielleicht ebensosehr schadete, als Pelopidas einige Jahre früher durch den Sieg bei Tegyra ihrem militärischen Rufe geschadet hatte. Des Epaminondas Grundsätze waren denen der athenischen und spartanischen Generale seiner Zeit so durchaus entgegengesetzt, daß man sie mit den Grundsätzen der pythagoreischen Schule verglich und ihn selbst zuweilen einen Pythagoreer nannte, weil er den Unterricht des Lysis

oder eines der wenigen Männer genossen hatte, die sich rühmen konnten, die Lehren dieser Schule rein bewahrt zu haben. Seine von Natur milde und menschenfreundliche Seele wurde stets von Motiven edlerer und höherer Art geleitet. Namentlich aber bildete seine Einfachheit, Mäßigkeit und Uneigennützigkeit einen schneidenden Gegensatz gegen den herrschenden Geist seiner Zeit.

Die auf diesen sittlichen Vorzügen beruhende äußere Erscheinung des Epaminondas zeigt zugleich in der Art, wie die Mit- und Nachlebenden seines Volkes dieselbe beurteilten, einen großen Unterschied zwischen den Lebensansichten der alten und neueren Zeit. Epaminondas war ein Mann, welcher, arm geboren, auch arm bleiben wollte, ungeachtet dessen aber durch seine äußere Erscheinung seinen Landsleuten nicht allein keinen Anstoß gab, sondern sogar in ganz Griechenland bis an sein Ende die erste Rolle spielte. Während selbst in den republikanischen Staaten unserer Zeit äußere Repräsentation von hohen Staatsämtern unzertrennlich scheint, konnte dagegen unter den Griechen auch in den Zeiten des Verfalls der Reichtum niemals den Rang geben, auf welchen das Verdienst ein Recht hat, und das griechische Volk war und blieb weit entfernt, das Festhalten an der einfachsten und natürlichsten Lebensweise für lächerlich zu halten und einen, der dies tat, einen Sonderling zu nennen, wie dies bei uns zu geschehen pflegt. Den besten Beweis davon gibt das Beispiel des Epaminondas, welches diese rühmliche Seite des griechischen Nationalgeistes auf das glänzendste anschaulich macht. Epaminondas ward, wie die Philosophen Sokrates, Antisthenes und Diogenes, unter seinen Landsleuten gerade dadurch ein Gegenstand der Bewunderung, daß er die Geringschätzung der äußeren Zierden des Lebens bis zum Übermaße trieb. Ja Epaminondas übte sogar, gerade weil dieser der neueren Zeit fremde Charakterzug den Griechen eigentümlich war, durch diese Einfachheit seines äußeren Lebens einen besonders großen Einfluß auf sein Volk aus und fühlte sich zum Teil eben durch diese Wahrnehmung zu derselben bewogen. Er besaß, wie berichtet wird, manches Hausgeräte nicht, welches selbst in den Wohnungen ganz geringer Leute sich fand, und er soll, auch als er an der Spitze seiner Vaterstadt stand, nur einen einzigen Mantel besessen haben, so daß er, sooft dieser gewaschen wurde, einige Tage hindurch nicht ausgehen konnte; er hatte aber bei dieser Ärmlichkeit, die er doch leicht hätte beseitigen können, den edlen Zweck, daß er seinen Landsleuten zeigen wollte, wie wenig das Leben eigentlich erfordere, und wie töricht es sei, sich beständig zu plagen, um sich die Mittel zum Leben zu verschaffen, die man doch so wohlfeil haben könne. Als einst ein persischer Gesandter ihn durch ein Geschenk von 30,000 Goldstücken für das Interesse seines Königs gewinnen wollte, nahm Epaminondas dies nicht nur nicht an, sondern er verbot auch dem Gesandten den ferneren Aufenthalt in Theben. „Wenn deines Herrn Absichten", sprach er zu ihm, „meinem Vaterland vorteilhaft sind, so bedarf es keiner Geschenke; sind sie es aber nicht, so vermag alles Gold der Welt mich nicht für dieselben zu gewinnen. Ich selbst verzeihe dir, daß du mein Herz nach dem deinigen beurteilt hast; aber ich kann dir den Aufenthalt in Theben nicht länger gestatten, weil du mit deinem Golde auch andere in Versuchung führen könntest." Ein anderes Mal wies er 2000 Goldstücke, welche der mächtige thessalische Fürst Jason bei seiner Anwesenheit in Theben ihm geben wollte, gerade weil sie von diesem ihm angeboten wurden, zurück, obgleich er in großer Geldverlegenheit war und bei dem bevorstehenden Ausmarsch des Heeres sich genötigt sah, zur Anschaffung seines Feldgerätes zwölf Taler von einem Freunde zu borgen. Als er einst auf einem Feldzuge erfuhr, daß sein Waffenträger einen Gefangenen für vieles Geld freigegeben habe, verabschiedete er denselben mit den Worten: „Gib mir meinen Schild zurück und kaufe dir eine Trödlerbude; denn da du jetzt ein Reicher geworden bist, so wirst du nicht ferner Mut und Lust haben, dich der

Todesgefahr auszusetzen." Wer so handelte, der konnte mit mehr Erfolg als jeder andere gegen die Entartung seiner Landsleute, die Roheit und Sinnlichkeit seiner Böotier und die in ganz Griechenland herrschende Habgier und Eigennützigkeit auftreten. In diesem Sinne antwortete Epaminondas selbst einst, als an einem festlichen Tage in Theben alle sich beim Weine belustigten, einem seiner Bekannten auf die Frage, warum er allein sich der Teilnahme an der allgemeinen Lust entziehe: „Damit ihr anderen euch desto ruhiger der Sorglosigkeit überlassen könnt." Auch mußte ein Staat, an dessen Spitze ein solcher Mann stand, ganz anders in seinen Unternehmungen gedeihen als z. B. Athen, dessen damals größte Männer, ein Iphikrates, Chabrias und Timotheus, vorzugsweise nach Reichtum, Genuß und Glanz strebten, so daß sie zugleich den Gesetzen der Moral ungetreu und in ihren Vermögensumständen zerrüttet wurden.

14. Friedrich von Raumer,

geboren den 14. Mai 1781 zu Wörlitz bei Dessau, studierte in Berlin, Halle und Göttingen die Rechte und Kameralwissenschaften, trat 1801 in den preußischen Staatsdienst, ward 1811 mit dem Titel eines Geheimen Rates Professor der Geschichte und Staatswissenschaften in Breslau, von 1818 an in gleicher Eigenschaft in Berlin, 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments, 1853 als Professor emeritiert, starb am 14. Juni 1873. — Durch seine gründliche Forschung mit gediegener Darstellung verbindenden historischen Schriften ist er bahnbrechend in der Entwickelung der deutschen Geschichtschreibung geworden. Seine Hauptwerke sind: „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit" (aus dem vierten Band dieses Werkes ist die folgende Probe genommen); „Geschichte Europas seit Ende des 15. Jahrhunderts"; „Historisches Tagebuch"; „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika" u. a. m.

Konradin, der letzte Hohenstaufe.

[Nach der Schlacht (bei Tagliacozzo oder bei Scurcola) flohen] Konradin, Friedrich von Österreich, Graf Gerhard von Pisa . . . und mehrere Edle nach Rom und hofften, im Angedenken der ihnen vor kurzer Zeit bewiesenen höchsten Teilnahme, hier tätige Hilfe zu finden. Aber obgleich der Statthalter Guido von Montefeltro sie freundlich und ehrenvoll empfing, obgleich einzelne, deren Schicksal an das ihrige festgeknüpft war, in der alten Gesinnung beharrten, so zeigte doch die immerdar wankelmütige Menge hier so viel Gleichgültigkeit, dort so viel Furcht, daß man das Ärgste erwarten mußte, sobald sich (wie schon verlautete) die Orsini, Savelli und andere früher vertriebene Guelfen oder gar König Karl der Stadt nähern würde. Deshalb eilte Konradin heimlich mit seinen Freunden nach Astura zum Meere in der Hoffnung, wo nicht auf geradem Wege, doch über Pisa Sizilien zu erreichen und von dieser ihm befreundeten Insel aus den Kampf gegen Karl zu erneuern.

Schon waren alle auf einem Fahrzeuge in die See gestochen, als der Herr Asturas vom Geschehenen Nachricht erhielt und aus Kleidung, Sprache, bemerkten Kostbarkeiten usw. die naheliegende Folgerung zog, daß die Eingeschifften angesehene, von Scurcola her fliehende Personen, mithin auf jeden Fall für ihn eine erwünschte Beute sein müßten. — Darum sandte er eiligst ein Schiff mit stärkerer Bemannung nach, welche, dem erhaltenen Befehle gemäß, verlangte, daß die Fliehenden sogleich zum festen Lande zurückkehren sollten. Groß war deren Schreck; als sie aber auf die Frage: „Wer ist der Herr von Astura?" zur Antwort erhielten: „Johannes Frangipani!" — so faßten sie neues Zutrauen; denn Kaiser Friedrich II. hatte fast keine Familie so geehrt und belohnt wie diese.

Von ihm und seiner Mutter Konstanze erhielt Otto Frangipani, Johanns Großoheim, und Emanuel, sein Großvater, die ansehnlichsten Besitzungen im Neapolitanischen, welche auch während der Streitigkeiten mit den Päpsten nicht eingezogen wurden. Dem Vater Johanns und einem Vetter desselben kaufte der Kaiser ihre Güter ab und gab sie [ihnen] dann unentgeltlich als Lehn zurück; er zahlte ihnen ferner große Summen für den Schaden, welchen sie bei Unruhen in Rom erlitten hatten, und baute von seinem Gelde ihre Häuser und Türme wieder

auf. Endlich hatte Johann Frangipani selbst vom Kaiser den Ritterschlag erhalten, wodurch unter ritterlich Gesinnten ein heiliges Verhältnis begründet wurde. — Dieser trostreichen Betrachtung stand andrerseits freilich auch Bedenkliches entgegen: Johanns Großmutter gehörte zur Familie Papst Innozenz' III.; nach Kaiser Friedrichs Tode hatte die Familie Innozenz IV. gehuldigt und von ihm schon früher ansehnliche Lehen empfangen; ein Frangipani endlich (dessen mochte sich Friedrich von Österreich ängstlich erinnern) sollte ja dessen Oheim, Herzog Friedrich den Streitbaren, meuchelmörderisch umgebracht haben.

Wohin sich aber auch das Gewicht der Gründe und Gegengründe neigen mochte: es gab keine Wahl, man mußte der Gewalt nachgeben. — Sobald Konradin vor Frangipani gebracht wurde, gab er sich (denn längere Verheimlichung schien fruchtlos, ja nachteilig) zu erkennen und forderte ihn, an alle jene Wohltaten erinnernd, zur Dankbarkeit gegen Friedrichs Enkel und zur Unterstützung des rechtmäßigen Erben von Neapel auf, wofür ihm Belohnungen zuteil werden sollten, so groß er sie irgend hoffen und wünschen könne. Johannes Frangipani aber folgte dem Beispiele der schlechteren unter seinen Vorfahren, welche ohne Rücksicht auf Ehre und Tugend, nur um äußerer Vorteile willen, sich bald auf die Seite der Kaiser, bald auf die Seite der Päpste gestellt hatten. Anstatt mit raschem Edelmute den Unglücklichen aus den Händen seiner Verfolger zu retten, mochte er überlegen, daß Konradin zwar viel geben wolle, aber nichts zu geben habe, König Karl dagegen zwar geizig sei, ihm jedoch bei einer solchen Gelegenheit wohl etwas Bedeutendes abgepreßt werden könne. Vielleicht beruhigte sich Johann auch — wie so viele Gemüter, deren Schwäche ihrer Schlechtigkeit gleichkommt — mit dem irrigen Wahne, es sei noch immer Zeit, einen freien letzten Entschluß zu fassen. — Schon hatten sich aber mittlerweile Nachrichten vom Geschehenen verbreitet; Robert von Lavena, Karls Flottenführer, umlagerte, herzueilend, das Schloß, in welchem die Gefangenen aufbewahrt wurden, und hoffte, durch dessen Einnahme die wegen des Verlustes der Seeschlacht bei Messina verlorene Gunst des Königs wiederzuerwerben. In dessen Namen versprach der Anführer einer ebenfalls hierhergesandten Reiterschar an Frangipani den größten Lohn für rasche Auslieferung Konradins und seiner Gefährten; man bedrohte ihn dagegen mit dem Tode, wenn er Verräter irgend beschütze!

In solchen Wechselfall gesetzt, bedachte sich Frangipani um so weniger, da er die Schande seiner Tat jetzt mit dem Vorwande erlittener Gewalt zuzudecken hoffte; er schloß eiligst den ehrlosen Handel ab und übergab die Gefangenen ohne sichernde Bedingung für Geld und Gut ihren Verfolgern. Unter Spott und Hohn, einem Verbrecher gleich, ward der Enkel Kaiser Friedrichs durch Kampanien in die Hauptstadt seines Reichs geführt. Ihm solle kein Leides geschehen, verkündeten Täuschende oder Getäuschte in König Karls Namen; welche Milde aber von diesem zu hoffen sei, zeigte sein Benehmen in allen Teilen des Reichs.

Nicht bloß diejenigen, welche öffentlich für Konradin aufgestanden waren oder die Waffen ergriffen hatten, wurden feindlich behandelt, sondern jeder, der nur irgendeinen Wunsch für ihn ausgedrückt, ein Lob ausgesprochen, einen Zweifel über den Erfolg gehegt oder mit einem seiner Freunde geredet hatte. Man nahm ferner nicht bloß Vornehme und Anführer um deswillen in Anspruch, sondern die aus Habsucht verhängte Einziehung der Güter ging hinab bis auf Bürger und Bauern, bis zu einem heillosen Wechsel unzähliger Besitzer des Grundeigentums. Und fast mußte man diejenigen glücklich nennen, welche nur mit ihrem Gute, nicht mit ihrer Person büßten. So ließ Karl mehreren Römern, die ihm früher gefolgt waren, jetzt aber in Konradins Heer gefochten hatten, die Füße abhauen und sie dann (die Folgen der Kundwerdung solcher Grausamkeit fürchtend) in ein Gebäude zusammenbringen und dieses anzünden! . . .

Der Papst, welcher sich über die Niederlage Konradins im Anfange mehr gefreut hatte, als der Gerechtigkeit und klugen Voraussicht gemäß war, erkannte gar bald mit Schrecken, daß das neue Glück die alte böse Natur seines Schützlings nicht verändert habe, und ermahnte ihn daher wiederholt auf eine so würdige als dringende Weise zur Milde und Besserung. Anstatt aber, daß Ermahnungen solcher Art diesen Menschen von seiner verwerflichen Bahn ablenken sollten, bestärkten sie ihn nur in seinem finstern Frevelmute und führten höchstens zu dem boshaften Versuche, andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege (so hieß es jetzt) müsse über das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden; deshalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Teilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urteil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräter an seinem rechtmäßigen Könige und gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen des Todes schuldig.“ — Als die Richter diese Anklage hörten, erschraken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karls eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wiederzugewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches wie menschliches Recht.“ — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Karl (das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend und seine Behandlung Benevents vergessend) hiergegen ein, daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten, worauf aber Guido ungeschreckt erwiderte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Ist nicht Ähnliches von andern Heeren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urteilen?“ — Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei, welches preiswürdige Benehmen den König indes so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr in verdoppelter Leidenschaft jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte und, frech jener einzelnen Knechtsstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurteil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdes errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später so genannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um dem Jünglinge alle Herrlichkeit seines Reichs vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Castellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuvs, und rechts begrenzen den Gesichtskreis die schroffen, zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. Oktober 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Scurcola, wurden die Verurteilten zum Richtplatz geführt, wo der Henker, mit bloßen Füßen und aufgestreiften Ärmeln, schon ihrer erwar-

tete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volks fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber ward durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubnis der Geistlichen und nach dem Rate der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräter das Todesurteil gesprochen und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dies sie größtenteils überraschende Urteil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüter verkündete; alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurteilen?" — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für tot hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen Tat billigten; das Urteil aber blieb ungeändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde, ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte verteidigt. Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?" — Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine Tat; und der, dessen Rührung allein hätte in Taten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurteilten auf jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem König Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sizilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Änderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Österreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzo kniete er nieder, rief aber, dann noch einmal sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!" Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Österreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. — Vergeblich hatte Graf [Galvan] Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösungssumme geboten; der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größern Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in dessen Armen und dann er selbst getötet werde. — Nach diesem mordete man noch mehrere; wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen

ſollen? Nur im allgemeinen findet ſich bezeugt, daß über tauſend allmählich auf ſolche Weiſe ihr Leben verloren. — Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, ſondern am Strande des Meeres oder, wie andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verſcharrt.

Zu all dieſen herzzerreißenden Tatſachen, die man nach genaueſter Prüfung als geſchichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch manches hinzugefügt, was den ſchönen Sinn Teilnehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, ſo heißt es zum Beiſpiel, ſchoß nach Konradins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog ſeinen rechten Flügel durch das Blut und erhob ſich dann aufs neue. Der Henker ward, damit er ſich nicht rühmen könne, ſolche Fürſten enthauptet zu haben, von einem andern niedergeſtoßen. Die Stelle des Richtplatzes iſt, ein ewiges Andenken der tränenwerten Ereigniſſe, ſeitdem immer feucht geblieben. Konradins Mutter eilte nach Neapel, ihren Sohn zu löſen, kam aber zu ſpät und erhielt bloß die Erlaubnis, eine Kapelle über ſeinem Grabe zu erbauen; mit welcher Erzählung unvereinbar andere jedoch wiederum irrig berichten, daß die Karmeliter aus Mitleid oder für Lohn den Leichnam Konradins nach Deutſchland gebracht hätten uſw.

So viel iſt gewiß, daß eine ſtarke Säule von rotem Porphyr und eine darüber erbaute Kapelle — mögen ſie nun ſpäter von reuigen Königen oder teilnehmenden Bürgern oder auf Koſten Eliſabeths aufgerichtet worden ſein — jahrhundertelang die Blutſtelle bezeichneten, bis in unſern gegen Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgültigen Tagen die Säule weggebracht, die Kapelle zerſtört und an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt wurde!

§ 32. Die Dichter der Befreiungskriege.[1]

1. Ernſt (Moritz) Arndt,

geboren den 26. Dezember 1769 zu Schoritz auf Rügen, ſtudierte in Greifswald und Jena Theologie und Philoſophie, machte Reiſen durch halb Europa, wurde 1806 Profeſſor der Geſchichte in Greifswald, mußte wegen der heftigen Angriffe auf Napoleon in ſeinem Buche „Geiſt der Zeit“ aus Deutſchland fliehen, trat während des ruſſiſchen Feldzugs in Petersburg mit dem Freiherrn von Stein in Verbindung und wirkte unabläſſig durch Lieder und Flugſchriften für die Erhebung Preußens. Nach den Befreiungskriegen wurde er Profeſſor an der Univerſität zu Bonn, wurde jedoch 1820 wegen angeblich demagogiſcher Umtriebe ſeines Amtes enthoben und erſt nach zwanzig Jahren von Friedrich Wilhelm IV. wieder eingeſetzt. Er ſtarb zu Bonn am 29. Januar 1860. — Arndt war eine der kraftvollſten Geſtalten ſeiner Zeit und leiſtete durch ſeine kernigen, hinreißenden Lieder und Proſaſchriften der deutſchen Sache unvergeßliche Dienſte.

1. Des Deutſchen Vaterland.

(1813.)

1. „Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Preußenland? Iſt's Schwabenland?
Iſt's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſt's, wo am Belt die Möwe zieht?“
„O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.“

2. „Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Bayerland? Iſt's Steierland?
Iſt's, wo des Marſen[1]) Rind ſich ſtreckt?
Iſt's, wo der Märker[2]) Eiſen reckt?“
„O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.“

3. „Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Pommerland? Weſtfalenland?
Iſt's, wo der Sand der Dünen weht?
Iſt's, wo die Donau brauſend geht?“
„O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.“

4. „Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's Land der Schweizer? Iſt's Tirol?“
„Das Land und Volk gefiel' mir wohl;
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.“

1) Ein Volksſtamm an der Weſer im Teutoburger Walde. — 2) Bewohner der Grafſchaft Mark in Weſtfalen.

1) Vgl. S. 485 „Das Gottesgericht in Rußland“ von W. Baur und S. 487 „Der Ausbruch der Befreiungskriege“ von Treitſchke.

5. „Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß iſt es das Öſterreich,
An Ehren und an Siegen reich!“
„O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.“

6. „Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!“
„Soweit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,
Das ſoll es ſein!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

7. Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen ſitzt —
Das ſoll es ſein!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

8. Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welſchen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutſche heißet Freund —
Das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

9. Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!
O Gott vom Himmel, ſieh darein
Und gib uns rechten deutſchen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut!
Das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!“

2. Die Leipziger Schlacht.

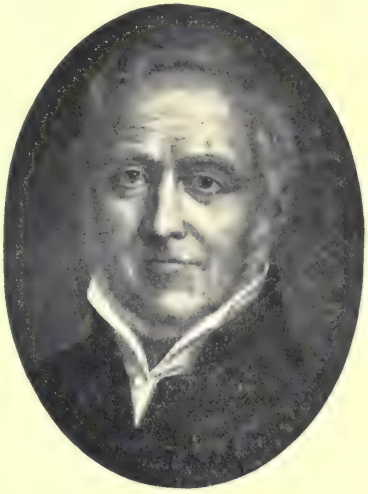
(1813.)

1. „Wo kommſt du her in dem roten Kleid
Und färbſt das Gras auf dem grünen Plan?“
„Ich komm' aus blutigem Männerſtreit,
Ich komme rot von der Ehrenbahn.
Wir haben die blutige Schlacht geſchlagen,
Drob müſſen die Weiber und Bräute klagen,
Da ward ich ſo rot.“

2. „Sag' an, Geſell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr ſchlugt die Schlacht?“
„Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Tränen macht;
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
Und Tauſenden mußte der Atem ſtocken
Bei Leipzig, der Stadt.“

3. „Wie hießen, die zogen ins Todesfeld
Und ließen fliegende Banner aus?“
„Es kamen Völker aus aller Welt,
Die zogen gegen Franzoſen aus,
Die Ruſſen, die Schweden, die tapfern Preußen
Und die nach dem glorreichen Öſtreich heißen,
Die zogen all' aus.“

4. „Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
Wem ward der Preis mit der Eiſenhand?“



Ernſt (Moritz) Arndt.

„Die Welſchen hat Gott wie die Spreu zerſtreut,
Die Welſchen hat Gott verweht wie den Sand;
Viele Tauſende decken den grünen Raſen,
Die übriggebliebnen entflohen wie Haſen,
Napoleon mit.“

5. „Nimm Gottes Lohn! Habe Dank, Geſell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmliſche Zimbeln hell!
Habe Dank der Mär von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen,
Wir ſingen noch fröhlich in ſpäteſten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

6. O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal!
Solange rollet der Jahre Rad,
Solange scheinet der Sonnenstrahl,
Solange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht."

3. Das Lied vom Feldmarschall.

1. Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus;
Er reitet so freudig sein mutiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

2. O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

3. Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
Der mutig auf gen Himmel den Degen noch schwang;
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Welschen zu weisen die deutscheste Art.

4. Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

5. Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen der Atem ging aus,
Daß Tausende liefen dort haſtigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.

6. Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt.
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab!

7. Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg.
Da mußten sie springen wie Hasen übers Feld,
Hinterdrein ließ erklingen sein Hussa! der Held.

8. Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht;
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

9. Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein, übern Rhein!
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

2. (Karl) Theodor Körner,

geboren den 23. September 1791 in Dresden als Sohn des Gerichtsrates Christian Gottfried Körner, des treuen Freundes Schillers, studierte in Leipzig und Berlin Philosophie und Geschichte, zeigte schon früh eine große Neigung zur Dichtkunst, wurde mit 21 Jahren Hoftheaterdichter in Wien, trat bei Ausbruch des Befreiungskrieges in das Lützowsche Freikorps und starb den Heldentod bei Gadebusch in Mecklenburg am 26. August 1813. — Er bekundete ein bedeutendes dramatisches Talent. Durch seine flammenden Kriegslieder (in „Leier und Schwert") stellte er sich in die vorderste Reihe der patriotischen Lyriker.

1. Die Eichen.

1. Abend wird's, des Tages Stimmen schweigen,
Röter strahlt der Sonne letztes Glühn;
Und hier sitz' ich unter euren Zweigen,
Und das Herz ist mir so voll, so kühn.
Alter Zeiten alte, treue Zeugen,
Schmückt euch doch des Lebens frisches Grün,
Und der Vorwelt kräftige Gestalten
Sind uns noch in eurer Pracht enthalten.

2. Viel des Edeln hat die Zeit zertrümmert,
Viel des Schönen starb den frühen Tod;
Durch die reichen Blätterkränze schimmert
Seinen Abschied dort das Abendrot.
Doch um das Verhängnis unbekümmert,
Hat vergebens euch die Zeit bedroht,
Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
Alles Große muß im Tod bestehen!

3. Und ihr habt bestanden! — Unter allen
Grünt ihr frisch und kühn mit starkem Mut.
Wohl kein Pilger wird vorüberwallen,
Der in eurem Schatten nicht geruht.
Und wenn herbstlich eure Blätter fallen,
Tot auch sind sie euch ein köstlich Gut;
Denn, verwesend, werden eure Kinder
Eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.

4. Schönes Bild von alter deutscher Treue,
Wie sie beff're Zeiten angeschaut,
Wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten festgebaut!
Ach, was hilft's, daß ich den Schmerz erneue?
Sind doch alle diesem Schmerz vertraut!
Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,
Deine Eichen stehn, du bist gefallen!

2. Aufruf.

(1813.)

1. Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen;
Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

2. Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Theodor Körner.

3. Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen: —
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In seiner Freiheit ew'gem Morgenrot;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod!

4. Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,

Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt?
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten,
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

5. So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise,[1]) schwebe segnend um den Gatten!
Geist unsers Ferdinand,[2]) voran dem Zug!
Und all ihr deutschen freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

6. Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
„Drauf, wackres Volk, drauf!" ruft die Freiheit, „drauf!"
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

3. Lützows wilde Jagd.

(1813.)

1. Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

2. Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurra jauchzt, und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

3. Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wütrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

4. Was braust dort im Tale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

5. Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht;
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefallnen fragt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

6. Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkers Blut und Tyrannen! —
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt!
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

4. Harras, der kühne Springer.

Eine alte Volkssage.

1. Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
Die Welt dem Morgen entgegen,

1) Königin Luise, gest. 1810. — 2) Der preußische Prinz Louis Ferdinand; starb 1806 bei Saalfeld den Heldentod.

Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht,
Da begann sich's im Tale zu regen.
Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr,
Und tief aus dem Wald zum Gefechte
Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

2. Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß,
Wie Brausen des Sturms und Gewitter,
Und voran auf feurig schnaubendem Roß
Der Harras, der mutige Ritter.
Sie jagen, als gält' es den Kampf um die Welt,
Auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
Den Gegner noch heut' zu erreichen
Und die feindliche Burg zu besteigen.

3. So stürmen sie fort in des Waldes Nacht
Durch den fröhlich aufglühenden Morgen;
Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
Es lauert nicht länger verborgen;
Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
Der Feind mit doppelt stärkrer Gewalt,
Das Hifthorn ruft furchtbar zum Streite,
Und die Schwerter entfliegen der Scheide.

4. Wie der Wald dumpf donnernd widerklingt
Von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerter klingen, der Helmbusch winkt,
Und die schnaubenden Rosse steigen.
Aus tausend Wunden strömt schon das Blut,
Sie achten's nicht in des Kampfes Glut,
Und keiner will sich ergeben,
Denn Freiheit gilt's oder Leben.

5. Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft,
Der übermacht muß es erliegen;
Das Schwert hat die meisten hinweggerafft,
Die Feinde, die mächtigen, siegen.
Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
Kämpft Harras noch und schlägt sich durch,
Und sein Roß trägt den mutigen Streiter
Durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

6. Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
Jagt irrend durch Flur und Gehege;
Denn flüchtig hat er des Weges nicht acht,
Er verfehlt die kundigen Stege.
Da hört er die Feinde hinter sich drein,
Schnell lenkt er tief in den Forst hinein,
Und zwischen den Zweigen wird's helle,
Und er sprengt zu der lichteren Stelle.

7. Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Wogen brausen;
Er steht an des Zschopautals schwindelndem Rand
Und blickt hinunter mit Grausen.
Aber drüben auf waldigen Bergeshöh'n
Sieht er seine schimmernde Feste stehn;
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
Und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.

8. Ihm ist's, als ob's ihn hinüberrief',
Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,
Und der Abgrund, wohl fünfzig Klaftern tief,
Schreckt das Roß, es schäumt in den Zügel;
Und mit Schaudern denkt er's und blickt hinab,
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab;
Er hört, wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Scharen umreiten.

9. Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
Ob Tod in den Wogen er wähle.
Dann sprengt er vor an die Felsenwand
Und befiehlt dem Herrn seine Seele.
Und näher schon hört er der Feinde Troß,
Aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich das Roß;
Doch er spornt's, daß die Ferſen bluten,
Und er setzt hinab in die Fluten.

10. Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt,
Ihn beschützen höh're Gewalten;
Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
Der Ritter ist wohlerhalten;

Und er teilt die Wogen mit kräftiger Hand,
Und die Seinen ſtehn an des Ufers Rand
Und begrüßen freudig den Schwimmer. —
Gott verläßt den Mutigen nimmer.

5. Rätſel.

a. Palindrom.

1. Still empfangen im zarten Keime,
Tritt es hervor in des Himmels Räume,
Und es formt ſich zur blühenden, ſchönen Geſtalt.
Und die Gottheit ſegnet's mit heiliger Weihe,
Daß es im Drange der Zeiten gedeihe,
Und es reift mit des Weſens dunkler Gewalt.

2. Zwar muß es endlich vergehn und erkalten,
Und ſinken muß es zur gräulichen Nacht;
Doch ſtrahlt es verjüngt durch des Grabes Spalten
Im neuen Frühling mit ſeliger Pracht.

3. Lieſt du es rückwärts, ein Kind der Erde,
Umarmt es die Mutter mit trüber Gebärde,
Still widerſtrebend dem frühen Strahl.
Und wie des Mädchens roſige Wangen
Ein Schleier umflattert mit zartem Verlangen,
So webt es ſich innig um Berg und Tal.

4. Doch glühender wächſt die Flamme der Sonnen,
Und es fliegt zerſtreut durch das bläuliche Haus.
So iſt das Rätſel zur Klarheit zerronnen,
Sprichſt du der Deutung Zauberwort aus.
(Leben — Nebel.)

b. Logogriph.

Mein Ganzes webt ſich mit ſtillem Verlangen
So innig um roſige Mädchenwangen.
Drei Zeichen hinweg, und der Phantaſie
Des Sängers vermähl' ich die Harmonie.
Ein Zeichen hinweg noch, und Leben entquillt,
Wenn keimend die Kraft mir im Innern ſchwillt.
(Schleier, Leier, Eier.)

c. Scharade.

1. In ſtiller Anmut kommt's gezogen,
Wie Roſenhecken blüht es auf,
Und durch des Äthers blaue Wogen
Steigt es mit goldner Pracht herauf.
Kannſt du des Rätſels Löſung finden?
Zwei Silben werden mir's verkünden.

2. Wohl gibt es eine mächt'ge Herde,
Von keinem Auge noch gezählt.
Sie weidet herrlich, fern der Erde,
Vom Glanz des ew'gen Lichts beſeelt.
Willſt du der Lämmer Namen kennen?
Die dritte Silbe wird ihn nennen.

3. Am frühen Tag erſcheint das Ganze
Und ſteigt empor mit heitrem Sinn,
Und in des Morgens jungem Glanze
Verkündet's die Gebieterin
Und folgt ihr nach durch alle Weiten.
Sprich, kannſt du mir das Rätſel deuten?
(Morgenſtern.)

6. Brief an ſeinen Vater.

Wien, am 10. März 1813.

Liebſter Vater!

Ich ſchreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feſte Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erſchrecken wird. Neulich ſchon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen iſt. Deutſchland ſteht auf; der preußiſche Adler erweckt in allen treuen Herzen durch ſeine kühnen Flügelſchläge die große Hoffnung einer deutſchen, wenigſtens norddeutſchen Freiheit. Meine Kunſt ſeufzt nach ihrem Vaterlande, — laß mich ihr würdiger Jünger ſein! Ja, liebſter Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und ſorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, ſei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Nenn's nicht übermut, Leichtſinn, Wildheit! Vor zwei Jahren hätte ich es ſo nennen laſſen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in dieſem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in ſchöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt iſt es [wahrlich] ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt iſt es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß ſei für das höchſte menſchliche Gut, für ſeines Volkes Freiheit.

Vielleicht sagt dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da; er hätte auf einem andern Felde Wichtigeres und Bedeutenderes leisten können; er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte: wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken.

Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachfeiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt' ich mich bis jetzt, es wird mich jetzo nicht verlassen. Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf. — Sonnabends oder Montags reise ich von hier ab, wahrscheinlich in freundlicher Gesellschaft; vielleicht schickt mich auch Humboldt als Kurier. In Breslau, als dem Sammelplatze, treffe ich zu den freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung sich zu den Fahnen ihres Königs gesammelt haben. Ob zu Fuß oder zu Pferd, darüber bin ich noch nicht entschieden, und es kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe. . . . Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große, edle Seele bewiesen. Sie weint wohl, aber der geendigte Feldzug wird ihre Tränen schon trocknen. — Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden.

Dein

Theodor.

3. Max von Schenkendorf,

geboren am 11. Dezember 1783 zu Tilsit, studierte in Königsberg die Rechtswissenschaften, trat 1813 als Freiwilliger in die preußische Armee ein, konnte, an der rechten Hand gelähmt, nicht das Schwert führen, wirkte um so mächtiger mit der Feder, ward 1815 Regierungsrat in Koblenz und starb daselbst an seinem Geburtstag 1817. — Seine innigen Vaterlandsgesänge gehören zu den schönsten Blüten der Romantik.

1. Die Muttersprache.

(1814.)

1. Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

2. Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

3. Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

4. Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Grüften,
Längst verschollnes, altes Lied!
Leb' aufs neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

5. Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken,
Sprech' ich wie der Mutter Mund!

2. Das Lied vom Rhein.

1. Es klingt ein heller Klang,
Ein schönes deutsches Wort
In jedem Hochgesang
Der deutschen Männer fort:
Ein alter König hochgeboren,
Dem jedes deutsche Herz geschworen —
Wie oft sein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.

2. Das ist der heil'ge Rhein,
Ein Herrscher, reich begabt,
Des Name schön wie Wein
Die treue Seele labt.
Es regen sich in allen Herzen
Viel vaterländ'sche Lust und Schmerzen,
Wenn man das deutsche Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind.

3. Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würden Glanz,
Von seinem Königshaupt
Den grünen Rebenkranz.
In Fesseln lag der Held geschlagen;
Sein Zürnen und sein stolzes Klagen,
Wir haben's manche Nacht belauscht,
Von Geisterschauern hehr umrauscht.

4. Was sang der alte Held?
Ein furchtbar dräuend Lied:
„O weh dir, schnöde Welt,
Wo keine Freiheit blüht,
Von Treuen los und bar von Ehren!
Und willst du nimmer wiederkehren,
Mein, ach! gestorbenes Geschlecht
Und mein gebrochnes deutsches Recht?

5. O meine hohe Zeit,
Mein goldner Lenzestag,
Als noch in Herrlichkeit
Mein Deutschland vor mir lag,
Und auf und ab am Ufer wallten
Die stolzen adligen Gestalten,
Die Helden, weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert!

6. Es war ein frommes Blut
In ferner Riesenzeit,
Voll kühnem Leuenmut
Und mild als eine Maid.
Man singt es noch in späten Tagen,
Wie den erschlug der arge Hagen.
Was ihn zu solcher Tat gelenkt,
In meinem Bette liegt's versenkt.

7. Du Sünder, wüte fort!
Bald ist dein Becher voll;
Der Nibelungen Hort
Ersteht wohl, wann er soll.
Es wird in dir die Seele grausen,
Wann meine Schrecken dich umbrausen;
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art!"

8. Erfüllt ist jenes Wort:
Der König ist nun frei,
Der Nibelungen Hort
Ersteht und glänzet neu.
Es sind die alten deutschen Ehren,
Die wieder ihren Schein bewähren:
Der Väter Zucht und Mut und Ruhm,
Das heil'ge deutsche Kaisertum.

9. Wir huld'gen unserm Herrn,
Wir trinken seinen Wein.
Die Freiheit sei der Stern!
Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm aufs neue schwören:
Wir müssen ihm, er uns gehören.
Vom Felsen kommt er frei und hehr:
Er fließe frei in Gottes Meer!

3. Freiheit.

1. Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelbild!

2. Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

3. Auch bei grünen Bäumen
In dem lust'gen Wald,
Unter Blütenträumen
Ist dein Aufenthalt.

4. Ach, das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Weben
Wonnig uns durchdringt,

5. Wenn die Blätter rauschen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuß.

6. Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnsucht auf.

7. Aus den stillen Kreisen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
Was es denkt und minnt.

8. Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten,
Steinerbauten Welt.

9. Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;

10. Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Mutig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.

11. Hinter dunkeln Wällen,
Hinter eh'rnem Tor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor;

12. Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft:

13. Das ist rechtes Glühen,
Frisch und rosenrot;
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.

14. Wolleſt auf uns lenken
Gottes Lieb' und Lust,
Wolleſt gern dich senken
In die deutsche Brust,

15. Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart!
Hast ja lang erlesen
Dir die deutsche Art.

§ 33. Der schwäbische Dichterkreis.

1. Ludwig Uhland

wurde am 26. April 1787 in Tübingen geboren, studierte daselbst die Rechte, vertiefte sich gleichzeitig in mittelhochdeutsche Sprache und Poesie, ging 1810 nach Paris, wo er sich reiche Kenntnisse hinsichtlich der alten französischen Poesie sammelte, ward 1830 Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität seiner Vaterstadt, wandte sich jedoch schon nach drei Jahren der Politik zu, war 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments und starb am 13. November 1862 in Tübingen. — Uhland ist einer der beliebtesten Dichter Deutschlands. Meisterhaft sind seine Balladen und Romanzen, in denen er mancherlei sagenumwobene Gestalten aus vergangener Zeit in packender Anschaulichkeit aufs neue erstehen läßt. Durch die Neigung zum Vaterländisch-volkstümlichen sowie Mittelalterlichen den Romantikern verwandt, ist er doch von allem Krankhaften, Überschwenglichen, Phantastischen frei. Von dem großen Fleiß, mit dem er die alte deutsche und romanische Literatur durchforschte, zeugen u. a. seine trefflichen Schriften über Walter von der Vogelweide, das altfranzösische Epos, ferner seine Sammlung von Volksliedern usw. Seine Dramen „Ernst, Herzog von Schwaben" und „Ludwig der Bayer" zeugen von warmer Vaterlandsliebe.

1. Frühlingsglaube.

1. Die linden Lüfte sind erwacht,
Die säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

2. Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Tal;
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

2. Die Kapelle.

1. Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Tal hinab;
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

2. Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

3. Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Tal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal!

3. Das Schloß am Meer.

1. „Haſt du das Schloß geſehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und roſig wehen
Die Wolken drüber her.

2. Es möchte ſich niederneigen
In die ſpiegelklare Flut,
Es möchte ſtreben und ſteigen
In der Abendwolken Glut.“

3. „Wohl hab' ich es geſehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber ſtehen
Und Nebel weit umher.“

Ludwig Uhland.

4. „Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben ſie friſchen Klang?
Vernahmſt du aus hohen Hallen
Saiten und Feſtgeſang?“

5. „Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh';
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Tränen zu.“

6. „Saheſt du oben gehen
Den König und ſein Gemahl,
Der roten Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

7. Führten ſie nicht mit Wonne
Eine ſchöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?“

8. „Wohl ſah ich die Eltern beide
Ohne der Kronen Licht
Im ſchwarzen Trauerkleide; —
Die Jungfrau ſah ich nicht.“

4. Der Wirtin Töchterlein.

1. Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirtin, da kehrten ſie ein:

2. „Frau Wirtin, hat Sie gut Bier und Wein?
Wo hat Sie Ihr ſchönes Töchterlein?“

3. „Mein Bier und Wein iſt friſch und klar;
Mein Töchterlein liegt auf der Totenbahr'.“

4. Und als ſie traten zur Kammer hinein,
Da lag ſie in einem ſchwarzen Schrein.

5. Der erſte, der ſchlug den Schleier zurück
Und ſchaute ſie an mit traurigem Blick:

6. „Ach! lebteſt du noch, du ſchöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieſer Zeit.“

7. Der zweite deckte den Schleier zu
Und kehrte ſich ab und weinte dazu:

8. „Ach! daß du liegſt auf der Totenbahr'!
Ich hab' dich geliebet ſo manches Jahr.“

9. Der dritte hob ihn wieder ſogleich
Und küßte ſie an den Mund ſo bleich:

10. „Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut'
Und werde dich lieben in Ewigkeit.“

5. Schäfers Sonntagslied.

1. Das iſt der Tag des Herrn.
Ich bin allein auf weiter Flur.
Noch *eine* Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern.

2. Anbetend knie' ich hier.
O ſüßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten viele ungeſehn
Und beteten mit mir.

3. Der Himmel, nah und fern,
Er iſt ſo klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen ſich.
Das iſt der Tag des Herrn.

6. Das Glück von Edenhall.

1. Von Edenhall[1]) der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall.
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!“

2. Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Kristall,
Sie nennen's das Glück von Edenhall.

3. Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk' roten ein aus Portugal!“
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

4. Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Kristall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei;[2])
Drein schrieb sie: ‚Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!‘

5. Ein Kelchglas ward zum Los mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall!
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall;
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!“

6. Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

7. „Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Kristall;
Er dauert länger schon als recht.
Stoßt an! Mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall!“

8. Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb' mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all'
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

9. Ein stürmt der Feind mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall;
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Kristall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

10. Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall';
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

11. „Die Steinwand“, spricht er, „springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall;
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
Zu Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall.“

7. Die Rache.

1. Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.

2. Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein,

3. Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.

4. Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.

5. Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

6. Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn nieder zwingt.

8. Des Sängers Fluch.

1. Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer;
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

1) Schloß am Eden, Fluß in Nordengland. — 2) = Fee.

2. Dort ſaß ein ſtolzer König, an Land und Siegen reich;
Er ſaß auf ſeinem Throne ſo finſter und ſo bleich;
Denn was er ſinnt, iſt Schrecken, und was er blickt, iſt Wut,
Und was er ſpricht, iſt Geißel, und was er ſchreibt, iſt Blut.

3. Einſt zog nach dieſem Schloſſe ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der ſaß auf ſchmuckem Roß,
Es ſchritt ihm friſch zur Seite der blühende Genoß.

4. Der Alte ſprach zum Jungen: „Nun ſei bereit, mein Sohn!
Denk' unſrer tiefſten Lieder, ſtimm' an den vollſten Ton!
Nimm alle Kraft zuſammen, die Luſt und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut', zu rühren des Königs ſteinern Herz."

5. Schon ſtehn die beiden Sänger im hohen Säulenſaal,
Und auf dem Throne ſitzen der König und ſein Gemahl,
Der König furchtbar prächtig wie blut'ger Nordlichtſchein,
Die Königin, ſüß und milde, als blickte Vollmond drein.

6. Da ſchlug der Greis die Saiten, er ſchlug ſie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre ſchwoll;
Dann ſtrömte himmliſch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwiſchen wie dumpfer Geiſterchor.

7. Sie ſingen von Lenz und Liebe, von ſel'ger, goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie ſingen von allem Süßen, was Menſchenbruſt durchbebt,
Sie ſingen von allem Hohen, was Menſchenherz erhebt.

8. Die Höflingsſchar im Kreiſe verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, ſie beugen ſich vor Gott.
Die Königin, zerfloſſen in Wehmut und in Luſt,
Sie wirft den Sängern nieder die Roſe von ihrer Bruſt.

9. „Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König ſchreit es wütend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft ſein Schwert, das blitzend des Jünglings Bruſt durchdringt,
Draus ſtatt der goldnen Lieder ein Blutſtrahl hoch aufſpringt.

10. Und wie vom Sturm zerſtoben iſt all der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröchelt in ſeines Meiſters Arm;
Der ſchlägt um ihn den Mantel und ſetzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feſte, verläßt mit ihm das Schloß.

11. Doch vor dem hohen Tore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er ſeine Harfe, ſie, aller Harfen Preis,
An einer Marmorſäule, da hat er ſie zerſchellt;
Dann ruft er, daß es ſchaurig durch Schloß und Gärten gellt:

12. „Weh euch, ihr ſtolzen Hallen! Nie töne ſüßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Geſang;
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und ſcheuer Sklavenſchritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeiſt zertritt!

13. Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieſes Toten entſtelltes Angeſicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell verſiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen verſteint, verödet liegt.

14. Weh dir, verruchter Mörder! Du
Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen
blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht
getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln in leere Luft
verhaucht!"

15. Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

16. Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Heideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch.
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

9. Bertran de Born.[1]

1. Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs[2] Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

2. Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermess'ner Prahlerei,
Daß ihm nie mehr als die Hälfte
Seines Geistes nötig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!"

3. „Wie du sagst, mein Herr und König,
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zuliebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

4. Deine Tochter[3] saß im Saale
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Tränen war betaut.

5. Aus des Ölbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr:
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Tor.

6. Blutend lag er mir im Arme;
Nicht der scharfe, kalte Stahl,
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
über Meer, Gebirg' und Tal;
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

7. Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hat er sich noch aufgerafft."

8. Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt:
Nimm die Hand, du Freund des Toten,
Die, verzeihend, ihm gebührt!
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

1) Einer der berühmtesten französischen Troubadours, lebte in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Sein Wohnsitz war die Burg Autafort (Hautefort) in der Grafschaft Perigord, an die die Landschaft Ventadorn grenzte. — 2) Der englische König Heinrich II., der damals den größten Teil Frankreichs beherrschte und gegen den Bertran dessen drei Söhne aufgewiegelt hatte.

3) Mathilde, Gemahlin Heinrichs des Löwen.

10. Taillefer.

1. Normannenherzog Wilhelm[1] ſprach einmal:
„Wer ſinget in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer ſinget vom Morgen bis in die ſpäte Nacht
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?“

2. „Das iſt der Taillefer, der ſo gerne ſingt
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen ſchwingt,
Im Saale, wann er das Feuer ſchüret und facht,
Wann er abends ſich legt und wann er morgens erwacht.“

3. Der Herzog ſprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer; der dienet mir fromm und recht:
Er treibt mein Rad und ſchüret mein Feuer gut
Und ſinget ſo hell; das höhet mir den Mut.“

4. Da ſprach der Taillefer: „Und wär' ich frei,
Viel beſſer wollt' ich dienen und ſingen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich ſingen und klingen mit Schild und mit Schwert!“

5. Nicht lange, ſo ritt der Taillefer ins Gefild'
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schweſter ſchaute vom Turm ins Feld;
Sie ſprach: „Dort reitet fürwahr ein ſtattlicher Held.“

6. Und als er ritt vorüber an Fräuleins Turm,
Da ſang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie ſprach: „Der ſinget, das iſt eine herrliche Luſt;
Es zittert der Turm, und es zittert mein Herz in der Bruſt.“

7. Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer;[2]
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er ſprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei!“ rief er, „ich faſſ' und ergreife dich, Engelland!“

8. Als nun das Normannenheer zum Sturme ſchritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab' ich geſungen und Feuer geſchürt,
Manch Jährlein geſungen und Schwert und Lanze gerührt.

9. Und hab' ich Euch gedient und geſungen zu Dank
Zuerſt als ein Knecht und dann als ein Ritter frank,
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag:
Vergönnet mir auf die Feinde den erſten Schlag!“

10. Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Speer;
Er ſang ſo herrlich, das klang über Haſtingsfeld;
Von Roland ſang er und manchem frommen Held.

11. Und als das Rolandslied wie ein Sturm erſcholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze ſchwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Mut;
Der Taillefer ſang und ſchürte das Feuer gut.

12. Dann ſprengt' er hinein und führte den erſten Stoß,
Davon ein engliſcher Ritter zur Erde ſchoß;
Dann ſchwang er das Schwert und führte den erſten Schlag,
Davon ein engliſcher Ritter am Boden lag.

1) Der Eroberer.

2) Im Jahre 1066.

13. Normannen ſahen's; die harrten nicht allzulang,
Sie brachen herein mit Geſchrei und mit Schilderklang.
Hei! ſauſende Pfeile, klirrender Schwerterſchlag!
Bis Harald[3] fiel und ſein trotziges Heer erlag.

14. Herr Wilhelm ſteckte ſein Banner aufs blutige Feld;
Inmitten der Toten ſpannt' er ſein Gezelt.
Da ſaß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland:

15. „Mein tapfrer Taillefer, komm, trink mir Beſcheid!
Du haſt mir viel geſungen in Lieb' und Leid;
Doch heut' im Haſtingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Leben lang."

3) König der Angelſachſen.

2. Guſtav Schwab,

geboren den 19. Juni 1792 zu Stuttgart, ſtudierte in Tübingen Philoſophie und Theologie, reiſte 1815 nach Berlin, wo er von Chamiſſo, Fouqué u. a. manche Anregung für die Poeſie erhielt, war 1817 bis 1837 in Stuttgart Gymnaſiallehrer, wurde dann Prediger in Gomaringen und ſtarb als Konſiſtorialrat in Stuttgart am 4. November 1850. — In die Fußtapfen Uhlands tretend, deſſen „älteſten Schüler" er ſich nannte, zeichnete er ſich in der Ballade und im Liede aus. Viel geleſen werden heute noch ſeine Bearbeitungen deutſcher Volksbücher und klaſſiſcher Sagen.

1. Der Reiter und der Bodenſee.

Der Reiter reitet durchs helle Tal,
Aufs Schneefeld ſchimmert der Sonne Strahl.
Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut' an den Bodenſee,
Noch heut' mit dem Pferd in den ſichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.
Auf ſchlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er brauſt auf rüſtigem Roß feldein.
Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
Da ſieht er den Schnee ſich dehnen wie Sand.
Weit hinter ihm ſchwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Ferne kein Bühl,[1] kein Haus;
Die Bäume gingen, die Felſen aus.
So flieget er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
Es flattert das Waſſerhuhn empor,
Nicht andern Laut vernimmt ſein Ohr.
Keinen Wandersmann ſein Auge ſchaut,
Der ihm den rechten Weg vertraut.
Fort geht's, wie auf Samt, auf dem weichen Schnee,
Wann rauſcht das Waſſer, wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein;
Es hebt aus dem Nebel ſich Baum an Baum,
Und Hügel ſchließen den weiten Raum.
Er ſpürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Roſſe gibt er den ſcharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
„Willkommen, am Fenſter, Mägdelein,
An den See, an den See wie weit mag's ſein?"
Die Maid, ſie ſtaunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn;
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich ſpräch', aus dem Nachen ſtiegeſt du!"
Der Fremde ſchaudert, er atmet ſchwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!"
Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott, ſo ritteſt du über den See!
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des raſenden Hufes Stoß!
Und unter dir zürnten die Waſſer nicht?

1) Hügel.

Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und du wardſt nicht die Speiſe der ſtummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?"
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär,
Es ſtellen die Knaben ſich um ihn her;
Die Mütter, die Greiſe, ſie ſammeln ſich:
„Glückſeliger Mann, ja, ſegne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tiſch,
Brich mit uns das Brot und iß vom Fiſch!"
Der Reiter erſtarret auf ſeinem Pferd,
Er hat nur das erſte Wort gehört.
Es ſtocket ſein Herz, es ſträubt ſich ſein Haar,
Dicht hinter ihm grinſt noch die grauſe Gefahr.
Es ſiehet ſein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geiſt verſinkt in den ſchwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieſelt ihn kalter Schweiß.
Da ſeufzt er, da ſinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

2. Das Gewitter.

1. Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beiſammen ſind.
Es ſpielet das Kind, die Mutter ſich ſchmückt,
Großmutter ſpinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte ſo ſchwül!

2. Das Kind ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag!
Wie will ich ſpielen im grünen Hag!
Wie will ich ſpringen durch Tal und Höh'n!
Wie will ich pflücken viel Blumen ſchön!
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

3. Die Mutter ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag!
Da halten wir alle fröhlich Gelag.
Ich ſelber, ich rüſte mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Luſt nach Leid,
Dann ſcheint die Sonne wie Gold." —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

4. Großmutter ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag;
Großmutter hat keinen Feiertag.
Sie kochet das Mahl, ſie ſpinnet das Kleid;
Das Leben iſt Sorg' und viel Arbeit.
Wohl dem, der tat, was er ſollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

5. Urahne ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag;
Am liebſten morgen ich ſterben mag.
Ich kann nicht ſingen und ſcherzen mehr,
Ich kann nicht ſorgen und ſchaffen ſchwer,
Was tu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr's, wie der Blitz dort fällt?

6. Sie hören's nicht, ſie ſehen's nicht,
Es flammt die Stube wie lauter Licht.
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen ſind.
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen iſt's Feiertag!

3. Das Mahl zu Heidelberg.[1]

1. Von Württemberg und Baden
Die Herren zogen aus,
Von Metz des Biſchofs Gnaden
Vergaß das Gotteshaus;
Sie zogen aus, zu kriegen,
Wohl in die Pfalz am Rhein,
Sie ſahen da ſie liegen
Im Sommerſonnenſchein.

2. Umſonſt die Rebenblüte
Sie tränkt mit mildem Duft,
Umſonſt des Himmels Güte
Aus Ährenfeldern ruft:
Sie brannten Hof und Scheuer,
Daß heulte groß und klein;
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

1) Der rheiniſche Pfalzgraf Friedrich, der böſe Fritz genannt, hatte ſich eigenmächtig zum Kurfürſten von der Pfalz gemacht. Die deswegen über ihn ausgeſprochene Reichsacht ſollten Graf Ulrich (Utz) von Württemberg und Markgraf Karl I. von Baden vollziehen. Mit ihnen verband ſich des letzteren Bruder, Georg, Biſchof von Metz, der perſönlich eine ſtattliche Schar Krieger heranführte. Friedrich beſiegte ſie jedoch mit einem kleinen Heer von 700 Rittern und ebenſo vielen Knechten am 30. Juni 1462 bei Seckenheim, nahm ſie gefangen und gab ſie nur gegen ein hohes Löſegeld wieder frei.

3. Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Fritz,
Heißt springen auf die Rosse
Zween Mann auf einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald;
Doch ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald.

4. Sie wollen seiner spotten,
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß,
Dorthin führt er gefangen
Die Fürsten samt dem Troß.

5. Zuhinterst an der Mauer,
Da ragt ein Turm so fest,
Das ist ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Eule Nest;
Dort sollen sie ihm büßen
Im Kerker, trüb und kalt;
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finstrer Wald.

6. Hier lernt vom Grimme rasten
Der Württemberger Utz,
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf läßt vom Trutz.
Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib und Leben sein,
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

7. „Herauf, ihr Herr'n, gestiegen
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsternis und Qual.
Ein Mahl ist euch gerüstet,
Die Tafel ist gedeckt,
Drum, wenn es euch gelüstet,
Versucht, ob es euch schmeckt!"

8. Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht,
Sie wandeln durch die Hallen
Ans goldne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag,
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

9. Es setzen sich die Fürsten;
Da mocht' es seltsam sein!
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's euch nicht behagen?
Es fehlt doch, deucht mir, nichts?
Worüber ist zu klagen?
An was, ihr Herr'n, gebricht's?

10. Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den frommen Trank der Rhein.
Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz beschert!
Was wollt ihr heute sparen,
Wo keiner es euch wehrt?"

11. Die Fürsten sahn verlegen
Den andern jeder an;
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist dein Wissen,
Doch eines tut ihm not,
Das mag kein Knecht vermissen:
Wo ließest du das Brot?"

12. „Wo ich das Brot gelassen?"
Sprach da der Pfälzer Fritz,
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blitz;
Er tat die Fensterpforten
Weit auf im hohen Saal,
Da sah man allerorten
Ins offne Neckartal.

13. Sie sprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land,
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft,
Von Rosses Huf und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

14. „Nun sprecht, von wessen Schulden
Ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müßt euch wohl gedulden,
Bis ihr besät mein Feld,
Bis in des Sommers Schwüle
Mir reifet eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.

15. Ihr ſeht, der Weſtwind fächelt
In Stoppeln und Geſträuch;
Ihr ſeht, die Sonne lächelt,
Sie wartet nur auf euch!
Drum ſendet flugs die Schlüſſel
Und öffnet euren Schatz,
So findet bei der Schüſſel
Das Brot den rechten Platz!“

4. Der Fund in der Opferbüchſe.

1. Silbern ſah ich's heute glaſten[1])
In dem braunen Kupfermeer.
Seltner Schatz im Opferkaſten,
Gröſchlein, ei, wo kommſt du her?

2. Welch ein ungewohnt Gepräge,
Wie man's nicht in Rollen trifft!
Eh' ich dich zum andern lege,
Sprich, wes Bild und Überſchrift?

3. Was? Ein Lorbeer ſtatt der Krone
Auf dem hochgetragnen Haupt?
Du gehöreſt einem Sohne
Roms, vom Siegerkranz umlaubt?

4. Wie gebiet'riſch, wie allmächtig
Sehn mich Stirn und Augen an!
Und die Umſchrift wie ſo prächtig:
Imperator und — Trajan!

5. Du, des größten Reichs von allen
Unverwiſchter, großer Held,
Mußt als Opferpfennig fallen
Einem andern Herrn der Welt!

6. Du, der vor des Untiers Zähne
Den Bekenner werfen hieß
Und beim Gähnen der Hyäne
Des Jahrhunderts Milde pries,

7. Liegſt du, liegſt du, ſtolzer Kaiſer,
Dem Gekreuzigten zu Fuß?
Pflücken deines Lorbeers Reiſer
Deutſche Bauern *ihm* zum Gruß?

8. Ja, in dunkler Zeit erloſchen,
Schärft ſich wieder mein Geſicht;
Und vor mir in dieſem Groſchen
Hält des Menſchen Sohn Gericht!

1) = glänzen; vgl.: „Mit deines Lichtes Glaſt.“

3. Juſtinus Kerner,

geboren den 18. September 1786 in Ludwigsburg, ſtudierte in Tübingen Medizin, lebte ſeit 1819 als Arzt in Weinsberg und ſtarb daſelbſt am 21. Februar 1862. Seine Lieder ſind meiſt von einem Hauch wehmütiger Sehnſucht durchweht. Einige derſelben ſind Volkseigentum geworden.

1. Poeſie.

1. Poeſie iſt tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menſchenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht.

2. Doch die höchſten Poeſien
Schweigen wie der höchſte Schmerz;
Nur wie Geiſterſchatten ziehen
Stumm ſie durchs gebrochne Herz.

2. Wanderlied.

1. Wohlauf! noch getrunken den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben! Geſchieden muß ſein.
Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus.

2. Die Sonne, ſie bleibet am Himmel nicht ſtehn;
Es treibt ſie, durch Länder und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet am einſamen Strand,
Die Stürme, ſie brauſen mit Macht durch das Land.

3. Mit eilenden Wolken der Vogel dort zieht
Und ſingt in der Ferne ein heimatlich Lied.
So treibt es den Burſchen durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter, der wandernden Welt.

4. Da grüßen ihn Vögel, bekannt überm Meer,
Sie flogen von Fluren der Heimat hieher;
Da duften die Blumen vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande die Lüfte dahin.

5. Die Vögel, die kennen sein väterlich Haus,
Die Blumen einst pflanzt' er der Liebe zum Strauß;
Und Liebe, die folgt ihm, sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimat das fernste Land.

3. Der Wanderer in der Sägemühle.

1. Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh'
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

2. Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

3. Die Tanne war wie lebend
In Trauermelodie;
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

4. „Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein;
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein.

5. Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh'."

6. Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's ums Herze schwer;
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

4. Der reichste Fürst.

1. Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Wert und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

2. „Herrlich", sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht;
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht."

3. „Seht mein Land in üpp'ger Fülle!"
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
„Goldne Saaten in den Tälern,
Auf den Bergen edlen Wein!"

4. „Große Städte, reiche Klöster",
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land den euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach."

5. Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

6. Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Untertan in Schoß."

7. Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, Ihr seid der reichste!
Euer Land trägt Edelstein!"

5. Spindelmanns Rezension einer Gegend.

1. Näher muß ich jetzt betrachten
Diese Gegend durch das Glas;
Sie ist nicht ganz zu verachten,
Nur die Fern' ist allzu blaß.

2. Jene Burg auf steiler Höhe
Nenn' ich abgeschmackt und dumm;
Meinem Auge tut es wehe,
Wie der Fluß, der gänzlich krumm.

3. Jene Mühl' in wüsten Klüften
Gibt mir gar zu rohen Schall;
Aber ein gesundes Düften
Weht aus ihrem Eselstall.

4. Daß hier Schlüsselblumen stehen,
Hätt' ich das nur eh' gewußt!
Muß sie schnell zu pflücken gehen,
Denn sie dienen meiner Brust.

5. Kräuter, die zwar farbig blühen,
Doch zu Tee nicht dienlich sind
Und nicht brauchbar sind zu Brühen,
Überlass' ich gern dem Wind.

6. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe.

1. Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
Spielend das gewohnte Schach.

2. Und er spricht: „Ihr guten Meister,
Ärzte, sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem zerbrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?"

3. Und die Meiſter ſprechen: „Herr,
Wohl noch heut' erſcheint die Stunde."
Freundlich lächelnd ſpricht der Greis:
„Meiſter, Dank für dieſe Kunde!"

4. „Auf nach Speier! auf nach Speier!"
Ruft er, als das Spiel geendet,
„Wo ſo mancher deutſche Held
Liegt begraben, ſei's vollendet!

5. Blaſt die Hörner! Bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!"
Zaudernd ſtehn die Diener all',
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!"

6. Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden",
Spricht er, „trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den lebensmüden!"

7. Weinend ſteht der Diener Schar,
Als der Greis auf hohem Roſſe,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus ſeinem Schloſſe.

8. Trauernd neigt des Schloſſes Lind'
Vor ihm ihre Äſte nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmutsvolle Lieder.

9. Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden ſterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

10. Aber nur von Himmelsluſt
Spricht der Greis mit jenen zweien;
Lächelnd blickt ſein Angeſicht,
Als ritt' er zur Luſt im Maien.

11. Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpf die Glocken ſchallen;
Ritter, Bürger, zarte Frauen
Weinend ihm entgegen wallen.

12. In den hohen Kaiſerſaal
Iſt er raſch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
Hört man für ſein Volk ihn beten.

13. „Reichet mir den heil'gen Leib!"
Spricht er dann mit bleichem Munde;
Drauf verjüngt ſich ſein Geſicht
Um die mitternächt'ge Stunde.

14. Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'ſchem Lichte,
Und entſchlummert ſitzt der Held,
Himmelsruh' im Angeſichte.

15. Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten;
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verſchieden.

16. Nach dem Dome ſtrömt das Volk,
Schwarz, unzähligen Gewimmels;
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geiſt der Dom des Himmels.

4. Eduard Mörike,

geboren am 8. September 1804 in Ludwigsburg, ſtudierte in Tübingen Theologie, war von 1834 bis 1845 Pfarrer in Kleverſulzbach bei Weinsberg, dann Privatgelehrter in Mergentheim, 1851 bis 1866 Lehrer am Katharinenſtift in Stuttgart, ſtarb am 4. Juni 1875. — Er war ein vorzüglicher Lyriker, einer der anmutigſten unter den neueren deutſchen Dichtern, volkstümlich-einfach und doch von hoher Kunſt.

1. Denk' es, o Seele!

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde,
Ein Roſenſtrauch, wer ſagt,
In welchem Garten?
Sie ſind erleſen ſchon,
Denk' es, o Seele,
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachſen.

Zwei ſchwarze Rößlein weiden
Auf der Wieſe;
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.
Sie werden ſchrittweis gehn
Mit deiner Leiche,
Vielleicht, vielleicht noch eh'
An ihren Hufen
Das Eiſen los wird,
Das ich blitzen ſehe.

2. In der Frühe.

Kein Schlaf noch kühlt das Auge mir,
Dort gehet ſchon der Tag herfür
An meinem Kammerfenſter.
Es wühlet mein verſtörter Sinn
Noch zwiſchen Zweifeln her und hin
Und ſchaffet Nachtgeſpenſter.
— Ängſte, quäle
Dich nicht länger, meine Seele!
Freu' dich! Schon ſind da und dorten
Morgenglocken wach geworden.

3. Die Soldatenbraut.

1. Ach, wenn's nur der König auch wüßt',
Wie wacker mein Schätzelein ist!
Für den König, da ließ' er sein Blut,
Für mich aber ebensogut.

2. Mein Schatz hat kein Band und kein'n Stern,
Kein Kreuz wie die vornehmen Herr'n,
Mein Schatz wird auch kein General;
Hätt' er nur seinen Abschied einmal!

3. Es scheinen drei Sterne so hell
Dort über Marienkapell;
Da knüpft uns ein rosenrot Band,
Und ein Hauskreuz ist auch bei der Hand.

4. Die Geister vom Mummelsee.[1]

1. Vom Berge, was kommt dort um Mitternacht spät
Mit Fackeln so prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht?
Mir klingen die Lieder so munter.
O nein!
So sage, was mag es wohl sein?

2. Das, was du da siehest, ist Totengeleit,
Und was du da hörest, sind Klagen;
Dem König, dem Zauberer, gilt es zuleid',
Und Geister nur sind's, die ihn tragen.
Ach wohl!
Sie singen so traurig und hohl.

3. Sie schweben hernieder ins Mummelseetal,
Sie haben den See schon betreten,
Sie rühren und netzen den Fuß nicht einmal,
Sie schwirren in leisen Gebeten.
O schau'
Am Sarge die glänzende Frau!

4. Jetzt öffnet der See das grünspiegelnde Tor;
Gib acht, nun tauchen sie nieder!
Es schwankt eine lebende Treppe hervor,
Und — drunten schon summen die Lieder.
Hörst du?
Sie singen ihn drunten zur Ruh'.

5. Die Wasser, wie lieblich sie brennen und glühn!
Sie spielen in grünendem Feuer;
Es geisten die Nebel am Ufer dahin,
Zum Meere verzieht sich der Weiher.
Nur still!
Ob dort sich nichts rühren will?

6. Es zuckt in der Mitten — o Himmel, ach hilf!
Ich glaube, sie nahen, sie kommen!
Es orgelt im Rohr, und es klirret im Schilf;
Nur hurtig, die Flucht nur genommen!
Davon!
Sie wittern, sie haschen mich schon.

1) Vgl. hierzu „Mummelsees Rache", S. 349.

5. Wilhelm Hauff,

geboren am 29. November 1802 zu Stuttgart, studierte in Tübingen Philologie, Philosophie und Theologie, ward Hauslehrer, machte eine längere Reise durch Deutschland und Frankreich und starb am 18. November 1827. — Ein genialer Schriftsteller, hat er viele sehr bekannt gewordene Märchen, Novellen und Romane verfaßt, z. B. „Lichtenstein". In seinen Gedichten hat er zum Teil aufs glücklichste den Volkston getroffen.

1. Reiters Morgengesang.

(Nach einem schwäbischen Volkslied.)

1. Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad.

2. Kaum gedacht,
Wird der Lust ein End' gemacht;
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

3. Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Tust du stolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen?
Ach, die Rosen welken all'!

4. Darum still
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, so will ich wacker streiten,
Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

2. Soldatenliebe.

1. Steh' ich in finstrer Mitternacht
So einsam auf der fernen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch treu und hold verblieb.

2. Als ich zur Fahne fortgemüßt,
Hat sie so herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geschmückt
Und weinend mich ans Herz gedrückt!

3. Sie liebt mich noch, sie ist mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemut.
Mein Herz schlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es ans treue Lieb gedacht.

4. Jetzt bei der Lampe mildem Schein
Gehst du wohl in dein Kämmerlein
Und schickst dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebsten in der Fern'.

5. Doch wenn du traurig bist und weinst,
Mich von Gefahr umrungen meinst —
Sei ruhig! Bin in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

6. Die Glocke schlägt, bald naht die Rund'
Und löst mich ab zu dieser Stund';
Schlaf wohl im stillen Kämmerlein
Und denk' in deinen Träumen mein!

Wilhelm Hauff.

3. Rätsel.

(Palindrom.)

Noch sitzt auf halbzerfallnem Throne,
Noch hält die längst bestrittne Krone
Die alte Königin der Welt.
Ob sie wohl je vom Throne fällt?
Vielleicht; doch liest du sie von hinten,
So wirst du einen König finden,
Der herrscht, seitdem die Welt besteht,
Des Reich nur mit der Welt vergeht.
Sie schießt nicht ew'ge Donnerkeile,
Doch ewig treffen seine Pfeile.
(Roma — Amor.)

§ 34. Gleichzeitige Prosaiker.

1. Philipp (Konrad) Marheinecke,

geboren am 1. Mai 1780 zu Hildesheim, studierte zu Göttingen Theologie, ward 1804 Privatdozent und Universitätsprediger in Erlangen, folgte 1807 einem Rufe als Professor der Theologie nach Heidelberg, siedelte in gleicher Eigenschaft 1811 nach Berlin über, wo er am 31. Mai 1846 starb. — Er schrieb theologische, philosophische und kirchengeschichtliche Werke. Gründlich und kernhaft ist seine „Geschichte der deutschen Reformation", zu der ihm die Reformationsjubiläen von 1817 und 1830 die Anregungen gegeben hatten.

Luther auf dem Reichstage zu Worms.

Aus der „Geschichte der deutschen Reformation".

Da nun entschieden war, daß Luther nach Worms kommen sollte, suchten seine Feinde es noch dahin zu bringen, daß er ohne kaiserlich Geleit, allein auf des Kurfürsten Geleit erschiene; denn entweder dachten sie dadurch Luthern abzuschrecken oder ihn desto leichter aufheben zu können. Allein der Kurfürst nahm diesen Antrag des Kaisers nicht an, und hierauf wurde auch unter dem 6. März das kaiserliche Zitationsschreiben, in welchem er binnen einundzwanzig Tagen zu Worms zu erscheinen entboten war, nebst dem Geleitsbrief ausgefertigt, jenes mit der, nach vorhergegangener Bulle und Rede des Aleander gewiß sehr merkwürdigen Aufschrift: „Dem ehrsamen, unserm lieben, andächtigen D. Martin Luther, Augusti-

nerordens"; auch war weder in dem einen noch in dem andern von einem zu leistenden Widerruf die Rede. Auch die Fürsten, durch deren Länder er reisen mußte, wie der Kurfürst zu Sachsen und sein Herr Bruder Johannes, auch Herzog Georg, schickten ihm ihre Geleitsbriefe zu. Kaspar Sturm wurde, um Luthern persönlich zu geleiten, zum Herold ernannt und „Deutschland" genannt. Dessentwegen schrieb eigens der Kurfürst noch am 12. März an Amtmann und Rat der Stadt Wittenberg, sie sollten zusehen, daß ihm nichts Widriges durch Wort oder Werk begegne, ihm, wo es not täte, eine Wache geben, auch ehrliche Ausrichtung tun. Also machte sich Luther in Begleitung des Justus Jonas, nachmaligen Propsts zu Wittenberg, des Nikolaus von Amsdorf, Petrus von Schwaven, eines dänischen Edelmannes, und des Hieronymus Schurf, Rechtsgelehrten zu Wittenberg, samt seinem Herolde in Gottes Namen auf den Weg nach Worms. . . .

Der Wagen, auf welchem Luther nach Worms fuhr, war ihm von dem Rate zu Wittenberg gegeben, wofür er in einem Schreiben an denselben sich höflich bedankte. Von Herzog Johannes zu Weimar bekam er ein Reisegeld. Zu Erfurt war der Empfang besonders feierlich. Crotus, der damalige Rektor der Universität, begleitet von Eobanus Hessen, Euricius Cordus, Johann Draco und andern, ihrer vierzig zu Pferde, mit noch größerem Gefolge zu Fuß, empfingen ihn zwei Meilen vor Erfurt und begleiteten nun den Wagen, auf welchem Luther mit seinen Begleitern in die Stadt einfuhr; hier und auf allen Straßen der Stadt, durch die der Zug ging, war das Gedränge des Volks noch größer; auch hielt er daselbst auf vieler Bitten eine Predigt im Augustinerkloster. . . . Zu Eisenach wurde er krank. Er ließ sich daselbst zur Ader, und der Schultheiß der Stadt gab ihm ein edel Wasser zu trinken, worauf er entschlief und am andern Morgen weiterreiste. Wo er in eine Stadt einzog, lief ihm viel Volks entgegen, den kühnen Mann zu sehen, der gegen den Papst sich legen dürfte. Etliche trösteten ihn auch gar schlecht, indem sie sagten, da so viele Kardinäle und Bischöfe zu Worms wären, würde man ihn allda gewiß flugs zu Pulver brennen, wie dem Hus zu Konstanz geschehen. Er sagte aber, wenn sie gleich ein Feuer machten zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel hinan, wolle er doch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth in sein Maul zwischen die großen Zähne treten und Christum bekennen und denselbigen walten lassen. Von Frankfurt aus schrieb er an Spalatin, da er inzwischen von dem Anschlag des kaiserlichen Ediktes gehört: „Wir kommen, lieber Spalatine, obschon der Satan mir zum Hindernis vielerlei Unpäßlichkeit in den Weg gelegt hat; denn den ganzen Weg von Eisenach bis hierher bin ich unpaß gewesen und auch noch anjetzo auf eine mir unbekannte Weise. Ich höre auch, daß des Kaisers Caroli Mandat mir zum Schrecken sei herausgegeben worden. Christus aber lebet, derohalben wollen wir hinein in Worms zu Trotz allen höllischen Pforten und denen, die in der Luft herrschen. Ich habe mir fürgesetzet, den Satan zu schrecken und zu verachten. Machet uns also die Herberge zurecht!" . . . Zu Oppenheim ließ ihn Spalatin ermahnen, er möchte sich nicht so geradezu nach Worms und in solche Gefährlichkeit begeben. Hierauf entbot er demselben: „Und wenn auch so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, doch wollt' ich hinein." Als er dieses wenige Tage vor seinem Ende erzählte, setzte er hinzu: „Denn ich war unerschrocken, furchte mich nichts; Gott kann einen wohl so toll machen; ich weiß nicht, ob ich jetzt auch so freidig wäre."

Am 16. April kam er in Worms an. Vor dem Wagen ritt der kaiserliche Herold in seinem Habit mit des Adlers Wappen und sein Knecht. Dem Wagen folgte Justus Jonas mit seinem Famulus. Viele vom Adel waren ihm entgegengefahren, und als er um zehn Uhr morgens in die Stadt fuhr, begleiteten ihn mehr denn zweitausend Menschen bis in sein

Quartier nicht weit vom „Schwan", wo Ludwig, Kurfürſt von der Pfalz, logierte. . . . Gleich am folgenden Morgen wurde er von dem Reichserbmarſchall von Pappenheim zitiert, auf Nachmittag in dem Reichsrat zu erſcheinen, und dieſer Herr holte ihn ſelbſt um vier Uhr ab und ging nebſt dem Herold vor ihm her. Das Gedränge des Volks auf den Straßen war ſo groß, daß viele, um ihn zu ſehen, auf die Dächer ſtiegen, und man, der Menge auszuweichen, durch einige Häuſer und Gärten ging. Als Luther in den Verſammlungsſaal treten wollte, klopfte ihm der berühmte Feldherr Georg Frundsberg auf die Schulter und ſprach: „Mönchlein, Mönchlein, du geheſt jetzt einen Gang, einen ſolchen Stand zu tun, dergleichen ich und mancher Obriſter auch in der allerernſteſten Schlachtordnung nicht getan haben. Biſt du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, ſo fahre in Gottes Namen fort und ſei nur getroſt, Gott wird dich nicht verlaſſen." Ulrich von Hutten hatte ihn gleichfalls durch zwei herrliche Schreiben aufgerichtet, welche überſchrieben ſind: „Martin Luthern, dem unüberwindlichen Theologo und Evangeliſten, meinem heiligen Freunde." Das erſtere hebt alſo an: „Der Herr erhöre dich am Tage der Not! Der Name des Gottes Jakob ſchütze dich! Er ſende dir Hilfe vom Heiligtum und ſtärke dich aus Zion! Er gebe dir, was dein Herze wünſchet, und beſtätige alle deine Anſchläge! Er erfülle alle deine Bitten und erhöre dich von ſeinem heiligen Himmel in der Stärke ſeiner rechten Hand! Denn was ſoll ich Euch, allerwerteſter Luther, ehrwürdigſter Vater, zu dieſer Zeit anders wünſchen? Seid getroſt und werdet ſtark! Ihr ſehet, was es mit Euch vor ein Spiel werde und worauf es ankomme. Von mir könnet Ihr alles hoffen. Wenn Ihr ſtandhaft bleibet, will ich bis an meinen letzten Odem bei Euch halten." Auch in der Verſammlung der hohen Häupter, Fürſten und Grafen, Freiherren und Biſchöfe wie auch ſonſtiger Abgeordneter, verbargen ihm einige ihren Beifall nicht. Nach eines Augenzeugen Bericht waren an Zuhörern im Saal, im Vorzimmer und vor den Fenſtern über fünftauſend Menſchen, welſch und deutſch. Von allen Seiten munterte man Luther auf, getroſt und beherzt zu ſein und ſich vor denen nicht zu fürchten, die nur den Leib töten können. Herr von Pappenheim (denn Grafen ſind die von Pappenheim erſt ſpäter geworden) erinnerte ihn, da er nun vor Kaiſer und Ständen ſtund, nicht anders zu reden, er werde denn erſt gefragt, und alſo trat Herr Johann von Eck, kurtrieriſcher Offizial, hervor und fragte im Namen des Kaiſers, ob er dieſe Bücher, die ihm als daliegend gezeigt wurden, für die ſeinigen erkenne, und ob er, was darinnen enthalten, widerrufen wolle. Hierauf rief Dr. Schurf, der gleichſam als ſein Advokat ihm beigegeben war: „Man zeige die Bücher mit Namen an!" und da nun dieſes geſchehen war, bejahete zwar Luther die erſte Frage, bat ſich aber zur Beantwortung der zweiten Bedenkzeit aus, welche der Kaiſer ihm auch gewährte. Es war ſowohl ſeiner als der angeſehenen Verſammlung würdig im hohen Grad, in dieſen hohen und heiligen Dingen die höchſte Beſonnenheit zu zeigen und, was Leichtſinn oder Mangel an Ernſt oder gar ſtürmiſche Leidenſchaft verraten konnte, von dieſem wichtigen Augenblick ganz zu entfernen. Da er nun gleich am andern Tage wieder in den Reichsrat gefordert ward, war jedermann um ſo mehr geſpannt und begierig auf die entſcheidende Antwort. Wiederum wurde er zu dieſer Audienz durch den Ehrenhold um vier Uhr abgeholt, mußte aber unter einer großen Menge Volks bis ſechs Uhr ſtehen und warten; es brannten ſchon alle Fackeln in dem Saal der Reichsverſammlung. Nachdem er endlich vorgelaſſen wurde und man ihn hieß reden, ſprach er mit deutſchen Worten alſo: „Allergnädigſter Kaiſer, gnädigſte Kurfürſten, Fürſten und Herren! Ich erſcheine als der Gehorſame auf dem Termine, ſo mir geſtern abend angeſetzt iſt, und bitte durch Gottes Barmherzigkeit, Ew. Majeſtät und Gnaden wollten dieſe gerechte und wahrhaftige Sache, wie ich hoffe, gnädigſt hören; und

ſo ich aus Unverſtand vielleicht einem jeglichen ſeinen gebührenden Titel nicht geben oder mich ſonſt nicht nach Hofgebrauch in Gebärden erzeigen ſollte, mir es gnädigſt zugut halten, als der ich nicht zu Hofe geweſt, ſondern immer im Kloſter geſteckt bin und von mir anders nicht zeugen kann, denn daß ich in dem, was von mir bishero mit einfältigem Herzen gelehrt und geſchrieben worden, allein Gottes Ehre und der Chriſtgläubigen Nutz und Seligkeit, damit dieſelben rechtſchaffen und rein unterrichtet würden, angeſehen und geſucht habe." Hierauf machte er einen Unterſchied unter ſeinen Büchern; einige ſeien ſolche, darinnen er vom Glauben und chriſtlichen Werken recht und chriſtlich, nach ſelbſteigenem Zeugnis ſeiner Widerſacher, gelehrt; die könne er nicht widerrufen. „Ja, auch die päpſtliche Bulle," ſagte er, „ob ſie wohl geſchwind und heftig iſt, doch macht ſie etliche meiner Bücher unſchädlich, wiewohl ſie dieſelben durch ein ungeheuer, widernatürlich Urteil verdammet." In den andern greife er das Papſttum und der Papiſten Lehre an, die mit ihrer falſchen Lehre und böſem Exempel die Chriſtenheit an Leib und Seele verwüſtet hätten. „Denn niemand", ſagte er, „kann verneinen und diſſimulieren, weil es die Erfahrung zeuget und alle fromme Herzen darüber klagen, daß durch des Papſtes Geſetz und Menſchenlehre der Chriſtgläubigen Gewiſſen aufs allergreulichſte und jämmerlichſte verſtrickt, beſchwert und gemartert ſind, auch die Güter, Gründe und Poſſeſſion, vornehmlich in dieſer hochberühmten deutſchen Nation, mit unglaublicher Tyrannei erſchöpft und verſchlungen ſind und noch heutigestages ohne Aufhören unziemlicherweiſe verſchlungen werden." Auch dieſe Bücher könne er nicht widerrufen, weil er dadurch ihre Tyrannei und Bosheit ſtärken würde. „O welch ein großer Schanddeckel allerlei Schalkheit und Tyrannei, lieber Gott, würde ich alsdann werden!" rief er aus. Die dritte Art ſeiner Bücher gehe wider einige Privatperſonen, die ſich unterſtanden, römiſche Tyrannei zu verteidigen und die gottſelige Lehre, ſo er gelehret, zu fälſchen und zu unterdrücken, darinnen er ſich auch wohl zuweilen heftiger erwieſen, als es ihm ſeines Amtes gezieme; dieſelbigen könne er aber auch nicht widerrufen, damit er nicht Urſache gebe, forthin allerlei gottlos Weſen zu verteidigen und neue Greuel und Wüten anzurichten. „Doch", fuhr er fort, „weil ich ein Menſch bin und nicht Gott, kann ich meinen Büchlein anders nicht helfen noch ſie verteidigen, denn mein Herr und Heiland ſeiner Lehre getan hat, welcher, da er, für dem Hohenprieſter Hannas um ſeine Lehre gefraget, von des Hohenprieſters Knecht einen Backenſtreich empfangen hatte, ſprach: ‚Hab' ich übel geredet, ſo beweiſe es, daß es böſe ſei!' Hat nun der Herr, welcher wußte, daß er nicht konnte irren, ſich nicht geweigert, Zeugnis wider ſeine Lehre zu hören, auch von einem geringen, ſchnöden Knecht, wieviel mehr ich, der Erd' und Aſche iſt und leichtlich irren kann, ſoll begehren und warten, ob jemand Zeugnis wider meine Lehre geben wolle! Darum bitt' ich durch die Barmherzigkeit Gottes, Ew. Kaiſerliche Majeſtät, Kurfürſtliche und Fürſtliche Gnaden, oder wer es tun kann, ſei er hohes oder niedriges Standes, wolle Zeugnis geben, mich mit prophetiſchen und apoſtoliſchen Schriften überweiſen, daß ich geirrt habe; ſo ich des überzeugt werde, will ich ganz willig und bereit ſein, allen Irrtum zu widerrufen, und der erſte ſein, der meine Büchlein ins Feuer werfen will. Aus dieſem, halt' ich, erſcheine klärlich und öffentlich, daß ich genugſam bedacht und erwogen habe die Not und Gefahr, das Weſen und die Zwietracht, ſo durch Verurſachung meiner Lehre ſoll erwecket ſein, davon ich geſtern hart und ſtark bin erinnert worden." . . . Dieſes und noch mehr anderes ſprach Luther deutſch; aber man wußte, der Kaiſer verſtund beſſer Spaniſch als Deutſch, mochte auch die deutſche Sprache nicht leiden. „Alſo," erzählt Luther ſelbſt, „dieweil ich ſo redete, begehrten ſie von mir, ich ſollte es noch einmal wiederholen mit lateiniſchen Worten; aber ich ſchwitzte ſehr und war mir des Getümmels halben ſehr heiß, und daß ich gar unter den Fürſten ſtunde.

Doch sagte Herr Friedrich von Thunau: ‚Könnet Ihr es nicht tun, so ist's genug, Herr Doktor.' Aber ich wiederholte alle meine Worte lateinisch; das gefiel Herzog Friedrich, dem Kurfürsten, überaus wohl."

Dieses alles tat Luther aufs alleruntertänigste und demütigste, schrie dabei auch nicht sehr noch heftig, sondern redete fein sittig, züchtig und überaus bescheiden, doch mit großer Freudigkeit und Beständigkeit. Weil aber nun der trierische Offizial strafend einfiel und eine runde, richtige Antwort verlangte, ob er widerrufen wolle oder nicht, so sagte Luther: „Weil denn Kaiserliche Majestät, Kur- und Fürstliche Gnaden eine schlechte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der Heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde (denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein nicht, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben und ihnen selbst widersprechend gewesen sind) und ich also mit den Sprüchen, so von mir angezogen und angeführt sind, überzeuget und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu tun. Hie steh' ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

„Da ich solches ausgeredet hatte," sagt Luther in seinem Bericht, „ließ man mich gehen und wurden mir zween zugegeben, die mich führten und begleiteten. Da erhub sich ein Getümmel, und es schrien die Edelleute: ob man mich gefangen führte; aber ich sagte, sie begleiteten mich nur. Also kam ich wieder in meine Herberge und kam nicht wieder in des Reiches Rat."

2. Leopold von Ranke,

geboren den 21. Dezember 1795 zu Wiehe in Thüringen, erhielt seine Ausbildung in Schulpforta und Leipzig, bekleidete seit 1818 die Stelle eines Oberlehrers am Gymnasium zu Frankfurt a. O., wurde 1825 außerordentlicher Professor der Geschichte in Berlin, machte Reisen durch Italien und Frankreich, wurde ordentlicher Professor und Mitglied der Akademie zu Berlin, Historiograph des preußischen Staates, am 31. Dezember 1865 in den Adelsstand erhoben, stellte 1871 seine Vorlesungen ein und starb am 23. Mai 1886. — Unstreitig der erste Historiker Deutschlands, hat er in seinen Werken, die sich durch gründliche Forschung, scharfsinnige Kritik und klassisch vollendete Darstellung auszeichnen, die deutsche Geschichtschreibung zur Kunst erhoben. — Einige seiner Hauptwerke sind: „Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494—1535"; „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert"; „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation"; „Zwölf Bücher preußischer Geschichte"; „Französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert"; „Englische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert". Die in seinem 85. Lebensjahr begonnene „Weltgeschichte" blieb unvollendet. Die Art seiner historischen Darbietung führte zur Gründung der „Rankeschen Schule", der die meisten jüngeren Historiker Deutschlands angehören.

Die unüberwindliche Armada.

Aus „Englische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert".

Wie oft war schon in Spanien von einer Invasion von England die Rede gewesen! Dringender als jedes andere war das Motiv, das in den maritimen Unternehmungen [der Engländer] dafür lag.[1]) Die Spanier bemerkten, daß der Bestand und die Kraft ihrer Monarchie nicht so sehr auf den festen Plätzen beruhe, die sie in allen Landschaften besitze, als auf den beweglichen Werkzeugen der Herrschaft, durch welche dieselben in Verbindung gehalten würden; die Störung der Kommunikation, welche Franz Drake mit seinen Korsaren eben zwischen den wichtigsten Punkten an den spanischen und den niederländischen Küsten verursachte, schien ihnen unerträglich; sie wollten ihr um jeden Preis abhelfen. Und dazu kam nun der allgemeine Racheruf wegen der Hinrichtung der Königin von Schottland, der sich vor dem König selbst auf den Kanzeln vernehmen ließ. Doch war dies nicht die einzige Einwirkung dieses Ereignisses. Das Leben der Königin Maria und ihr Erbanspruch hatten immer dem spanischen Ehrgeiz entgegengestanden: jetzt konnte Philipp II. daran denken, den englischen Thron selbst in Besitz zu

1) Sir Francis Drake hatte die westindischen Besitzungen der Spanier mit Erfolg angegriffen, war sogar in den Hafen von Kadiz eingedrungen und hatte dort eine Menge spanischer Fahrzeuge in den Grund gebohrt oder verbrannt und war überhaupt durch sein Piratenwesen den spanischen Seeinteressen sehr verderblich geworden.

nehmen. Er hat mit dem Papſt Sixtus V. einen Vertrag geſchloſſen, nach welchem er die Krone von England von dem römiſchen Stuhle zu Lehen tragen ſollte: dieſer würde auf dieſe Weiſe mit der Herſtellung der kirchlichen Autorität zugleich auch die Erneuerung ſeiner alten Oberlehnsherrlichkeit über England durchgeſetzt haben. Noch einmal waren die ſpaniſche Monarchie und das Papſttum in ihren geiſtlichen und politiſchen Anſprüchen auf das engſte vereinigt. Papſt Sixtus V. ſprach aufs neue die Exkommunikation über die Königin [Eliſabeth] aus, erklärte ſie für abgeſetzt, entband nicht allein ihre Untertanen von dem Eid der Treue, ſondern forderte jedermann auf, dem König von Spanien und ſeinem Heerführer, dem Herzog von Parma, Hilfe gegen ſie zu leiſten. . . .

Philipp II. beſchloß, ohne längere Zögerung zu dem Unternehmen zu ſchreiten, das für den Augenblick notwendig war und für die Zukunft weltumfaſſende Ausſichten eröffnete. Er zog in Betracht, daß die Monarchie in dieſem Augenblick nichts von den Osmanen, die ein perſiſcher Krieg vollauf beſchäftige, zu fürchten brauche, hauptſächlich, daß Frankreich durch den ausgebrochenen innern Krieg an jeder Einwirkung verhindert werde. . . . Allein gelaſſen, auf ſich ſelbſt angewieſen, ſo urteilten die Spanier ferner, werde die Königin von England nicht ſehr furchtbar ſein: ſie habe nicht mehr als vierzig Kriegsfahrzeuge; einſt bei einem Zuſammentreffen an den Azoren, im portugieſiſchen Streit, habe man die Engländer zuerſt weichen ſehen; komme es zu einer Seeſchlacht, ſo würde die überlegene ſpaniſche Armada ohne Zweifel die Oberhand behalten. Auch zu einem Landkrieg aber ſei ſie nicht vorbereitet; ſie zähle nicht mehr als ſechstauſend Mann wirklicher Soldaten im Lande, mit denen werde ſie den krieggeübten ſpaniſchen Heerhaufen im offenen Felde nicht begegnen noch widerſtehen können. Man müſſe nur geradezu auf London losgehen; ſelten vermöge ſich eine große Stadt, die lange Zeit unbeläſtigt geblieben, einem raſchen Angriff gegenüber zu halten: die Königin werde entweder zu einem für Spanien ehrenvollen Frieden gebracht werden oder dem König durch langen Widerſtand Gelegenheit geben, aus dem ſpaniſchen Adel, der ohnehin ſonſt in heimiſcher Bequemlichkeit entarte, eine junge Schar tapferer Kriegsleute zu bilden. Er werde die Katholiken für ſich haben und mit ihrer Hilfe die Oberhand gewinnen; er werde ſich der feſten Plätze, vor allem der Häfen bemächtigen; alle Nationen der Welt würden nicht vermögen, ſie ihm wieder zu entreißen; er würde Herr des Ozeans und dadurch Herr und Meiſter des Kontinents werden.

Philipp II. wäre am liebſten ſchon im Spätjahr 1587 ans Werk geſchritten. Er hoffte damals, daß ihm Schottland, wo die katholiſchen Lords und das Volk eine lebhafte Sympathie mit dem Schickſal der Königin Maria kundgaben, von dem Sohn derſelben, von welchem man vorausſetzte, daß er ihren Tod zu rächen wünſchte, geöffnet werden würde. Aber andern ſchien das nicht ſo gewiß; beſonders machte der erfahrene Admiral Santa Cruz den König aufmerkſam, in welche Gefahr die Flotte in jenen Meeren geraten könne: ſie werde mit widrigen Winden, dem Nachteil kurzer Tage und tiefer Nebel zu kämpfen haben. Santa Cruz wollte ſeinen Ruhm, den einzigen Erwerb eines langen Lebens, nicht durch ein unzeitiges oder doch ſehr gewagtes Unternehmen gefährden. Er hielt einen Angriff auf England für ſchwieriger als die meiſten andern und verlangte ſolche Vorbereitungen, daß dadurch der Sieg unzweifelhaft würde. Inmitten der Herbeiſchaffung derſelben ſtarb er, nicht mehr eben im Beſitz der Gnade ſeines Fürſten. Sein Nachfolger, der Herzog von Medina Sidonia, . . . machte nicht ſo unerfüllbare Forderungen; die Flotte, die unter ihm und durch ihn zuſtande kam, war aber dennoch, wenn nicht an Zahl der Segel — etwa 130 —, aber an Tonnengehalt, Größe der Fahrzeuge und an Zahl der Kriegsmannſchaften, welche ſie aufnahm

— bei 22,000 Mann —, die bedeutendste, die noch jemals von einer europäischen Macht in See gebracht worden war. . . . Es war ein gemeinsames Unternehmen der spanischen Monarchie und eines großen Teils der katholischen Welt, unter dem Papst und dem König, zum Umsturz der Fürstin, die als das Oberhaupt, und des Staates, der als der vornehmste Rückhalt des Protestantismus und der antispanischen Politik betrachtet wurde. . . . Alles, was Philipp II. jemals gesonnen und beabsichtigt hatte, sammelte sich wie in einem Brennpunkt. Der Moment war gekommen, wo er England niederwerfen, Meister der europäischen Welt werden, den katholischen Glauben in den Formen, wie er ihn bekannte, wiederherstellen konnte. Als die Flotte (am 22. Juli 1588) von Corunna auslief und das lange überlegte, lange vorbereitete Unternehmen nun ins Werk gesetzt wurde, zeigten der König und die Nation eine tiefe religiöse Bewegung: in allen Kirchen des Landes hielt man die vierzigtägigen Gebete; in Madrid wurden feierliche Prozessionen zu U. L. F.[2]) von Atocha, der Schutzpatronin von Spanien, veranstaltet; Philipp II. brachte alle Tage ein paar Stunden im Gebete zu. Er war in der lautlosen Aufregung, welche ein ungeheures Vorhaben und die Erwartung einer großen Wendung in den Geschicken hervorruft. Man wagte kaum, ein Wort an ihn zu richten.

Erst in diesen Tagen war man in England der drohenden Gefahr eigentlich innegeworden. Eine Abteilung der Flotte unter Heinrich Seymour beobachtete mit holländischer Hilfe die beiden Häfen des Prinzen von Parma; die andere, größere, soeben aus Spanien zurückgekommen und schon bereit zu entwaffnen, setzte sich unter dem Admiral Howard von Effingham zu Plymouth in Bereitschaft, den Feind zu empfangen. Indessen sammelte sich das Landheer, auf den Rat Leicesters, in der Nähe von London. . . . Man sah die Edelleute an der Spitze ihrer Pächter und Hintersassen in das Feld ziehen und freute sich, wie gut sie zusammenhielten. . . . Kein Zweifel, daß diese Rüstungen noch viel zu wünschen übrig ließen; aber sie wurden von nationalem und religiösem Enthusiasmus belebt. Einige Tage später begab sich die Königin in das Lager zu Tilbury; mit geringem Geleit ritt sie von einem Bataillon zum andern. . . . Sie ward überall mit Freudengeschrei empfangen; dann wurden Psalmen angestimmt, die Königin gesellte sich dem Gebete bei. Denn was auch der Glaube der Menschen sein mag, in großen Kämpfen und Gefahren wenden sie ihre Blicke unwillkürlich auf die ewige Gewalt, welche das Schicksal lenkt und von der sich alle gleich abhängig fühlen. Die beiden Nationen, die beiden Oberhäupter riefen die Entscheidung Gottes in ihrem religiös-politischen Streite an. Die Geschicke der Menschheit lagen auf der Wagschale.

Am 31. Juli — eines Sonntags — langte die Armada, in weiter Ausdehnung die See bedeckend, auf der Höhe von Plymouth im Angesicht der englischen Küste an. Man hielt auf der Flotte selbst für das angemessenste, unmittelbar dort eine Landung zu versuchen; denn da sei zur Abwehr keine Vorkehrung getroffen und das englische Geschwader nicht mit Kriegsmannschaften versehen. Das lag aber außerhalb des Planes und hätte, besonders wenn es mißlang, zu Verantwortung führen können. Nur dann war der Herzog ermächtigt und bereit, eine Seeschlacht anzunehmen, wenn die Engländer sie anbieten würden. Seine nach dem Vorgang der Venetianer verbesserten Galeeren und besonders seine Galeonen, ungeheure Segelschiffe, die auf ihren verschiedenen Decken nach allen Seiten hin Geschütze führten, waren den Fahrzeugen der Engländer ohne Zweifel überlegen. Als diese aus dem Hafen hervorkamen, etwa 60 Segel stark, ließ er die große Standarte von dem Fockmast des Admiralschiffes fliegen zum Zeichen, daß sich ein jeder zum Kampf bereiten solle. Aber der englische Admiral hegte nicht die Absicht, es zu einer eigentlichen Schlacht kommen zu lassen. Er kannte vollkommen die Überlegenheit der spanischen Ausrüstung

2) Abkürzung für Unsere Liebe Frau (Jungfrau Maria).

und hatte sogar verboten, die feindlichen Fahrzeuge zu entern. Sein Sinn ging nur dahin, der Armada die Windseite abzugewinnen und sie in ihrem Lauf zu stören, in Unordnung zu bringen. In vier Geschwadern folgten die Engländer dem Zuge der Armada nach und ließen keinen Vorteil, der sich ihnen darbieten mochte, unbenutzt. Sie waren dieser See vollkommen mächtig und lenkten ihre beweglichen Fahrzeuge mit voller Sicherheit und Meisterschaft: die Spanier bemerkten mit Mißvergnügen, daß es in ihrem Belieben gestanden habe, vorzudringen, anzugreifen, den Kampf wieder abzubrechen. Medina Sidonia bemühte sich vor allen Dingen, seine Armada beisammenzuhalten; ein großes Schiff, welches zurückgeblieben war, hat er nach gepflogenem Kriegsrat in die Hände des Feindes geraten lassen, weil dieser Verlust weniger schade, als die Auflösung der Ordnung, die aus dem Versuch, das Schiff zu retten, entspringen werde. Er hat seine Sargentes mayores zu den Kapitänen herumgeschickt, um sie zu bedeuten, nicht aus der Ordnung zu weichen, bei Lebensstrafe.

Im ganzen waren die Spanier mit ihrer Fahrt nicht unzufrieden, als sie nach einer Woche fortwährender Seeschar-mützel, ohne doch sehr erhebliche Verluste erlitten zu haben, die englische See durchmessen hatten und Sonnabends, den 6. August, vor Boulogne vorüberfuhren und auf der Höhe von Calais anlangten: es war das nächste Ziel, das sie hatten erreichen wollen. Aber sich nun, wie es die ursprüngliche Absicht gewesen zu sein scheint, nach der nahen Küste von England zu wenden, wurde dadurch unendlich schwer, daß die englische Flotte sie schützte, mit deren gelenken Fahrzeugen die spanischen Galeonen sich in der Meerenge noch weniger messen konnten als anderswo. Und jeden Augenblick ward sie verstärkt; der junge Adel wetteiferte, sich an Bord zu begeben. Aber auch nach Dünkirchen konnte der Admiral nicht vorgehen, da der Hafen damals noch viel zu enge war, um seine gewaltigen Fahrzeuge aufzunehmen, und seine Piloten in die Seeströmungen nach dem Norden hin zu geraten fürchteten. Dort an der Reede, östlich jenseit Calais, in der Richtung nach Dünkirchen ging er vor Anker. . . . Nun erst kam die volle Überlegenheit zutage, die den Engländern aus ihrer noch korsarenhaften, kecken Kriegführung und der Bundesgenossenschaft der Holländer entsprang. . . .

Die Armada lag noch in der Nacht von Sonntag zu Montag (7. bis 8. August) in ihrer Kriegsordnung vor Anker, als die Engländer einige Brander, an Zahl etwa acht, auf sie losließen. Es waren die schlechtesten Schiffe, die Lord Howard dazu hergab, aber ihr bloßer Anblick brachte einen entscheidenden Erfolg hervor. Medina Sidonia konnte seinen Schiffen die Erlaubnis nicht versagen, die Anker zu lösen, damit ein jedes der drohenden Gefahr ausweichen könnte; er verordnete nur, daß sie hernach ihre bisherige Ordnung wieder einnehmen sollten. Wie so ganz anders aber sah es am andern Morgen aus! Die Flut hatte die Fahrzeuge in einer Richtung, die sie nicht einschlagen wollten, nach dem Lande zu getrieben; nun erst waren ihnen die Angriffe der Engländer verderblich: ein Teil der Schiffe war dienstunfähig geworden, der Befehl des Admirals, in die alte Position zurückzukehren, zeigte sich vollkommen unausführbar. Vielmehr trieben ungünstige Winde die Armada wider ihren Willen die Küste entlang; in kurzem gaben auch die Engländer die Verfolgung des nicht eigentlich geschlagenen, aber doch flüchtigen Feindes auf und überließen ihn seinem Schicksal. Der Wind trieb die Spanier an die Sandbänke von Seeland. Sie hatten einmal ein so geringes Fahrwasser, daß sie zu scheitern fürchteten; einige ihrer Galeonen sind in der Tat den Holländern in die Hände geraten. Zu ihrem Glück setzte der Wind erst in Westsüdwest, dann in Südsüdwest um, aber in den Kanal vermochten sie auch dann nicht wieder zu gelangen, noch hätten sie es gewollt. Nur auf dem weitesten Umweg, die Orkaden umfahrend, konnten sie nach Spanien zurückkehren.

Ein verderbenschwangeres Ungewitter hatte sich über England gelagert: es ward zerteilt, ehe es seine Donner entlud. Wie so ganz wahr ist, was eine holländische Denkmünze ausspricht: Der Sturmhauch Gottes hat sie zerstreut! Philipp II. sah die Armada, von der er gehofft hatte, sie werde die Weltherrschaft in seine Hand bringen, ohne daß sie etwas, das der Mühe wert gewesen wäre, wir sagen nicht ausgerichtet, sondern auch nur versucht hätte, in trümmerhaftem Zustand wieder nach Hause kommen.

3. August Vilmar,

geboren den 21. November 1800 zu Solz in Kurhessen, studierte zu Marburg Theologie, trat 1821 in den hessischen Kirchen- und Schuldienst, ward liberales Mitglied der hessischen Ständeversammlung, Mitglied der oberen Kirchen- und Schulkommission, 1833 Direktor des Gymnasiums in Marburg, 1850 Oberkonsistorialrat, 1855 Professor der Theologie zu Marburg, wo er am 30. Juli 1868 starb. — Vortrefflich ist seine „Geschichte der deutschen Nationalliteratur", aus der die folgenden Proben genommen sind. Von seinen kleineren Schriften sind zu nennen „Das deutsche Namenbüchlein" und das „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes".

1. Die Minnepoesie.

Auf den alten Heldensang, welcher die Taten eines ganzen Volkes aus dem Munde des ganzen Volkes besingt, folgt bei allen Völkern ein Gesang, der statt aus dem Gemüt des Ganzen aus dem des einzelnen hervorquillt; es folgt eine Poesie, welche nicht mehr Taten, sondern Empfindungen und Gefühle, welche Leid und Freude des einzelnen Menschen, des eigenen Herzens besingt. Diese Lyrik ... ist jedoch wieder von doppelter Art; entweder werden Empfindungen und Gefühle besungen, welche Gemeingut sind, von jedem geteilt werden, die Herzen aller in gleicher Weise bewegt haben und noch bewegen: dies ist das Volkslied; oder es sind die ausschließlichen Erlebnisse eines einzelnen, welche, wie sie das Herz in mannigfachem Wechsel bewegt haben, nun auch in vielgestaltigen Weisen und tiefbewegten Liedern austönen; es sind die Freudentöne des Glücklichen und Fröhlichen, es sind die Wehmutsklänge eines traurigen, einsamen Herzens, welche nach Teilnahme und Mitgefühl suchen und durch die reine Form, in welche Leid und Freude im Liede gefaßt sind, Teilnahme und Mitgefühl gewinnen. Dies ist die Kunstlyrik, welche ... im Laufe des 13. Jahrhunderts bei den Deutschen sich in einer ungemeinen Fülle der lieblichsten, zartesten, farbenreichsten und duftendsten Blüten entfaltete; es ist die Minnepoesie, der Minnegesang des heiteren Frühlings unseres Dichterlebens, welcher in jener reichen, glücklichen Jugendzeit, wie der Nachtigallengesang in einem jungbelaubten Maienwalde, in allen Hainen und auf allen Heiden, auf allen Burgen und in allen Städten unseres Vaterlandes aus tausend fröhlichen, tausend sehnenden Herzen seine anmutigen Lieder erschallen ließ. Es ist die Minne, von der diese Poesie als ihrem Hauptgegenstande den Namen führt, die Minne der glücklichen Jugendzeit, die aus den Liedern der Minnesänger spricht, die deutsche Minne, das heißt, das stille, sehnende Denken an die Geliebte, das süße Erinnern an die Holde, deren Namen man nicht auszusprechen wagt; und wie wir bei allen Völkern der Erde umsonst nach dem Ausdrucke suchen, welcher dem Worte Minne entspräche, so haben wir auch das Jugendlich-Träumerische, das Zarte und Innige, das Tiefe und besonders das Reine, was in diesem Worte ausgesprochen ist, unter allen Nationen allein als unser Eigentum.

Unverkennbar und ... ungemein anziehend ist die Jugendlichkeit dieser Poesie. Wie wir im Parzival den getreuen Typus des deutschen Jünglings sehen, der aus stiller Beschränkung und Einsamkeit mit einem Male heraustritt in die glänzende Welt voll Ereignisse, Taten und Wunder und staunend und sehnend, verlangend und schüchtern dieser fremden Welt gegenübersteht, so sehen wir das Helldunkel der ersten Jünglingszeit auch über die Minnepoesie ausgebreitet; von ferne nur wird der Geliebten nachgeschaut; kaum ein stummer Blick wird auf das Antlitz der Minniglichen gewagt, und begegnet ihr Auge dem träumerisch

festgehefteten Auge des Liebenden, so sinkt der Blick mädchenhaft verschämt zu Boden, ja heimlich (tougenlîch) wird die Geliebte viel lieber und viel länger angeschaut, als wenn sie es bemerkt; die spiegellichten Augen, der rote Mund und das innigliche, minnigliche Lächeln des holden Mägdleins begleiten den Sänger überall, und nur einen Gruß, einen freundlichen (lachelîchen) Gruß, ersehnt er von der Zarten, die ihm das Herz verwundet; nur dann erhebt sich der helle Jubel des liebenden Herzens, wenn im fröhlichen Mai unter der grünen Linde die schönen Kinder zum zierlichen Reigen sich versammeln; dann wird der blöde Träumer hingerissen in die laute Freude, und die Regel des Ringeltanzes zwingt ihn, ein Paar mit der Geliebten zu bilden. Der Name der Geliebten wird niemals genannt; es ist diese zarte, echt deutsche Zurückhaltung in der ganzen Minnepoesie und Minnesitte der damaligen Welt eine so feste und unverbrüchliche Anstandsregel, daß wir in der ganzen ungemein großen Anzahl von Minneliedern . . . auch nicht einmal einen Namen genannt finden; ja die Sänger vermeiden es sogar, sich selbst in ihren Liedern allzu kenntlich zu machen, so daß Walter von der Vogelweide nur einmal seine Geliebte Hildegund nennt, um durch die Anspielung auf das damals bekannte Volksepos „Walter vom Wasichenstein und Hildegund" seinen Namen zu verstehen zu geben. Es war eben die stumme, zurückhaltende, blöde Liebe der ersten Jugendzeit, die mit den roten Blumen auf dem Anger und der Heide erwacht, mit dem jungen Laube des Maienwaldes grünt und mit den Vöglein der Frühlingszeit jubelt und singt; die mit der falb werdenden Linde, mit den wegziehenden Waldsängern, mit dem fallenden Laube trauert und mit dem trüben Reif und Schnee des Winters in schmerzliche Klagen ausbricht. Frühlingsfreude und Sommerlust oder Herbsttrauer und Winterklage sind die unzähligemal wiederholten Anfänge der Minnelieder. Eben dieses innige, bald freudig erregte, bald tief-wehmütige Mitleben mit der Natur, diese Freude an Laub und Gras und Blumen und Waldvögelein, an den langen lichten Sommertagen und der hellen wonniglichen Sommerzeit, diese Trauer um die verwelkten Blüten, die gefallenen Blätter und die in Reif und Schnee erstarrte Erde, welches sich in einer großen Menge von Minneliedern ebenso einfach und unschuldig als zutraulich und lieblich ausspricht und einen der bestimmtesten Charakterzüge dieser Poesie ausmacht, ist allerdings ein jugendlicher Zug, welchen . . . wir in unserer Zeit nur in der früheren Jugend an uns tragen; aber es ist ein für allemal ein wahrer Zug, nicht allein in der stillen Herzensgeschichte der kaum der Kindheit erwachsenen Jugend, sondern ein wahrhaftiger Zug unserer nationalen Physiognomie, über den niemand spotten darf, ohne sich selbst ein bedenkliches Urteil zu fällen; es ist die uralte, in den Vorzeiten zum Mythus gestaltete Naturpoesie unseres Volkes, die zu seinen tiefsten und darum edelsten Anlagen gehört. Und daß unsere Minnepoesie diesen Typus der Naturpoesie so stark ausgeprägt an sich zeigt, gerade dies macht sie zu einer wahrhaften, nationalen Poesie, zu einer Poesie, der man Weichlichkeit und Spielerei nur dann vorwerfen wird, wenn man verkennt, daß sie eben nur die eine Seite unseres Dichterlebens repräsentiert und erst mit dem tiefen Sinne unseres Kunstepos und mit dem mächtigen Heldengesange unserer volksmäßigen Epopöen das Ganze unserer dichterischen Persönlichkeit darstellt. Haben wir aber . . . uns gegen diese einfachen und unschuldigen Natureindrücke, gegen unser eigenes deutsches Lebensgefühl abgestumpft, so kann freilich die naive und einfache Minnepoesie kein günstiges Urteil erwarten. Sie erklingt aus einem frischen, unverkünstelten Jugendherzen und will von einer gleichgestimmten Seele aufgenommen sein.

2. Sagen vom Heiligen Gral und dem König Artus.

Tief in den Ideen des urältesten Heidentums, in den Mythen Hindostans, wurzelt die Sage von einer Stätte auf der Erde, die — nicht berührt von dem

Mangel und Kummer, von der Not und Angst dieses Lebens — des müheloſen Genusſes und der ungetrübten Freude reiche Fülle dem gewähre, welcher dorthin gelange, von einer Stätte, wo die Wünſche ſchweigen, weil ſie befriedigt, und die Hoffnungen ruhen, weil ſie erfüllt ſind, von einer Stätte, wo des Wiſſens Durſt geſtillt wird und der Friede der Seele keine Anfechtung erleidet. Es iſt die Sage vom irdiſchen Paradieſe, die ſich abſpiegelt in den Göttermahlzeiten und Sonnentiſchen der frommen Äthiopen, von welchen Homer und Herodot erzählen, wie in dem ſeligen, von ſüßem Vogelgeſange und leiſem Bienenſummen durchtönten Hain Eridavana im Sitantagebirge, von dem das Hindubolk zu ſagen weiß, als der ſtillen Heimat aller Weisheit und alles Friedens. Als das Paradies im Bewußtſein der ſpäteren, ſtets mehr an ihrem Gott und ſich ſelbſt irrewerdenden Menſchheit immer tiefer zurücktrat, blieb nur noch ein Edelſtein des Paradieſes, gleichſam eine heilige Reliquie, doch mit Paradieſeskräften ausgeſtattet, auf der Erde zurück, der bald ... als köſtliche Schale gedacht wurde, aus welcher die goldnen Himmelsgaben ſich noch in ſpäter Zeit, wie in der entſchwundenen glücklicheren, reichlich ergöſſen; bald als Heiligtum, als ſichtbarer Arm Gottes auf Erden, einen eigenen unverletzlichen, das Paradies auf Erden ſinnbildlich darſtellenden Tempel erhielt. . . . Spielen doch in die Märchen unſerer Kindheit noch herein die Träume von dem ſich ſelbſt mit Früchten und Fleiſch deckenden Sonnentiſche der Äthiopen — iſt doch unſer „Tiſchchen, deck' dich" nur die letzte in menſchlicher Weiſe dunkle Ahnung der Paradieſeszeit, die wir mit unſern fernen Stammesverwandten in Indiens Bergen teilen; iſt doch das Streben nach dem Stein der Weiſen das irdiſche nie geſtillte Suchen nach jenem verlornen Edelſtein des Paradieſes.

Dieſe Sagen, auf heidniſchem Boden erwachſen, ergriff nun der tief-innerliche Geiſt des chriſtlichen Mittelalters und bildete ſie aus zu einer chriſtlichen Mythologie. . . . Es iſt gleichſam die Fabel der Erlöſung durch den Menſch gewordenen Gottesſohn, . . . die wir in der Sage vom Heiligen Gral und deſſen Hütern beſitzen.

Ein köſtlicher Stein von wunderbarem Glanze, ſo lautet der chriſtliche Mythus, war, zu einer Schüſſel verarbeitet, im Beſitze Joſephs von Arimathia; aus dieſem Gefäße reichte der Herr in der Nacht, da er verraten ward, ſelbſt ſeinen Leib den Jüngern dar; in dieſes Gefäß wurde, nachdem Longinus die Seite des am Kreuze Geſtorbenen eröffnet, das Blut aufgefangen, welches zur Erlöſung der Welt gefloſſen war. Dieſes Gefäß . . . iſt darum mit Kräften des ewigen Lebens ausgeſtattet; nicht allein, daß es, wo es verwahrt und gepflegt wird, die reichſte Fülle irdiſcher Güter gewährt — wer es anſchauet, nur einen Tag anſchauet, der kann, und wäre er auch ſiech bis zum Tode, in derſelben Woche nicht ſterben, und wer es ſtetig anblickt, dem wird nicht bleich die Farbe, nicht grau das Haar, und ſchauete er es zweihundert Jahre lang an. Dies Gefäß eben iſt der *Heilige Gral* (denn Gral bedeutet Gefäß, Schüſſel), und es ſymboliſiert dasſelbe die durch die Vermittelung der Kirche dargebotene Erlöſung des Menſchengeſchlechts durch das Blut Jeſu Chriſti. An jedem Karfreitage bringt eine leuchtend weiße Taube die Hoſtie vom Himmel in den . . . Gral hernieder, durch welche die Heiligkeit und die Kräfte des Grals erneuert werden. — Dieſes Heiligtums Hüter und Pfleger zu ſein, iſt die höchſte Ehre, die höchſte Würde der Menſchheit. Nicht jeder aber iſt dieſer Ehre würdig; Pfleger des Grals kann nur ein treues, ſich ſelbſt verleugnendes, alle Eigenſucht und allen Hochmut in ſich vertilgendes Volk, König und Pfleger dieſer Hüter nur der unter dieſen Treuen und Demütigen demütigſte und treueſte, der reinſte und keuſcheſte Mann ſein. Es iſt die Pflege des Grals ein geiſtliches Rittertum edelſter Art, welches ſich, wie in Demut und Reinheit, ebenſo auch in kräftiger Mannheit und unerſchrockener Tapferkeit, wie in Treue gegen den Herrn des Himmels, ebenſo auch in der Treue

gegen die Frauen, wie in der Selbſtverleugnung und ſtillen Einfalt, ſo auch in der höchſten Weisheit glänzend offenbart. Dieſe Gralspfleger heißen Templer als Hüter des Graltempels (Templeisen), und es liegt offenbar eine nahe Beziehung in dieſen Gralspflegern zu dem Ideal des chriſtlichen Heldentums, den Tempelrittern, wie ſie im Anfang waren. Es war nämlich lange Jahre, nachdem der Gral durch Joſeph in den Okzident war gebracht worden, niemand würdig, dieſes Heiligtum zu beſitzen, weshalb Engel dasſelbe ſchwebend in der Luft hielten, bis Titurel, der ſagenhafte Sohn eines ſagenhaften chriſtlichen Königs von Frankreich, . . . nach Salvaterre in Biskaya geführt wurde, wo er auf dem Berge Montſalvage, dem unnahbaren Berge, eine Burg für die Hüter des Grals und einen Tempel für das Heiligtum ſelbſt erbaute und jenes heilige Rittertum gründete.

Die Fläche jenes Berges, welche von Onyx war, wurde glatt geſchliffen, daß ſie leuchtete wie der Mond, und auf dieſelbe wurde durch des Grales Kraft über Nacht der Grundriß der Burg und des Tempels gezeichnet. Der Tempel war rund, . . . hundert Klafter im Durchmeſſer. An der Rotunde ſtanden zweiundſiebenzig Chöre oder Kapellen, ſämtlich achteckig; auf je zwei Kapellen kam ein Turm, alſo ſechsunddreißig Türme, rundherum ſtehend, von ſechs Stockwerken, jedes mit drei Fenſtern und mit einer von außen ſichtbaren Spindeltreppe. In der Mitte erhob ſich ein doppelt ſo hoher und doppelt ſo weiter Turm. Das Werk war auf eherne Säulen gewölbt, und wo ſich die Gewölbe mit den Schwibbogen reiften, waren Bildwerke von Gold und Perlen. Die Gewölbe waren blauer Saphir und in der Mitte eine Scheibe von Smaragd darin gefalzt mit dem Lamm und der Kreuzesfahne in Schmelzwerk. Alle Altarſteine beſtanden aus blauen Saphirſteinen als Symbolen der Sündentilgung, und auf ihnen waren grüne Sammetdecken gebreitet; alle Edelſteine fanden ſich zuſammen vereinigt in den Verzierungen über den Altären und den Säulen, die goldfarbene Sonne und der ſilberweiße Mond waren im Gewölbe der Tempelkuppel in reinſtrahlenden Diamanten und Topaſen dargeſtellt, ſo daß das Innere auch bei Nacht mit wunderbarem Glanze funkelte und leuchtete; die Fenſter waren nicht von Glas, ſondern von Kriſtallen und anderen farbigen Edelſteinen, und um den brennenden Glanz zu mildern, waren Gemälde auf dieſen Steinen entworfen; das Eſtrich war waſſerheller Kriſtall und unter dieſem, von Onyx gefertigt, alle Tiere der See, als ob ſie lebten. Die Türme waren von edlem Geſtein, mit Gold ausgelegt, die Dächer der Türme und des Tempels ſelbſt von rotem Gold mit Verzierungen von blauem Schmelzwerk. Auf jedem Turm ſtand ein kriſtallnes Kreuz, und auf dieſem ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen, aus rotem Golde geſchlagen und weithin funkelnd, ſo daß er von ferne, da man das kriſtallne Kreuz nicht ſehen konnte, fluglings zu ſchweben ſchien. Der Knopf des Hauptturms war ein rieſiger Karfunkel, der weithin in den Wald auch bei Nacht leuchtete, ſo daß er den Templeiſen zum Leitſtern diente. In der Mitte dieſes Tempelbaues unter dem Kuppelgewölbe ſtand der ganze Bau noch einmal im kleinen und darum noch prächtiger glänzend als Ziborium und Sakramentshäuslein, und in dieſem wurde der Heilige Gral ſelbſt aufbewahrt. . . .

Um dieſen Graltempel, der von einer weitläufigen, mit Mauern und zahlloſen Türmen verwahrten Burg umſchloſſen war, lag ein dichter Wald von Ebenholzbäumen, Zypreſſen und Zedern, der ſich ſechzig Raſten nach allen Seiten hin erſtreckte und durch welchen niemand ungerufen hindurchdringen konnte, wie niemand zu Chriſto kommen kann, er rufe ihn denn; dennoch aber wird das Geheimnis des Grals niemandem aufgeſchloſſen, wenn er nicht fragt; wer, nachdem er berufen worden iſt, ſtumm und ſtumpf, und ohne in dem Wunder das Wunder zu ahnen, wie vor dem Alltäglichen, ſo auch vor dem Gral ſtehen bleibt

oder vorübergeht, der wird ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Hüter und Pfleger des Grals, wie der, der nicht nach dem christlichen Heile fragt, desselben auch nicht teilhaftig wird. — Eine lange Reihe von Jahren und Jahrhunderten hat dieser Graltempel in seiner Herrlichkeit im Okzident gestanden . . .; da hörte bei der zunehmenden Gottlosigkeit des okzidentalischen Christenvolkes die Würdigkeit desselben auf, den Gral in seiner Mitte zu beherbergen, und er wurde von Engeln mitsamt dem Tempel hinweggehoben und tief hineingerückt in den Orient, in das Land der mittelalterlichen Märchen und Wunder, in das Land des Priesters Johannes. So blieb die Dichtung in sich zusammenhängend und unangreifbar.

Diese Sage vom Gral — uralten heidnischen Ursprungs und vielleicht von den Mauren in Spanien ausgebildet, worauf sogar eine ausdrückliche Angabe Wolframs von Eschenbach hinweist — mag in ihrer christlichen Umformung in Spanien ihr Mutterland haben, Frankreich und Deutschland sind die Stätten ihrer Pflege und ihres dichterischen Wachstums. Doch tritt sie wenigstens in Deutschland in keinem Gedichte ganz selbständig, vielmehr verbunden mit einem andern, ihr an und für sich ganz fremden Sagenkreise auf: es ist dies die britische Sage vom König Artus und der Tafelrunde.

Artus oder Artur ist der alte britische Nationalheld, einer der Kämpfer gegen die eindringenden und erobernden Deutschen, die Angeln und Sachsen, um den sich das erlöschende Nationalbewußtsein des von Römern und Germanen aus der Reihe der herrschenden Völker Europas verdrängten Keltenvolkes sammelte, und welcher zur Vergeltung der politischen Vernichtung seines Volkes mit seinen Heldensagen nahe an ein Jahrtausend lang die ganze romanische und germanische Welt erfüllt und poetisch beherrscht hat. — Zu Kaerlleon (Schloß Leon) am Usk in Wales sitzt er zu Hofe mit Ghwenhwywar (romanisiert Ginovre), seiner schönen Gemahlin, umgeben von einem glänzenden Hofstaat von vielen hundert Rittern und schönen Frauen, welche sich aller ritterlichen Zucht und Tugend befliſſen und der Welt als glänzendes Vorbild, die Ritter in Tapferkeit und Frauendienst, die Frauen in Anmut und Hofsitte, voranleuchteten. Der Mittelpunkt dieses zahlreichen glänzenden Kreises war eine Zahl von zwölf Rittern, die um eine runde Tafel saßen und, unter den Tapfern die Tapfersten, unter den Edlen die Edelsten, des Ritterrechtes pflegten und die Ritterehre hüteten. Zu dem Hofstaate des Königs Artus zu gehören und vollends unter den Zwölfen der Tafelrunde zu sitzen, war die höchste Ehre, welche ein Ritter erstreben — ausgeschlossen zu sein von Artus' Hofe wegen Mangels an höfischer Zier und ritterlicher Tapferkeit die höchste Schmach, welche ihn treffen konnte. Von Artus' Hofe aus zogen nun die Ritter auf und ab im Lande umher, Abenteuer aufzusuchen, Frauen zu schützen, hohnsprechende Helden zu demütigen, Verzauberte aus ihrem Zauber zu lösen, Riesen und Zwerge zu bändigen; und aus der Beschreibung dieser abenteuerlichen Fahrten bestehen die zahlreichen Rittergedichte, welche in walisischer, in französischer und in deutscher Sprache die Helden des Königs Artus und ihn, das Haupt der Helden selbst, feiern. Einer der vorzüglichsten Schauplätze der Wunder der Artussage ist der Wald von Brezilian (keltisch Broch-allean, der Wald der Einsamkeit), der noch bis auf diesen Tag in der Bretagne diesen Namen führt.

Die in dem Artuskreise am meisten gefeierten Helden sind Parzival, Lohengrin, Tristan, Iwein, Erec, Gawein, Wigalois, Wigamur, Gauriel und Lanzelot. Alle diese Helden haben, wie in der französischen, so auch in der deutschen Literatur ihre eigenen, sie verherrlichenden Gedichte aufzuweisen.

3. Lessings Stil.

Lessing ist, nächst Luther, der zweite Schöpfer unserer Prosa, der Erzeuger der modernen Prosa geworden. Das Eigentümliche derselben ist die Darstellung des dialektischen Prozesses in seiner

vollen Wahrheit und höchſten Lebhaftigkeit; wir hören in Leſſings Stil ein geiſtreiches, belebtes Geſpräch, in welchem gleichſam ein treffender Gedanke auf den andern wartet, einer den andern hervorlockt, einer von dem andern abgelöſt, durch den andern berichtigt, gefördert, entwickelt und vollendet wird; Gedanke folgt auf Gedanke, Zug um Zug, im heiterſten Spiele und dennoch mit unbegreiflicher, faſt zauberhafter Gewalt auf uns eindringend, uns mit fortreißend, beredend, überzeugend, überwältigend; wir können uns der Teilnahme an dem Geſpräche nicht entziehen, wir glauben ſelbſt mitzureden, und zwar mit ſolcher Lebhaftigkeit, Klarheit, Beſtimmtheit mitzureden, wie wir ſonſt noch niemals geſprochen haben; Einrede und Widerlegung, Zugeſtändnis und Beſchränkung, Frage und Antwort, Zweifel und Erläuterung folgen aufeinander in ununterbrochener Abwechſelung, bis alle Seiten des Gegenſtandes nacheinander herausgekehrt und beſprochen ſind, ohne daß doch bei einer einzigen nur einen Augenblick länger verweilt würde, als zur vollſtändigen Darlegung derſelben nötig iſt;. da iſt kein müßiger Gedanke, kein ausſchmückender Satz, kein überflüſſiges Wort, nichts, was nur angedeutet, halb ausgeſprochen, dem Beſinnen und Erraten überlaſſen wäre, der Gegenſtand muß ſich unſerm Denken, unſerer Anſchauung ganz und gar hergeben; er wird vollſtändig durchdrungen, aufgelöſt und in unſer innerſtes geiſtiges Leben hineingezogen, unſerm Geiſte im ganzen und in allen ſeinen Teilen aſſimiliert. Wie reizen in Leſſings Darſtellung ſelbſt Gegenſtände, die uns an ſich ſo fern liegen und ſo ſpeziell wiſſenſchaftliche Dinge behandeln! Wen intereſſiert Cardanus? wen Simon Lemnius? wen die längſt vergeſſene Fabeltheorie des Batteux? wie wenige die geſchnittenen Steine der Lippertſchen Daktyliothek oder die polemiſchen Schriften des Hauptpaſtors Goeze? Und doch, welche rege Teilnahme gewinnen wir für dieſe Dinge, ſowie wir nur wenige Zeilen der Leſſingſchen Beſprechung derſelben geleſen haben; wie feſſeln ſie uns, daß wir nicht davon los können, und welchen Genuß haben ſie uns gewährt, wenn wir zum Schluſſe gelangt ſind! Es iſt darum auch Leſſings Proſa ſeit langen Jahren das unerreichte Muſter desjenigen Stils, welcher das Geſpräch, die Verhandlung *über* die Gegenſtände darſtellt, — wie Goethes Proſa das gleich unerreichte Muſter des Geſprächs und der Verhandlung *mit* den Gegenſtänden iſt. Zwiſchen dieſen beiden Polen hat ſich ſeitdem unſere proſaiſche Darſtellung, inſofern ſie auf Klaſſizität Anſpruch macht, bewegt, iſt, wo ſie ein Herausſchreiten verſucht hat, nur zu ihrem Nachteil aus dieſer Achſe gewichen und wird ſich ohne alle Frage noch ein Jahrhundert lang zwiſchen dieſen Polen bewegen.

4. Georg Gervinus,

geboren den 20. Mai 1805 zu Darmſtadt, trat in ein kaufmänniſches Geſchäft ſeiner Vaterſtadt ein, wandte ſich jedoch nach fortgeſetzten Privatſtudien den Wiſſenſchaften zu, ſtudierte in Gießen und Heidelberg unter Schloſſer Geſchichte, wurde 1828 Lehrer an einer Erziehungsanſtalt zu Frankfurt a. M., reiſte 1831 nach Italien, wurde 1835 außerordentlicher Profeſſor in Heidelberg, ſiedelte im ſelben Jahre als ordentlicher Profeſſor nach Göttingen über, wurde 1837 als Mitunterzeichner der Proteſtation der ſieben Göttinger Profeſſoren ſeines Amtes entſetzt und des Landes verwieſen, ließ ſich nach kurzem Aufenthalt in Italien in Heidelberg nieder, wandte ſich mit Eifer den politiſchen Angelegenheiten Deutſchlands zu, war Mitglied des Frankfurter Parlaments, nahm darauf ſeine Studien wieder auf und entfaltete bis zu ſeinem am 18. März 1871 erfolgten Tode eine reiche Tätigkeit. — Gervinus gehört zu den hervorragendſten Geſchichtſchreibern Deutſchlands. Großes Aufſehen erregte ſeine „Geſchichte der deutſchen Literatur“, indem darin zum erſtenmal der Gedanke, die deutſche Literatur mit der nationalen Entwickelung und dem politiſchen Leben in Zuſammenhang zu bringen, durchgeführt wurde.

Herders größtes Verdienſt.

Die „*Stimmen der Völker*“ hatten den Zweck, das rohe Geſchrei über und gegen das Volkslied zu dämmen, er wollte Nicolai[1]) ein Gegengewicht halten und einfach zeigen, was er unter und an

1) Buchhändler in Berlin, der verſucht hatte, das Volkslied lächerlich zu machen. Vgl. d. Note S. 225.

den Volksliedern preise; und da es ihm arm schien, ein deutscher Percy[2]) zu werden (wie man nachher im „Wunderhorn" versuchte), so zog er vor, um ja nichts Gemeineres einfließen zu lassen, die Schätze der ganzen Welt auszubeuten, und er bot die Früchte einer Belesenheit und Kenntnis der Literatur aller Zeiten aus, wie sie damals in Deutschland einzig war. Er führt uns von Grönland bis nach Indien, aus der Zeit Luthers zurück bis zu Harmodius und Aristogiton,[3]) aus Estland bis nach Peru. Mit einer reizenden Leichtigkeit, die bis dahin nicht allein unter uns, sondern in aller Welt geradezu unerhört war, faßt er jede Zeit, jedes Volk in jedem Charakter mit einer überraschenden Treue und Einfalt auf und schickt sich mit der feinsten Wandlungsgabe in Sinn und Sprache, in Ton und Empfindung. Die spanische Grandezza, die Düsterheit des Ossian, die tändelnde Naivität der Litauerin, die grausame Gewalt des nordischen Kriegers, das sanfte Gemüt des Deutschen, das Schaurige schottischer Balladen, der kühne Gang der historischen Volksromanzen in Deutschland, Laune und Schreck, Ernst und Tändelei, alles bewegt sich nebeneinander, ohne Geziertheit und ohne Zwang, als ob die divergierendsten Strahlen aller Menschlichkeit und Menschheit sich in dem weiten Busen des Deutschen konzentrierten. Wodurch erreichte Herder diese überraschende Wahrheit und Wandlungsgabe in diesen Liedern, die er in seinem sonstigen Vortrage so wenig verrät? . . . Besonders daher, daß er das Wesen des lyrischen Liedes nicht im Worte, sondern im Tone suchte, nicht im Gedichte, sondern in Musik und Melodie. Das Wesen des Liedes, sagt er, ist Gesang, nicht Gemälde; seine Vollkommenheit liegt im melodischen Gange der Leidenschaft oder Empfindung: ohne Ton und poetische Modulation ist es trotz Bild und Farbe kein Lied. . . . Da nun das Lied gehört werden soll, so suchte er auch beim Übersetzen des Textes den Gesangton vor allem zu treffen, um ängstliche Worttreue unbekümmert. . . . Noch im Zuge derselben Tätigkeit, die diese Gesänge sammelte, liegt Herders Buch vom Geist der hebräischen Poesie (1782), das er, wie er an Hamann schrieb, von Kindheit an in seiner Brust nährte. Dieselbe Gabe der Auffassung und Auslegung, die sich damals in ganz Deutschland mit merkwürdigem Wetteifer an Homer versuchte, dieselbe, die Herder dort am Volksliede übte, wandte er hier auf die poetischen Teile der Bibel. . . . Für das Verständnis orientalischen Geistes und das Studium der biblischen Literatur war dies Werk so einzig anregend und bahnbrechend wie Winckelmanns Schriften für das Kunststudium, wie für die Poesie überhaupt Herders Hinweisung auf das Naturlied der Völker. Auch hier waren die übertragenen Stellen sein Zweck und die Frucht, wozu das übrige Buch die Schale bildete. Auch hier begeisterte ihn die Natur im kleinen Umfange, aber lebendigeren Gehalte; hier, wo sich Poesie und Prophetie die Hand zu einem Bunde reichte, der Herdern so nahe lag, fand er sich noch heimlicher als bei Homer und Ossian; gegen diese kindliche Einfalt im Hiob, in den Psalmen usw. war ihm, wie Klopstock, die künstliche Poesie der Griechen lauter Schmuck, und bei der keltischen selbst ist es ihm hiergegen, als ob er unter einem bewölkten Abendhimmel wandle. Diese teure Poesie entriß er mit diesem Werke den pedantischen Grammatikern und gab sie der Jugend anheim, die sie empfand. . . . Gewiß war dieses Werk eins der erfolgreichsten, die Herder schrieb, und seine ganze Natur und Richtung erklärt es, daß es sein Lieblingsgeschäft war, und daß er es gern zu einem Lebensgeschäft erhoben hätte.

Herder machte mit diesen Werken, wenn nicht den Anfang zu der Verpflanzung der poetischen Literaturen aller Völker und Zeiten auf deutschen Boden, so doch die ersten Versuche, die man klassisch und musterhaft nennen durfte, und die erstaunlich ermutigen mußten. Er leitet hier auf diejenige Seite der nachherigen romantischen Schule über, von der diese bei weitem am wohltätigsten und ver-

2) Englischer Dichter, Herausgeber der "Relics of Ancient English Poetry". — 3) Zwei Athener, die den Tyrannen Hipparchos töteten.

dienſtlichſten gewirkt hat. Mehrere hierin einſchlägige ſpätere Arbeiten geben uns dieſen Übergang zu erkennen. Wie er im „Deutſchen Merkur“ und in den zerſtreuten Blättern eine Reihe von morgenländiſchen Sagen mitteilte, wie er einzelne Blüten morgenländiſcher Dichtungen und Sprüche pflückte, wie er, um an höheren Beiſpielen höhere, edlere Tugenden des Menſchen zu lehren, als die Fabel tat, von dieſer in den „Palmblättern“ zu jenen Erzählungen des Orients überging, die dieſe feinere Aufgabe mit ähnlicher Einfachheit löſen, wie er mit ſeinem gewöhnlichen Sinne Stücke aus der griechiſchen Anthologie wählte und nachbildete, wie er die „Sakuntala“[4] in der Überſetzung des edlen Forſter (1791) einführte, wie er in der „Terpſichore“ (1795) den „Balde“[5] übertrug, wie er endlich (1801) den Cid beſang, dies alles liegt auf dieſem Wege. Und dieſes letztere Werkchen, das der Nation ein lieber Beſitz geworden iſt, erklärt ſich ſchon ganz aus den romantiſchen Neigungen der Zeit und aus dem Übergange unſerer vorliebenden Neigungen von der nordiſchen Poeſie zur ſüdlichen, der in Herder ſehr deutlich nachzuweiſen iſt. Zu allen dieſen Übertragungen drängte Herdern ſeine innerſte Natur, die der Poeſie überall bedurfte und nicht ſelbſt poetiſch war, die ihre Genüſſe ſuchte, aber nicht ſelbſtändig erſchuf. Dieſem Triebe gab er Grundſätze hinzu: er meinte, wir müßten das Fremde erſt ſchätzen lernen, um uns ſelbſt die richtige Stelle anzuweiſen; und um das Fremde zu ſchätzen, müßten wir es richtig faſſen und verſtehen. Las er daher einen Dichter, ſo ſuchte er jedesmal ihn und ſeine Bildung ganz zu gewinnen, er verglich ihn mit ſeinem Volke und ſeiner Umgebung und mit verwandten Erſcheinungen und kam zum Verſtändnis des Dichters zugleich mit der Erkenntnis der jedesmaligen literarhiſtoriſchen Verhältniſſe. Er meinte, die Geſchichte der Dichtung nicht groß genug nehmen zu können; es reizte ihn, alle Völker in ihrem eigentümlichen Genius zu belauſchen, der ſich in ihren Poeſien am reinſten und friſcheſten ausſpricht. Es war ihm kein geringer Vorzug unſerer deutſchen Bildung, daß wir mit Orientalen und Griechen, mit den edelſten Geiſtern Italiens, Spaniens, Frankreichs ſprechen und bei jedem ſeine eigentümliche Weiſe zu denken und zu fühlen bemerken können, daß wir „die Blüte des menſchlichen Geiſtes, die Dichtung, von dem Gipfel des Stammes jeder aufgeklärteſten Nation brechen durften“. Wirklich iſt dies Herders großartigſte Seite, wie er den Geiſt der Zeiten und Völker ergreift, das Verſchiedenartigſte verſteht und genießt und wiedergibt; in unſerem Volke, das überhaupt dieſe Gabe in ausgezeichnetem Grade beſitzt, hat ſie keiner ſo ausgezeichnet beſeſſen wie er. Bedenkt man, was dieſe Eigenſchaft in ſich begreift, ſo weiſt nur ſie allein Herdern eine hervorragende Stelle in unſerer Kulturgeſchichte an, ſo vielfache Nachteile ſich auch an ſie anſchließen. Es iſt wahr, das Umſichgreifen dieſer Genußſucht, dieſe Selbſtverleugnung, dieſe Wandlungsgabe hängt mit dem Mangel an Selbſtgefühl, an Volksſinn, an originaler Schöpfungskraft, mit jener Unerſättlichkeit an allem Fremden zuſammen, die ein uralter Charakterzug unſerer Nation iſt. Die romantiſche Schule hat damit der Pflanze unſerer Dichtung das Herz ausgebrochen und ſie frühzeitig des lebendigen eigenen Triebes beraubt. Auf dieſem Weg haben wir unſerer Nachahmungsſucht den Zügel ſchießen laſſen, und von einer Denk- und Schreibart, die einen gleichen, nationalen Typus hält, dürfen wir eigentlich nicht reden. Allein einmal wird es zu allen Zeiten eine Streitfrage bleiben, ob nicht dieſe Hingebung an alles Menſchliche in ſich einen größeren Wert hat als alle nationale Abgeſchloſſenheit, jene Lockerung des Kosmopolitismus eine ſchönere Geltung als alle volksmäßige Feſtigkeit und Starrheit. Und dann lag es durchaus nicht allein in unſerer Nation, ſondern es lag in der Zeit des vorigen und jetzigen Jahrhunderts, wie es in den Zeiten der Kreuzzüge lag, daß alles Nationale ver-

4) Ein Drama des indiſchen Schriftſtellers Kalidaſa, um 200 n. Chr. — 5) Jakob Balde, ein neulateiniſcher Dichter, geb. 1604, geſt. 1668.

wischt ward. . . . Wer möchte in der englischen und französischen, selbst in der italienischen Literatur der neuesten Zeit die altnationalen Eigentümlichkeiten wieder suchen? Die Eröffnung der Kultur aller Zeiten im erweiterten Unterricht und Bildungskreise bedingte diese Eigenheit der heutigen Literatur, daß sie nicht in dem Grade selbständig und unabhängig werden konnte, wie zu andern Zeiten anderen möglich war. Das Schöne und Große aller Jahrhunderte lag uns offen, wer wollte, wer konnte es verleugnen? Vor diesen gehäuften Schätzen schwand das Selbstvertrauen und die Schöpfungslust der Menschen; dies läßt sich bei unsern Romantikern vortrefflich beobachten. So ahmten die Römer den Griechen, so das ganze Mittelalter den Römern nach, so die Deutschen der ganzen Welt. Mußte also Nachahmung der Charakter unserer Literatur werden, das hat Herder selbst gesagt, so sei es Ehre, wenn wir uns nur besonnen das Beste zu eigen machten, und ich glaube, das Zeugnis darf man uns aus bester überzeugung geben, daß wir dies so lange taten, bis das Beste erschöpft war und nun die Gewöhnung der Tätigkeit freilich auf das Mittelmäßige und Entbehrliche übergleiten mußte. Unsere Sprache, bemerkte Herder weiter, erleichterte uns dies, die nicht wie die französische gebunden ist, alles in ihrer eigenen Weise zu sagen. Und bei alledem ist es ihm doch nicht schwer, den roten Faden einer Eigentümlichkeit nachzuweisen, der durch alle unsere Dichtungen durchgeht, wie abhängig sie sind: Gutmütigkeit, Biederkeit, ein verstand- und lehrreicher Genius, Sitte, Bescheidenheit, Herz, bei weniger Glanz der Kunst mehr Gemüt und wahre Empfindung. Und dies eben sind diese allgemeinen menschlichen Eigenschaften, die uns wieder in jene weite Beziehung mit aller Welt setzten. Gewiß ist, daß, was wir dadurch an Individualität der Nation verlieren, auf anderen Seiten reichlich wieder gewonnen wird. Ich will nur an das eine erinnern, daß eigentliches Verständnis der Geschichte ohne diese Empfänglichkeit für fremde Natur gar nicht möglich ist. Wir haben vor Herder nur Nationalgeschichten gehabt; was Engländer und Franzosen in der Geschichte anderer Völker geleistet haben, ist kaum der Rede wert. Vielleicht ist es nicht anmaßend, zu sagen, daß noch heute eine Weltgeschichte nur in Deutschland möglich ist und auch bei uns erst möglich ist, seit Herder anfing, das Innere der Nationen aufzuhüllen, in Übersetzungen fremder Werke die „Physiognomie der Komposition und die Seele des Originals" erscheinen zu lassen und uns in jeder Art mit allem Fremden vertraut zu machen. Diese Gabe ist ganz von seinem entschiedenen Kosmopolitismus bedingt, der wieder in einer allgemeinen Stimmung der Nation wurzelte.

5. Wilhelm Wackernagel,

geboren den 23. April 1806 zu Berlin, studierte daselbst hauptsächlich altdeutsche Philologie, privatisierte in Berlin und Breslau, konnte als ehemaliger Burschenschaftler in Preußen keine Anstellung finden, folgte deshalb 1833 einem Rufe nach Basel, wo er 1835 ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur wurde, erhielt 1837 durch Ehrengeschenk das Bürgerrecht, wurde 1854 Mitglied des Großen Rats und starb am 21. Dezember 1869. — Als Germanist und Literarhistoriker nimmt er einen hohen Rang ein. Am bekanntesten von seinen zahlreichen Werken sind sein „Deutsches Lesebuch" und seine „Geschichte der deutschen Literatur". Auch als Dichter ist er nicht unbedeutend. — Philipp Wackernagel, Bruder des vorigen, geboren den 28. Juni 1800 in Berlin, 1838 Professor am Klumppischen Erziehungsinstitut in Stetten in Württemberg, 1847 Direktor des Realgymnasiums in Elberfeld, gestorben in Dresden am 20. Juni 1877, hat sich durch sein epochemachendes Werk „Das deutsche Kirchenlied", ferner durch seine Ausgaben der Lieder Luthers, Paul Gerhardts und Johann Heermanns, seine Liedersammlung „Trösteinsamkeit" und andere Arbeiten auf dem Gebiete der Hymnologie große Verdienste erworben. Seine „Auswahl deutscher Gedichte", „Deutsche Prosa" sowie seine vielverbreiteten „Lesebücher für den deutschen Unterricht" sind grundlegend für viele ähnliche Arbeiten geworden.

Alter und Ursprung der Poesie.

Aus den Vorlesungen über die Poetik.

So viel steht fest, daß die Poesie überall älter ist als die Prosa. Wohin wir blicken mögen, in welche Zeit, in welches Land wir auch wollen, ein Volk, das seine Literatur besitzt, hat den Anfang dazu immer mit der Poesie gemacht, und die Prosa hat sich immer erst dann zu entwickeln begonnen, wenn die Poesie schon mehr oder minder, teilweis' oder gänzlich in Verfall

geraten war. Die Kunst der Homeriden mußte erloschen sein, ehe Griechenland in Herodot einen Vater der geschichtlichen Prosa finden konnte; ebenso in Deutschland: die rechte Ausbildung der erzählenden Prosa beginnt eigentlich erst mit dem Roman, der Roman aber erwächst und wuchert auf den Trümmern des Epos. Ja wir finden im Altertum, im deutschen wie im griechischen und anderswo, die poetische Behandlung auf Dinge angewendet, die uns jetzt derselben eben nicht gar fähig erscheinen: so die historischen Gedichte des 12., 13. und 14. Jahrhunderts. . . . Die Poesie geht also überall der Prosa voran, und so leben noch jetzt ganze Völker, bei denen die Poesie noch unverfallen und in frischer Blüte und darum ganz allein dasteht: so sind die Litauer, so die Serben reich an den schönsten Liedern, aber ohne Prosa. Kurz, überall ist diejenige Art der Anschauung und Darstellung die ältere und die ursprüngliche, die vorzugsweise aus schaffender Tätigkeit der Einbildung erwächst, die uns den Menschen in seinem Streben zeigt, es dem Schöpfer aller Dinge nachzutun, diejenige Art, bei der er uns mehr aktiv entgegentritt, jünger mehr die passivische Tätigkeit des Verstandes und deren sprachlicher Ausdruck, die Prosa.

Die Poesie ist aber nicht bloß älter als die Prosa, sie ist überhaupt uralt und wahrscheinlich nicht viel jünger als die Sprache, mithin als die Menschen selbst. Zu einer solchen Annahme sind wir durch vieles berechtigt. Der Kunsttrieb wohnt einmal dem Menschen inne; welche Äußerung derselben ist aber einfacher und näher gelegen und unmittelbarer als die durch die Sprache, deren er ohnedies fortwährend zur Mitteilung bedarf? Sodann ist jede Sprache, je älter sie ist, auch desto sinnlich anschaulicher in all ihren Ausdrücken und desto wohllautender; je mehr sie noch bei jugendlichen Kräften, je weniger sie in Begriffen und Formen abgeschliffen, je weniger noch die Fülle ihrer Laute getrübt und geschwächt ist, desto mehr ist jede Sprache schon für sich eine schöne Darstellung: da ist es nur ein kleiner Schritt vorwärts, zum Objekt dieser schönen Darstellung auch das Schöne zu machen, aus der Sprache die Poesie zu entwickeln. Endlich kommt noch eine Tatsache in Anschlag, daß nämlich in ihrer Jugendzeit jede Sprache mehr Gesang als eigentliche Sprache ist. Nun wissen wir aber auch, daß Dichten und Singen ursprünglich eins und unzertrennt sind. Da wird die Dichtkunst nur aus jener Zeit herrühren, wo auch Sprechen und Singen eins war, aus der allerältesten Zeit der Sprache, aus dem Jugendalter des Volkes, der Menschheit. Als Gott den Menschen schuf und ihm den Kunsttrieb und die Sprache auf die Welt mitgab, gab er ihm auch den Keim der Poesie mit auf die Welt, der unausbleiblich bald aufgehen mußte.

Daß mithin das Alter der Poesie an das Alter der Welt hinaufreiche, das haben auch die Griechen, die Orientalen und andere wohl erkannt und mannigfach gesucht in mythischer Form auszudrücken. Die Griechen leiten sie unmittelbar von den Göttern her. . . . Eine solche Herleitung von den höchsten Göttern . . . begegnet uns im skandinavischen Norden. . . . Nach den Arabern ist der erste Dichter Adam selbst gewesen; er sang aber das erste Lied, als ihn der erste Schmerz der Sterblichkeit ergriff: als er Abel erschlagen sah; denn in diesem tiefsten Leide mußte er erkennen, wie über dem armen sterblichen Leben noch ein höheres sei, es mußte in ihm das Bewußtsein der göttlichen Natur von neuem erwachen und mit ihm die Poesie, der Ausfluß der göttlichen Natur. — —

§ 35. Gleichzeitige, keiner bestimmten Richtung angehörende Dichter.

1 Franz Freiherr von Gaudy,

geboren den 19. April 1800 zu Frankfurt a. O., studierte in Berlin und Schulpforta, ward preußischer Offizier, machte Reisen nach Italien und starb den 9. Februar 1840 zu Berlin. — Seine Gedichte zeigen feines Sprachgefühl und seltene Formbeherrschung. Besonders gelungen ist ihm die zusammen mit Chamisso unternommene Übersetzung des französischen Liederdichters Béranger (1780—1857).

1. Die Schlacht bei den Pyramiden.

(21. Juli 1798.)

1. Sieh, am fernen Horizonte wachsen wunderbare Zacken
Aus dem wüsten Plan! Der Himmel ruht auf ihrem Felsennacken.
Sind es Wolken, regungslose, die des Zaubers Spruch gebannt,
Jetzt der Gletscher eis'ge Spitzen äffend auf Ägyptens Sand?

2. Nein, du siehst des Stolzes Säulen, siehst des Despotismus Tempel,
Siehst den auf die Völkerstirne eingebrannten Sklavenstempel,
Siehst die Male, die den Namen überdauern ihrer Herr'n,
Siehst die ries'gen Marmorhülsen um den staubgewordnen Kern.

3. Jene starren Riesenhäupter, die im Morgenstrahl sich baden,
Während noch den Reif der Nächte zirpend schlürfen die Zikaden,
Die des Blitzes Schlangen trotzen wie dem Grimm giftschwangern Winds,
Unerreicht vom Flug des Geiers — Gizehs[1]) Pyramiden sind's.

4. Und die blinkend helle Linie an dem Fuße der Kolossen,
Sind es Reiter, durch die Eb'ne stürmend auf windschnellen Rossen?
Oder sind es Nebelstreifen, die der Sonne Strahl bescheint,
Trugbild dieses Wunderlandes, Wüstenbilder? — Nein, der Feind!

5. Ha, er naht! Die Wüste zittert unter seiner Renner Hufen;
Durch die Glieder der Franzosen hör' ich Bonaparte rufen:
„Schließet eures Vierecks Mauern! Von der Kön'ge Felsengrab
Schauen jetzt auf eure Taten drei Jahrtausende herab!"

6. Allah jauchzend, Säbel schwingend, Bügels Zacken in die Flanken
Ihrer Pferde grabend, stürzen Mamelucken[2]) jetzt auf Franken.
Also stürmt der Nordwind sausend auf der Eiche Leben ein,
Die mit nerv'gem Arm umklaftert hält des Felsens Urgestein.

7. Wellen schlagend in den Lüften, fliegt der Rosse Silbermähne,
Aus dem schlanken Bau der Füße quillt die schmeid'ge Kraft der Sehne,
Feuer leuchtet aus dem Auge, Schaum bespritzt das Goldgebiß,
Kaum gelenkt von Reiters Händen, der des edeln Tiers gewiß.

8. Von der Muselmänner Haupte, von des Turbans falt'gem Schleier
Glänzt das funkelnde Geschmeide, nickt der schwanke Busch vom Reiher,
Und des Stahles Mondessichel, schmiegsam, hauchend zarten Duft,
Funkelt in der Hand des Kriegers, blitzschnell zischend durch die Luft.

9. Also braust die nie besiegte stolze Ritterschaft der Sonne,
Heulend, wie der Wüste Raubtier, auf die fränkische Kolonne,
Auf die feuersprüh'nde Hecke, rings vom Bajonett umdornt,
Die zu sprengen der Mam'lucke machtlos seinen Streithengst spornt.

10. Wie die Braven, starrt der Leuchtturm, wenn des Meeres Welle bäumend
An der Strebepfeiler Quadern hoch hinaufrauscht, zornig schäumend;
Das Gewühl der hohlen Brandung, Welle, die sich donnernd bricht,
Nichts erschüttert den Gewalt'gen, weithin sendet er sein Licht.

11. Aber rastlos jagt von neuem Murad-Bei die Mohnsafttrunknen
Auf die fränkischen Phalangen. Die zu Boden schon Gesunknen
Schleudern tückisch ihre Dolche; mit dem Hufe kämpft das Roß —
An der Heldenmauer splittert Pferdehuf und Wurfgeschoß.

12. Wie ein flüss'ger Goldstrom werfen jetzt vom sand'gen Palmenhügel
Sich die Kürassierschwadronen talwärts mit verhängtem Zügel.

---

1) Gizeh, ein Dorf in Unterägypten am Nil. Südlich davon die Ruinen von Memphis. — 2) Eine Kriegerkaste, die unter türkischer Oberhoheit Ägypten beherrschte. Ihr Anführer war Murad-Bei.

Sturm auf Sturm, auf Reiter Reiter,
Kling' auf Klinge, Pferd auf Pferd,
Stahlhelm gegen Seidenturban, Pallasch gegen Sichelschwert.

13. Gleich dem Löwen, der im Sprunge auf der Antilope Nacken
Sich geschwungen und ins samtne Fell begräbt der Klauen Zacken,
Der des Halses Bug zermalmet, bis das Opfer röchelnd sinkt,
Mordet jetzt der Panzerträger, der mit dem Osmanli ringt.

14. Und des Halbmonds Glanz erbleichet; seine Krieger wanken, weichen,
Suchen in des Niles Wellen Zuflucht vor den Christenstreichen,
Färben, rudernd mit zerfleischtem Arm, den roll'nden Strom mit Blut —
Die der Franken Stahl verschonte, schlingt hinab die falsche Flut.

15. Durch Kahiras[3]) Tore ziehen, die des Weltteils Los entschieden,
Sie, die pulverrauchgeschwärzten Sieger bei den Pyramiden.
Von dem Thron der Pharaonen weht dreifarbiges Panier,
Und des Morgenlandes Völker huld'gen dem Sultan Kebir.[4])

3) Kairo. — 4) So wurde Napoleon von dem ägyptischen Volk genannt.

2. Spurlos.

1. Schneeflocken schweben, sinken,
Rieseln hernieder leis;
Befiederte Sternchen blinken
Auf Wies' und spiegelndem Eis;
Kaum gaukelt eins hernieder,
So decken die andern es dicht,
Kein Aug' erblickt es wieder —
Schneeflocken zählen sich nicht.

2. Der Frühling kommt: die Quellchen
Erwachen aus dumpfem Traum;
Talabwärts hüpfen die Wellchen
Mit dem Helm von Silberschaum.
Sie rinnen, rollen, rauschen,
Umfangen und küssen sich lieb —
Kein Auge mag es belauschen,
Wo Well' und Wellchen blieb.

3. Aus dichtem Moose ringen
Tief im schweigsamen Wald
Ans Licht aus Brombeerschlingen
Sich Blumen mannigfalt.
Sich still entfalten und färben
Ist ihre Seligkeit,
Und wenn sie welken und sterben,
Trägt keiner um sie Leid.

4. Und auch in Dichterherzen
Steht Blum' an Blum' gedrängt,
Genährt vom Tau der Schmerzen,
Vom Tau der Lust getränkt.
Sie duften, sie welken wieder,
Von keinem Auge gesehn —
Und wollen Blumen und Lieder
Denn mehr als blühn und verwehn?

2. Ludwig Bechstein,

geboren den 24. November 1801 zu Meiningen, stieg vom Apothekergehilfen zum Kabinettssekretär des Herzogs von Sachsen-Meiningen empor, ward Bibliothekar der Herzoglichen öffentlichen Bibliothek, 1841 Hofrat, starb den 14. Mai 1860. — Verdient machte er sich um die Erforschung deutschen Volkstums durch die Herausgabe mehrerer Sammlungen thüringischer Märchen und Sagen.

1. Elisabeths Rosen.

1. Sie stieg herab wie ein Engelsbild,
Die heil'ge Elisabeth, fromm und mild,
Die gabenspendende hohe Frau,
Vom Wartburgschloß auf die grüne Au.

2. Sie trägt ein Körbchen, es ist verhüllt;
Mit milden Gaben ist's vollgefüllt.
Schon harren die Armen am Bergesfuß
Auf der Herrin freundlichen Liebesgruß.

3. So geht sie ruhig, doch Argwohn stahl
Durch Verräters Mund sich zu dem Gemahl.
Und plötzlich tritt Ludwig ihr zürnend nah
Und fragt die Erschrockne: „Was trägst du da?"

4. „Herr, Blumen!" bebt's von den Lippen ihr.
„Ich will sie sehen! Zeige sie mir!"

Wie des Grafen Hand das Körbchen enthüllt,
Mit duftenden Rosen ist's angefüllt.

5. Da wird das zürnende Wort gelähmt,
Vor der edlen Herrin steht er beschämt,
Vergebung erflehet von ihr sein Blick,
Vergebung lächelt sie sanft zurück.

6. Er geht, und es fliegt ihres Auges Strahl
Fromm dankbar empor zu dem Himmelssaal.
Dann hat sie zum Tal sich herabgewandt
Und die Armen gespeist mit milder Hand.

2. Landgraf Ludwig und der Löwe.

1. Der heil'ge Ludwig tritt hervor
Aus Wartburgs hochgewölbtem Tor.
Er grüßet fromm den Morgenstrahl
Und schaut hinab auf Stadt und Tal.

2. Und wie er jetzt hinunterschaut,
Schreckt ihn ein donnergleicher Laut;
Er wendet sich nach dem Geschrei
Und sieht bestürzt den Löwen frei,

3. Den Löwen, den man ihm geschenkt,
Der seinen Kerker heut' gesprengt.
Sein Haupt, von Mähnen dicht umrollt,
Bewegt er wild; die Stimme grollt;

4. Und seiner Augen Flammenstern
Ist starr gerichtet auf den Herrn.
Der aber blickt so fest ihn an,
Wie ihm der Löwe kaum getan.

5. Und Auge fest in Auge ruht;
Der Landgraf aber droht voll Mut:
„Gleich lege dich, mein edles Tier!
Bei meinem Zorn befehl' ich's dir!"

6. Da hat der Löwe sich erschreckt
Zu Ludwigs Füßen hingestreckt.
Der Wärter eilt herbei entsetzt;
Der Landgraf steht da unverletzt. —

7. Ein fester Blick, ein hoher Mut,
Die sind zu allen Zeiten gut.
Der Leu des feindlichen Geschicks
Weicht oft dem Feuer kühnen Blicks.

3. Das wilde Heer.

1. Habt ihr die Wundersagen
Vom Hörselberg gehört,
Aus dem das tolle Jagen
Des wilden Heeres fährt?

2. Wenn Schnee den Wald umschleiert,
Wenn in der Winterzeit
Der Landbewohner feiert
Und sich an Märchen freut,

3. Da wird vom Berg die Kunde
Oft in den Hütten laut,
So schaurig, daß der Runde
Der Spinnerinnen graut.

4. Es wohnen dunkle Mächte
Tief in des Berges Schoß,
Und während der zwölf Nächte
Läßt sie die Hölle los.

5. Da dröhnt's wie Horngeschmetter
Tief aus des Berges Kluft,
Da braust's wie Hagelwetter
Hoch oben in der Luft.

6. Da schallt ein lautes Heulen
Von Stimmen, dumpf und hell,
Bald wie der Schrei der Eulen,
Bald wie der Hunde Gebell.

7. In Menschen- und Tiergestalten
Zeigt sich ein Geistertroß
Von Jungen wie von Alten
Und Jäger hoch zu Roß.

8. So zieht das Spukgelichter,
Ein grausenvoller Schwarm,
Im Nacken die Gesichter
Oder Schädel unterm Arm.

9. Die dumpfen Hörner schallen
Weit über der Wälder Nacht,
Die Peitschenhiebe knallen,
Und Eich' und Fichte kracht.

10. Voran den Höllenbränden,
Da schreitet stets ein Greis,
Der trägt in seinen Händen
Ein Stäbchen silberweiß.

11. Der Alte warnt getreulich,
Daß jeder schnell entflieht,
Wenn jenes Jagdheer greulich
Mit Lärm waldüber zieht.

12. Oft, wenn das Heer in Lüften
Daherrauscht über die Höh'n,
Sieht man auf Waldestriften
Den treuen Eckart gehn.

13. Und will's im Osten tagen
Und dämmert Morgenschein,
Da zieht das tolle Jagen
All wieder zum Berg hinein.

3. Karl Simrock,

geboren den 28. August 1802 zu Bonn, studierte daselbst die Rechte, wandte sich aber mit Vorliebe der Literatur zu, wirkte 1823 bis 1830 im Staatsdienst, wurde entlassen, weil er die französische Julirevolution in dem Gedicht „Die drei Farben“ gefeiert hatte, ward 1850 Professor der deutschen Literatur in seiner Vaterstadt, wo er am 18. Juli 1876 starb. — Er war ein namhafter Dichter, doch liegt sein Hauptverdienst in seinen vortrefflichen Übertragungen mittelhochdeutscher Denkmäler in das Neuhochdeutsche (Nibelungenlied, Gudrun, Walter von der Vogelweide, Der arme Heinrich, Parzival u. a.), der reifsten Frucht der durch Jakob Grimm begründeten germanistischen Wissenschaft.

1. Habsburgs Mauern.

1. Im Aargau steht ein hohes Schloß,
Vom Tal erreicht es kein Geschoß.
Wer hat's erbaut,
Das wie aus Wolken niederschaut?

2. Der Bischof Werner gab das Geld,
Graf Radbot hat sie hingestellt,
Klein, aber fest,
Die Habichtsburg, das Felsennest.

3. Der Bischof kam und sah den Bau.
Da schüttelt er der Locken Grau,
Zum Bruder spricht:
„Die Burg hat Wall und Mauern nicht!“

4. Versetzt der Graf: „Was macht das aus?
In Straßburg steht ein Gotteshaus,
Das bautest du,
Doch Wall und Mauern nicht dazu.“

5. „Das Münster baut' ich Gott dem Herrn,
Dem bleiben die Zerstörer fern.
Vor Feindessturm
Beschützt ein Schloß nur Wall und Turm.“

6. „Wohl hast du recht, ich räum' es ein;
Ja, Wall und Mauern müssen sein;
Gib morgen acht!
Ich baue sie in einer Nacht.“

7. Und Boten schickt der Graf ins Tal.
Die Mannen nahn im Morgenstrahl,
Und scharenweis'
Umstellen sie die Burg im Kreis.

8. Frohlockend stößt ins Horn der Graf
Und weckt den Bischof aus dem Schlaf:
„Die Mauern stehn!
Wer hat so schnellen Bau gesehn?“

9. Das Wunder dünkt dem Bischof fremd;
Zum Erker springt er hin im Hemd
Und sieht gereiht
Der Helden viel im Eisenkleid.

10. Mit blankem Schilde, Mann an Mann,
Steht mauergleich des Grafen Bann,
Und hoch zu Roß
Hebt mancher Turm sich aus dem Troß.

11. Da spricht der Bischof: „Sicherlich,
An solche Mauern halte dich!
Nichts ist so fest
Als Treue, die nicht von dir läßt.

12. So schütze Habsburg fort und fort
Lebend'ger Mauern starker Hort,
Und herrlich schaun
Wird's über alle deutschen Gau'n.“

2. Der Rattenfänger von Hameln.

1. Zu Hameln fechten Mäus' und Ratzen
Am hellen Tage mit den Katzen;
Der Hungertod ist vor der Tür.
Was tut der weise Rat dafür?
Im ganzen Land
Macht er's bekannt:
„Wer von den Räubern
Die Stadt kann säubern,
Des Bürgermeisters Töchterlein,
Die soll zum Lohn sein eigen sein!“

2. Am dritten Tage hört man's klingen,
Wie wenn im Lenz die Schwalben singen:
Der Rattenfänger zieht heran!
O seht den bunten Jägersmann!
Er blickt so wild
Und singt so mild;
Die Ratten laufen
Ihm zu in Haufen,
Er lockt sie nach mit Wunderschall,
Ertränkt sie in der Weser all'.

3. Die Bürger nach den Kirchen wallen;
Zum Dankgebet die Glocken schallen.
Des Bürgermeisters Töchterlein
Muß nun des Rattenfängers sein.
Der Vater spricht:
„Ich duld' es nicht;

So hoher Ehren
Mag ich entbehren;
Mit Sang und Flötenſpiel gewinnt
Man keines Bürgermeiſters Kind."

4. In ſeinem bunten Jägerſtaate
Erſcheint der Spielmann vor dem Rate;
Sie ſprechen all' aus einem Ton
Und weigern den bedungnen Lohn:
„Das Mägdelein?
Es kann nicht ſein;
Herr Rattenfänger,
Müht Euch nicht länger!
Eu'r Flötenſpiel iſt eitel Dunſt
Und kam wohl von des Satans Kunſt."

5. Am andern Morgen hört man's klingen,
Wie wenn die Nachtigallen ſingen:
Ein Flöten- und ein Liederſang,
So ſüß vertraut, ſo liebebang.
Da zieht heran
Der Jägersmann,
Der Rattenfänger,
Der Wunderſänger,
Und Kinder, Knaben, Mägdelein,
In hellen Scharen hinterdrein.

6. Und hold und holder hört man's klingen,
Wie wenn die lieben Englein ſingen,
Und vor des Bürgermeiſters Tür,
Da tritt ſein einzig Kind herfür.
Das Mägdelein
Muß in den Reih'n.
Die Mäuschen laufen
Ihm zu in Haufen.
Er lockt ſie nach mit Wunderſchall,
Und nach der Weſer zogen all'.

7. Die Eltern liefen nach den Toren,
Doch jede Spur war ſchon verloren;
Kein Eckart hatte ſie gewarnt,
Des Jägers Netz hält ſie umgarnt.
Zwei kehrten um,
Eins blind, eins ſtumm;
Aus ihrem Munde
Kommt keine Kunde.
Da hob der Mütter Jammern an —
So rächte ſich der Wundermann.

4. Auguſt Kopiſch,

geboren den 26. Mai 1799 zu Breslau, bildete ſich in Prag und Wien zum Maler aus, bereiſte Italien, entdeckte beim Durchforſchen der Küſten und Inſeln des Golfs von Neapel die Blaue Grotte von Kapri (ſ. S. 475), ſtudierte, von Platen angeregt, die Volkspoeſie, kehrte 1828 nach Breslau zurück, wurde 1833 Profeſſor und Königlicher Hofmarſchall in Berlin und ſtarb am 3. Februar 1853 zu Potsdam. — Er war ein vielſeitiger Dichter, der inſonderheit deutſche Sagenſtoffe und Volksſchwänke in origineller, populärer Weiſe darzuſtellen wußte.

1. Das grüne Tier und der Naturkenner.

1. Die Thadener zu Hanerau
Sind ausgewitzte Leute:
Wär' noch kein Pulver in der Welt,
Erfänden ſie es heute.
Allein, allein,
So wird es immer ſein:
Was man zum erſtenmal erſieht,
Kennt ſelber auch der Klügſte nicht.
So — wie einmal die Thadner mähn,
Sie einen grünen Froſch erſehn,
So grüne, ſo grüne!

2. So grüne war der liebe Froſch
Und blähte mit dem Kropfe;
Den Thadnern fiel vor Schreck dabei
Die Mütze von dem Kopfe:
Mit Beinen vier
Ein grünes, grünes Tier!
Das war für ſie zu wunderlich,
Zu neu und zu abſunderlich!
Da mußte gleich der Schultheiß her:
Sollt' ſagen, welch ein Tier das wär',
Das grüne, das grüne!

3. Das grüne Tier der Schultheiß ſah,
Als einen Hupf es machte.
Die Thadner wollten ſchon davon;
Da ſprach der Alte: „Sachte!
Lauft nicht davon!
Es ſitzt und ruhet ſchon.
Seid ſtill, und ich erklär' es bald:
Das Tier kommt aus dem grünen Wald;
Der grüne Wald iſt ſelber grün;
Davon iſt auch das Tier ſo grün,
So grüne, ſo grüne.

4. So grüne; denn es lebt darin
Von eitel grünem Laube;
Und — wenn es nicht ein Hirſchbock iſt,
— Iſt's eine Turteltaube."
Da hub der Hauf'
Den Schulz mit Schultern auf,
Sie riefen: „Das iſt unſer Mann,
Der jeglich Tier erklären kann!
Er kennt und nennt es keck und kühn,
Kein' Kreatur iſt ihm zu grün,
Zu grüne, zu grüne!"

2. Willegis.[1]

1. Es sahn am Tum zu Mainz die adligen Herr'n
Den Willegis als Bischof nicht allerwege gern.
Der war ein Wagnersohn;
Sie malten ihm zum Hohn
Mit Kreide Räder an die Wand.
Die sah er, wo er ging und stand;
Doch es nahm Willegis
An dem Schimpf kein Ärgernis.

2. Denn als der fromme Bischof die Räder da ersehn,
So hieß er seinen Knecht nach einem Maler gehn.
„Komm, Maler, male mir
Ob jeder Tür dahier
Ein weißes Rad im roten Feld;
Darunter sei die Schrift gestellt:
Willegis, Willegis,
Denk', woher du kommen sis!"

3. Nun wurde von den Herren im Tum nicht mehr geprahlt;
Man sagt, sie wischten selber hinweg, was sie gemalt.
Sie sahn, dergleichen tut
Bei weisem Mann nicht gut.
Und was dann für ein Bischof kam,
Ein jeder das Rad ins Wappen nahm.
Also ward Willegis'
Glorie das Ärgernis!

3. Die Histörchen.

1.

Wir sitzen zusammen auf lustiger Bank,
Erzähle drum jeder einen Schwank,
Vielleicht von dummem Volk etwas,
Das macht uns Klugen am meisten Spaß.
Wer ausgetrunken hat, fängt an! —
Das trifft mich selber, — nun wohlan!
Die Fockbecker — es ist doch kein Fockbecker am Tisch? —
„Nein, noch ist er draußen, erzähl' Er nur frisch!" —
Die Fockbecker aßen Hering einmal,
Das war für sie ein Göttermahl;
Sie dachten, das sollte man öfter haben,
Ist eine der besten Tafelgaben!
Sie haben nicht viel und sind nicht reich,
Drum legen sie an einen Heringsteich
Und kaufen sie gut gesalzen ein
Und setzen sie in den Teich hinein
Und dachten, so ohne sondre Müh'n
Sich ihren Heringsbedarf zu ziehn.
Ging einer nun bei dem Wasser vorbei,
Und rührte sich was, so rief er: „Hei!
Es rührt sich schon, es werden schon mehr!"
Und rieb sich die Hände und freute sich sehr.
Als nun der Herbst gekommen war,
Da ließen sie ab das Wasser klar
Und standen herum und guckten drein;
Da fanden sie — einen Aal allein,
Von Heringen nicht einen Schwanz,
Die waren weggeschwunden ganz.
Da schrien sie alle auf einmal:
„Der Aal hat sie verzehrt, der Aal!
Fort, fort mit ihm zur Feuerqual!"
„Nein," meinte der eine, „so stirbt er zu schnell;
Werft lieber ihn in ein Wasser hell!"
„In ein Wasser? Das wär' ein dummer Streich,
Er hat ja immer gelebt im Teich!"
„Das Wasser im Teich ist flach und klein,
Wohl zehnmal tiefer muß es sein;
Werft in den großen Strom ihn hin!
Da wird er schon versaufen drin!" —
Wie nun der Aal tief Wasser spürt
Und lustig drin herumvagiert,
Da rufen sie: „Seht seine Not!
Ersaufen ist ein böser Tod!"

„Die Fockbecker — doch da kommt einer herein,
Da muß ich wahrhaftig stille sein." —
„Guten Tag, Herr Fockbecker, setzt Euch,
Trinkt und erzählt ein Histörchen!" — „Gleich!"

2.

Die Büsumer — es ist doch kein Büsumer am Tisch? —
„Nein, noch ist er draußen, erzähl' Er nur frisch!" —
Die Büsumer wohnen am Meeresstrand

1) Willegis war Erzbischof von Mainz 975—1011. Er war die beste Stütze Kaiser Ottos III.

Und ſind für kluge Leute bekannt;
Nur treiben ſie die Beſcheidenheit
In manchem Stücke gar zu weit.
Des einen Sonntags ihrer neun
Schwimmen ſie weit in die See hinein.
Auf einmal, wie das Meer ſo ſchwankſt,
Wird einem um die andern angſt,
Und zählt ſie alle: eins, zwei, drei
Bis acht — und läßt ſich aus dabei;
Denn er iſt ein echtes Büſumer Kind,
Die immer ſo beſcheiden ſind.
Ein zweiter probiert's, zählt: eins, zwei, drei
Bis acht — und vergißt ſich auch dabei.
Da ſchwimmen ſie alle beſtürzt ans Land,
Wo eben ein kluger Fremder ſtand.
Dem klagten ſie jammernd ihre Not
Und ſagten: „Von uns iſt einer tot!"
Und wußten nicht, welcher ertrunken ſei,
Und jammern und zählen immer aufs neu'
Und finden immer nur wieder acht,
Weil jeder beſcheiden an ſich nicht gedacht.
Der Fremde ſprach: „Beſcheidenheit
Führt euch, ihr guten Leute, zu weit;
Steck' jeder die Naſ' in den Sand einmal,
Und zählt die Tupfen, ſo habt ihr die Zahl."
Sie folgten dem Fremden, da zählten ſie — neun!
Und luden vor Freud' ihn zum Frühſtück ein.

5. Adolf Stöber,

geboren den 7. Juli 1810 zu Straßburg, ſtudierte daſelbſt Theologie, ward 1837 Pfarrvikar zu Mietesheim, 1839 Religionslehrer am Gymnaſium zu Mülhauſen, 1840 Stadtpfarrer daſelbſt, ſtarb den 8. November 1892. Mit ſeinem Bruder Auguſt, Profeſſor in Mülhauſen, geboren den 9. Juli 1808, geſtorben den 19. März 1884, gab er die „Alſabilder" heraus, einen Zyklus vaterländiſcher Sagen und Geſchichten. Beide Brüder wußten ſich auch unter franzöſiſcher Herrſchaft ihre kerndeutſche Geſinnung zu wahren.

1. Wachtelſchlag.

1. Wie friſch erquickt, wie friſch erquickt
Der muntre Wachtelſchlag,
Wenn's aus dem Kornfeld bickerwickt
Am heißen Sommertag!
Das klingt aus voller Bruſt ſo hell
Wie ſprudelnd aus dem Fels ein Quell.

2. „Sei wohlgemut! ſei wohlgemut!"
Das iſt der Wachtel Rat;
„Brennt noch ſo heiß der Sonne Glut,
Nur fröhlich bei der Tat!
Ein fröhlich Singen ſpät und früh
Verſüßt des Tages Laſt und Müh'."

3. „Vertrau' dem Herrn! vertrau' dem Herrn!"
Das iſt der Wachtel Ruf;
„Der Herr behütet jährlich gern
Die Saaten, die er ſchuf!
Und ob es donnert, blitzt und kracht,
Getroſt! der Herr im Himmel wacht!"

4. „Gott Lob und Preis! Gott Lob und Preis!"
Das iſt der Wachtel Lehr';
„Die Felder ſind zur Ernte weiß;
Gebt unſerm Gott die Ehr'!
Für jede Garbe Gott ſei Dank,
Die unter eurer Sichel ſank!"

5. „Vergeßt nicht mein! vergeßt nicht mein!"
Das iſt der Wachtel Bitt',
„Und räumt mir auch ein Reſtchen ein
Von euerm Ährenſchnitt!
Vergeſſet nicht des Armen heut',
Wenn euch der gute Tag erfreut!"

6. „Behüt' euch Gott! behüt' euch Gott!"
Das iſt der Wachtel Gruß;
„Es kommt die bittre Wintersnot,
Darum ich ſcheiden muß.
Der Herr bewahr' euch alle fromm,
Bis übers Jahr ich wiederkomm'!"

2. Das Grab im Neuen Münſter zu Würzburg.

1. Im Lorenzgarten liegt ein Stein
An einer kühlen Stelle;
Da ſchwirren die Vöglein aus und ein
Und pfeifen und ſingen helle.

2. Es iſt ein alter Leichenſtein,
Von Trauerweiden beſchattet,
Darunter liegt im engen Schrein
Ein Sängerherz beſtattet.

3. Die Vöglein waren seine Luft,
Es hörte gern ihr Singen
Und hüpfte selber in der Bruft,
Wie muntre Vöglein springen.

4. Der Sänger lauschte mit Acht und Müh',
Der Lerche Ton zu lernen;
Auch schallte sein Lied wie Morgenfrüh'
Aus himmelblauen Fernen.

5. Auch liebt' er wie die Vögelein,
Ein Wanderleben zu führen
Und Gärten und Felder aus und ein
Die Flügel frisch zu rühren.

6. So streift' er über den Wiesengrund
Und über die Bergesgipfel,
Bis ihm ein warmes Nestchen kund
Auf einem stolzen Wipfel.

7. An Vögel mahnt' des Sängers Nam',
Ein Vöglein führt' er im Schilde,
Und als er nun zu sterben kam,
Bedacht' er sie gar milde:

8. „Vier Löcher höhlt in den Leichenstein
Und senkt darein vier Tröglein,
Streut Körner und schüttet Wasser ein
Für meine lieben Vöglein!"

9. Und was er bat im letzten Drang,
Dem ward gewillfahrt eilig;
Die Klosterbrüder hielten lang
Des Sängers Willen heilig.

10. Herr Walter von der Vogelweid'
Ist unser Meister geheißen.
Noch fliegen Vögel aus Wald und Heid'
Und singen frische Weisen.

(Auguft Stöber.)

6. Franz Kugler,

geboren den 19. Januar 1808 zu Stettin, widmete sich zu Berlin und Heidelberg dem Studium der Literaturen und der bildenden Kunst, besonders der Architektur, wurde von König Friedrich Wilhelm IV. 1837 als Professor der Kunstgeschichte an die königliche Akademie der Künste nach Berlin berufen, wurde 1849 vortragender Rat im Kultusministerium und starb am 18. März 1858. — In einigen seiner Gedichte hat er den volkstümlichen Ton getroffen. Seinen Ruhm hat er jedoch durch seine historischen und kunsthistorischen Schriften begründet.

1. Triolette.

1. Sei gegrüßet, neuer Mai,
Der den Busen mir erfüllet!
Wieder atm' ich leicht und frei,
Sei gegrüßet, neuer Mai!
Die mich lange hat umhüllet,
Winternacht ist nun vorbei;
Sei gegrüßet, neuer Mai,
Der den Busen mir erfüllet!

2. Und ich fühl' es in mir keimen,
Liederblüten seh' ich prangen!
Leben hab' ich neu empfangen,
Und ich fühl' es in mir keimen,
Und in Worten und in Reimen
Will es zur Gestalt gelangen:
Und ich fühl' es in mir keimen,
Liederblüten seh' ich prangen!

3. Vieles kehret schon mir wieder,
Manches Bild vergangner Tage;
Bunt und reich rauscht es hernieder,
Vieles kehret schon mir wieder,
Alte Luft und alte Klage
Tönt aufs neu' in meine Lieder;
Vieles kehret schon mir wieder,
Manches Bild vergangner Tage!

4. Darf ich von dem Schmerze singen,
Dann ist er der alte nicht;
Darf ich mit der Kunst ihn zwingen,
Darf ich von dem Schmerze singen,
Dann verklärt ihn das Gedicht,
Und der Schmerz muß Freude bringen;
Darf ich von dem Schmerze singen,
Dann ist er der alte nicht!

2. Die Schlacht bei Leuthen.

Sobald der König Friedrich II. den Anmarsch des Prinzen Karl von Lothringen erfuhr, beschloß er, ihm entgegenzugehen und ihm eine Schlacht zu liefern. Seine Armee bestand nur aus 32,000 Mann, während ihm 80—90,000 Österreicher gegenüberstanden, die anders an Zucht gewöhnt waren als die Feinde bei Roßbach und die durch ihre seitherigen Fortschritte das Gefühl des Sieges in sich trugen. Auch machten die Bedenklichen auf die gutgewählte Stellung des Gegners aufmerksam; aber der König war entschlossen: „Und wenn sie auf den Tür-

men von Breslau stünden, ich will sie angreifen!“ Dennoch verkannte er das Außerordentliche des Wagnisses nicht; er versammelte daher die Generale seines Heeres auf offenem Felde, zwischen Neumarkt und Leuthen, im Kreise und sprach zu ihnen die folgenden Worte, welche die Geschichte uns aufbewahrt hat:

„Ihnen, meine Herren, ist es bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich zum Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu tun. Ein Teil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle darin befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Mut, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens an. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Tat ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts getan zu haben, ließe ich die Österreicher im Besitz von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Rede von der Anzahl der Feinde noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich für berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie gewiß dieses Vorzugs sich nicht unwürdig machen. Ist aber einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden.“ — „Wir folgen Eurer Majestät in den Tod! Gut und Blut für unsern König!“ riefen die versammelten Generale und Offiziere, und Friedrich erkannte mit freudiger Zuversicht die Begeisterung und die völlige Ergebenheit der Herzen. „Schon im voraus“, fuhr er fort, „hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland tun. Gehen Sie nun in das Lager und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben. Das Regiment Kavallerie“ — fügte er noch hinzu —, „welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich sofort nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente; das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stutzen anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montierung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder!“

Am 4. Dezember [1757] rückte die preußische Armee aus ihrem Lager. Auf dem Marsch nach Neumarkt erfuhr Friedrich, der sich bei der Kavallerie des Vortrabes befand, daß dieser Ort bereits von österreichischen Husaren und Kroaten besetzt sei. Da ihm daran lag, sich der jenseitigen Höhen zu versichern, so stürmte

er, ohne das Fußvolk abzuwarten, mit seinen Husaren die Stadt und nahm die Mehrzahl der Feinde gefangen. Dann besetzte er die Höhen und erwartete seine Armee. Am Abend hörte er, daß das österreichische Heer seine feste Stellung verlassen habe und über das Schweidnitzer Wasser vorgerückt sei. Es hatte nämlich dem Prinzen von Lothringen nicht anständig geschienen, den Angriff der „Berliner Wachtparade“ (wie die Österreicher spottend die kleine preußische Armee nannten) in seinen Verschanzungen abzuwarten. Friedrich aber nahm diesen unerwarteten, unverständigen Schritt des Gegners als Vorzeichen des Sieges auf; mit lebhafter Fröhlichkeit trat er in das Zimmer, wo er das Losungswort ausgeben wollte, und sagte lächelnd zu einem Anwesenden: „Der Fuchs ist aus seinem Loche gekrochen, nun will ich auch seinen übermut bestrafen!“ Dann ordnete er schnell alles für den Kampf des nächsten Tages.

Der Morgen des 5. Dezembers brach an; das Heer zog gerüstet dem Feinde entgegen. Friedrich wußte nichts Bestimmteres über die Stellung des Prinzen von Lothringen; aber wohl wußte er, daß er den schwachen Punkt des Feindes würde finden und hierauf den Sieg bauen können. Doch war er auf alles gefaßt. Als er sich an die Spitze seiner Truppen begab, rief er einen Offizier mit fünfzig Husaren zu sich. Zu diesem sprach er: „Ich werde mich heut' in der Schlacht mehr aussetzen als sonst. Er mit Seinen fünfzig Mann soll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und gibt acht, daß ich nicht der Canaille[1]) in die Hände falle. Bleib' ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit Seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — wird geschlagen!“

Die ersten Kolonnen der Armee hatten auf dem Marsch fromme Lieder mit Feldmusik angestimmt. Sie sangen:

Gib, daß ich tu' mit Fleiß, was mir zu tun gebühret,
Wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet;
Gib, daß ich's tue bald, zu der Zeit, da ich soll,
Und wenn ich's tu', so gib, daß es gerate wohl.

Ein Kommandeur fragte bei Friedrich an, ob die Soldaten schweigen sollten. Der König antwortete: „Nein, laß' Er das; mit solchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen!“

Jetzt war die preußische Vorhut in die Nähe eines Dorfes gekommen, vor dem eine feindliche Reiterlinie sich hinzog. Anfangs glaubte man, es sei einer der Flügel des österreichischen Heeres; doch überzeugte man sich bald, daß dies weiter zurückstand. Um indes ganz sicher zu gehen, ließ Friedrich die feindliche Reiterei angreifen; sie wurde bald geworfen und zum großen Teil gefangengenommen. Friedrich ließ die Gefangenen die Reihen seiner Armee entlang nach Neumarkt führen, um durch dies Schauspiel den Mut der Seinen zu erhöhen. Doch war es fast überflüssig; denn kaum gelang es ihm, die Hitze der Husaren, die jenen Angriff gemacht hatten, in Schranken zu halten.

Auf einer Höhe angekommen, erblickte Friedrich jetzt die ganze feindliche Schlachtordnung vor sich, die sich in unermeßlichen Reihen seinem Marsche entgegenbreitete. Vor ihrer Mitte lag das Dorf Leuthen. Aus dem Angriffe der Preußen auf jene Reiterschar, die vor dem rechten Flügel der Österreicher gestanden hatte, schlossen diese, Friedrich würde sie von dieser Seite angreifen, und waren eiligst auf Verstärkung derselben bedacht. Aber Friedrich fand, daß ein Sturm auf den linken Flügel ungleich größeren Erfolg haben müsse; er ließ somit seine Armee, die zum Teil durch Hügelreihen gedeckt ward, im weiten Bogen seitwärts ziehen. Die Österreicher bemerkten diese Bewegung, ohne des Königs Absicht einzusehen; man meinte, er suche der Schlacht auszuweichen. Feldmarschall Daun sagte: „Die Leute gehen; man störe sie nicht!“

Um Mittag waren die preußischen Truppen dem linken feindlichen Flügel in

1) Pack, Gesindel.

die Flanke gekommen. Um 1 Uhr begann der Angriff. Prinz Karl hatte die Unvorsichtigkeit begangen, auf diesem Punkte seiner Schlachtordnung minder zuverlässige Hilfsvölker aufzustellen. Diese waren bald über den Haufen geworfen; in hastiger Flucht drängten sie bis Leuthen zurück, wo sie beinahe von den eigenen Verbündeten mit Kreuzfeuer wären empfangen worden. Auf die Flucht der Hilfsvölker folgte bald eine gänzliche Verwirrung des linken Flügels der österreichischen Armee. Die Preußen wandten sich dem Mitteltreffen der Österreicher entgegen. Die Stellung des letzteren wurde durch das Dorf Leuthen gedeckt, welches, breit, und ohne einen Eingang darzubieten, den Angriff schwierig machte, und aus dessen Gehöften die Preußen ein scharfes Feuer empfing. Ein hartnäckiger Kampf entspann sich. Ein Bataillon der preußischen Garde machte einen Angriff auf das Dorf; der Kommandeur stutzte, als er die Schwierigkeit der Lage übersah; er war unentschlossen, was zu tun sei. Der älteste Hauptmann, von Möllendorf, der nachmalige berühmte Feldmarschall, rief ihm zu, hier sei nichts zu bedenken; doch jener konnte zu keinem Entschlusse kommen. Da sprang Möllendorf mit den Worten vor: „Ein andrer Mann her! Leute, folgt mir!“ Es ging auf ein versperrtes Tor los. Man stieß und riß die Flügel auf; zehn Gewehre lagen im Anschlag; der Anführer, an der Spitze eines mutigen Haufens, stürzte sich darauf los. Das Bataillon drang nach und verbreitete sich; das Dorf ward, obgleich nicht ohne fortgesetzten heftigen Kampf, genommen. Die Österreicher suchten sich auf den Höhen hinter dem Dorfe festzusetzen, während nun die Preußen an Leuthen einen festen Halt fanden. Jene standen in dichten Massen; in ihren Reihen wütete furchtbar das preußische Geschütz; der Kampf währte stundenlang, ohne vor- oder zurückzuweichen. Es war 4 Uhr. Jetzt kam die österreichische Kavallerie des rechten Flügels, um die preußische Armee von der Seite anzugreifen. Aber auf diesen Augenblick hatte die preußische Reiterei des linken Flügels nur gewartet; sie stürzte jener in die Seite und in den Rücken, und in kurzer Frist waren die österreichischen Reiter vom Schlachtfelde vertrieben. Dies war das Zeichen zur allgemeinen Flucht. In wilder Unordnung eilte die österreichische Armee über das Schweidnitzer Wasser, zahlreiche Massen von Gefangenen zurücklassend. Da brach die frühe Nacht herein und beendete den Kampf.

Noch auf dem Schlachtfelde bewies Friedrich dem Prinzen Moritz von Dessau, der das Haupttreffen geführt hatte, die ehrenvollste Auszeichnung, indem er ihn zum Feldmarschall ernannte. Er tat dies mit den Worten: „Ich gratuliere Ihnen zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarschall!“ Der Prinz, noch mit Dienstangelegenheiten beschäftigt, hatte auf die Ausdrücke des Grußes nicht genau achtgegeben. Friedrich wiederholte also mit erhobener Stimme: „Hören Sie nicht, daß ich Ihnen gratuliere, Herr Feldmarschall?“ Als nun der überraschte sich bedankte, erwiderte der König: „Sie haben mir so bei der Bataille geholfen und alles vollzogen, wie mir noch nie einer geholfen hat.“

Ein tiefes Dunkel hatte sich über das Schlachtfeld, auf dem sich die Preußen möglichst ordneten, gelagert. Die Nacht verhinderte die Verfolgung des Gegners und seine gänzliche Vernichtung. Friedrich aber gedachte, auch jetzt noch nicht zu rasten, sondern mit rascher Entschlossenheit die Erfolge des ruhmvollen Tages festzuhalten. Es lag ihm daran, sich der Brücke zu versichern, welche bei dem Dorfe Lissa über das Schweidnitzer Wasser führt, damit er am nächsten Tage ungehindert die Verfolgung fortsetzen könne. Er nahm zu diesem Zwecke Ziethen und einen Trupp Husaren sowie einige Kanonen mit sich und suchte die Straße nach Lissa auf. In einer an der Straße gelegenen Schenke ward Licht bemerkt; man pochte und forderte eine Laterne. Der Wirt, um seine Laterne nicht einzubüßen, kam selbst. Friedrich gebot ihm, seinen Steigbügel zu fassen und dem Zuge zu leuchten. So

erreichte man den Weidendamm von Liſſa, während Friedrich den Bauer von den hohen Gäſten, die über Nacht bei ihm gehauſt, und von ihren ſtolzen Reden berichten ließ. Alles horchte der treuherzigen Erzählung, als plötzlich Flintenſchüſſe fielen, die gegen die Laterne gerichtet waren, jedoch nur einige Pferde verwundeten. Es war ein öſterreichiſcher Poſten, der den Damm bewacht hatte und nun ſchnell davonlief. Man war nahe vor Liſſa; es ſchien gefährlich, weiter vorzugehen. Friedrich ſandte ſchnell einen Adjutanten zur Armee zurück, einige Grenadierbataillone herbeizuholen. Bis dieſe Verſtärkung anlangte, ließ er halten und den Weg nach dem Örtchen unterſuchen; es ward indes keine weitere Gefahr entdeckt. In aller Stille rückte man nun in Liſſa ein; die Straßen waren leer, in den Häuſern aber war Licht und reges Leben. Einige öſterreichiſche Soldaten brachten Strohbündel aus den Häuſern; ſie wurden ergriffen und berichteten, ſie hätten Befehl, das Stroh auf die Brücke zu tragen, die abgebrannt werden ſollte. Mittlerweile war man doch des preußiſchen Beſuchs innegeworden; ein Trupp öſterreichiſcher Soldaten hatte ſich geſammelt und fing plötzlich an, auf die Preußen zu feuern, ſo daß mehrere Grenadiere zu Friedrichs Seiten verwundet wurden. Die Preußen aber hatten ihre Kanonen bereits ſchußfertig und erwiderten ungeſäumt den Gruß. In demſelben Augenblicke kam aus allen Häuſern ein ſtarkes Feuern auf die Preußen, und wieder ſchoſſen die Grenadiere auf die Fenſter, aus denen gefeuert ward. Alles ſchrie und kommandierte durcheinander. Friedrich aber ſagte gelaſſen zu ſeiner Umgebung: „Meſſieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Beſcheid!“ Sogleich ritt er links über die Zugbrücke, welche nach dem Schloſſe von Liſſa führt. Seine Adjutanten folgten.

Kaum war er vor dem Schloßportale angekommen, als eine Menge von öſterreichiſchen Offizieren, die eben ihre Mahlzeit eingenommen und nun, durch das Schießen aufgeſchreckt, ihre Pferde ſuchten, mit Lichtern in den Händen aus den Zimmern und von den Treppen herabſtürzten. Erſtarrt blieben ſie ſtehen, als Friedrich mit ſeinen Adjutanten ganz ruhig vom Pferde ſtieg und ſie mit den Worten bewillkommnete: „Bon Soir, Meſſieurs![2]) Gewiß werden Sie mich hier nicht vermuten. Kann man denn auch noch mit unterkommen?“ Sie waren die Mehrzahl und hätten ſich durch einen kühnen Entſchluß der Perſon des Königs bemächtigen können; aber daran dachte in der Verwirrung niemand. Die öſterreichiſchen Generale ergriffen die Lichter und leuchteten dem Könige die Treppe hinauf in eins der erſten Zimmer. Hier ſtellte einer den andern dem Könige vor, der ſich mit ihnen in ein freundliches Geſpräch einließ. Unterdeſſen fanden ſich auf dem Schloſſe immer mehr preußiſche Offiziere ein. Endlich ward die Menge derſelben ſo bedeutend, daß Friedrich verwundert fragte, wo ſie denn alle herkämen, und jetzt hörte er, daß ſeine ganze Armee auf dem Wege nach Liſſa ſei.

Im Eifer des Sieges nämlich war dieſe gefolgt, als Friedrich jene Grenadierbataillone nach Liſſa beordert hatte. Still und ernſt hatte ſie ſich aufgemacht. Jeder ſchritt in tiefen Gedanken über den bedeutungsvollen, blutigen Tag vorwärts; der kalte Nachtwind ſtrich über die Felder, die von dem Ächzen und Wimmern der Verwundeten erfüllt waren. Da ſtimmte ein alter Grenadier aus tiefer Bruſt das ſchöne Lied „Nun danket alle Gott“ an; die Feldmuſik fiel ein, und ſogleich ſang das ganze Heer, mehr als 25,000 Mann, wie aus einem Munde:

Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut
An uns und allen Enden!

Die Stille und das Dunkel der Nacht, die Schauer des Schlachtfeldes, wo man faſt bei jedem Schritte auf eine Leiche ſtieß, gaben dem Geſange eine wunderbare Feierlichkeit; ſelbſt die Verwundeten vergaßen ihre Schmerzen, um Anteil an dieſem allgemeinen Opfer der Dankbar-

2) Guten Abend, meine Herren!

keit zu nehmen. Eine erneute innere Feſtigkeit belebte die ermüdeten Krieger. Dann tönte ein lauter, hoher Jubel aus aller Munde; und als man nun das Feuern in Liſſa hörte, ſo wollte es einer dem andern an Geſchwindigkeit zuvortun, ſeinem Könige beizuſtehen. Alles, was von Öſterreichern in Liſſa war, wurde gefangengenommen.

Sie hatten an dem einen Tage 20,000 Mann, 116 Geſchütze, 51 Fahnen und 4000 Wagen verloren, während ſich der Verluſt der Preußen nur auf 6000 Mann belief. Dieſe einzige Schlacht ſetzte den König wieder in den Beſitz Schleſiens; das Volk aber ſang:

Es lebe durch des Höchſten Gnade
Der König, der uns ſchützen kann!
So ſchlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal achtzigtauſend Mann.

7. Hermann Beſſer,

geboren den 17. Juli 1807 zu Zeitz, war preußiſcher Regierungsaſſeſſor, zuerſt in Münſter, dann in Poſen, ſpäter Regierungsrat in Potsdam, ſtarb am 25. Dezember 1895 zu Dresden.

1. Der Choral von Leuthen.

1. Geſiegt hat Friedrichs kleine Schar.
Raſch über Berg und Tal
Von dannen zog das Kaiſerheer im Abendſonnenſtrahl;
Die Preußen ſtehn auf Leuthens Feld,
das heiß noch von der Schlacht;
Des Tages Schreckenswerke rings umſchleiert mild die Nacht.

2. Doch dunkel iſt's hier unten nur, am Himmel Licht an Licht;
Die goldnen Sterne ziehn herauf wie Sand am Meer ſo dicht.
Sie ſtrahlen ſo beſonders heut', ſo feſtlich hehr ihr Lauf;
Es iſt, als wollten ſagen ſie: „Ihr Sieger, blicket auf!"

3. Und nicht umſonſt. Der Preuße fühlt's: es war ein großer Tag.
Drum ſtill im ganzen Lager iſt's, nicht Jubel noch Gelag;
So ſtill, ſo ernſt die Krieger all', kein Lachen und kein Spott.
Auf einmal tönt es durch die Nacht: „Nun danket alle Gott!"

4. Der Alte, dem's mit Macht entquoll, ſingt's fort, doch nicht allein;
Kam'raden, Grenadier' umher, gleich ſtimmen ſie mit ein,
Die Nachbarn treten zu, es wächſt lawinengleich der Chor,
Und voller, immer voller ſteigt der Lobgeſang empor.

5. Aus allen Zelten ſtrömt's, es reiht ſich ſingend Schar an Schar,
Ein fallen jetzt die Jäger, jetzt fällt ein auch der Huſar.
Auch Muſika will feiern nicht; zu reiner Harmonie
Lenkt Horn, Hobo' und Klarinett' die heil'ge Melodie.

6. Und ſtärker noch und lauter noch, es ſchwillt der Strom zum Meer,
Am Ende wie aus einem Mund lobſingt das ganze Heer.
Im Echo donnernd widerhallt's das aufgeweckte Tal,
Wie hundert Orgeln brauſt hinan zum Himmel der Choral.

2. Die Trommel.

1. Rings wirbelt die Trommel im Preußenland;
Still liegt nur ein Hüttchen am baltiſchen Strand.

2. Was jammert das Weib drin bei Tag und bei Nacht?
Ihr Mann iſt gefallen in heißer Schlacht.

3. Auch traf ihr die Kugel der Söhne zwei;
Der jüngſte nur lebt und ihr Kummer dabei.

4. Und lebt dir ein Knabe, was härmſt du dich bleich?
O preiſe den Himmel, noch biſt du ja reich!

5. Doch horch! welche Töne das Ufer entlang?
Das Weib schrickt zusammen; was macht ihr so bang?

6. „Horch! Mutter, wie schallt es so mächtig und laut!“
„Mein Sohn, zur Kirche wohl führt man die Braut!“

7. „Nein, Mutter, das klingt nicht wie Hochzeitston!“
„So trägt man den Paul wohl zu Grabe, mein Sohn.“

8. „Nein, nein, so klingt auch nicht Sterbegesang;
Schon kenne den Ton ich, schon hört' ich den Klang.

9. Als einst ich ihn hörte zum erstenmal,
Da war's für den Vater das Abschiedssignal.

10. Und als er zum andern getroffen mein Ohr,
Da folgten die Brüder dem werbenden Korps.

11. Nun ruft er zum dritten, er ruft es nun mir:
Die andern sind tot, und die Reih' ist an dir!

12. Die Reih' ist an mir, das Gewehr in der Hand,
Zu fechten für Freiheit und Vaterland.

13. Hinaus denn, hinaus in des Kampfes Glut!
Leb', Mutter, wohl! Bleib in Gottes Hut!“ —

14. Hin ziehet der Knabe, das Schwert er schwingt;
Ein hüllt sich das Weib, und die Trommel verklingt.

8. August Schnezler,

geboren den 4. August 1809 zu Freiburg im Breisgau, studierte in Heidelberg und in München Philosophie und Philologie, war an verschiedenen Zeitschriften tätig und starb zu München am 11. April 1853. — Bekannt ist er geworden durch das „Badische Sagenbuch“, aus dem die folgende auf den Mummelsee im Schwarzwald bezügliche Probe genommen ist.

Mummelsees Rache.

1. Glatt ist der See, stumm liegt die Flut,
So still, als ob sie schliefe.
Der Abend ruht wie dunkles Blut
Rings auf der finstern Tiefe;
Die Binsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlenerweise.

2. Wer schleicht dort aus dem Tannenwald mit scheuem Tritte her?
Was schleppt er in dem Sacke nach so mühsam und so schwer?
Das ist der rote Dieter, der Wilderer benannt,
Dem Förster eine Kugel hat er ins Herz gebrannt.
Jetzt kommt er, in die Wogen den Leichnam zu versenken;
Doch unser alter Mummler läßt sich so was nicht schenken.

3. Der Alte hat gar leisen Schlaf, ihn stört sogar ein Stein,
Den man vielleicht aus Unbedacht ins Wasser wirft hinein;
Dann kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Und flieht nicht gleich der Wanderer mit blitzgeschwindem Lauf,
So muß er in den Fluten als Opfer untergehen,
Kein Auge wird ihn jemals auf Erden wiedersehen.

4. Da steht der Frevler an dem See, wirft seine Bürde ab
Und stößt hinab mit einem Fluch den Sack ins nasse Grab:
„Da jage du nun Fische, da drunten in dem See!
Jetzt kann ich ruhig jagen im Forste Hirsch und Reh,
Kann mich nun ruhig wärmen an deines Holzes Gluten,
Du brauchst ja doch kein Feuer da drunten in den Fluten!“

5. Er ſpricht's und will zurück, doch
hält ein Dorngeſtrüpp ihn an,
Und immer feſter zerrt es ihn mit tauſendfachem Zahn;
Da kocht es in der Tiefe, Gewitter ſteigen auf,
Dumpf rollt ob dem Gebirge der Donner ſeinen Lauf;
Der See ſteigt übers Ufer, es glühn des Himmels Flammen,
Und jäh ſchlägt über dem Mörder die ſchwarze Flut zuſammen.

6. Stumm liegt der See, als ob die Glut
Der Rache wieder ſchliefe.
Glatt iſt die Flut, im Monde ruht
Die unermeſſ'ne Tiefe. —
Die Binſen im Kreiſe nur leiſe
Flüſtern verſtohlenerweiſe.

9. Otto Gruppe,

geboren den 15. April 1804 zu Danzig, ſtudierte in Berlin Naturwiſſenſchaften, Philoſophie und altdeutſche Sprache, ward daſelbſt Univerſitätsprofeſſor, war als Kunſtkritiker tätig, wurde 1863 Sekretär der Königlichen Kunſtakademie zu Berlin und ſtarb am 7. Januar 1876. — Von ſeinen zahlreichen Werken leben jetzt nur noch die ſeinerzeit mit Beifall aufgenommenen „Vaterländiſchen Gedichte“ fort.

1. Der Schmied von Solingen.

1. Der Waffenſchmied von Solingen
Ließ Schlot und Eſſe dampfen;
Doch wenn er dann die Zeitung las,
Mit Füßen tät er ſtampfen;
Er rief bei jedem Flintenrohr
Und jedem Bajonette:
„Wenn das und einen Mann dazu
Sogleich der Fritz nur hätte!
Denn bei Kolin erging es ſchlecht,
Die Schart' muß ausgewetzt ſein!
Ganz anders müßte der Kroat'
Nach Hauſe ſchon gehetzt ſein!“

2. Und endlich faßt ihn Ungeduld,
Der Schmied nimmt ſelbſt die Waffe:
„Ich will doch einmal ſelber ſehn,
Ob ich's nicht anders ſchaffe!“
Er kam noch juſt zur rechten Zeit,
Bei Roßbach mitzuſchlagen —
Ja, wie das gleich ganz anders ging!
Heidi, das war ein Jagen!
Franzoſen und die Reichsarmee,
Die liefen um die Wette;
Wie ſtänd' es wohl, wenn nicht der Schmied
So brav geholfen hätte?

3. Das war ſchon gut; doch beſſer noch,
Noch beſſer muß es kommen!
Es hat der Schmied von Solingen
Noch ferner Dienſt genommen:
Mit zog er in die Leuthner Schlacht,
Das war ein freudig Siegen!
An ſechzigtauſend fliehn davon,
Und dreißigtauſend liegen!
Da ſprach er: „So, nun geht das Ding,
Nun kann ich wieder ſchmieden,
Und hoffen will ich, daß der Fritz
Mir nicht zu ſchnell macht Frieden.“

4. Der Waffenſchmied von Solingen
Ließ Schlot und Eſſe dampfen;
Und wenn er jetzt die Zeitung las,
Wohl nicht mehr tät er ſtampfen.
Er ſprach: „Ich hab's geſagt, es iſt
Der Fritz ein Kerl zum Küſſen;
Ich glaube kaum, daß noch einmal
Ich werde kommen müſſen.“
Der Waffenſchmied von Solingen
Ließ Schlot und Eſſe rauchen;
Er ſprach: „Es kann mein Herzensfritz
Noch manche Flinte brauchen!“

2. Der Tod Friedrich Wilhelms III.[1]

1. Es war die ernſte, heil'ge Stunde,
Als brach des beſten Königs Herz.
Die Sprache ſchon verſagt dem Munde,
Es kämpft die Bruſt im letzten Schmerz.

2. Da öffnet er das Auge wieder,
Und ſieh, er ſpricht mit klarer Kraft:
„Mich dürſtet brennend; ſendet nieder
Nach einer Goldorange Saft!“

3. Und zwei der treuen Diener eilen,
Schon treten ſie zur Pfort' hinaus;
Wer aber kann die Menge teilen,
Die dicht umringt das Königshaus?

4. Und als der Sterbende verlanget
Und nach dem Labſal wieder fragt,
Daß allen vor der Antwort banget,
Nimmt einer ſich das Wort und ſagt:

1) Vgl. S. 359: „Das Glöcklein des Glücks.“

5. „O Herr, in still gescharter Menge
Umsteht dein Volk hier den Palast.
Hindurchzukommen durchs Gedränge,
Schwer ist es und unmöglich fast.

6. O Herr, es sind nicht müß'ge Schauer,
Die Liebe trieb sie zu dir her;
Es steht, o Herr, dein Volk in Trauer,
Und ist kein Auge tränenleer."

7. Da atmete der König tiefer:
„Du hast mich, Gott, im Tod gelabt!"
Und schloß sein Aug', und sanft entschlief er, —
Und wir, wir hatten ihn gehabt.

10. Annette Freiin von Droste-Hülshoff,

geboren den 10. Januar 1797 auf dem väterlichen Rittergute Hülshoff bei Münster, gestorben den 24. Mai 1848 zu Meersburg am Bodensee, hat sich durch ihre stimmungsvollen Naturlieder und meisterhaften Balladen den Ehrentitel der größten deutschen Dichterin erworben.

1. Der Knabe im Moor.

1. O, schaurig ist's, übers Moor zu gehn,
Wenn es wimmelt vom Heiderauche,
Sich wie Phantome die Dünste drehn
Und die Ranke häkelt am Strauche,
Unter jedem Tritte ein Quellchen springt,
Wenn aus der Spalte es zischt und singt —
O, schaurig ist's, übers Moor zu gehn,
Wenn das Röhricht knistert im Hauche!

2. Fest hält die Fibel das zitternde Kind
Und rennt, als ob man es jage;
Hohl über die Fläche sauset der Wind —
Was raschelt drüben am Hage?
Das ist der gespenstige Gräberknecht,
Der dem Meister die besten Torfe verzecht;
Hu, hu, es bricht wie ein irres Rind!
Hin ducket das Knäblein zage.

3. Vom Ufer starret Gestumpf hervor,
Unheimlich nicket die Föhre;
Der Knabe rennt, gespannt das Ohr,
Durch Riesenhalme wie Speere;
Und wie es rieselt und knittert darin!
Das ist die unselige Spinnerin,
Das ist die gebannte Spinn-Lenor',
Die den Haspel dreht im Geröhre!

4. Voran, voran, nur immer im Lauf,
Voran, als woll' es ihn holen;
Vor seinem Fuße brodelt es auf,
Es pfeift ihm unter den Sohlen
Wie eine gespenstige Melodei;
Das ist der Geigenmann ungetreu,
Das ist der diebische Fiedler Knauf,
Der den Hochzeitheller gestohlen!

5. Da birst das Moor, ein Seufzer geht
Hervor aus der klaffenden Höhle;
Weh, weh, da ruft die verdammte Margret':
„Ho, ho, meine arme Seele!"
Der Knabe springt wie ein wundes Reh,
Wär' nicht Schutzengel in seiner Näh',
Seine bleichenden Knöchelchen fände spät
Ein Gräber im Moorgeschwele.

6. Da mählich gründet der Boden sich,
Und drüben neben der Weide
Die Lampe flimmert so heimatlich,
Der Knabe steht an der Scheide.
Tief atmet er auf, zum Moor zurück
Noch immer wirft er den scheuen Blick:
Ja, im Geröhre war's fürchterlich,
O, schaurig war's in der Heide!

2. Die junge Mutter.

1. Im grün verhangnen, duftigen Gemach
Auf weißen Kissen liegt die junge Mutter.
Wie brennt die Stirn! Sie hebt das Auge schwach
Zum Bauer, wo die Nachtigall das Futter
Den nackten Jungen reicht. „Mein armes Tier,"
So flüstert sie, „und bist du auch gefangen
Gleich mir, wenn draußen Lenz und Sonne prangen,
So hast du deine Kleinen doch bei dir."

2. Den Vorhang hebt die graue Wärterin
Und legt den Finger mahnend auf die Lippen;
Die Kranke dreht das schwere Auge hin,

Gefällig will sie von dem Tranke nippen;
Er mundet schon, und ihre bleiche Hand
Faßt fester den Kristall — o milde Labe! —
„Elisabeth, was macht mein kleiner Knabe?"
„Er schläft," versetzt die Alte abgewandt.

3. „Wie mag er zierlich liegen! — Kleines Ding!"
Und selig lächelnd, sinkt sie in die Kissen;
Ob man den Schleier um die Wiege hing,
Den Schleier, der am Erntefest zerrissen?
Man sieht es kaum, sie flickte ihn so nett,
Daß alle Frauen höchlich es gepriesen,
Und eine Ranke ließ sie drüber sprießen.
„Was läutet man im Dom, Elisabeth?"

4. „Madame, wir haben heut' Mariatag."
„So hoch im Mond?" Sie kann sich nicht besinnen.
Wie war es nur? Doch ihr Gehirn ist schwach,
Und leise suchend, zieht sie aus den Linnen
Ein Häubchen, in dem Strahle kümmerlich
Läßt sie den Faden in die Nadel gleiten;
So ganz verborgen will sie es bereiten,
Und leise, leise zieht sich Stich um Stich.

5. Da öffnet knarrend sich die Kammertür,
Vorsicht'ge Schritte übern Teppich schleichen.
„Ich schlafe nicht, mein Freund, komm her, komm hier!
Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?"
Der Gatte blickt verstohlen himmelwärts,
Küßt wie ein Hauch die kleinen, heißen Hände:
„Geduld, Geduld [illegible] Liebchen, bis zum Ende!
Du bist noch [illegible] zu leidend, gutes Herz."

6. „Du dufte[illegible] Weihrauch, Mann." — „Ich war im Dom;
Schlaf, Kind!" und wieder gleitet er von dannen.
Sie aber näht, und liebliches Phantom
Spielt um ihr Aug' von Auen, Blumen, Tannen. —
Ach, wenn du wieder siehst die grüne Au,
Siehst über einem kleinen Hügel schwanken
Den Tannenzweig und Blumen drüber ranken,
Dann tröste Gott dich, arme junge Frau!

§ 36. Österreichische Dichter.

1. Joseph Freiherr von Zedlitz,

geboren am 28. Februar 1790 auf Schloß Johannisberg in Österreichisch-Schlesien, machte den Feldzug von 1809 gegen Napoleon mit, ward Sekretär des Fürsten Metternich, dann Ministerresident kleiner deutscher Staaten in Wien und starb daselbst am 16. März 1862. — Er hatte bedeutendes lyrisches Talent. Sein Hauptwerk ist die aus 134 Kanzonen bestehende Dichtung „Die Totenkränze", worin er an den Gräbern großer Helden und Dichter elegische Betrachtungen anstellt.

Nächtliche Heerschau.

1. Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

2. Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlegel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill'[1] und Zapfenstreich.[2]

3. Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten toten Soldaten
Erwachen im Grabe davon.

4. Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß,

5. Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen 's Gewehr zur Hand. —

1) Trommelschlag zum Wecken der Soldaten. — 2) Trommelschlag abends, um die Soldaten ins Quartier zu rufen.

6. Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

7. Da kommen auf luft'gen Pferden
Die toten Reiter herbei,
Die blut'gen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

8. Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor. —

9. Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

10. Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

11. Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan;
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

12. Die Reihen präsentieren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

13. Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis;
Der Feldherr sagt dem nächsten
Ins Ohr ein Wörtlein leis.

14. Das Wort geht in die Runde,
Klingt wider fern und nah:
„Frankreich!" ist die Parole,[3])
Die Losung:[4]) „Sankt Helena!"

15. Das ist die große Parade
Im Elysäischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der tote Cäsar hält.

3) Das Erkennungswort. — 4) Feldgeschrei.

2. Nikolaus Lenau

(Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau),

geboren am 13. August 1802 in dem ungarischen Dorf Csatád bei Temesvar, studierte in Wien Philosophie, dann Jurisprudenz und hierauf Medizin, fand eine Zeitlang an den schwäbischen Dichtern verständnisvolle und fördernde Freunde, wanderte, um Freiheit, Zufriedenheit und neue Lebensfrische zu suchen, 1832 nach Amerika aus, gründete sich im Staate Ohio eine Farm, kehrte jedoch enttäuscht schon im nächsten Jahr nach Deutschland zurück, begann, von innerer Unruhe verzehrt, ein rastloses Reiseleben, verfiel 1844 in Wahnsinn und starb am 22. August 1850. — Ein vorzüglicher Lyriker, hat er in seinen Gedichten, in denen sich sein ganzes Seelenleben abspielt, dem Düsteren, Wehmütigen, Elegischen den ergreifendsten Ausdruck gegeben.

1. Schilflieder.

I.

1. Drüben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief;
Nieder hangen hier die Weiden
In den Teich so still, so tief.

2. Und ich muß mein Liebstes meiden:
Quill, o Träne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

3. In mein stilles, tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne, hell und mild,
Wie durch Binsen hier und Weiden
Strahlt des Abendsternes Bild.

II.

1. Auf geheimem Waldespfade
Schleich' ich gern im Abendschein
An das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedenke dein.

2. Wenn sich dann der Busch verdüstert,
Rauscht das Rohr geheimnisvoll,
Und es klaget, und es flüstert,
Daß ich weinen, weinen soll.

3. Und ich mein', ich höre wehen
Leise deiner Stimme Klang
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Gesang.

III.

1. Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

2. Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

3. Weinend muß mein Blick ſich ſenken;
Durch die tiefſte Seele geht
Mir ein ſüßes Deingedenken
Wie ein ſtilles Nachtgebet.

2. Liebesfeier.

1. An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche ſelig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern ſchmettert
Im Walde voller Blüt' und Duft.

2. Da ſind, ſoweit die Blicke gleiten,
Altäre feſtlich aufgebaut,
Und all die tauſend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

3. Der Lenz hat Roſen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom,
Und jede Seele ſchwillt und mündet
Hinüber in den Opferſtrom.

3. Herbſtklage.

1. Holder Lenz, du biſt dahin!
Nirgends, nirgends darfſt du bleiben!
Wo ich ſah dein frohes Blühn,
Brauſt des Herbſtes banges Treiben.

2. Wie der Wind ſo traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine!
Sterbeſeufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

3. Wieder iſt, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahingeſchwunden.
Fragend rauſcht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz ſein Glück gefunden?“

4. Waldesrauſchen, wunderbar
Haſt du mir das Herz getroffen.
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

4. Der Poſtillon.

1. Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

2. Schlummernd lagen Wieſ' und Hain,
Jeder Pfad verlaſſen;
Niemand als der Mondenſchein
Wachte auf der Straßen.

3. Leiſe nur das Lüftchen ſprach,
Und es zog gelinder
Durch das ſtille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

4. Heimlich nur das Bächlein ſchlich;
Denn der Blüten Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die ſtillen Räume.

5. Rauher war mein Poſtillon,
Ließ die Geißel knallen,
über Berg und Tal davon
Friſch ſein Horn erſchallen.

6. Und von flinken Roſſen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

7. Wald und Flur im ſchnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei wie Traumesflug
Schwand der Dörfer Frieden.

8. Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raſchen Wanderblick
Hielt zu ernſtem Sinnen.

9. Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes ſtand
Hoch in ſtummer Trauer.

10. Schwager ritt auf ſeiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Roſſe hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

11. „Halten muß hier Roß und Rad!
Mag's Euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden.

12. Ein gar herzlieber Geſell!
Herr, 's iſt ewig ſchade!
Keiner blies das Horn ſo hell
Wie mein Kamerade.

13. Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Raſen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blaſen.“

14. Und dem Kirchhof ſandt' er zu
Frohe Wanderſänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

15. Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wider,
Ob der tote Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

16. Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

5. Die drei Indianer.

1. Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
übertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruten
Peitscht er schneller die beschäumten Fluten,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

2. Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne:
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht, überragend seine Jahre,
Die zwei andern seine starken Söhne.

3. Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
Und sein Aug' versendet wildre Blitze
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er spricht aus tiefempörtem Herzen:

4. „Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die einst, Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

5. Täglich übers Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,
Treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen
Als im Herzen tödlich bittres Hassen.
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!"

6. Also sprach der Alte, und sie schneiden
Ihren Nachen von den Uferweiden,
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

7. Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möwen sturmesmunter;
Und die Männer kommen, fest entschlossen,
Singend schon dem Falle zugeschossen —
Stürzen jetzt' den Katarakt hinunter.

6. Einem Knaben.

1. Was trauerst du, mein schöner Junge?
Du Armer, sprich, was weinst du so?
Daß treulos dir im raschen Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloh?

2. Du blickest bald in deiner Trauer
Hinüber dort nach jenem Baum,
Bald wieder nach dem leeren Bauer
Blickst du in deinem Kindestraum.

3. Du legst so schlaff die kleinen Hände
An deines Lieblings ödes Haus
Und prüfest rings die Sprossenwände
Und fragst: „Wie kam er nur hinaus?"

4. An jenem Baume hörst du singen
Den Fernen, den dein Herz verlor,
Und unaufhaltsam eilig dringen
Die heißen Tränen dir hervor.

5. Gib acht, gib acht, o lieber Knabe,
Daß du nicht dastehst trauernd einst
Und um die beste, schönste Habe
Des Menschenlebens bitter weinst!

6. Daß du die Hand, die sturmerprobte,
Nicht legst, ein Mann, an deine Brust,
Darin so mancher Schmerz dir tobte,
Dir säuselte so manche Lust;

7. Daß du die Hand mit wildem Krampfe
Nicht drückest deinem Busen ein,
Aus dem die Unschuld dir im Kampfe
Entfloh, das scheue Vögelein.

8. Dann hörst du flüstern ihre leisen
Gesänge aus der Ferne her,
Neigst hin dich nach den süßen Weisen —
Das Vöglein aber kehrt nicht mehr.

3. Nepomuk Vogl,

geboren den 7. Februar 1802 zu Wien, gestorben daselbst als Beamter der österreichischen Landstände am 16. November 1866, ist „der Vater der österreichischen Ballade“ und zeichnete sich auch in der Lyrik aus.

1. Das Erkennen.

1. Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.
2. Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt;
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?
3. So tritt er ins Städtchen durchs alte Tor;
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.
4. Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft hatte der Becher die beiden vereint.
5. Doch sieh, Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.
6. Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursch und schüttelt den Staub vom Fuß.
7. Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm:
„Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!“
8. Doch sieh, auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.
9. Und weiter geht er die Straße entlang,
Ein Tränlein ihm hängt an der braunen Wang'.
10. Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her.
„Gott grüß' Euch!“ so spricht er und sonst nichts mehr.
11. Doch sieh, das Mütterchen schluchzet vor Lust:
„Mein Sohn!“ — und sinkt an des Burschen Brust.
12. Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

2. Ein Friedhofsgang.

1. Beim Totengräber pocht es an:
„Mach' auf, mach' auf, du greiser Mann!
2. Tu auf die Tür und nimm den Stab,
Mußt zeigen mir ein teures Grab!“
3. Ein Fremder spricht's, mit strupp'gem Bart,
Verbrannt und rauh, nach Kriegerart.
4. „Wie heißt der Teure, der Euch starb
Und sich bei mir ein Pfühl erwarb?“
5. „Die Mutter ist es, kennt Ihr nicht
Der Marthe Sohn mehr am Gesicht?“
6. „Hilf, Gott, wie groß! wie braungebrannt!
Hätt' nun und nimmer Euch erkannt.
7. Doch kommt und seht; hier ist der Ort,
Nach dem gefragt mich Euer Wort.
8. Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein,
Nun Euer totes Mütterlein.“
9. Da steht der Krieger lang und schweigt,
Das Haupt hinab zur Brust geneigt.
10. Er steht und starrt zum teuren Grab
Mit tränenfeuchtem Blick hinab.
11. Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Tote nicht;
12. Wie schlöff' ein Raum, so eng und klein,
Die Liebe einer Mutter ein!“

3. Heinrich der Vogler.

1. Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemut;
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgenröte Glut.
2. In Wies' und Feld und Wald und Au —
Horch! welch ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

3. Herr Heinrich ſchaut ſo fröhlich drein:
„Wie ſchön iſt heut' die Welt!
Was gilt's? Heut' gibt's 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.
4. Er lauſcht und ſtreicht ſich von der Stirn
Das blondgelockte Haar:
„Ei doch! was ſprengt denn dort herauf
Für eine Reiterſchar?"
5. Der Staub wallt auf, der Hufſchlag dröhnt,
Es naht der Waffen Klang:
„Fürwahr, die Herr'n verderben mir
Den ganzen Vogelfang! —
6. Ei nun! was gibt's?" Es hält der Troß
Vorm Herzog plötzlich an.
Herr Heinrich tritt hervor und ſpricht:
„Wen ſucht ihr da? Sagt an!"
7. Da ſchwenken ſie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unſern Herrn!
Hoch lebe Kaiſer Heinrich! Hoch
Des Sachſenlandes Stern!"
8. Dies rufend, knien ſie vor ihm hin
Und huldigen ihm ſtill
Und rufen, als er ſtaunend fragt:
„'s iſt Deutſchen Reiches Will'!"
9. Da blickt Herr Heinrich tief bewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabſt mir einen guten Fang!
Herr Gott, wie's dir gefällt!"

4. Die Sieger.

Es ſitzen zu Wien im Kaiſerſaal
Die Fürſten und Helden in reicher Zahl.
Sie haben entſetzet die bange Stadt,
Nach der ſo gelüſtet den Heiden hat.
Und als nun geendet das reiche Mahl
Und freudig geleert der Siegespokal,
Spricht einer: „Genug nun mit Sang und Klang!
Nun ſagt, wer die beſte Beute errang!"
Entgegnet ein Pole: „Des Sultans Gold
Hab' ich mir aus ſeinem Zelte geholt."
Ein Lothringer drauf: „Sein ſtolzes Panier
Erkämpft' ich mit blutigem Degen mir."
Ein Wiener ſodann: „Manch reiches Gewand
Entriß ich den Flücht'gen mit dieſer Hand."
Ein andrer: „Gewaffen, ſo Helm als Speer,
Errang ich und derlei Gezeugs noch mehr."
Ein fünfter: „Ich wählte in aller Eil'
Kamele und Pferde zu meinem Teil."
So wußte ein jeder nach ſeiner Art
Zu ſagen, was ihm für 'ne Beute ward.
Nur einer im Kreiſe der Sieger ſaß,
Der über den andern das Wort vergaß.
„Wie ſtumm doch, Herr Biſchof! Bekennet auch Ihr!
Mich dünkt, Ihr errangt das Geringſte ſchier."
Herr Kollonitſch, alſo der Biſchof hieß,
Entgegnet mit Lächeln: „Eins iſt gewiß:
Was ihr auch erlangt durch der Heiden Flucht,
Nach meiner Beute hat keiner geſucht.
Und doch iſt's das Köſtlichſte in der Tat,
Was einer erobert vom Schlachtfeld hat."
Drauf winkt er den Dienern, auf tut ſich das Tor,
Da dränget ein Heer ſich von Kindern hervor,
Von Knaben und Mägdlein, ſo zart und hold,
Die Wangen wie Röslein, die Locken wie Gold.
Sie ſinken aufs Knie vor dem Gottesmann
Und ſchmiegen mit Weinen an ihn ſich an.
„Das iſt meine Beute," der Biſchof ſagt,
„Nach der hat nicht einer von euch gefragt.
Ich fand ſie verlaſſen in Harm und Not,
Erwürgt ihre Mütter, die Väter tot.
Da führt' ich ſie alle nach Wien herein
Und will den Verwaiſten ein Vater ſein."
Und als er zu ihnen geſagt dies Wort,
Da ſchwiegen beſchämt wohl die anderen dort.
Denn was ſie auch alle nach Hauſe gebracht,
Nicht glich es der Beute, die er gemacht.

5. Der Kordoniſt.

1. Das iſt der arme Kordoniſt,
Der niemals lacht noch weint;
Es ſcheint ſein Herz von Eiſen faſt,
Sein Antlitz wie verſteint.

2. Sein Säbel, seine Flinte ist
Tagtäglich spiegelrein;
Das schwarze Riemzeug stets so blank,
Es könnt' nicht blanker sein.

3. Auch ist sein Schnurrbart steif gewichst,
Kein zweiter ist ihm gleich;
Sein Aug' allein ist stier und tot,
Und seine Wang' ist bleich. —

4. Zehn Jahre sind nicht ganz vorbei,
Da war die Wang' noch rot,
Da war sein Aug' noch frisch und klar,
Das jetzt so stier und tot.

5. Als Wache auf dem Posten stand
Er einst nach seiner Pflicht
Und sah mit Schmerz hinab ins Tal,
Wo er erblickt das Licht.

6. Denn drunten würgte grimm die Pest,
Die alt und jung nicht schont,
Im Tale, wo die Mutter ihm,
Die greise Mutter, wohnt.

7. Er wußte nicht, ob lebend sie,
Ob sie bereits im Grab;
Denn niemand durfte ja herauf,
Und niemand durft' hinab.

8. So stand er dort in dunkler Nacht
Allein auf felsiger Höh'
Und blickte nieder in das Tal
Voll tiefem Sehnsuchtsweh.

9. Doch größ're Sehnsucht noch ergriff
Sein altes Mütterlein;
Sie konnte nimmer einsam mehr
In ihrem Hüttchen sein.

10. Sie dachte nur an ihren Sohn
Und raffte schnell sich auf;
Sie mußte wissen, wie's ihm ging,
Sie mußt' zu ihm hinauf.

11. Und durch die finstre Sturmesnacht
Zog sie dahin zur Stund':
„Laß hören mich zwei Worte nur,
O Herr, aus seinem Mund!"

12. So klomm sie wohl den Berg hinan,
Umtobt von Windsgebraus;
Es troff der Schweiß ihr von der Stirn,
Der Atem ging ihr aus.

13. Jetzt hatte sie erreicht die Höh';
Da rief es barsch: „Wer da?"
Da brach ihr Knie, da wußte sie
Nicht gleich, wie ihr geschah.

14. Und nochmals rief's: „Wer da?"
— Doch, ach!
Ihr fehlte Stimm' und Wort,
Hat sie erkannt auch gleich den Sohn
Im Kordonisten dort.

15. Und wieder donnert's an ihr Ohr:
„Wer da?" zum drittenmal;
Da wollte rufen sie, doch schon
Verschlang den Ruf — ein Knall.

16. „Dich hab' ich," brummt der Kordonist
Und lud sein Rohr aufs neu';
Doch war ums Herz auf einmal ihm
Gar sonderbar dabei.

17. Ihm war, als wär' der Schuß ihm selbst
Gefahren durch die Brust,
Und war er sich doch weiter nichts
Als seiner Pflicht bewußt.

18. Da trat aus dichter Wolkennacht
Der bleiche Mond hervor;
„Wer war's doch, der's so kühn gewagt,
Zu klimmen hier empor?"

19. Und wie er hin zur Leiche trat,
Da stand er starr wie Stein;
Denn vor ihm lag, durchbohrt die Brust,
Sein eignes Mütterlein.

20. Seitdem hat nie der Kordonist
Gelacht mehr und geweint;
Seitdem scheint Eisen fast sein Herz
Und sein Gesicht versteint.

21. Seitdem ist seine Wange bleich,
Sein Aug' so stier und wild;
Denn immer schwebt vor seinem Blick
Das nächtig blut'ge Bild.

4. Gabriel Seidl,

geboren den 21. Juni 1804 zu Wien, studierte daselbst Jurisprudenz und Philologie, ward 1829 Gymnasiallehrer zu Cilli in Untersteiermark, 1840 Kustos am k.-k. Münz- und Antikenkabinett zu Wien, war 1856 bis 1871 Aufseher der kaiserlichen Schatzkammer, starb am 18. Juli 1875 in Wien. — Seine gemütvollen Lieder und herrlichen Balladen machten ihn zu einem der beliebtesten Dichter Österreichs. Von ihm stammt die österreichische Nationalhymne „Gott erhalte Franz, den Kaiser".

1. Das Glöcklein des Glücks.

1. Der König lag am Tode, da rief er ſeinen Sohn;
Er nahm ihn bei den Händen und wies ihn auf den Thron.
„Mein Sohn,“ ſo ſprach er zitternd, „mein Sohn, den laſſ' ich dir;
Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir:

2. Du denkſt dir wohl die Erde noch als ein Haus der Luſt;
Mein Sohn, das iſt nicht alſo, ſei deſſen früh bewußt;
Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück;
Ich geb' in tauſend Eimern zwei Tropfen kaum zurück.“

3. Der König ſpricht's und ſcheidet. Der Sohn begriff ihn nicht,
Er ſieht noch roſenfarben die Welt im Maienlicht.
Zu Throne ſitzt er lächelnd, beweiſen will er's klar,
Wie ſehr getäuſcht ſein Vater vom düſtern Geiſte war.

4. Und auf das Dach des Hauſes, grad' über ſeinen Saal,
Worin er ſchläft und ſinnet und ſitzt am frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leiſe rührt den Strang.

5. Den aber will er rühren (ſo tut er's kund dem Land),
Sooft er ſich recht glücklich in ſeinem Sinn empfand;
Und traun! zu wiſſen glaubt er's, da wird kein Tag entfliehn,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte ziehn.

6. Und Tag' um Tage heben ihr roſig Haupt empor;
Doch abends, wenn ſie's ſenken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht;
Da zuckt ihm was durchs Innre, das Seil berührt er nicht.

7. Einſt tritt er voll des Glückes erhörter Freundſchaft hin:
„Ausläuten“, ruft er „will ich's, wie hochbeglückt ich bin!“
Da keucht ein Bot' ins Zimmer, der's minder ſpricht als weint:
„Herr, den du Freund geheißen, verriet dich wie ein Feind!“

8. Einſt fliegt er voll des Glückes erhörter Lieb' herein;
„Mein Glück, mein Glück“, ſo ruft er, „muß ausgeläutet ſein!“
Da kommt ſein blaſſer Kanzler und murmelt bang und ſcheu:
„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu'?“

9. Der König mag's verwinden; er hat ja noch ſein Land
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand;
Er hat noch grüne Felder, noch Wieſen voll von Duft
Und drauf den Fleiß der Menſchen und drüber Gottes Luft.

10. Zu ſeinem Fenſter tritt er, ſieht nieder, ſieht hinaus,
Und Wiege ſeines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will ziehn, will läuten — ſieh!
Da ſtürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm aufs Knie:

11. „Herr König, ſiehſt du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl?
So rauchen unſre Hütten, ſo blitzt des Nachbarn Stahl!“
„Ha, frecher Räuber!“ donnert der Fürſt in wildem Glühn,
Und ſtatt des Glöckleins muß er ſein rächend Eiſen ziehn.

12. Schon bleichen ſeine Haare, vor Dulden wird er ſchwach,
Und ſtets noch ſchwieg das Glöcklein auf ſeines Hauſes Dach;
Und wenn's auch oft wie Freude ſich auf die Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinaufgehängt.

13. Doch als er nun zu ſterben in ſeinem Stuhle ſaß,
Da hört er vor dem Fenſter Geſchluchz' ohn' Unterlaß.
„Was ſoll das?" fragt er leiſe den Kanzler, „ſprich's nur aus!"
„Ach, Herr, der Vater ſcheidet, die Kinder ſtehn vorm Haus!"

14. „Herein mit meinen Kindern! Und war man mir denn gut?"
„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben, ſie kauften deins mit Blut!"
Da wogt's auch ſchon zum Saale gedämpften Schritts herein
Und will ihn nochmal ſehen, ihm nochmal nahe ſein.

15. „Ihr liebt mich alſo, Kinder?"
Und tauſend weinen: „Ja!"
Der König hört's, erhebt ſich, ſteht wie ein Heil'ger da,
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile ſtumm,
Tut einen Riß — es läutet — und lächelnd ſinkt er um.

2. Hans Euler.

1. „Horch! Marthe, draußen pocht es; geh, laß den Mann herein!
Es wird ein armer Pilger, der ſich verirrte, ſein."
„Grüß' Gott, du ſchmucker Krieger! Nimm Platz an unſerm Tiſch!
Das Brot iſt weiß und locker, der Trank iſt hell und friſch."

2. „Es iſt nicht Trank, nicht Speiſe, wonach es not mir tut;
Doch ſo Ihr ſeid Hans Euler, ſo will ich Euer Blut!
Wißt Ihr? Vor Monden hab' ich Euch noch als Feind bedroht;
Doch hatt' ich einen Bruder, den Bruder ſchlugt Ihr tot.

3. Und als er rang am Boden, da ſchwur ich es ihm gleich,
Daß ich ihn wollte rächen, früh oder ſpät, an Euch!"
„Und hab' ich ihn erſchlagen, ſo war's im rechten Streit;
Und kommt Ihr, ihn zu rächen, — wohlan, ich bin bereit!

4. Doch nicht im Hauſe kämpf' ich, nicht zwiſchen Tür und Wand,
Im Angeſichte deſſen, wofür ich ſtritt und ſtand.
Den Säbel, Marthe, weißt du, womit ich ihn erſchlug;
Und ſoll ich nimmer kommen, — Tirol iſt groß genug!"

5. Sie gehen miteinander den nahen Fels hinan,
Sein gülden Tor hat eben der Morgen aufgetan;
Der Hans voran, der Fremde recht rüſtig hinterdrein,
Und höher ſtets mit beiden der liebe Sonnenſchein.

6. Nun ſtehn ſie an der Spitze, da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt:
Geſunkne Nebel zeigen der Täler reiche Luſt
Mit Hütten in den Armen, mit Herden an der Bruſt;

7. Dazwiſchen Rieſenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft,
Und ſichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreiſt,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geiſt.

8. Das ſehn die beiden droben, dem Fremden ſinkt die Hand;
Hans aber zeigt hinunter aufs liebe Vaterland:
„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht,
Für das hab' ich geſtritten, für das ſchlug ich ihn tot."

9. Der Fremde ſieht hinunter, ſieht Hanſen ins Geſicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
„Und haſt du ihn erſchlagen, ſo war's im rechten Streit,
Und willſt du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!"

3. Der tote Soldat.

1. Auf ferner, fremder Aue,
Da liegt ein toter Soldat,
Ein ungezählter, vergeff'ner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

2. Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei,
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch wert eines Kreuzleins sei.

3. Es ist um manchen Gefallnen
Viel Frag' und Jammer dort;
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Trän' noch Wort. —

4. Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt beim Abendrot
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist tot!"

5. Da sitzt eine weinende Mutter
Und schluchzet laut: „Gott helf'!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb stehn um elf!"

6. Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus ins Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!" —

7. Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen toten Soldaten
Ihre Tränen zum Himmel hinan.

8. Und der Himmel nimmt die Tränen
In einem Wölkchen auf
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raschen Lauf

9. Und gießt aus der Wolke die Tränen
Aufs Haupt des Toten als Tau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

4. Der Älpler.

1. „Leb' wohl, mein Weib, leb' wohl, mein Kind,
Ich muß hinaus, zu jagen!
Die Sonne scheint recht mild, der Wind
Ist lau und lind
Wie nicht seit langen Tagen.
Benutzt will solch ein Wetter sein,
Es ist nicht täglich Sonnenschein;
Vielleicht, daß wir die Strahlen
Mit langer Nacht bezahlen."

2. Der Älpler Rudi spricht's und nimmt
Gewehr und Rock und Tasche,
Geht, ruft von fern noch, weichgestimmt,
Enteilt und klimmt
Ob er kein Wild erhasche;
Allein die Gemslein, sonst so keck,
Ruhn heute, scheint's, im Felsversteck
Und lassen lang ihn steigen,
Bis sie sich neckend zeigen.

3. Rösli, sein Weib, indes zu Haus
Hört seinen Ruf verhallen,
Blickt zag zum Fensterlein hinaus,
Das bunt und kraus
Umstarrt von Eiskristallen;
Und wie sie nimmer ihn erblickt,
Fühlt sie sich sonderbar bedrückt
Und hält mit innrem Bangen
Den kleinen Sohn umfangen.

4. Da rieselt's plötzlich, rauscht und braust
Wie von der Furka[1]) Gipfel;
Sie eilt zum Fenster hin, ihr graust;
So heult und saust
Kein Föhn durch kahle Wipfel.
„Hilf, Gott! Es ist der Lauwe[2]) Macht,
Die nimmer rieselt, die schon kracht,
Schon donnert, schon entzügelt
Vom Horn herunterflügelt!"

5. Sie sieht nicht mehr, faßt nur den Sohn,
Sinkt nur ins Knie, vernichtet;
Da bricht's herein im Wetterton
Und deckt sie schon
Mit Nacht, die nichts mehr lichtet. —
Es ist vorbei, der Aufruhr schweigt,
Und regenbogenfarbig steigt,
Als wäre nichts geschehen,
Der Schneestaub in die Höhen.

6. Schon blickt aus leichtgewölktem Blau
Der erste Stern hernieder,
Da kehrt, umdampft vom Nebelgrau,
Zu Kind und Frau
Der Alpenjäger wieder.
Ein Gemslein auf der Schulter, geht
Und klimmt er, hält oft an und steht
Und weiß ein banges Ringen
Im Herzen nicht zu zwingen.

---

1) Ein Bergübergang zwischen Uri und Wallis. — 2) Lawine.

7. Sooft ein Uhu kreiſcht, ein Aar
Im Flug vorüberhaſtet,
So oft erfaßt's ihn wunderbar
Und ſträubt ſein Haar
Und drückt auf ihn und laſtet.
Mit jedem Fußtritt heimatwärts
Fühlt er beſchwerter Kopf und Herz;
Wie Glocken hört er's ſummen
Und wieder hohl verſtummen.

8. Erreicht nun hat er bald das Ziel,
Die heiß erſehnte Schwelle;
Er ſchaut — iſt's eitel Sinnenſpiel?
Nein, nein, es fiel
Wohl Schnee, es täuſcht die Helle,
Des Eiſes greller Widerſchein,
Auch kann er noch daheim nicht ſein;
Auch pflegt ja gern das Sehnen
Sein Ziel ſo nah zu wähnen.

9. Und weiter geht er, ſteht und ſchaut,
Mißt Firnen, Klüft' und Wipfel;
Was dort, turmartig aufgebaut,
Herniederſchaut,
Iſt ja der Furka Gipfel;
Und zwiſchen dieſem Alpenrand
Und jener rieſ'gen Gipfelwand
Muß ja ſein Hüttchen ſtehen,
Muß er ja doch es ſehen.

10. Er ſucht — und ſieht nicht — Schnee, nur Schnee
Und Eis und Schnee nur wieder;
Er ſieht's und denkt's und rennt die Höh'
Hinan, ſchreit: „Weh!"
Und wirft ſich heulend nieder.
Dann ſpringt er auf, ſtürzt fort im Lauf
Und ſchreit, daß Tal und Felſenknauf
Von ſeinen Jammertönen
Nachjammernd widerdröhnen:

11. „Mein Weib, mein Kind, mein Glück, mein All
Iſt eingeſcharrt, verſchüttet,
Zerſchmettert vom Lawinenfall,
Vom Eiskriſtall
Vermauert und verkittet!
Auf, auf vom Schlaf! Alphüttler, auf!
Zwei Leben, drei ſtehn hier zu Kauf!
Auf, auf mit Hand und Spaten,
Zu helfen und zu raten!"

12. Und mit der Sonne wallt's hinan
In hilfbefliſſ'nem Zuge,
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Empor zum Felſenbuge.
Die Hände ruhn und raſten nicht,
Bis Scholl' um Scholle ſchmilzt und bricht;
Doch wie die Maſſ' auch ſchwindet,
Ihr Schoß bleibt unergründet.

13. Drei Tage wechſelnd wallt's hinan
In hilfbefliſſ'nem Zuge
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Und wühlt am Felſenbuge.
Umſonſt, umſonſt! Das Meer hat Grund,
Hier aber ſchwindet Stund' um Stund',
Und ohne Gottes Segen
Bleibt alles Tun und Regen.

14. Da ſinkt die Hoffnung jedem Sinn,
Ab ſtehn ſie alle klagend;
Nur er ſtürzt auf den Wall noch hin
Und gräbt darin
Und wühlt, noch nicht verzagend.
Er wühlt bei Tag, er wühlt bei Nacht
Mit ewig neuer Kraft und Macht
Trotz allem Herzensklopfen,
Trotz allen Schweißestropfen.

15. Der neunte Tag geht auf, die Laſt,
Der Schnee, iſt abgequollen;
Und wieder gräbt er ohne Raſt
Und ſtößt mit Haſt
Auf feſtern Grund als Schollen;
Stößt wieder ein, ſtößt wieder an
Und gräbt und ſchaufelt, was er kann —
Auf taucht's: — „Ihr Heil'gen Gottes!" —
Es iſt das Dach des Schlotes.

16. Des Schlotes Dach, des Hauſes Mund,
Der führt zu ſeinem Herzen;
Er legt das Ohr an, horcht am Schlund —
Es rauſcht im Grund
Und ſeufzt wie Ruf der Schmerzen.
Und nochmals horcht er, nochmals tönt's,
Und wieder, horch! und wieder dröhnt's —
In unbewußter Eile
Langt er nach einem Seile.

17. Das knüpft er feſt, dran knüpft er ſich,
Steigt ein, läßt raſch ſich nieder,
Langt an, blickt um ſich: „Rösli — ſprich!
— Und Seppi — dich!
Hab' ich euch wirklich wieder?
Iſt's wahr? Und lebt und ſeid ihr's noch?
Und habt's ertragen, Gottes Joch?"
Sie können ihn nicht grüßen,
Nur weinen und ihn küſſen,

18. Nur beten, flehn zu ihm, der ſie
So wunderbar verklärte,
Der ihnen Kraft und Glauben lieh
Und ſpät und früh
Durch ſeinen Hauch ſie nährte.
Doch ach! wie war's, als ſie hervor
Ans Licht nun traten und ihr Ohr
Wettbuhlte mit den Augen,
Das Leben einzuſaugen!

19. Wie ſchien da alles neu und ſchön,
Die Luft, das Licht, die Sonne!
Wie Melodie klang von den Höh'n
Für ſie der Föhn,
Die Adler kreiſchten Wonne;
Die wüſte, ſchneebedeckte Flüh[3])
War mehr als Frühlingsſchmelz für ſie,
Geliebte Freunde ſchienen
Die alten Tannen ihnen.

20. Im nächſten Lenze ſtand bereits
Ein Mal am Felſenhange,
Und jährlich zum geweihten Kreuz
Kam allerſeits
Das Volk mit Sang und Klange;
Manch Bräutchen, ſo vorüberkam,
Sah's an und bat den Bräutigam,
Daß er ſo treu ihr bleibe
Wie Rudi ſeinem Weibe.

3) Fels, Felswand.

5. Anaſtaſius Grün

(Anton Alexander Graf von Auersperg),

geboren den 11. April 1806 zu Laibach, ſtudierte in Wien Philoſophie und Jurisprudenz, bereiſte Italien, Frankreich und England, war Mitglied des Frankfurter Parlamentes, ſeit 1861 des öſterreichiſchen Herrenhauſes, ſtarb am 12. September 1876. — Seine ſchwungvollen Lieder trugen ihm das Ehrendoktorat ſeitens der Wiener Univerſität ein.

1. Der letzte Dichter.

1. „Wann werdet ihr Poeten
Des Dichtens einmal müd?
Wann wird einſt ausgeſungen
Das alte, ew'ge Lied?

2. Iſt nicht ſchon längſt zur Neige
Des überfluſſes Horn?
Gepflückt nicht jede Blume,
Erſchöpft nicht jeder Born?" —

3. Solang der Sonnenwagen
Im Azurgleis noch zieht
Und nur ein Menſchenantlitz
Zu ihm empor noch ſieht;

4. Solang der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt
Und bang vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd ſchlägt;

5. Solang nach Ungewittern
Ein Regenbogen ſprüht,
Ein Buſen noch dem Frieden
Und der Verſöhnung glüht;

6. Solang die Nacht den Äther
Mit Sternenſaat beſät
Und noch ein Menſch die Züge
Der goldnen Schrift verſteht;

7. Solang der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch ſehnt und fühlt;
Solang der Wald noch rauſchet
Und einen Müden kühlt;

8. Solang noch Lenze grünen
Und Roſenlauben blühn,
Solang noch Wangen lächeln
Und Augen Freude ſprühn;

9. Solang noch Gräber trauern
Mit den Zypreſſen dran,
Solang ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

10. So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poeſie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem ſie die Weihe lieh.

11. Und ſingend einſt und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Menſch hinaus. —

12. Noch hält der Herr in Händen
Die Schöpfung, ungeknickt,
Wie eine friſche Blume,
Auf die er lächelnd blickt.

13. Wenn dieſe Rieſenblume
Dereinſtens abgeblüht
Und Erden, Sonnenbälle
Als Blütenſtaub verſprüht:

14. Erſt dann fragt, wenn zu fragen
Die Luſt euch noch nicht mied,
Ob endlich ausgeſungen
Das alte, ew'ge Lied!

2. Zwei Heimgekehrte.

1. Zwei Wanderer zogen hinaus zum Tor
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der eine ging, weil's Mode juſt;
Den andern trieb der Drang in der Bruſt.

2. Und als daheim nun wieder die zwei,
Da rückte die ganze Sippſchaft herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr geſehn? Erzählt einmal!"

3. Der eine drauf mit Gähnen ſpricht:
„Was wir geſehn? Viel Rares nicht!
Ach, Bäume, Wieſen, Bach und Hain
Und blauen Himmel und Sonnenſchein."

4. Der andre lächelnd dasſelbe ſpricht,
Doch leuchtenden Blicks, mit verklärtem Geſicht:
„Ei, Bäume, Wieſen, Bach und Hain
Und blauen Himmel und Sonnenſchein!"

3. Unſere Zeit.

1. Auf dem grünen Tiſche prangen
Kruzifix und Kerzenlicht;
Schöff' und Räte, ſchwarz gekleidet, ſitzen
ernſt dort zu Gericht;
Denn ſie luden vor die Schranken unſre
Zeit, die Frevlerin,
Weil ſie trüb und unheildrohend und von
ſturmbewegtem Sinn!

2. Doch es kommt nicht die Gerufne;
denn die Zeit, ſie hat nicht Zeit,
Kann nicht ſtille ſtehn im Saale weltlicher
Gerechtigkeit;
Während ſie zwei Stunden harren, iſt ſie
ſchon zwei Stunden fern;
Doch ſie ſendet ihren Anwalt, alſo ſprechend zu den Herr'n:

3. „Läſtert nicht die Zeit, die reine!
Schmäht ihr ſie, ſo ſchmäht ihr euch!
Denn es iſt die Zeit dem weißen, unbeſchriebnen Blatte gleich;
Das Papier iſt ohne Makel, doch die
Schrift darauf ſeid ihr!
Wenn die Schrift juſt nicht erbaulich, nun,
was kann das Blatt dafür?

4. Ein Pokal durchſicht'gen Glaſes iſt
die Zeit, ſo hell, ſo rein;
Wollt des ſüßen Weins ihr ſchlürfen, gießt
nicht eure Hefen drein!
Und es iſt die Zeit ein Wohnhaus, nahm
ganz ſtattlich ſonſt ſich aus;
Freilich, ſeit ihr eingezogen, ſcheint es oft
ein Narrenhaus.

5. Seht, es iſt die Zeit ein Saatfeld;
da ihr Diſteln ausgeſät,
Ei, wie könnt ihr drob euch wundern, daß
es nicht voll Roſen ſteht?
Cäſar focht auf ſolchem Felde Schlachten
der Unſterblichkeit,
Doch auch Memmen, zum Entlaufen, iſt
es ſattſam groß und weit.

6. Zeit iſt eine ſtumme Harfe; prüft
ein Stümper ihre Kraft,
Heulen jammernd Hund und Kater in der
ganzen Nachbarſchaft! —
Nun wohlan, ſo greift begeiſtert wie Amphion[1]) feſt darein,
Daß auch Strom und Wald euch lauſche,
Leben fahre in den Stein!"

4. Das Schlachtbeil.

1. Im Saalgewölb' des Urwalds ruhn
im Kreis
Viel kräft'ge Männer, manch ein ernſter
Greis,
Der Weißen Abgeſandte, friedlich bei
Indianern, Waldesſöhnen, ſtark und frei.

1) Sagenhafter griechiſcher Sänger.

2. Die Friedenspfeife kreist nach altem Brauch,
Der Männer Friedenswort umhüllt ihr Rauch,
Wie über Frühlings schönstem Rosenbeet
In stillem Flug ein Morgenwölkchen steht.

3. Zum Bund des Friedens sind sie hier vereint.
Schon rann genug des Blutes ja, schon scheint
Belegt des grünen Saales Boden fast
Mit roten Prunktapeten von Damast!

4. Ein Häuptling sprach: „Nach Väterſitte macht
Aus Erd' und Laub das Grab dem Beil der Schlacht,
Das manchen unſrer weißen Brüder traf!
Drin ſchlaf' es ungeweckt nun ew'gen Schlaf!"

5. Ein andrer drauf: „Das Laub verträgt der Wind,
Die Erd' aufwühlt des Waldes Tier geſchwind.
Drum, ſoll des Kampfes Beil geborgen ſein,
Grabt's unter Wurzeln einer Zeder ein!"

6. Ein andrer drauf: „An Wurzeln nagt der Wurm,
Zu Boden ſchleudert Zedern ſelbſt der Sturm.
Drum, ſoll zutag des Unheils Beil nicht mehr,
Wälzt jenen Berg als Grabſtein drüber her!"

7. Ein andrer drauf: „Sogar des Berges Bauch
Durchwühlt der Schacht des weißen Bergmanns auch.
Drum, ſoll fortan es ew'ger Friede ſein,
Senkt in den Strom des Haſſes Beil hinein!"

8. Ein andrer drauf: „Aus tiefſter Stromesnacht
Wird's von des Fiſchers Netz zutag gebracht.
Drum, daß es weltverheerend nie erſteh',
Senkt's mitten in des Weltmeers großen See!"

9. Ein Greis darauf: „Dies Beil von Holz und Erz,
O laßt's am Tag! Doch greift in euer Herz!
Drin liegt das Schlachtbeil, das vielleicht ſchon jetzt
Von euch manch einer friſch zum Kampfe wetzt!

10. Das Herz iſt tiefer als Gebirg' und Seen,
Und doch wird draus das Beil zutag erſtehn,
Bis eine Handvoll Erd', einſt drauf geſtreut,
Es beſſer birgt als Meer und Berge heut'!" —

11. So ſprachen ſie, indes im Waldesraum
Still über ihren Häuptern jeder Baum
In rauhen, braunen Armen, windumſpielt,
Den grünen Zweig des ew'gen Friedens hielt.

5. Sprüche.

I.

Dunkeln muß der Himmel rings im Runde,
Daß ſein Sternenglanz zu leuchten wage;
Stürmen muß das Meer bis tief zum Grunde,
Daß ans Land es ſeine Perlen trage;
Klaffen muß des Berges offne Wunde,
Daß ſein Goldgehalt erſteh' zutage;
Dunkle Stunden müſſen offenbaren,
Was ein Herz des Großen birgt und Klaren.

II.

Blumen ſind an jedem Weg zu finden,
Doch nicht jeder weiß den Kranz zu winden.

III.

Kein Füllhorn, das von allen Schätzen regnet,
Iſt reicher als die Mutterhand, die ſegnet.

6. Franz Grillparzer,

geboren am 15. Januar 1791 zu Wien, ſtudierte daſelbſt die Rechte, mußte ſich jahrelang trotz glänzender Gaben mit geringen Beamtenſtellen begnügen, ſtieg dann zum Archivdirektor auf, trat 1856 als Hofrat in den Ruheſtand und ſtarb am 21. Januar 1872. — Grillparzer iſt einer der größten deutſchen Dramatiker und reiht ſich als ſolcher unmittelbar an Schiller, Goethe und Kleiſt an. Er iſt der „Klaſſiker Öſterreichs“. Seine vorzüglichſten Dramen ſind „Die Ahnfrau“ (1817), „Sappho“ (1818), „Das goldene Vlies“ (1820), „König Ottokars Glück und Ende“ (1825), „Ein treuer Diener ſeines Herrn“ (1828), „Des Meeres und der Liebe Wellen“ (1831), „Der Traum ein Leben“ (1834), „Weh dem, der lügt“ (1838). Er iſt auch der Verfaſſer wertvoller Sprüche und lyriſcher Gedichte.

Ruhe.

1. Jung war ich aus der Heimat fortgezogen,
Es lockte mich ein Bild, das, hell und reich,
Auf ferner Berge himmelnahen Bogen
Halb Sternbild glänzte und halb menſchengleich.

2. Entgegen ſchien es winkend ſelbſt zu kommen,
Erreichbar ſchien's dem Kühnen, der mit Mut
Den Gipfel erſt des Berges nur erklommen,
Und alſo zog ich fort in Gottes Hut.

3. Doch auf dem Gipfel angelangt der Höhen,
Zerfloß das Bild wie leichter Heiderauch;
In gleicher Ferne ſah ich's wieder ſtehen,
Auf Bergen thronend, ſo wie früher auch.

4. War Täuſchung nun die erſtgeglaubte Nähe,
So war doch Wahrheit Mut und Luſt und Kraft;
Auch ſchien ja wirklich, was ich deutlich ſehe,
Und alſo hatt' ich neu mich aufgerafft.

5. Doch wie ich eifrig klomm und wie ich ſtrebte,
Es blieb der Abſtand immerdar ſich gleich,
Dasſelbe Bild, das körperlos entſchwebte,
In Fernen glänzend, in der Nähe bleich.

6. Da ward ich müd wie alle Staubgebornen,
Auch war der Weg von Steinen rauh und ſcharf,
Bis auf das Leben ritzten ſpitze Dornen,
Und alles fehlte, was der Menſch bedarf.

7. Zugleich im Gegenſatz des luft'gen Bildes
Kam mir ein andres vor den wachen Sinn:
Erinnerung des heimiſchen Gefildes,
In dem ich ward, was ich doch endlich bin;

8. Wo mir des Vaters Grab zurückgeblieben,
Wo die Genoſſen froh im nahen Glück,
Der Atem weht von ſchwerverlaſſ'nen Lieben;
Und alſo kehrt' ich, wegerſchöpft, zurück.

9. Nur ruhen wollt' ich und dann neu beginnen;
Doch ſah ich kaum den heimatlichen Herd,
Da ward als Frucht ich der Verſäumung innen,
Wie alles dort verfallen und verkehrt.

10. Die Fenſter blind, verquollen Tür und Schwelle,
Sie öffnete dem Freundestritt ſich nicht,
Von dem Geräte nichts an ſeiner Stelle,
Das Dach gab ſtatt der Fenſter Luft und Licht.

11. Im kleinen Gärtchen, längſt entwohnt der Pflege,
Wuchs Unkraut, wo Gewächſe ſonſt in Reih'n,
Mit wucherndem Geſtrüpp bedeckt die Wege,
Und nur im wilden Anflug[1]) ſchien Gedeih'n.

12. Da fiel's mich an: die nötigſte der Taten
Sei doch, daß erſt die Heimat wohl beſtellt;
Und alſo nahm ich Haue, Karſt und Spaten
Und reutete zuerſt mein eignes Feld.

13. Befriedigung, die ich nach außen träumte,
Kam nun von innen ſelber in mein Dach;
Das Leben rächt ja ſtets, was es verſäumte:
Ich hole meine Jugendjahre nach.

1) in dem, was angeflogen war und wild aufwuchs.

Siebente Periode. Die deutſche Literatur ſeit Goethes Tod bis zur Gegenwart.

§ 37. Charakter dieſer Periode.

Dieſe Periode, in die auch ein großer Teil der in den vorigen Abſchnitten genannten Dichter hinüberragt, iſt an poetiſchen Erzeugniſſen aller Art reich wie keine andere. Während auf die mittelalterliche Blütezeit ein raſcher Verfall folgte, legt eine Menge herrlicher, unvergänglicher Schöpfungen dafür Zeugnis ab, daß die deutſche Dichtung nach ihrer zweiten Blütezeit ſich auf ihrer Höhe zu halten vermochte, wenngleich kein Dichter den Adlerflug eines Goethe erreichte.

So findet die Lyrik, die ſich noch in der Gegenwart ganz beſonderer Pflege erfreut, glänzende Vertreter in Heine, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Geibel, Greif u. a. Nicht minder Vortreffliches leiſten einige dieſer Lyriker ſowie auch andere Meiſter auf dem Gebiet der Epik. Im Roman, der in dieſer Periode in allen Gattungen zu einer reichen Blüte ſich entwickelt, zeichnen ſich u. a. aus Ebers, Dahn, Scheffel, Freytag, K. F. Meyer, W. Raabe, P. Roſegger. Bedeutende Dramatiker ſind z. B. Hebbel, Ludwig, Gottſchall, Wildenbruch, G. Hauptmann. Die Novelle gelangt zu künſtleriſcher Entfaltung durch Heyſe, Riehl, Storm, G. Keller. Gegenüber den mancherlei glaubensfeindlichen Richtungen findet die chriſtliche Dichtung ihre Vertreter in Knapp, Gerok, Spitta, Sturm und andern. Prächtige patriotiſche Töne entlockte der große Krieg von 1870—'71 der Dichterharfe. — Wie die Poeſie, ſo entfaltet auch die Proſa in dieſem Abſchnitt eine Fülle wie nie zuvor. Jedes Gebiet der Wiſſenſchaft findet ſeine klaſſiſche Darſtellung.

Verſchiedene literariſche Strömungen laſſen ſich in dieſer Periode unterſcheiden. Im allgemeinen läßt ſich ſagen, daß zu Anfang der Klaſſizismus und die Romantik noch die Herrſchaft behaupten. Es folgt dann die Zeit der Auflehnung gegen alles Hergebrachte in Staat, Kirche, Geſellſchaft, und die Dichtung ſchlägt einen politiſch-revolutionären Ton an. Sie wird der Ausdruck des unbefriedigten Strebens des Volkes nach politiſcher Freiheit, die man ihm nach den ſchweren Opfern der Befreiungskriege verheißen hatte, aber nun vorenthielt. Das „Junge Deutſchland“ nennt man die Vertreter dieſer Richtung, die ihre Leidenſchaftlichkeit meiſt mit perſönlicher Verfolgung büßen mußten. Nach den Stürmen des Jahres 1848 betritt die Poeſie ruhigere Bahnen, und der politiſche Haß weicht einer beſonneneren Anſchauung. Jedoch mit dem Abſchluß des großen Jahrhunderts der klaſſiſch-romantiſchen Dichtung laſſen neue Ziele jetzt auch eine neue Poeſie entſtehen. Immer mehr bricht ſich die Überzeugung Bahn, daß die Poeſie nicht als Ausdruck des Schönen, ſondern in der Darſtellung des Lebens ihren Zweck erreiche. Infolgedeſſen macht ſich im Roman und im Drama ein früher nie gekannter Realismus geltend, der aber leider! in einen rohen, meiſt die Schattenſeiten des Lebens darſtellenden Naturalismus ausartet, von dem ſich die Gegenwart noch nicht gereinigt hat. War „Schönheit“ das Ziel der Klaſſiker, ſo iſt „Wahrheit“ das Schlagwort der Modernen geworden.

§ 38. Die politiſchen Dichter.

1. Heinrich Heine,

geboren den 13. Dezember 1797 zu Düſſeldorf von jüdiſchen Eltern, ſtudierte die Rechte zu Bonn, Berlin und Göttingen, trat 1825 äußerlich zum Chriſtentum über, lebte ſeit 1831 in Paris und ſtarb daſelbſt nach langem, ſchwerem Leiden den 17. Februar 1856. — Seit Goethe hat kein Dichter Lieder von ſolch bezaubernder Stimmung und ſolch beſtrickendem Wohllaut hervorgebracht wie Heine. Gleichwohl gewähren ſie nur ſelten einen ungetrübten Genuß, indem der Dichter ſelbſt den weihevollen Eindruck durch gemeine Verhöhnung alles Erhabenen und Schönen zerſtört und nur zu häufig den Sumpf der Immoralität betritt. Urſprünglich der Romantik zugetan, wandte er ſich ſpäter gegen ſie mit den ſchärfſten Waffen, wie er denn überhaupt alles Beſtehende mit dem beißendſten Spott begeiferte. Durch ſeine ſchonungsloſe Kritik und Ironie wurde er der Vorkämpfer des „Jungen Deutſchland".

1. Die Lorelei.

1. Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

2. Die Luft iſt kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.

3. Die ſchönſte Jungfrau ſitzet
Dort oben wunderbar;
Ihr goldnes Geſchmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

4. Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und ſingt ein Lied dabei,
Das hat eine wunderſame,
Gewaltige Melodei.

5. Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er ſchaut nicht die Felſenriffe,
Er ſchaut nur hinauf in die Höh'.

6. Ich glaube, die Wellen verſchlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei getan.

2. Sehnen.

1. Ein Fichtenbaum ſteht einſam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn ſchläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

2. Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einſam und ſchweigend trauert
Auf brennender Felſenwand.

3. Du biſt wie eine Blume.

1. Du biſt wie eine Blume
So hold und ſchön und rein;
Ich ſchau' dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

2. Mir iſt, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen ſollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und ſchön und hold.

4. Gruß.

1. Leiſe zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute;
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus ins Weite!

2. Kling hinaus bis an das Haus,
Wo die Blumen ſprießen!
Wenn du eine Roſe ſchauſt,
Sag', ich laſſ' ſie grüßen.

5. Abenddämmerung.

(Aus „Die Nordſee", 1825—'26.)

Am blaſſen Meeresſtrande
Saß ich gedankenbekümmert und einſam.
Die Sonne neigte ſich tiefer und warf
Glührote Streifen auf das Waſſer,
Und die weißen, weiten Wellen,
Von der Flut gedrängt,
Schäumten und rauſchten näher und näher —
Ein ſeltſam Geräuſch, ein Flüſtern und Pfeifen,
Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Sauſen,
Dazwiſchen ein wiegenliedheimliches Singen —
Mir war, als hört' ich verſchollne Sagen,
Uralte, liebliche Märchen,
Die ich einſt als Knabe
Von Nachbarskindern vernahm,

Wenn wir am Sommerabend
Auf den Treppensteinen der Haustür
Zum stillen Erzählen niederkauerten
Mit kleinen, horchenden Herzen
Und neugierklugen Augen,
Während die großen Mädchen
Neben duftenden Blumentöpfen
Gegenüber am Fenster saßen,
Rosengesichter,
Lächelnd und mondbeglänzt.

6. Meergruß.

Motto: Xenophons Anabasis, IV. 7.

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einst dich begrüßten
Zehntausend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimatverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluten,
Sie wogten und brausten;
Die Sonne goß eilig herunter
Die spielenden Rosenlichter;
Die aufgescheuchten Möwenzüge
Flatterten fort, laut schreiend;
Es stampften die Rosse, es klirrten die Schilde,
Und weithin erscholl es wie Siegesruf:
„Thalatta! Thalatta!"

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Wie Sprache der Heimat rauscht mir dein Wasser,
Wie Träume der Kindheit seh' ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinn'rung erzählt mir aufs neue
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all den roten Korallenbäumen,
Goldfischchen, Perlen und bunten Muscheln,
Die du geheimnisvoll bewahrst
Dort unten im klaren Kristallhaus.

O wie hab' ich geschmachtet in öder Ferne!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapsel
Lag mir das Herz in der Brust.
Mir ist, als saß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenstube,
Und nun verlass' ich sie plötzlich,
Und blendend strahlt mir entgegen
Der smaragdene Frühling, der sonnengeweckte,
Und es rauschen die weißen Blütenbäume,
Und die jungen Blumen schauen mich an
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und summt und atmet und lacht,
Und im blauen Himmel singen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta!

7. Belsazer.

1. Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh' lag Babylon.

2. Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

3. Dort oben in dem Königssaal
Belsazer hielt sein Königsmahl.

4. Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

5. Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.

6. Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

7. Und blindlings reißt der Mut ihn fort,
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

8. Und er brüstet sich frech und lästert wild;
Die Knechtschar ihm Beifall brüllt.

9. Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt' und kehrt' zurück.

10. Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt,
Das war aus dem Tempel Jehovas geraubt.

11. Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand.

12. Und er leert ihn hastig bis auf den Grund
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

13. „Jehova! dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!"

14. Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

15. Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

16. Und sieh! und sieh! an weißer Wand,
Da kam's hervor wie Menschenhand

17. Und schrieb und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer und schrieb und schwand.

18. Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knien und totenblaß.

19. Die Knechteschar saß kalt durchgraut
Und saß gar still, gab keinen Laut.

20. Die Magier kamen, doch keiner verstand,
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

21. Belsazer ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

8. Aus der „Harzreise".

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen wie Gespenster beim dritten Hahnenschrei. Ich stieg wieder bergauf und bergab, und vor mir schwebte die schöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geist des Gebirges begünstigte mich ganz offenbar; er wußte wohl, daß so ein Dichtermensch viel Hübsches wiedererzählen kann, und er ließ mich diesen Morgen seinen Harz sehen, wie ihn gewiß nicht jeder sah. Aber auch mich sah der Harz, wie mich nur wenige gesehen. In meinen Augenwimpern flimmerten ebenso kostbare Perlen wie in den Gräsern des Tals. Morgentau der Liebe feuchtete meine Wangen, die rauschenden Tannen verstanden mich, ihre Zweige taten sich voneinander, bewegten sich herauf und herab, gleich stummen Menschen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnisvoll, wie Glockengeläute einer verlorenen Waldkirche. Man sagt, das seien die Herdenglöckchen, die im Harz so lieblich, klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stande der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Herde stieß, und der Hirt, ein freundlich blonder junger Mensch, sagte mir, der große Berg, an dessen Fuß ich stände, sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einem déjeuner dinatoire,[1]) das aus Käse und Brot bestand. Die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben, blanken Kühlein sprangen um uns herum und klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen. . . .

Wir nahmen freundschaftlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich in jeder Hinsicht Respekt habe. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht gemacht worden, und sie haben es sich in der Jugend sauer werden lassen. Der Berg ist hier mit vielen großen Granitblöcken übersäet, und die meisten Bäume mußten mit ihren Wurzeln diese Steine umranken oder sprengen und mühsam den Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichsam ein Tor bildend, übereinander, und oben darauf stehen die

1) Mittagsmahl.

Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in der freien Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben sie sich zu jener gewaltigen Höhe emporgeschwungen, und, mit den umklammerten Steinen wie zusammengewachsen, stehen sie fester als ihre bequemen Kollegen im zahmen Forstboden des flachen Landes. So stehen auch im Leben jene großen Männer, die durch das überwinden früher Hemmungen und Hindernisse sich erst recht gestärkt und befestigt haben. Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen, und unter denselben spazierten die gelben Hirsche. Wenn ich solch ein liebes, edles Tier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hetzen und zu töten. Solch ein Tier war barmherziger als die Menschen und säugte den schmachtenden Schmerzenreich der heiligen Genovefa.[2])

Allerliebst schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Überall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolstern, bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. Wenn man sich nach diesem Treiben hinabbeugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungsgeschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Kaskaden. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute, die Bäume flüstern wie mit tausend Mädchenzungen, wie mit tausend Mädchenaugen schauen uns an die seltsamen Bergblumen, sie strecken nach uns aus die wundersam breiten, drollig gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Märchen: es ist alles wie verzaubert. . . .

Je höher man den Berg hinaufsteigt, desto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, sie scheinen immer mehr und mehr zusammenzuschrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rotbeersträuche und Bergkräuter übrigbleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle sein, die sich die bösen Geister einander zuwerfen in der Walpurgisnacht, wenn hier die Hexen auf Besenstielen und Mistgabeln einhergeritten kommen, und die abenteuerlich verruchte Lust beginnt, wie die glaubhafte Amme es erzählt, und wie es zu schauen ist auf den hübschen Faustbildern des Meister Retzsch.[3]) . . .

In der Tat, wenn man die obere Hälfte des Brockens besteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksberggeschichten zu denken und besonders an die große, mystische deutsche Nationaltragödie vom Doktor Faust. Mir war immer, als ob der Pferdefuß neben mir hinaufklettere und jemand humoristisch Atem schöpfe. Und ich glaube, auch Mephisto muß mit Mühe Atem holen, wenn er seinen Lieblingsberg ersteigt; es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langersehnte Brockenhaus zu Gesichte bekam.

Dieses Haus, das, wie durch vielfache Abbildungen bekannt ist, bloß aus einem Parterre besteht und auf der Spitze des Berges liegt, wurde erst 1800 vom Grafen Stolberg-Wernigerode erbaut, für dessen Rechnung es auch als Wirtshaus verwaltet wird. Die Mauern sind erstaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter; das Dach ist niedrig, in der Mitte desselben steht eine turmartige Warte, und bei dem Hause liegen

2) Genovefa, Herzogin von Brabant um 750, lebte, des Ehebruchs beschuldigt, sechs Jahre in einer Höhle der Ardennen, nährte sich von Kräutern und ließ ihren Sohn Schmerzenreich von einer Rehkuh nähren, bis ihr Gemahl, der ihre Unschuld erkannte, sie bei einer Jagd wiederfand und heimführte.

3) Moritz Retzsch, berühmter Radierer in Dresden, geb. 1779, gest. 1857.

noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine in frühern Zeiten den Brockenbesuchern zum Obdach diente.

Der Eintritt in das Brockenhaus erregte bei mir eine etwas ungewöhnliche, märchenhafte Empfindung. Man ist nach einem langen, einsamen Umhersteigen durch Tannen und Klippen plötzlich in ein Wolkenhaus versetzt; Städte, Berge und Wälder blieben unten liegen, und oben findet man eine wunderlich zusammengesetzte, fremde Gesellschaft, von welcher man, wie es an dergleichen Orten natürlich ist, fast wie ein erwarteter Genosse, halb neugierig und halb gleichgültig, empfangen wird. Ich fand das Haus voller Gäste, und wie es einem klugen Manne geziemt, dachte ich schon an die Nacht, an die Unbehaglichkeit eines Strohlagers; mit hinsterbender Stimme verlangte ich gleich Tee, und der Herr Brockenwirt war vernünftig genug, einzusehen, daß ich kranker Mensch für die Nacht ein ordentliches Bett haben müsse. . . .

[Am Morgen weckte mich der Brockenwirt], um den Sonnenaufgang anzusehen. Auf dem Turm fand ich schon einige Harrende, die sich die frierenden Hände rieben, andere, noch den Schlaf in den Augen, taumelten herauf; endlich stand die stille Gemeinde von gestern abend [nämlich beim Sonnenuntergang] wieder ganz versammelt, und schweigend sahen wir, wie am Horizonte die kleine karmesinrote Kugel emporstieg, eine winterlich dämmernde Beleuchtung sich verbreitete, die Berge wie in einem weißwallenden Meere schwammen und bloß die Spitzen derselben sichtbar hervortraten, so daß man auf einem kleinen Hügel zu stehen glaubte, mitten auf einer überschwemmten Ebene, wo nur hier und da eine trockene Erdscholle hervortritt. . . .

Je tiefer wir hinabstiegen, desto lieblicher rauschte das unterirdische Gewässer; nur hie und da, unter Gestein und Gestrüppe, blinkte es hervor und schien heimlich zu lauschen, ob es ans Licht treten dürfe, und endlich kam eine kleine Welle entschlossen hervorgesprungen. Nun zeigt sich die gewöhnliche Erscheinung: ein Kühner macht den Anfang, und der große Troß der Zagenden wird plötzlich zu seinem eigenen Erstaunen von Mut ergriffen und eilt, sich mit jenem ersten zu vereinigen. Eine Menge anderer Quellen hüpften jetzt hastig aus ihrem Versteck, verbanden sich mit der zuerst hervorgesprungenen, und bald bildeten sie zusammen ein schon bedeutendes Bächlein, das in unzähligen Wasserfällen und in wunderlichen Windungen das Bergtal hinabrauscht. Das ist nun die Ilse, die liebliche, süße Ilse. Sie zieht sich durch das gesegnete Ilsetal, an dessen beiden Seiten sich die Berge allmählich höher erheben, und diese sind bis zu ihrem Fuße meistens mit Buchen, Eichen und gewöhnlichem Blattgesträuche bewachsen, nicht mehr mit Tannen und anderm Nadelholz. Denn jene Blätterholzart wächst vorherrschend auf dem „Unterharze", wie man die Ostseite des Brockens nennt, im Gegensatz zur Westseite desselben, die der „Oberharz" heißt und wirklich viel höher ist, also auch viel geeigneter zum Gedeihen der Nadelhölzer.

Es ist unbeschreibbar, mit welcher Fröhlichkeit, Naivität und Anmut die Ilse sich hinunterstürzt über die abenteuerlich gebildeten Felsstücke, die sie in ihrem Laufe findet, so daß das Wasser hier wild emporzischt oder schäumend überläuft, dort aus allerlei Steinspalten, wie aus vollen Gießkannen, in reinen Bögen sich ergießt und unten wieder über die kleinen Steine hintrippelt wie ein munteres Mädchen. Ja, die Sage ist wahr, die Ilse ist eine Prinzessin, die lachend und blühend den Berg hinabläuft. Wie blinkt im Sonnenschein ihr weißes Schaumgewand! Wie flattern im Winde ihre silbernen Busenbänder! Wie funkeln und blitzen ihre Diamanten! Die hohen Buchen stehen dabei gleich ernsten Vätern, die verstohlen lächelnd dem Mutwillen des lieblichen Kindes zusehen; die weißen Birken bewegen sich tantenhaft vergnügt und doch zugleich ängstlich über die gewagten Sprünge; der stolze Eichbaum schaut drein wie ein verdrießlicher Oheim, der das schöne Wetter bezahlen soll; die Vöglein in den Lüften jubeln ihren Beifall, die Blumen am Ufer flüstern zärt-

lich): O, nimm uns mit, nimm uns mit, lieb Schweſterchen! — Aber das luſtige Mädchen ſpringt unaufhaltſam weiter, und plötzlich ergreift ſie den träumenden Dichter, und es ſtrömt auf mich herab ein Blumenregen von klingenden Strahlen und ſtrahlenden Klängen, und die Sinne vergehen mir vor lauter Herrlichkeit.

2. Heinrich Hoffmann von Fallersleben,

geboren den 2. April 1798 zu Fallersleben im Lüneburgiſchen, ſtudierte in Göttingen, Bonn und Berlin deutſche Philologie, wurde 1832 Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur in Breslau, verlor wegen Herausgabe ſeiner „Unpolitiſchen Lieder", die heftige Angriffe auf die ſtaatlichen Einrichtungen enthielten, ſeinen Poſten, ward nach einem längeren unſteten Wanderleben 1860 Herzoglicher Bibliothekar in Korvei, wo er am 19. Januar 1874 ſtarb. – Sein Ruhm beruht auf ſeinen begeiſterten Geſängen auf Wert und Größe ſeines deutſchen Vaterlandes. Lieblich ſind ſeine Kinderlieder. In vielen Gedichten kommt er dem Volkslied nahe, um deſſen Erforſchung er ſich ſehr verdient gemacht hat.

1. Mein Lieben.

1. Wie könnt' ich dein vergeſſen!
Ich weiß, was du mir biſt,
Wenn auch die Welt ihr Liebſtes
Und Beſtes bald vergißt;
Ich ſing' es hell und ruf' es laut:
Mein Vaterland iſt meine Braut!
Wie könnt' ich dein vergeſſen!
Ich weiß, was du mir biſt.

2. Wie könnt' ich dein vergeſſen!
Dein denk' ich allezeit;
Ich bin mit dir verbunden,
Mit dir in Freud' und Leid.
Ich will für dich im Kampfe ſtehn
Und, ſoll es ſein, mit dir vergehn.
Wie könnt' ich dein vergeſſen!
Dein denk' ich allezeit.

3. Wie könnt' ich dein vergeſſen!
Ich weiß, was du mir biſt,
Solang ein Hauch von Liebe
Und Leben in mir iſt;
Ich ſuche nichts als dich allein,
Als deiner Liebe wert zu ſein.
Wie könnt' ich dein vergeſſen!
Ich weiß, was du mir biſt.

2. Heimat.

1. Kein ſchöner Land als Heimat,
Und meine Heimat nur!
Wie blüht der Baum ſo anders,
Wie anders Wieſ' und Flur!

2. Jetzt hab' ich keine Heimat,
Dem Vogel gleich im Wald,
Und werd' in lauter Hoffen
Und Sehnen traurig alt.

3. Mit Liedern möcht' ich bannen
Zu mir mein Jugendland,
Wie einen ſchönen Garten
Bebaun mit eigner Hand

4. Und zwiſchen Laub und Blüten
Und Früchten mich ergehn
Und ruhig nach den Bergen
Der blauen Ferne ſehn.

5. Kein ſchlimmer Land als Fremde,
Und meine Fremde nur!
Wie blüht der Baum ſo anders,
Wie anders Wieſ' und Flur!

3. Garten der Kindheit.

(Gekürzt.)

1. Ein Gärtlein weiß ich noch auf Erden,
Drin wandl' ich gern bei Tag und Nacht;
Es kann mir nie verwüſtet werden,
Es iſt von Engeln ſtets bewacht.

2. Da zeigt ſich noch den Augen immer
Der Himmel wolkenleer und blau;
Da äugelt noch wie Demantſchimmer
An Gras und Blättern Himmelstau.

3. Da fließen noch die Brünnlein helle,
Nichts hemmt noch trübet ihren Lauf;
Da ſprießen noch an jeder Stelle
Die ſchönſten Blumen morgens auf. . . .

4. Da müſſen noch die Klagen ſchweigen,
Da iſt das Herz noch allzeit reich;
Da hängt an immer grünen Zweigen
Noch traulich Blüt' und Frucht zugleich.

5. Da gibt's noch keine finſtern Mienen,
Nicht Zank noch Neid, nicht Haß noch Zorn;
Da ſummen ſtachellos die Bienen,
Und Roſen blühen ohne Dorn. . . .

6. O ſucht das Gärtlein nicht auf Erden!
Es iſt und bleibt uns immer nah:
Wir dürfen nur wie Kinder werden —
Und ſieh, gleich iſt das Gärtlein da!

4. Frühlingsbotſchaft.

1. Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald:
Laſſet uns ſingen,
Tanzen und ſpringen,
Frühling, Frühling wird es nun bald!

2. Kuckuck, Kuckuck läßt nicht ſein Schrein:
Komm in die Felder,
Wieſen und Wälder!
Frühling, Frühling, ſtelle dich ein!

3. Kuckuck, Kuckuck, trefflicher Held!
Was du geſungen,
Iſt dir gelungen:
Winter, Winter räumet das Feld.

5. Das tote Kind.

1. Die Mutter weint' und härmte ſich,
Geſtorben war ihr Kind,
Ein Kind, ſo ſchön und minniglich,
Wie nur die Engel ſind.

2. Und als es nun im Grabe lag,
Da hatt' es nimmer Ruh';
Die Mutter weinte Nacht und Tag
Und weinte immerzu.

3. Solang die Mutter weint und wacht,
So ſteigt aus ſeinem Grab
Der Knabe ſpät um Mitternacht
Und geht ins Dorf hinab,

4. Beſucht die Plätze ringsherum,
Wo er geſpielet hat,
Und geht dann wieder totenſtumm
Hinauf den Kirchhofspfad.

5. Die Mutter aber weint und wacht
Und weinet immerzu;
So lange hat auch Nacht für Nacht
Der Knabe keine Ruh'.

6. Und endlich tritt im Sterbekleid
Er vor die Mutter hin:
„O liebe Mutter, laß dein Leid
Und laß mich, wo ich bin!

7. O liebe Mutter, laß doch ab!
Was weinſt du allezeit?
Die Tränen dringen durch mein Grab,
Nicht trocken wird mein Kleid."

8. Die Mutter hört's: „O könnt' ich ſein
Bei dir doch Tag und Nacht!"
Die Mutter ruft's und ſchlummert ein
Und iſt nicht mehr erwacht.

9. So konnte dann der Knabe ruhn,
Sein Grab ward ringsum grün,
Und jeden Frühling ſieht man nun
Drauf Veil und Roſen blühn.

6. Abendlied.

1. Abend wird es wieder:
über Wald und Feld
Säuſelt Frieden nieder,
Und es ruht die Welt.

2. Nur der Bach ergießet
Sich am Felſen dort,
Und er brauſt und fließet
Immer, immer fort.

3. Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh',
Keine Glocke klinget
Ihm ein Raſtlied zu.

4. So in deinem Streben
Biſt, mein Herz, auch du:
Gott nur kann dir geben
Wahre Abendruh'.

3. Julius Moſen,

geboren den 8. Juli 1803 zu Marienei im ſächſiſchen Voigtlande, ſtudierte in Jena und Leipzig die Rechte, ward 1834 Advokat in Dresden, ſchloß ſich der freiheitlichen Bewegung an, ſtarb am 10. Oktober 1867 zu Oldenburg als Hofdramaturg. — Einige ſeiner Lieder ſind Volkseigentum geworden. Von bleibendem Wert ſind auch einige ſeiner Epen, z. B. „Das Lied vom Ritter Wahn", „Ahasver". Von ſeinen Dramen ſind nennenswert „Heinrich der Finkler", „Kaiſer Otto III.", „Der Sohn des Fürſten".

1. Das Lied vom Kreuzſchnabel.

1. Als der Heiland litt am Kreuze,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlt' er heimlich ſanftes Zucken
An der ſtahldurchbohrten Hand.

2. Hier, von allen ganz verlaſſen,
Sieht er eifrig mit Bemühn
An dem einen ſtarken Nagel
Ein barmherzig Vöglein ziehn.

3. Blutbeträuft und ohne Rasten
Mit dem Schnabel, zart und klein,
Möcht' den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn, befrein.

4. Und der Heiland spricht in Milde:
„Sei gesegnet für und für!
Trag, als Zeichen dieser Stunde,
Ewig Blut- und Kreuzeszier!"

5. Kreuzesschnabel heißt das Vöglein;
Ganz bedeckt vom Blut so klar,
Singt es tief im Fichtenwalde
Märchenhaft und wunderbar.

2. Andreas Hofer.

1. Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
Zu Mantua zum Tode
Führt' ihn der Feinde Schar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tirol!

2. Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten;
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt ins Tal
Im heil'gen Land Tirol.

3. Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verratnen Deutschen Reich
Und mit dem Land Tirol!"

4. Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlegel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Tor.
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tirol.

5. Dort soll er niederknien;
Er sprach: „Das tu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz;
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tirol!"

6. Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
Allhier zum letztenmal.
Dann ruft er: „Nun so trefft mich recht!
Gebt Feuer! Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!"

4. Ferdinand Freiligrath,

geboren den 17. Juni 1810 zu Detmold, widmete sich in Amsterdam dem Kaufmannsstand, wurde dann in die politischen Kämpfe hineingezogen, mußte infolge seiner maßlosen Angriffe auf die Regierung nach London entfliehen, kehrte 1868 nach Deutschland zurück und starb am 18. März 1876 zu Cannstatt. — Seine farbenprächtigen Bilder aus der Tropenwelt sowie andere Gedichte, in denen sich eine ergreifende Gemütstiefe und Innigkeit offenbart, haben ihm großen Ruhm eingetragen. Meisterhaft sind seine Übersetzungen neuerer englischer und französischer Gedichte, besonders des „Sangs von Hiawatha" des ihm innig befreundeten amerikanischen Dichters Longfellow.

1. Löwenritt.

1. Wüstenkönig ist der Löwe; will er
sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen
Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert
er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das
Laub der Sykomore.

2. Abends, wenn die hellen Feuer glühn
im Hottentottenkrale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karu,[1])
Wenn im Busch die Antilope schlummert
und am Strom das Gnu:

3. Sieh, dann schreitet majestätisch
durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie
die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der
Wüste nackte Strecken,
Kniend schlürft sie langen Halses aus
dem schlammgefüllten Becken.

1) Steppe in Südafrika.

4. Plötzlich regt es ſich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken[2])
In den Marſtallkammern einer königlichen Hofburg liegen
Als das bunte Fell des Renners, den der Tiere Fürſt beſtiegen?

5. In die Muskeln des Genickes ſchlägt er gierig ſeine Zähne;
Um den Bug des Rieſenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes ſpringt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt!

6. Sieh, die mondbeſtrahlte Fläche ſchlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten ſeine Augen; rieſelnd fließen
An dem braungefleckten Halſe nieder ſchwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Tieres hört die ſtille Wüſte klopfen.

7. Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen[3])
Führte, wie ein Geiſt der Wüſte, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine ſandgeformte Trombe[4]) in der Wüſte ſand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

8. Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend ſchwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte,
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberiſch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grauſenvolle Fährte.

9. Zagend auf lebend'gem Throne ſehn ſie den Gebieter ſitzen
Und mit ſcharfer Klaue ſeines Sitzes bunte Polſter ritzen.
Raſtlos, bis die Kraft ihr ſchwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen ſolchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

10. Taumelnd an der Wüſte Saume ſtürzt ſie hin und röchelt leiſe.
Tot, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speiſe.
Über Madagaskar, fern im Oſten, ſieht man Frühlicht glänzen. —
So durchſprengt der Tiere König nächtlich ſeines Reiches Grenzen.

2) Türkiſche bunte Satteldecke. — 3) Südweſt-Arabien. — 4) Wetterſäule (Waſſerhoſe).

2. Die Auswanderer.

1. Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anſchaun immerdar:
Wie reicht ihr mit geſchäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

2. Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beſchwert,
Das ihr aus deutſchem Korn gebacken,
Geröſtet habt auf deutſchem Herd;

3. Und ihr im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und ſchlank,
Wie ſorgſam ſtellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

4. Das ſind dieſelben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt!
Wenn am Miſſouri alles ſchwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild:

5. Des Dorfes ſteingefaßte Quelle,
Zu der ihr ſchöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerſtelle,
Das Wandgeſims, das ſie geſchmückt.

6. Bald zieren ſie im fernen Weſten
Des leichten Bretterhauſes Wand;
Bald reicht ſie müden braunen Gäſten,
Voll friſchen Trunkes, eure Hand.

7. Es trinkt daraus der Tſcherokeſe,
Ermattet, von der Jagd beſtaubt;
Nicht mehr von deutſcher Rebenleſe
Tragt ihr ſie heim, mit Grün belaubt.

8. O ſprecht, warum zogt ihr von dannen?
Das Neckartal hat Wein und Korn,
Der Schwarzwald ſteht voll finſtrer Tannen,
Im Speſſart klingt des Älplers Horn.

9. Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

10. Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

11. Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Reis und Mais!

3. Aus dem schlesischen Gebirge.

1. „Nun werden grün die Brombeerhecken;
Hier schon ein Veilchen, welch ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,
Und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen,
Die Koppe nur sieht weiß ins Tal;
Ich habe mich von Haus geschlichen,
Hier ist der Ort — ich wag's einmal:
Rübezahl!

2. Hört er's? Ich seh' ihm dreist entgegen!
Er ist nicht bös! Auf diesen Block
Will ich mein Leinwandpäckchen legen —
Es ist ein richt'ges volles Schock!
Und fein! Ja, dafür kann ich stehen!
Kein bess'res wird gewebt im Tal —
Er läßt sich immer noch nicht sehen!
Drum frischen Mutes noch einmal:
Rübezahl!

3. Kein Laut! — Ich bin ins Holz gegangen,
Daß er uns hilft in unsrer Not!
O, meiner Mutter blasse Wangen —
Im ganzen Haus kein Stückchen Brot!
Der Vater schritt zum Markt mit Fluchen —
Fänd' er auch Käufer nur einmal!
Ich will's mit Rübezahl versuchen —
Wo bleibt er nur? Zum drittenmal:
Rübezahl!

4. Er half so vielen schon vorzeiten,
Großmutter hat mir's oft erzählt!
Ja, er ist gut den armen Leuten,
Die unverschuldet Elend quält!
So bin ich froh denn hergelaufen
Mit meiner richt'gen Ellenzahl!
Ich will nicht betteln, will verkaufen!
O daß er käme! — Rübezahl!
Rübezahl!

5. Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,
Vielleicht gar bät' er mehr sich aus!
Das wär' mir recht! Ach, gar zu viele
Gleich schöne liegen noch zu Haus!
Die nähm' er alle bis zum letzten!
Ach, fiel' auf dies doch seine Wahl!
Da löst' ich ein selbst die versetzten —
Das wär' ein Jubel! — Rübezahl!
Rübezahl!

6. Dann trät' ich froh ins kleine Zimmer
Und riefe: Vater, Geld genug!
Dann flucht' er nicht, dann sagt' er nimmer:
Ich web' euch nur ein Hungertuch!
Dann lächelte die Mutter wieder
Und tischt' uns auf ein reichlich Mahl;
Dann jauchzten meine kleinen Brüder —
O käm', o käm' er! — Rübezahl!
Rübezahl!"

7. So rief der dreizehnjähr'ge Knabe;
So stand und rief er matt und bleich.
Umsonst! Nur dann und wann ein Rabe
Flog durch des Gnomen altes Reich.
So stand und paßt' er Stund' auf Stunde,
Bis daß es dunkel ward im Tal
Und er halblaut mit zuckendem Munde
Ausrief durch Tränen noch einmal:
„Rübezahl!"

8. Dann ließ er still das buschige Fleckchen
Und zitterte und sagte: „Hu!"
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen
Dem Jammer seiner Heimat zu.
Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,
Matt von der Bürde, die er trug.
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen
Zum Hunger- bald das Leichentuch.
— Rübezahl?!

4. O lieb', solang du lieben kannst!

1. O lieb', solang du lieben kannst!
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

2. Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
Solang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt!

3. Und wer dir seine Brust erschließt,
O tu ihm, was du kannst, zulieb!
Und mach' ihm jede Stunde froh
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

4. Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt.
O Gott, es war nicht bös gemeint, —
Der andre aber geht und klagt.

5. O lieb', solang du lieben kannst!
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

6. Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen, trüb und naß —
Sie sehn den andern nimmermehr —
Ins lange, feuchte Kirchhofsgras

7. Und sprichst: „O schau' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bös gemeint!"

8. Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: „Ich vergab dir längst!"

9. Er tat's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Träne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel!

10. O lieb', solang du lieben kannst!
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

5. „Prinz Eugen, der edle Ritter."

1. Zelte, Posten, Werda-Rufer!
Lust'ge Nacht am Donauufer!
Pferde stehn im Kreis umher,
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner schwer.

2. Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen seiner Pferde
Liegt das östreich'sche Pikett.
Auf dem Mantel liegt ein jeder,
Von den Tschakos weht die Feder,
Leutnant würfelt und Kornett.

3. Neben seinem müden Schecken
Ruht auf einer wollnen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiserliche Feldstandarten
Wird ein Reiterlied erfreun!

4. Vor acht Tagen die Affäre
Hab' ich zu Nutz dem ganzen Heere
In gehör'gen Reim gebracht,
Selber auch gesetzt die Noten;
Drum, ihr Weißen und ihr Roten,
Merket auf und gebet acht!"

5. Und er singt die neue Weise
Einmal, zweimal, dreimal leise
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle, kräft'ge Chor:

6. „Prinz Eugen, der edle Ritter!"[1]
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit ins Türkenlager hin.
Der Trompeter tät den Schnurrbart streichen
Und sich auf die Seite schleichen
Zu der Marketenderin.

---

1) Das hier gemeinte Volkslied lautet:

1. Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.
Er ließ schlagen einen Brucken,
Daß man kunnt hinüberrucken
Mit der Armee wohl für die Stadt.

2. Als der Brucken nun war geschlagen,
Daß man kunnt mit Stuck und Wagen
Frei passiern den Donaufluß,
Bei Semlin schlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen
Ihn'n zum Spott und zum Verdruß.

3. Am einundzwanzigsten August so eben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an,
Daß die Türken sutragieren,
Soviel als man kunnt verspüren,
An die dreimalhunderttausend Mann.

4. Als Prinz Eugenius dies vernommen,
Ließ er gleich zusammenkommen
Sein' General' und Feldmarschall'.
Er tät sie recht instrugieren,
Wie man sollt' die Truppen führen
Und den Feind recht greifen an.

(Fortsetzung S. 379.)

6. Hurra, Germania!

(25. Juli 1870.)

1. Hurra, du ſtolzes, ſchönes Weib!
Hurra, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine ſtehſt du da!
Im vollen Brand der Juliglut,
Wie ziehſt du riſch dein Schwert!
Wie trittſt du zornig frohgemut
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

2. Du dachteſt nicht an Kampf und Streit;
In Fried' und Freud' und Ruh'
Auf deinen Feldern, weit und breit,
Die Ernte ſchnitteſt du!
Bei Sichelklang im ährenkranz
Die Garben fuhrſt du ein:
Da plötzlich, horch! ein andrer Tanz!
Das Kriegshorn überm Rhein!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

3. Da warfſt die Sichel du ins Korn,
Den ährenkranz dazu;
Da fuhrſt du auf in hellem Zorn,
Tief atmend auf im Nu;
Schlugſt jauchzend in die Hände dann:
Willſt du's, ſo mag es ſein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

4. Da rauſcht das Haff, da rauſcht der Belt,
Da rauſcht das Deutſche Meer;
Da rückt die Oder dreiſt ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weſer ſtürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergeſſen iſt der alte Span,[1])
Das deutſche Volk iſt eins!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

5. Schwaben und Preußen Hand in Hand,
Der Nord, der Süd ein Heer!
„Was iſt des Deutſchen Vaterland?"[2]) —
Wir fragen's heut' nicht mehr;
Ein Geiſt, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille ſind wir heut'!
Hurra, Germania, ſtolzes Weib!
Hurra, du große Zeit!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

6. Mag kommen nun, was kommen mag:
Feſt ſteht Germania!
Dies iſt Alldeutſchlands Ehrentag;
Nun weh dir, Gallia!
Weh, daß ein Räuber dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
Das deutſche Schwert gezückt!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

7. Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes teure Gut,
Dem wir beſtellt zu Hütern ſind
Vor fremdem Frevelmut!
Für deutſches Recht, für deutſches Wort
Für deutſche Sitt' und Art,
Für jeden heil'gen deutſchen Hort —
Hurra, zur Kriegesfahrt!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

---

5. Bei der Parole tät er befehlen,
Daß man ſollt' die Zwölfe zählen
Bei der Uhr um Mitternacht.
Da ſollt' all's zu Pferd aufſitzen,
Mit dem Feinde zu ſcharmützen,
Was zum Streit nur hätte Kraft.

6. Alles ſaß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach ſeinem Schwerte;
Ganz ſtill ruckt' man aus der Schanz.
Die Musketier' wie auch die Reiter
Täten alle tapfer ſtreiten:
's war fürwahr ein ſchöner Tanz!

7. Ihr Konſtabler auf den Schanzen,
Spielet auf zu dieſem Tanzen
Mit Kartaunen, groß und klein,
Mit den großen, mit den kleinen
Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß ſie laufen all' davon!

8. Prinz Eugenius wohl auf der Rechten
Tät als wie ein Löwe fechten
Als General und Feldmarſchall.
Prinz Ludewig ritt auf und nieder:
„Halt't euch brav, ihr deutſchen Brüder,
Greift den Feind nur herzhaft an!"

9. Prinz Ludewig, der mußt' aufgeben
Seinen Geiſt und junges Leben,
Ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugen war ſehr betrübet,
Weil er ihn ſo ſehr geliebet,
Ließ ihn bring'n nach Peterwardein.

1) Zwiſt, Streit. — 2) Vgl. Arndts Gedicht, S. 296.

8. Auf, Deutschland, auf! Und Gott mit dir!
Ins Feld! Der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja,
Groß, herrlich, frei wie nie zuvor!
Hurra, Germania!
Hurra, Viktoria!
Hurra, Germania!

7. Die Trompete von Vionville.

(16. August 1870.)

1. Sie haben Tod und Verderben gespien,
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
Wir haben sie niedergeritten.

2. Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt,
Kürassiere wir und Ulanen.

3. Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt.
Wohl wichen sie unsern Hieben;
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

4. Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

5. Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein;
Da — die mutig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein, —
Der Trompete versagte die Stimme!

6. Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Toten klagte die wunde!

7. Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen,
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

8. Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann,
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Toten, der Toten!

5. Gottfried Kinkel,

geboren am 11. August 1815 zu Oberkassel bei Bonn, studierte Theologie, wandte sich dann der Philosophie zu, wurde 1846 Professor der Kunst- und Kulturgeschichte in Bonn, beteiligte sich an dem Aufstand in Baden, wurde gefangengenommen und zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt, in Spandau eingesperrt, nach zwei Jahren durch Karl Schurz befreit, wirkte dann als Professor der deutschen Sprache in England und Amerika und seit 1866 an der technischen Hochschule in Zürich, wo er am 14. November 1882 starb. — Er war ein begabter Lyriker. Von seinen Liedern leben jedoch nur diejenigen fort, die er vor seinem Abfall vom Christentum dichtete. Vielen Beifall gefunden hat sein meisterhaftes Epos „Otto der Schütz".

1. Ein geistlich Abendlied.

1. Es ist so still geworden,
Verrauscht des Abends Wehn,
Nun hört man allerorten
Der Engel Füße gehn;
Rings in die Tale senket
Sich Finsternis mit Macht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

2. Es ruht die Welt im Schweigen,
Ihr Tosen ist vorbei,
Stumm ihrer Freude Reigen
Und stumm ihr Schmerzensschrei.
Hat Rosen sie geschenket,
Hat Dornen sie gebracht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

3. Und haſt du heut' gefehlet,
O ſchaue nicht zurück;
Empfinde dich beſeelet
Von freier Gnade Glück!
Auch des Verirrten denket
Der Hirt auf hoher Wacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

4. Nun ſtehn im Himmelskreiſe
Die Stern' in Majeſtät;
In gleichem, feſtem Gleiſe
Der goldne Wagen geht.
Und gleich den Sternen lenket
Er deinen Weg durch Nacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

2. Abendſtille.

1. Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich ſich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklungnen Sage
Im Weſt das Abendrot verglüht.
Des Vogels Haupt ruht unterm Flügel,
Kein Rauſchen tönt, kein Klang und Wort;
Der Landmann führt das Roß am Zügel,
Und alles ruht an ſeinem Ort.

2. Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durchs Tal die Fluten rollt;
Es quillt vom Grunde leiſe Regung,
Und Silber ſäumt ſein flüſſig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leiſe
Die Schiffe zum bekannten Port,
Geführt vom Fluß im ſichern Gleiſe —
Sie kommen auch an ihren Ort.

3. Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauſcht dahin;
Ein Führer ſtreicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskund'gem Sinn.
Sie kehren aus dem ſchönen Süden
Mit junger Luſt zum heim'ſchen Nord,
Nichts mag den ſichern Flug ermüden —
Sie kommen auch an ihren Ort.

4. Und du, mein Herz, in Abendſtille
Dem Kahn biſt du, dem Vogel gleich,
Es treibt auch dich ein ſtarker Wille,
An Sehnſuchtsſchmerzen biſt du reich.
Sei's mit des Kahnes ſtillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immer fort;
Sei's mit des Kranichs raſchem Fluge —
Auch du, Herz, kommſt an deinen Ort!

3. Petrus.

Domine, quo vadis?
Venio iterum crucifigi.

1. „Weil verſtockt der Jude Simon
Romas Götter hat geſchmähet,
Weil verbotnen Bund er ſtiftet, Zwietracht in die Geiſter ſäet,
Weil er einen Miſſetäter aller Reiche König glaubt,
Geb' ich morgen preis dem Volke an dem Kreuz ſein frevelnd Haupt."

2. Kaiſer Nero hat's geſprochen. Petrus kniet zur Nacht im Kerker,
Betend wächſt des Greiſes Glaube, Himmelsſehnſucht regt ſich ſtärker;
Morgen wird das Wort erfüllet, das der Herr prophetiſch ſprach:
„Fremde Hand wird einſt dich gürten, Simon, folge dann mir nach!"

3. Da — welch leis vorſichtig Klopfen?
Durch die Riegel ächzt die Feile,
Und die alte Pforte weichet vor dem eingeklemmten Beile —
Wird's zu lange dem Tyrannen? Sendet er die Schlächter ſchon?
Nein, es ſpricht ein kühnes Wagſtück ſeinem tollen Wüten Hohn.

4. Freunde ſind's! Die Chriſten lagen im Gebet an heil'ger Stätte,
Daß den alten treuen Diener noch einmal der Herr errette.
Doch umſonſt Gebet und Zähre! Diesmal, ach, kein Engel naht!
Da beſchließen drei der Kühnſten friſch auf eigne Hand die Tat.

5. Stark wohl ſind die Römerkrieger, Wache haltend vor den Türen,
Stärker doch der Wein von Chios, den die dreie mit ſich führen.
Mächtig ſind des Kerkers Riegel, doch dem Eifer allzu ſchwach —
Schau', mit ſtolzverklärten Blicken ſtehn die drei ſchon im Gemach.

6. „Rettung, Rettung, alter Vater! Stärker als der Tod iſt Treue;
Unſrer Lieb' und Chriſti Kirche iſt dein Haupt geſchenkt aufs neue.
Hier nur droht der Tod dir; auf denn, gürte deine Lenden, flieh!
Schiffe, ſtets bereit zur Abfahrt, triffſt du in Puteoli."

7. Alter Jünger, kannſt du wanken, den
der Herr den Felſen nannte,
Der ſoeben in der Sehnſucht heil'gen Liebesflammen brannte?
Ja, er gibt ſich hin den Freunden, überraſcht und halb im Traum;
Frei ſchon auf dem Forum ſteht er, und er ſelber glaubt es kaum.

8. Eilends zu der Pforte lenken nun die vier die leiſen Schritte —
Unterm Tore kurzer Abſchied, Bruderkuß nach Chriſtenſitte.
Jene kehren zu den Ihren, Frohes kündend, ſchnell im Lauf;
Dieſen nimmt die Nacht beſchirmend in den weiten Mantel auf.

9. Auf der Gräberſtraße zieht er; wegeweiſend ſtehn die Sterne;
Neros goldnes Haus verdämmert ſchon in nächtlich blauer Ferne —
Aber hat die tiefe Mittnacht ſolcher leiſen Wandrer mehr?
Ihm entgegen kommt ein andrer auf dem ſchmalen Weg daher.

10. Und es grauſt dem Alten; ſeitwärts biegt er aus mit ſchwankem Fuße,
Schnell vorüber an dem Fremden ſchmiegt er ſich mit flücht'gem Gruße.
Grüßend ſchaut ihm der ins Antlitz, daß der Sternglanz auf ihn fällt —
Petrus, wie doch ſtarrſt du ſeltſam? Sprich, was deine Flucht verhält?

11. Auf des Mannes hoher Stirne glänzen blut'gen Schweißes Tropfen,
Wohl nicht von des Weges Mühe mag ſo bang das Herz ihm klopfen;
Bleich zum Tod das ſchöne Antlitz — Petrus, kennſt du die Geſtalt?
Schon einmal vor deinen Augen iſt ſie alſo hingewallt.

12. Grüßend neigt er ſich zum Jünger; ſeiner Augen helle Sonnen
Sind von eines ſtillen Grames Regenwolken mild umronnen;
Feſt nun ruhn ſie auf dem Flüchtling — Petrus, kennſt den Blick du nicht?
Schon einmal rief er dich Schwachen wieder zur vergeſſ'nen Pflicht.

13. Ja, das iſt der Herr! So ſtand er vor dem ungerechten Heiden,
So blieb ſtill und klar ſein Antlitz mitten in den wilden Leiden.
Und der Jünger ſinkt zur Erde, doch das Herz läßt ihm nicht Ruh',
Und er ruft: „Mein Herr und Heiland, rede, wohin gehſt du?"

14. Und der Heiland ſpricht, das Auge unverwandt auf ihn gerichtet,
Mit dem Blick, der an der Tage letztem Falſch und Wahrheit ſichtet:
„Meine Kirche ſteht verödet, meine Treuen ſind verirrt;
Zu der Stadt iſt meine Straße, wo man neu mich kreuz'gen wird."

15. Und der Herr verſchwand; doch eil'ger, als er erſt den Tod geflohen,
Flieht der Jünger jetzt das Leben, dem des Meiſters Blicke drohen.
Schnell den Lauf zurückgewendet! über Hellas graut es ſchon;
Neros goldnes Haus erglänzet bald als goldner Sonnenthron.

16. Und die Sonne, die jetzt Freuden ausgießt über allen Landen,
Trifft die Chriſten laut noch jubelnd, den Apoſtel doch — in Banden.
Lauter weinend ſah ſie jene, als ſie wieder ſank zu Tal,
Doch ein ſelig ſterbend Antlitz traf am Kreuz ihr letzter Strahl.

6. Robert Prutz,

geboren am 30. Mai 1816 zu Stettin, ſtudierte Philologie und Geſchichte in Berlin, Breslau und Halle, geriet mehrmals mit der Regierung in Konflikt, trat infolgedeſſen 1859 von ſeinem Amte als außerordentlicher Profeſſor der Literaturgeſchichte in Halle, das er ſeit 1849 innehatte, zurück und lebte ſeitdem in ſeiner Vaterſtadt, wo er am 21. Juni 1872 ſtarb. — Von Bedeutung ſind ſeine lyriſchen Gedichte ſowie einige ſeiner Balladen.

1. Bretagne.

(1793.)

1. An den Ufern der Bretagne, horch! welch nächtlich Widerhallen!
Aus den Wellen, aus den Wogen hör' ich es wie Lieder schallen!
Und ein Glöcklein tönt herüber leise wundersamen Klang;
Doch das ist nicht Schiffsgeläute, das ist nicht Matrosensang.

2. An den Ufern der Bretagne wohnt ein Volk von alter Sitte,
Kreuz und Krone, Gott und König gelten hoch in seiner Mitte;
Doch der König ist gerichtet, und den heiligen Altar
Hält mit blankem Schwert umlagert eine mordgewohnte Schar.

3. „Unsern König, den geliebten, wohl! ihr konntet ihn uns nehmen;
Doch des Glaubens heil'ge Flamme sollt ihr nimmer uns bezähmen!
Ist doch Gott an allen Orten, in den Tiefen, auf den Höh'n,
Und an allen, allen Orten hört er seiner Kinder Flehn." —

4. „Leis, o leis! der Abend dämmert! Süße Nacht, o sei willkommen,
O du Balsam den Geschlagnen, o du Schützerin der Frommen!
Leis, o leise! löst den Nachen, nehmet Angel und Gerät,
Täuscht die Späher, täuscht die Wächter: — in die Wogen zum Gebet!"

5. Flinke Ruder hör' ich rauschen: alle kommen, Kinder, Greise,
Weib und Mann, dem Herrn zu dienen nach der Väter frommer Weise,
Neugeborene zu taufen, einzusegnen Ehebund,
Friedenswort und Trost zu hören aus geweihten Priesters Mund.

6. In der Mitte schwamm der Priester, Kreuz und Hostie in den Händen,
Fischerbuben ihm zur Seite, süßen Weihrauch auszuspenden;
Durch der Wellen dumpfes Murren schallte freudig der Choral,
Klang das Glöckchen, tönten Seufzer und Gebete sonder Zahl.

7. Sprach der Alte durch die Wogen über alle seinen Segen,
Und sie kreuzten sich und neigten seinen Worten sich entgegen;
Durch der Wogen wildes Brausen schallte mutig der Choral,
Pfiff der Sturmwind, schlug der Regen, zuckten Blitze sonder Zahl.

8. „Herr! du bist ja allerorten, auf den Wassern wie auf Erden!
Laß das Meer, das arg empörte, eine sichre Kirche werden!"
So durch des Gewitters Donnern tönte flehend der Choral,
Krachen Bord und Mast und Ruder, pfeifen Kugeln sonder Zahl.

9. Umgeschaut! Wachtfeuer glänzen, widerspiegelnd in den Wogen,
Und der Feinde Kugeln kommen von dem Strande rasch geflogen.
Aufgeschaut! der weite Himmel glüht, ein einzig Flammenmeer —
Tod im Wasser, Tod am Ufer, keine Rettung ringsumher!

10. „Herr! du bist ja allerorten, auf den Wassern wie auf Erden!
Auch die in dem Meer gestorben, Herr! sie sollen selig werden!"
Also durch der Wogen Wüten, so durch Kugeln sonder Zahl,
Durch der Feinde Hohngelächter klingt, verklinget der Choral.

11. Fahret wohl, ihr frommen Beter! — Keiner kam ans Ufer wieder;
Die Gemeinde mit dem Priester schlang die falsche Welle nieder;
Nur am Morgen unter Trümmern, zwischen Klippen und Gestein
Schwamm das Kreuz, das wundersel'ge, in des Frührots goldnem Schein.

2. Die Mutter des Kosaken.[1]

1. „Laß deine Locken flattern in dem Winde,

1) Zum Verständnis diene folgendes: Kaiser Peter III. von Rußland hatte durch einige auf das Militär und die Kirche bezügliche Verordnungen Unzufriedenheit erregt und war deshalb am 17. Juli 1762 ermordet worden. Gegen seine ehrgeizige Gemahlin, die als Katharina II. den Thron bestieg, erhob sich der Kosakenführer Jemeljan Pugatschew, indem er sich für den ermordeten Kaiser ausgab. Der Aufstand wurde jedoch nach zweijährigen grausamen Kämpfen niedergeschlagen und Pugatschew selbst gefangengenommen und am 21. Januar 1775 zu Moskau hingerichtet.

Zerreiß, unsel'ge Mutter, dein Gewand!
Rasch fort, hinaus! Nach deinem letzten Kinde
O schau' hinab von dieses Ufers Rand!
Fern am Gebirge ward die Schlacht geschlagen,
Dein Sohn war Hetman[2]) im Rebellenheer —
Er war's, er fiel, und dort die Wellen tragen
Den blut'gen Leichnam zögernd in das Meer!"

2. Wer durfte sonst mit dieser sich vergleichen
Von allen Müttern in der grünen Flur?
Drei Söhne waren ihr — jetzt sind sie Leichen,
Sie sucht umsonst nur ihrer Gräber Spur.
Den ersten rief, fern von der heim'schen Erde,
Zur Türkenschlacht des Heeres Aufgebot;
Den Pascha selber schoß er von dem Pferde
Und sank und fand mit ihm denselben Tod.

3. Was war der Dank? — Als einst in froher Runde,
Da ihn des Weines süßer Rausch umfing,
Der zweite Sohn mit allzu keckem Munde
An Katharinens Namen sich verging:
Da schnell ein Ohr fand des Verräters Klage,
Schwerer denn Blutschuld wog das leichte Wort,
Und tief im Bergwerk, fern vom holden Tage,
In Ketten ist sein müder Leib verdorrt.

4. Noch einer blieb, der jüngste, Sohn der Schmerzen,
Mit blauem Aug' und schwarzgelocktem Haar,
Ein süßes Kind, das ihrem Mutterherzen
Wermut zugleich und linder Balsam war.
Man hat sie oft noch mitternachts gesehen,
Wie sie emporsprang, bei der Lampe Schein
In ihres Kindes Angesicht zu spähen,
Und dann vor seinem Lager schlief sie ein.

5. Er wuchs heran: sein Auge, morgenhelle,
Flog stolz und fröhlich in der Welt umher;
Kein andrer trieb wie er das Roß so schnelle,
Kein andrer schwang die Lanze so wie er.
Und sang er nachts ein Liedchen vor den Zelten,
Da schwieg das Volk und horchte voller Lust
Und nickt' ihm zu — und mancher Dirne schwellten
Sehnsücht'ge Seufzer die bewegte Brust.

6. Da plötzlich kam, gewaltsam Recht zu sprechen
Für jedes Unrecht, das der Russe tat —
Pugatschew kam: sein heil'ges Amt war Rächen,
Ein Schwert sein Zepter, blutgetränkt sein Pfad.
Und Kampfgeschrei und Freiheitruf durchschwirrte
Die grüne Steppe sausend wie ein Pfeil,
Und jede Kette, die zu Boden klirrte,
Ward umgeschmiedet in ein mordend Beil.

7. Auch an das Ohr der Mutter traf die Kunde.
Zwei Tage saß sie wortelos und sann;
Am dritten erst, in mitternächt'ger Stunde,
Zu ihrem Sohne flüsternd hob sie an:
„Dein erster Bruder liegt in fremder Erde,
Im Bergwerk ist des andern Leib verdorrt" —
Hier brach sie ab; der Sohn pfiff nach dem Pferde,
Denn er verstand die Mutter ohne Wort.

8. Sie weinte nicht, als mit verhängten Zügeln
Ihr Liebling früh aus ihren Armen flog;
Sie wußte ja, daß auf des Ruhmes Flügeln
Sein Name bald die halbe Welt durchzog.
Rot war von Blut das Fähnlein seiner Lanze,
Sein Schwert war Blitzstrahl in der Feinde Reih'n,
Und bald nun, bald, in hellem Siegesglanze
Zieht er in Moskaus heil'ge Mauern ein.

2) Kosakenführer.

9. Doch anders war's in Gottes Rat beſchloſſen! —
Fern am Gebirge brauſt die wilde Schlacht.
Da plötzlich hallt das Feld von flücht'gen Roſſen,
Koſaken ſtürmen durch die ſtille Nacht:
„Wir ſind zerſtreut, vernichtet und zerſchlagen!
Dein Sohn war Hetman im Rebellenheer —
Raſch fort, hinaus, denn dort die Wellen tragen
Den blut'gen Leichnam zögernd in das Meer!"

10. Sie hört's und ſchwieg. Nur ihre Blicke ſanken,
Wie müde Sterne, dämmernd niederwärts;
Nur einen Augenblick ſchien ſie zu wanken,
Dann wieder ſtand ſie, gleich als wär' ſie Erz.
Und als ſie nun das Aug' emporgeſchlagen,
Da längſt verſchwunden iſt der Flücht'gen Spur,
Nur noch den Hufſchlag hört ſie donnernd jagen,
Und ſtumm nun wieder, ſchweigend liegt die Flur.

11. Still alles, ſtill! Nur in der Mutter Herzen,
Welch jäher Notſchrei gellt entſetzlich dort!
Welch banges Echo fürchterlicher Schmerzen
Erweckte da des Flüchtlings raſches Wort!
Ja, hätt' ein Gott es ihrem Mund verliehen,
Die ſtumme Qual des Herzens auszuſchrein,
Das Tier des Waldes hätte mitgeſchrien,
Und Mond und Sterne ſtimmeten mit ein!

12. Schon wich die Nacht; der erſte Lichtſtrahl bebte
Bleich und erſchrocken über ihr Geſicht;
Sie fuhr empor, ſie fühlte, daß ſie lebte,
Die Sonne nicht, es weckte ſie die Pflicht.
Raſch fort, hinaus! Von jenes Ufers Wänden
Nach ihres Sohnes Leichnam will ſie ſchaun —
Er kommt, gewiß! Und dann mit eignen Händen
Dem Schoß der Erde will ſie ihn vertraun. —

13. Der Tod iſt ſtark, ein Fürſt! Wer darf ihn hindern?
Denn ſelbſt der Mutter Träne rührt nicht ihn.
Doch wird der Schmerz, der bitterſte, ſich lindern,
Darf man am Grabe der Geliebten knien.
Es ruht ſich weich an dieſen grünen Hügeln,
Es weint ſich ſanft in brünſtigem Gebet
An dieſen Gräbern, die mit Engelsflügeln
Wehmüt'gen Troſtes ſüßer Hauch umweht! —

14. Ihr weht er nicht! Längſt ſchon an fremden Lüften
Bleicht ihres Erſtlings blutiges Gebein,
Und um den andern in des Bergwerks Klüften
Weint leiſe nur das tropfende Geſtein.
Den jüngſten jetzt, o tragt ihn, liebe Wellen,
Die er ſo oft mit rüſt'gem Arm zerteilt,
Den Fels vorüber, durch des Stromes Schnellen,
O bringt ihn ſicher, bringt ihn unverweilt!

15. So ſitzt ſie nun, dicht an den Strom gekauert,
Die Welle netzt ihr flatterndes Gewand,
Und ſchaut hinab tief in den Fluß und lauert,
Gleichwie ein Adler von des Horſtes Rand.
Rot ſchimmern rings des Stromes goldne Fluten,
Als ob ein Wald von Roſen hier verſank;
Doch ſind es nicht des Morgens Purpurgluten,
Das Blut der Feldſchlacht iſt es, das er trank.

16. Und näher jetzt und dichter kommt's gezogen,
Ein wirres Knäu'l in grauſenvoller Haſt;
Mit leiſem Murren drängen ſich die Wogen,

Als grollten sie der unerwünschten Last.
Sieh, Waffen erst, zerbrochene Standarten,
Ein Köcher hier, zerspalten und geleert;
Schau' dort, ein Schild, zerfetzt und voller Scharten,
Und ohne Zaum und Sattel hier ein Pferd.

17. Und Leichen nun! — Aus breiter Todeswunde
Strömt quellend noch das purpurrote Blut;
Noch spricht der Schmerz aus dem verzerrten Munde,
Und jene Hand, sie ballt sich noch vor Wut;
Zerriss'ne Kleider, wirre Locken hängen
Wie müde Ruder lässig um sie her, —
Und dichter stets und unabsehbar drängen
Die Leichen sich und schwimmen fort ins Meer.

18. Sie aber steht: — nie hat bei seinem Netze
Ein armer Fischer diese Gier gefühlt,
Der Taucher nie, der um verlorne Schätze
Des tiefen Meeres öden Grund zerwühlt.
Laut pocht ihr Herz! All ihre Sinne lauschen!
Ihr Auge starrt, weit aufgerissen, weit!
Nichts unterbricht, als nur der Welle Rauschen,
Die ungeheure, stumme Einsamkeit.

19. Wer aber kommt hier dicht herangetragen,
Als sucht' er selbst ein Grab sich an dem Strand?
Ihm ward das Haupt zerschmettert und zerschlagen,
Sein bester Freund hätt' ihn nicht mehr erkannt.
Und doch in diesen Orden ist's zu lesen,
Einst bei der Zarin lächelt' ihm das Glück:
Es ist ein Feind, ein Russe ist's gewesen —
Und mit dem Fuße stößt sie ihn zurück!

20. Kein Ende noch! Schon senkt der Tag sich nieder,
Die Nacht bricht ein. — Horch auf! da rauscht's vorbei
Und schwirrt und schlägt mit flatterndem Gefieder
Und kreischt und schrillt mit heiserem Geschrei:
Das ist das Volk der Geier und der Raben,
Fernher gefolgt dem leckern Festgericht —
„O ew'ger Gott, o schont nur meines Knaben,
Nur ihn sein Antlitz schlagt die Klaue nicht!"

21. Sie sprang empor, rasch mit erhobnem Stecken
Schlug sie die Luft mit lautem Jammerton,
Und Rab' und Geier schienen zu erschrecken,
Umkreisten sie und stutzten und entflohn.
Und wieder nur den Nachtwind hört sie pfeifen,
Die Sterne schaun großaugig in die Flut,
Und immer noch ihr Auge lässt sie schweifen,
Das heller flammt als aller Sterne Glut.

22. Dort plötzlich, dort! Ihr Herz hat nicht gelogen,
Dorthin, o schau'! Ihr Auge kennt ihn schon;
Der nächste dort, das Haupt zurückgebogen,
Allmächt'ger Himmel, ja es ist ihr Sohn!
Die sie so oft geküßt, die Locken schmiegen
Sich wie ein Kissen um den blut'gen Mann,
Rasch rinnt der Strom, und weiche Wellen wiegen
Zu seiner Mutter schmeichelnd ihn heran.

23. „Du sollst mir nicht in dieser Flut verderben,
In die des Feindes rohe Hand dich warf!
Nicht alles wird von meinem Sohn mir sterben,
Bleibt mir ein Grab, an dem ich weinen darf!"
Sie rief's und schwang mit raschgewagtem Schritte
Sich in der Welle trüben Gischt hinein,
Hoch schäumt die Flut um ihres Leibes Mitte,
Und tiefer taucht bis an die Brust sie ein.

24. Jetzt sein Gewand, jetzt die erstarrten Hände,
Dicht um den Leib jetzt hat sie ihn gefaßt;
Doch steil und mühsam sind des Ufers Wände,
Die Strömung stark, und o! so schwer die Last!
Und weiter, weiter, ohne Ruhe drängen
Zahllose Leichen rauschend hinterdrein
Und treiben sie und stoßen sie und zwängen
Sie immer tiefer in die Flut hinein.

25. Sie stemmt sich, kämpft, sie will den Sohn nicht lassen,
Mitten im Strome treibt sie selber schon, —
Fest dennoch, fest! — in schmerzlichstem Umfassen,
Die Mutter sterbend mit dem toten Sohn!
Da bricht ihr Fuß, da senkt ihr Haupt sich nieder,
Die Locken trinken in der Flut sich schwer,
Und Brust an Brust, verschränkt die starken Glieder,
Treibt mit dem Sohn die Mutter in das Meer.

26. Kein Ende noch! Noch immer treiben Leichen,
Nachzügler sind's mit ungewissem Lauf,
Bis daß die Sterne dämmernd jetzt erbleichen,
Der Nebel sinkt, der Morgen steigt herauf.
Und was die Flut mit Rosen da bemalte,
Es war kein Blut, geflossen in der Schlacht:
Die Sonne war's, die hoch von oben strahlte,
Ein Bote Gottes, leuchtend durch die Nacht!

7. Rudolf von Gottschall,

geboren am 30. September 1823 in Breslau, studierte in Königsberg die Rechte, erhielt dort wie auch in Breslau wegen allzu lärmender Kundgebung seiner freiheitlichen Gesinnung im Sinne der Jungdeutschen das consilium abeundi, promovierte 1846 in Königsberg, konnte jedoch kein akademisches Amt antreten, da der Minister Eichhorn von ihm Beweise seiner veränderten Gesinnung forderte, widmete sich daher der Literatur, machte 1863 eine Reise nach Italien, wurde 1865 vom Großherzog von Weimar zum Hofrat ernannt und 1877 vom deutschen Kaiser geadelt und starb am 21. März 1909 in Leipzig. — Gottschall ist einer der fruchtbarsten Dichter der neueren Zeit, namentlich groß als Dramatiker. Seine Lustspiele „Pitt und Fox" und „Die Diplomaten" gehören zu den besten der deutschen Literatur. Wertvoll sind seine „Poetik" und „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts".

1. Den Kindern.

1. Roſ'ge Wolken spielen droben
Vor der nahen Wetternacht,
Die sich breit hinausgeschoben
In des Abendhimmels Pracht.

2. Und so treibt ihr unter Lachen,
Roſ'ge Knaben, euer Spiel!
In die Lüfte steigt der Drachen,
Und das Blasrohr trifft sein Ziel.

3. Doch mir ist aufs Herz gefallen,
Was euch einstens quält und drängt,
Da das Leben über allen
Wie ein schweres Wetter hängt.

2. Am Bergsee.

1. Mild ist vom Abendscheine
Der blaue See erhellt;
Die alten Felsgesteine
Versperren rings die Welt.

2. In seine Tiefen ladet
Er goldner Wolken Zug;
Die wilde Taube badet
Die Schwingen hier im Flug. —

3. O kehret, ihr Gedanken,
Vom irren Flug zurück,
Sucht hinter stillen Schranken
Ein einsam tiefes Glück.

3. Nachts an der Ostsee.

1. O Nacht und Meer so dunkel,
So still die Welt;
Kaum eines Sterns Gefunkel
Am weiten Himmelszelt.

2. Sie flüstern dunkle Sagen
Vom Weltenbrand,
Von Nächten, die nicht tagen,
Von Meeren ohne Land.

3. O unergründlich beide
Zu jeder Frist,
So wie's in Lust und Leide
Das Herz des Menschen ist.

4. Die Metapher.

Aus der „Poetik".

Die Metapher ist eine konzentrierte Vergleichung, bei welcher statt des Gegenstandes, der verglichen wird, unmittelbar derjenige gesetzt wird, mit dem die Ver-

gleichung stattfindet — eine kühne Metamorphose der Phantasie. Auf der Metapher beruht vorzugsweise Anmut, Kraft und Glanz der Rede; wie sie selbst im gewöhnlichen Leben, in der Redeweise des Volkes, in den Ausbrüchen der Leidenschaft in Anwendung kommt, so strömt sie einer reichen Phantasie auch in reichem Maße zu, ohne Zwang und Gewaltsamkeit. Sie ist das dichterische Bild κατ' ἐξοχήν, und die überwiegende Mehrzahl der von den Dichtern angewendeten Bilder muß zu den Metaphern gerechnet werden. Die Sprache selbst ist reich an inkarnierten Metaphern, die ihre sinnliche Blüte bereits gegen ihre geistige Bedeutung verloren haben. . . . Der naive Vorgang der Sprachentwickelung selbst beweist zur Genüge, daß die Metapher nicht eine leere Zierde des dichterischen Ausdruckes, sondern eine innere Notwendigkeit desselben ist. Schon die prosaische Rede kann durch die Metapher, wenn sie richtig und schlagend angewendet ist, an Energie und Kürze gewinnen. Sie ist eine geistvolle Abbreviatur, und die Schriftsteller, welche reich an Metaphern sind, gehören jedenfalls nicht zu den weitschweifigen. Für die Dichtung aber ist die Metapher die wahre Blume des Ausdrucks, nicht im Sinne eines müßigen, hineingewirkten und gestickten Schmuckes, sondern als der notwendige und schöne Höhepunkt seiner Entfaltung. Wozu, könnte man fragen, die Vertauschung des eigentlichen Ausdruckes mit dem uneigentlichen, da jener doch größere Klarheit und Deutlichkeit besitzt? Will die dichterische Rede sich bloß durch diesen äußerlichen Zierat von der prosaischen unterscheiden, sich künstlich über dieselbe erheben? . . . Nein, nicht äußerliche Rücksichten bestimmen den Dichter, die Metaphern in seinen Werken etwa so anzubringen, wie man bunte Laternen in einem illuminierten Garten an die Bäume hängt; auch wäre die Metapher fehlerhaft, die man wie ein Rätsel erraten müßte, die nicht ihre Bedeutung klar auf der Stirne trüge! Eine innere Nötigung treibt die Phantasie zu dieser Vertauschung von Bild und Bedeutung, zu dieser unmittelbaren Versinnlichung des Geistigen und Vergeistigung des Sinnlichen, zu dieser beziehungsreichen Verwechslung der Erscheinungen. Jedes Dichtwerk ist ein bedeutungsvolles Bild, und was das Dichtwerk im großen, ist die Metapher im kleinen. Man kann die Metapher nur für überflüssig erklären, wenn man die Poesie für überflüssig erklärt. Ihre innere Notwendigkeit für den Dichter zeigt schon der Dichterprozeß selbst. . . . Wer weiß nicht, daß der eigentliche Dichter in Bildern denkt, daß sich ihm alles unter der Hand in Metapherngold verwandelt? . . . Die bloße Deutlichkeit des Gedankens, der sich nicht mit einem Bilde vermählt, würde zur unpoetischen Nüchternheit werden, und wenn auch die einfache Empfindung des Herzens sich ohne metaphorischen Schmuck mit großer Innigkeit aussprechen kann, so ist dies doch auf einen kleinern Kreis von Empfindungen beschränkt, die in ihrer allgemein gültigen Sittlichkeit uns, wenn sie nur erwähnt werden, mit feierlicher Rührung erfüllen. So einfach innig kann man mit Virgil die Gattin und das Vaterland besingen; aber schon das naive Volkslied gebraucht, wenn es die Geliebte verherrlicht, beziehungsreichere Wendungen. Natürlich sprechen wir hier immer von der Metapher, die der Genius gebraucht mit Maß und Takt, ohne Überladung; denn ein sinnloses Aufeinanderhäufen derselben kann den künstlerischen Eindruck ganz aufheben. . . . Alle Vorzüge der Metapher fassen sich in ihrer Schlagkraft zusammen, indem Sinn und Bild wie von Ewigkeit an miteinander getraut werden. Solche Metaphern sind schöpferisch, und sie bereichern den Sprachschatz. In äußerlicher Hinsicht belebt die Metapher den Ausdruck; sie dient zur Verstärkung besonders an Stellen des Affekts und der Leidenschaft, welche selbst eine Häufung der Metaphern vertragen; . . . dann gibt die Metapher dem Ausdruck Adel, Würde und vor allem Neuheit, indem die geniale Phantasie gerade durch die Metapher sprachschöpferisch wirkt. Gegen die einfache Deutlichkeit des eigentlichen Ausdruckes gibt die Metapher eine

höhere Klarheit, indem sie das Geistige, das bloß für den ergreifenden Verstand deutlich ist, auch der Anschauung näher bringt, und statt der einfachen Innigkeit der Empfindung, die der eigentliche Ausdruck bezeichnen kann, eröffnet sie eine reichere Welt der Stimmung, die aus ihrem Bilde uns anweht. Schließlich kann sie auch als ein Erzeugnis der frei und üppig spielenden Phantasie, in einzelnen Gattungen, besonders im Phantastischen und Komischen, ihr gutes Recht haben, indem wir uns an der glänzenden Taschenspielerei des Witzes erquicken, der alle festen Dinge der Welt in seinem glänzenden Strom mit verflüssigt und, indem er eins in das andere verkleidet, durch diese bunte Fastnacht uns auf das anmutigste beschäftigt. Es ist dies die letzte Konsequenz jener uns angeborenen Freude an aufgefundenen Ähnlichkeiten und Vergleichungen, die schon Aristoteles erwähnt, jener Freude, „einen Gegenstand im andern wahrzunehmen", die uns zugleich ein stolzes Gefühl von der freien Macht unseres Geistes gibt.

§ 39. Dichter neuer Bestrebungen.

1. Emanuel Geibel,

geboren den 18. Oktober 1815 zu Lübeck, studierte zu Bonn Philologie und schöne Literatur, trat in Berlin, wo er sein Studium fortsetzte, in regen Verkehr mit Chamisso, Gaudy und Kugler, ward 1838 Erzieher beim russischen Gesandten in Athen, erhielt dort, namentlich durch den Verkehr mit dem Historiker Ernst Curtius, die nachhaltigsten Anregungen, kehrte 1840 zurück, widmete sich dem Studium der romanischen Sprachen, konnte sich infolge eines Jahrgehaltes, das ihm Friedrich Wilhelm IV. von Preußen auf Lebenszeit aussetzte, ganz seiner dichterischen Tätigkeit hingeben, wurde 1852 von dem kunstsinnigen König Maximilian II. von Bayern als Professor der Ästhetik nach München berufen, war dort der Mittelpunkt des sogenannten Münchener Dichterkreises, der durch Anstrebung hoher künstlerischer Ziele auf die deutsche Literatur einen mächtigen Einfluß ausübte, kehrte, da er wegen seiner Begeisterung für die Einigung Deutschlands angefeindet ward, 1868 nach seiner Vaterstadt zurück und starb daselbst den 6. April 1884. — Er gilt für den bedeutendsten Lyriker der nachgoetheschen Zeit. Seine mannigfachen, melodische Sprache mit deutscher Gemütsinnigkeit verbindenden Gedichte haben eine Verbreitung gefunden wie die kaum irgendeines andern Dichters seit den Klassikern.

1. Hoffnung.

1. Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

2. Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

3. Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht,
Mir soll darob nicht bangen;
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

4. Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

5. Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Ähren
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

6. Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden!
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

7. Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

2. Zigeunerleben.

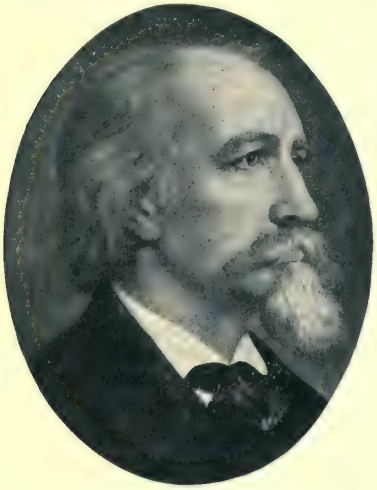
1. Im Schatten des Waldes, im Buchengezweig,
Da regt sich's und raschelt's und flüstert zugleich;
Es flackern die Flammen, es gaukelt der Schein
Um bunte Gestalten, um Laub und Gestein.

2. Das ist der Zigeuner bewegliche Schar
Mit blitzendem Aug' und mit wallendem Haar,

Geſäugt an des Niles geheiligter Flut,
Gebräunt von Hiſpaniens ſüdlicher Glut.

3. Ums lodernde Feuer, im ſchwellenden Grün,
Da lagern die Männer, verwildert und kühn,
Da kauern die Weiber und rüſten das Mahl
Und füllen geſchäftig den alten Pokal.

4. Und Sagen und Lieder ertönen im Rund,
Wie Spaniens Gärten, ſo blühend und bunt,
Und magiſche Sprüche für Not und Gefahr
Verkündet die Alte der horchenden Schar.



Emanuel Geibel.

5. Schwarzäugige Mädchen beginnen den Tanz;
Da ſprühen die Fackeln im rötlichen Glanz,
Heiß lockt die Gitarre, die Zimbel erklingt,
Wie wilder und wilder der Reigen ſich ſchlingt.

6. Dann ruhn ſie, ermüdet vom nächtlichen Reih'n,
Es rauſchen die Wipfel in Schlummer ſie ein;
Und die aus der ſonnigen Heimat verbannt,
Sie ſchauen im Traum das geſegnete Land.

7. Doch wie nun im Oſten der Morgen erwacht,
Verlöſchen die ſchönen Gebilde der Nacht;
Laut ſcharret das Maultier beim Tagesbeginn,
Fort ziehn die Geſtalten — wer ſagt dir, wohin?

3. Volkers Nachtgeſang.

1. Die lichten Sterne funkeln
Hernieder kalt und ſtumm:
Von Waffen klirrt's im Dunkeln,
Der Tod ſchleicht draußen um.
Schweb' hoch hinauf, mein Geigenklang!
Durchbrich die Nacht mit klarem Sang!
Du weißt den Spuk von dannen
Zu bannen.

2. Wohl finſter iſt die Stunde,
Doch hell ſind Mut und Schwert;
In meines Herzens Grunde
Steht aller Freuden Herd.
O Lebensluſt, wie reich du blühſt!
O Heldenblut, wie kühn du glühſt!
Wie gleicht der Sonn' im Scheiden
Ihr beiden!

3. Ich denke hoher Ehren,
Sturmluſt'ger Jugendzeit,
Da wir mit ſcharfen Speeren
Hinjauchzten in den Streit.
Hei, Schildgekrach im Sachſenkrieg!
Auf unſern Bannern ſaß der Sieg,
Als wir die erſten Narben
Erwarben.

4. Mein grünes Heimatleben,
Wie tauchſt du mir empor!
Des Schwarzwalds Wipfel weben
Herüber an mein Ohr;
So ſäuſelt's in der Rebenflur,
So brauſt der Rhein, darauf ich fuhr
Mit meinem Lieb zu zweien
Im Maien.

5. O Minne, wunderſüße,
Du Roſenhag in Bluſt,[1])
Ich grüße dich, ich grüße
Dich heut' aus tiefſter Bruſt!
Du roter Mund, gedenk' ich dein,
Es macht mich ſtark wie firner Wein,
Das ſollen Heunenwunden
Bekunden!

1) Blüte.

6. Ihr Kön'ge, sonder Zagen
Schlaft sanft, ich halte Wacht!
Ein Glanz aus alten Tagen
Erleuchtet mir die Nacht.
Und kommt die Früh' im blut'gen Kleid,
Gott grüß' dich, grimmer Schwerterstreit!
Dann magst du, Tod, zum Reigen
Uns geigen!

4. Gudruns Klage.

1. Nun geht in grauer Frühe
Der scharfe Märzenwind,
Und meiner Qual und Mühe
Ein neuer Tag beginnt.
Ich wall' hinab zum Strande
Durch Reif und Dornen hin,
Zu waschen die Gewande
Der grimmen Königin.

2. Das Meer ist tief und herbe,
Doch tiefer ist die Pein,
Von Freund und Heimatserbe
Allzeit geschieden sein;
Doch herber ist's, zu dienen
In fremder Mägde Schar,
Und hat mir einst geschienen
Die güldne Kron' im Haar.

3. Mir ward kein guter Morgen,
Seit ich dem Feind verfiel;
Mein' Speis' und Trank sind Sorgen,
Und Kummer mein Gespiel.
Doch berg' ich meine Tränen
In stolzer Einsamkeit;
Am Strand den wilden Schwänen
Allein sing' ich mein Leid.

4. Kein Dränen soll mir beugen
Den hochgemuten Sinn;
Ausduldend will ich zeugen,
Von welchem Stamm ich bin.
Und so sie hold gebaren,
Wie Spinnweb acht' ich's nur;
Ich will getreu bewahren
Mein Herz und meinen Schwur.

5. O Ortwin, trauter Bruder,
O Herwig, Buhle wert,
Was rauscht nicht euer Ruder?
Was klingt nicht euer Schwert?
Umsonst zur Meereswüste
Hinspäh' ich jede Stund';
Doch naht sich dieser Küste
Kein Wimpel, das mir kund.

6. Ich weiß es: nicht vergessen
Habt ihr der armen Maid;
Doch ist nur kurz gemessen
Dem steten Gram die Zeit.
Wohl kommt ihr einst, zu sühnen,
Zu retten, ach, zu spät,
Wann schon der Sand der Dünen
Um meinen Hügel weht.

7. Es dröhnt mit dumpfem Schlage
Die Brandung in mein Wort;
Der Sturm zerreißt die Klage
Und trägt beschwingt sie fort.
O, möcht' er brausend schweben
Und geben euch Bericht:
„Wohl laß' ich hier das Leben,
Die Treue laß' ich nicht!"

5. Sanssouci.

1. Dies ist der Königspark. Rings Bäume, Blumen, Vasen.
Sieh, wie ins Muschelhorn die Steintritonen[1] blasen!
Die Nymphe spiegelt klar sich in des Beckens Schoß;
Sieh hier der Flora[2] Bild in hoher Rosen Mitten!
Die Laubengänge sieh, so regelrecht geschnitten,
Als wären's Verse Boileaus![3]

2. Vorbei am luft'gen Haus voll fremder Vögelstimmen
Laß uns den Hang empor zu den Terrassen klimmen,
Die der Orange Wuchs umkränzt mit falbem Grün.
Dort oben ragt, wo frisch sich Tann' und Buche mischen,
Das schmucklos heitre Schloß mit breiten Fensternischen,
Darin des Abends Feuer[4] glühn.

3. Dort lehnt ein Mann im Stuhl. Sein Haupt ist vorgesunken,
Sein blaues Auge sinnt, und oft in hellen Funken
Entzündet sich's; so sprüht aus dunkler Luft ein Blitz.

1) Meergötter mit Delphinschwänzen. — 2) Römische Blumengöttin. — 3) Französischer Dichter der streng klassischen Richtung unter Ludwig XIV. — 4) Das Abendrot.

Ein dreigespitzter Hut bedeckt der Schläfe Weichen,
Sein Krückstock irrt im Sand und schreibt verworrne Zeichen —
Nicht irrst du, das ist König Fritz.

4. Er sitzt und sinnt und schreibt.
Kannst du sein Brüten deuten?
Denkt er an Kunersdorf, an Roßbach oder Leuthen,
An Hochkirchs Nacht, durchglüht von Flammen hundertfach?
Wie dort im roten Qualm gegrollt die Feldkanonen,
Indes die Reiterei mit rasselnden Schwadronen
Der Grenadiere Viereck brach?

5. Schwebt ein Gesetz ihm vor, mit dem er weis' und milde
Sein schlachterstarktes Volk zu schöner Menschheit bilde,
Ein Friedensgruß, wo jüngst die Kriegespauke scholl?
Ersinnt er einen Reim, der seinen Sieg verkläre,
Oder ein Epigramm, mit dem bei Tisch Voltaire,
Der Schalk, gezüchtigt werden soll?

6. Vielleicht auch treten ihm die Bilder nah, die alten,
Da er im Mondenlicht in seines Schlafrocks Falten
Die sanfte Flöt' ergriff, des Vaters Ärgernis;
Des treuen Freundes Geist will er heraufbeschwören,
Dem — ach um ihn! — das Blei aus sieben Feuerröhren
Die kühne Jünglingsbrust zerriß.

7. Träumt in die Zukunft er? Zeigt ihm den immer vollern,
Den immer kühnern Flug des Aars von Hohenzollern,
Der schon den Doppelaar[5]) gebändigt, ein Gesicht?
Gedenkt er, wie dereinst ganz Deutschland hoffend lausche
Und bangend, wenn daher sein schwarzer Fittich rausche?
O nein, das alles ist es nicht!

8. Er murrt: „O Schmerz, als Held gesandt sein einem Volke,
Dem nie der Muse Bild erschien auf goldner Wolke!
August sein auf dem Thron, wenn kein Horaz[6]) ihm singt!
Was hilft's, vom fremden Schwan die weißen Federn borgen!
Und doch, was bleibt uns sonst? — Erscheine, erscheine, o Morgen,
Der uns den Götterliebling bringt!"

9. Er spricht's und ahnet nicht, daß jene Morgenröte
Den Horizont schon küßt, daß schon der junge Goethe
Mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt,
Er, der das scheue Kind, noch rot von süßem Schrecken,
Die deutsche Poesie, aus welschen Taxushecken[7])
Zum freien Dichterwalde führt.

5) Österreichisches Wappen.

6. Der Tod des Tiberius.

(37 n. Chr.)

Bei Kap Misenum winkt' ein fürstlich Haus
Aus Lorbeerwipfeln zu des Meeres Küsten
Mit Säulengängen, Mosaiken, Büsten
Und jedem Prunkgerät zu Fest und Schmaus.
Oft sah es nächtlicher Gelage Glanz,
Wo lock'ge Knaben, Efeu um die Stirnen,
Mit Bechern flogen, silberfüß'ge Dirnen
Den Thyrsus[1]) schwangen in berauschtem Tanz,
Und Jauchzen scholl, Gelächter, Saitenspiel,
Bis auf die Gärten rings der Frühtau fiel.
Doch heut', wie stumm das Haus! Nur hier und dort
Ein Fenster hell. Und wo die Säulen düstern,
Wogt am Portal der Sklaven Schwarm mit Flüstern;

6) Römischer Dichter, Zeitgenosse des Kaisers Augustus. — 7) Taxus = ein niedriger, dichter Baum, dem man durch Beschneiden allerlei Formen gab.

1) Der mit Efeu oder Weinlaub umwundene Stab der Bacchantinnen.

Es kommen Sänften, Boten sprengen fort;
Und jedesmal dann zuckt umher im Kreise
Ein Fragen, das nur scheu um Antwort wirbt:
„Was sagt der Arzt? Wie steht es?“ — „Leise, leise!
Zu Ende geht's; der greise Tiger stirbt.“
Bei matter Ampeln Zwielicht droben lag
Der kranke Cäsar auf den Purpurkissen.
Sein fahl Gesicht, von Schwären wild zerrissen,
Erschien noch grauser heut', als sonst es pflag.
Hohl glomm das Auge. Durch die Schläfe wallte
Des Fiebers Glut, daß jede Ader schlug;
Niemand war bei ihm als der Arzt, der Alte,
Und Macro, der des Hauses Schlüssel trug.
Und jetzt mit halbersticktem Schreckensruf
Aus seinen Decken fuhr empor der Siechе,
Hochauf sich bäumend: „Schaff' mir Kühlung, Grieche!
Eis! Eis! Im Busen trag' ich den Vesuv.
O, wie das brennt! Doch grimmer brennt das Denken
Im Haupt mir; ich verfluch' es tausendmal
Und kann's doch lassen nicht zu meiner Qual;
O gib mir, Lethe, Lethe,[2]) mich zu tränken! —
Umsonst! Dort wälzt sich's wieder schon heran
Wie Rauchgewölk und ballt sich zu Gestalten —
Sieh, von den Wunden heben sie die Falten
Und starren mich gebrochnen Auges an,
Germanicus und Drusus und Sejan —
Wer rief euch her? Kann euch das Grab nicht halten?
Was saugt ihr mit dem Leichenblick, dem stieren,
An meinem Blut und dörrt mir das Gebein?
's ist wahr, ich tötet' euch; doch mußt' es sein.
Wer hieß im Würfelspiel euch auch verlieren!
Hinweg! — Weh mir! Wann endet diese Pein!“
Der Arzt bot ihm den Kelch; er sog ihn leer
Und sank zurück in tödlichem Ermatten;
Dann aus den Kissen blickt' er scheu umher
Und frug verstört: „Nicht wahr, du siehst nichts mehr?
Fort sind sie, fort, die fürchterlichen Schatten.
Vielleicht auch war's nur Dunst. Doch glaube mir,
Sie kamen oft schon nachts, und wie sie quälen,
Das weiß nur ich. — Doch still! Komm, setz' dich hier
Nah, nah; von anderm will ich dir erzählen.
Auch ich war jung einst, traut' auf meinen Stern
Und glaubt' an Menschen. Doch der Wahn der Jugend
Zerstob zu bald nur; und ins Innre lugend,
Verfault erfand ich alles Wesens Kern.
Da war kein Ding so hoch und bar der Rüge,
Der Wurm saß drin; aus jeder Großtat sahn
Der Selbstsucht Züge mich versteinernd an.
Lieb', Ehre, Tugend, alles Schein und Lüge!
Nichts unterschied vom reißenden Getier
Dies Kotgeschlecht als im ehrlosen Munde
Der Falschheit Honig und im Herzensgrunde
Die größre Feigheit und die wildre Gier.
Wo war ein Freund, der nicht den Freund verriet?
Ein Bruder, der nicht Brudermord gestiftet?
Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann vergiftet?
Nichtswürdig alle — stets dasselbe Lied.

2) Ein Strom in der Unterwelt, aus dem die Schatten Vergessenheit tranken.

Da ward auch ich wie sie. Und weil nur Schrecken
Sie zähmte, lernt' ich, Schrecken zu erwecken;
Und Krieg mit ihnen führt' ich. Zum Genuß
Ward ihre Qual mir, ihr verendend Röcheln,
Ich schritt ins Blut hinein bis zu den Knöcheln —
Doch auch das Grausen wird zum Überdruß.
Und jetzt, nur noch gequält vom Strahl des Lichts,
Matt, trostlos, reulos starr' ich in das Nichts."
Sein Wort ging tonlos aus; er keuchte leis
Im Krampf, von seinen Schläfen floß der Schweiß,
Und graß verstellt wie eine Larve[3]) sah
Sein blutlos Antlitz. Zu des Lagers Stufen
Trat Macro da: „Soll ich den Cajus rufen,
Herr, deinen Enkel, den Caligula?
Du bist sehr krank" —
Doch jener: „Schlange, falle
Mein Fluch auf dich! Was geht dich Cajus an!
Noch leb' ich, Mensch. Und Cajus ist wie alle
Ein Narr, ein Schurk', ein Lügner, nur kein Mann!
Und wär' er's, frommt' es nicht; kein Held verjüngt
Rom und die Welt, wie er mit Blut sie düngt.
Wenn's Götter gäb', auf diesem Berg der Scherben
Vermöcht' ein Gott selbst nicht mehr Frucht zu ziehn.
Und nun der blöde Knab'! Nein, nein, nicht ihn;
Die Rachegeister, welche mich verderben,
Die Furien, die der Abgrund ausgespien,
Sie und das Chaos setz' ich ein zu Erben.
Für sie dies Zepter!"

Und im Schlafgewand
Jach sprang er auf, und wie die Glieder flogen
Im Todesschweiß, riß er vom Fensterbogen
Den Vorhang fort und warf mit irrer Hand
Hinaus den Stab der Herrschaft in die Nacht.
Dann schlug er sinnlos hin.
Im Hofe stand
In sich vertieft ein Kriegsknecht auf der Wacht,
Blondbärtig, hoch. Zu dessen Füßen rollte
Des Zepters rundes Elfenbein und sprang
Vom glatten Marmorgrund mit hellem Klang
An ihm empor, als ob's ihn grüßen wollte.
Er nahm es auf, unwissend, was es sei,
Und sank zurück in seine Träumerei.
Er dacht' an seinen Wald im Wesertal:
Die düstern Wipfelkronen sah er ragen;
Er sah am Malstein die Genossen tagen,
Blank jedes Wort, wie ihrer Streitaxt Stahl,
Und treu die Hand zum Sühnen wie zum Schlagen.
Und an sein liebes Weib gedacht' er dann;
Er sah sie sitzen an des Hüttleins Schwelle
Im langen, gelben Haar, wie sie, mit Schnelle
Die Spindel wirbelnd, in die Ferne sann,
Wohl her zu ihm; und vor ihr spielt' am Rain
Sein Knabe, der den ersten Speer sich schnitzte
Und dem so kühn das blaue Auge blitzte,
Als spräch's: Ein Schwert nur, und die Welt ist mein!
Und plötzlich floß dann — wie, verstand er kaum —
Ein andres Bild in seinen Heimatstraum;
Vor seine Seele drängt' es sich mit Macht,
Wie er dereinst in heißen Morgenlanden
Als Wacht an eines Mannes Kreuz gestanden,
Bei dessen Tod die Sonn' erlosch in Nacht.

3) Bei den Römern = Geist eines verstorbenen Lasterhaften, also = Schreckbild.

Wohl lag dazwischen manch durchstürmter Tag,
Doch konnt' er nie des Dulders Blick vergessen,
Darin ein Leidensabgrund unermessen
Und dennoch alles Segens Fülle lag. —
Und nun — wie kam's nur? — über seinen Eichen
Sah er dies Kreuz erhöht als Siegeszeichen,
Und seines Volks Geschlechter sah er ziehn,
Unzählig, stromgleich; über den Gefilden
Von Waffen wogt' es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann, und Glorie strahlt' um ihn.
Da fuhr er auf. Aus des Palastes Hallen
Kam dumpf Geräusch; der Herr der Welt war tot.
Er aber schaute kühn ins Morgenrot
Und sah's wie einer Zukunft Vorhang wallen.

7. Friedrich Rotbart.

(Gekürzt.)

1. Tief im Schoße des Kyffhäusers
Bei der Ampel rotem Schein
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein.

2. Ihn umwallt der Purpurmantel,
Ihn umfängt der Rüstung Pracht,
Doch auf seinen Augenwimpern
Liegt des Schlafes tiefe Nacht.

3. Vorgesunken ruht das Antlitz,
Drin sich Ernst und Milde paart;
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist sein langer, goldner Bart.

4. Rings wie eh'rne Bilder stehen
Seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet,
Aber tief im Schlaf wie er. . . .

5. Alles schweigt, nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich
Bricht mit Feuersglut herein;

6. Bis der Adler stolzen Fluges
Um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittichs Rauschen
Dort der Rabenschwarm entflieht.

7. Aber dann wie ferner Donner
Rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte,
Und die Ritter wachen auf.

8. Laut in seinen Angeln dröhnend,
Tut sich auf das eh'rne Tor:
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck empor.

9. Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in seiner Hand;
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land.

10. Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und aufs neu' zu Aachen gründet
Er das heil'ge Deutsche Reich.

8. Cita mors ruit.[1])

1. Der schnellste Reiter ist der Tod;
Er überreitet das Morgenrot,
Wie Wetters rasches Blitzen;
Sein Roß ist fahl und ungeschirrt,
Die Sehne schwirrt, der Pfeil erklirrt
Und muß im Herzen sitzen.

2. Durch Stadt und Dorf, über Berg und Tal,
Im Morgenrot, im Abendstrahl
Geht's fort in wildem Jagen;
Und wo er floh mit Ungestüm,
Da schallen die Glocken hinter ihm,
Und Grabeslieder klagen.

3. Er tritt herein in den Prunkpalast,
Da wird so blaß der stolze Gast
Und läßt von Wein und Buhle;[2])
Er tritt zum luft'gen Hochzeitsschmaus,
Ein Windstoß löscht die Kerzen aus,
Bleich lehnt die Braut im Stuhle.

4. Dem Schöffen blickt er ins Gesicht,
Der just das weiße Stäblein bricht,
Da sinkt's ihm aus den Händen;
Ein Mägdlein windet Blüt' und Klee,
Er tritt heran — ihr wird so weh —
Wer mag den Strauß vollenden!

5. Drum sei nicht stolz, o Menschenkind!
Du bist dem Tod wie Spreu im Wind,
Und magst du Kronen tragen.
Der Sand verrinnt, die Stunde schlägt,
Und eh' ein Hauch dies Blatt bewegt,
Kann auch die deine schlagen.

1) Schnell kommt der Tod. — 2) Braut.

9. Die Türkenkugel.

1. Auf der Höh' am Felſenkirchlein,
Rings vom Türkenheer umſchloſſen,
Liegt ein Häuflein tapfrer Griechen
Von des Bozzaris[1]) Genoſſen.

2. Achtmal hat die Schar dort oben
Schon begrüßt den Strahl der Sonnen;
Achtmal ſchon ergrimmten Mutes
Hat der Feind den Sturm begonnen.

3. Doch vergeblich in den Schluchten
Häuft' er Tote nur zu Toten;
Denn der Fels iſt ſchroff, und ſicher
Trifft das Blei der Sulioten.[2])

4. Drum von fern aus Feuerſchlünden
Will er nun Verderben ſenden;
Kugeln über Kugeln wirft er
Nach den ſteilen Felſenwänden.

5. Aber mag ſein glühend Eiſen
Seltnes Opfer nur erreichen,
Schon beginnt ein andrer Würger
Droben durch die Schar zu ſchleichen.

6. Grauſer als von Feindeswaffen
Iſt der Tod von Durſtesqualen;
Keinen Brunnen hat der Felſen,
Und geleert ſind Schläuch' und Schalen.

7. Und der Himmel, blau und ehern,
Schaut herab mit Feueraugen;
Ach, nicht reicht's, daß von den Halmen
Sie den Tau der Frühe ſaugen.

8. Bleich, mit hohlen Wangen, ſchwanken
Um das Kirchlein die Geſtalten;
Kaum vermag der Arm, entkräftet,
Noch das lange Rohr zu halten.

9. Dorrend klebt die Zung' am Gaumen,
Fieberglut durchraſt die Glieder;
In der Not des neunten Abends
Werfen ſie ſich flehend nieder:

10. „Der du Moſis Stab geſegnet,
Daß er Waſſer ſchuf dem Volke,
Der du auf Elias' Rufen
Kamſt in ſchatt'ger Regenwolke,

11. Herr, erbarm', erbarm' dich unſer!
Sieh, wir ſind wie trockne Scherben, —
Von des Feindes Schwert errettet,
Laß uns nicht im Durſt verderben!"

12. Und noch hallt es: „Herr, erbarm' dich!"
Da in rotgewölbtem Bogen
Aus dem Türkenlager ſauſend
Kommt ein Feuerball geflogen.

13. Dröhnend ſchlägt er in die Klippe,
Bohrt ſich wühlend tief und tiefer:
Horch! da ziſcht es leis, und ſilbern
Zuckt es auf im Felsgeſchiefer.

14. Und es blinkt und rinnt und rieſelt,
Und mit Brauſen dann geſchoſſen
Well' auf Welle kommt das Waſſer,
Dem das Erz die Bahn erſchloſſen.

15. O wie lieblich rauſcht der Sprudel
In das Ohr der Kriegsgefährten!
O wie ſchlürfen ſie mit Wonnen
Von dem Naß, dem langentbehrten!

16. Aber dann zum frommen Danke
Siehſt du ſie die Hände falten:
„Sei geprieſen, Herr der Gnaden!
Wundervoll iſt all dein Walten.

17. Durch die Hand des grimmſten Feindes
Weißt du Troſt und Heil zu geben;
Tod gedacht' er uns zu ſenden,
Doch du wandteſt Tod in Leben."

10. Ethiſches und äſthetiſches.

I.

Das iſt des Lyrikers Kunſt, ausſprechen, was allen gemein iſt,
Wie er's im tiefſten Gemüt neu und beſonders erſchuf,
Oder dem Eigenſten auch ſolch allverſtändlich Gepräge
Leihn, daß jeglicher drin ſtaunend ſich ſelber erkennt.

II.

Wechſelnd färbt wie der Strahl des Gefühls ſich des Lyrikers Ausdruck:
Aber des Epikers Stil fließe wie reiner Kriſtall;
Klar ſei jede Geſtalt, und unſichtbar wie das Licht nur
über dem Ganzen dahin ſchwebe des Dichters Gemüt.

1) Marco Bozzaris, Held des griechiſchen Befreiungskampfes (1821—29), geb. 1788, fiel im Auguſt 1823 bei Miſſolunghi. — 2) Ein kleiner Griechenſtamm im heutigen Albanien.

III.

Als ein Vergangnes erzählt dir der Vorzeit Sage das Epos;
Aber ein werdendes Los zeigt der Dramatiker dir.
Weit dort ſtreckt ſich der Raum, bunt wechſeln die Helden, und ſichtbar
Tritt aus dem hohen Gewölk waltend die ewige Macht,
Während du hier aus der menſchlichen Bruſt ureigenſten Tiefen
Jegliche Tat aufblühn ſiehſt in ein einig Geſchick.

11. Sprüche.

I.

Am guten Alten
In Treuen halten,
Am kräft'gen Neuen
Sich ſtärken und freuen,
Wird niemand gereuen.

II.

Liebe, die von Herzen liebt,
Iſt am reichſten, wenn ſie gibt;
Liebe, die von Opfern ſpricht,
Iſt ſchon rechte Liebe nicht.

III.

Kommt dir ein Schmerz, ſo halte ſtill
Und frage, was er von dir will.
Die ew'ge Liebe ſchickt dir keinen
Bloß darum, daß du mögeſt weinen.

IV.

Haſt du getan einen törichten Schritt,
So tu zurück ihn ſchnelle;
Du machſt ihn nimmer gut damit,
Daß du behaupteſt die Stelle.

V.

Wenn ſie dich ſchmähten und wenn ſie dich ſchalten,
Widerſprich nicht mit hitzigem Blut;
Schweig und ſchaffe, was ſchön und gut,
So wirſt du zuletzt doch recht behalten.

VI.

Um keinen Preis geſtehe du
Der Mittelmäßigkeit was zu!
Haſt du dich erſt mit ihr vertragen,
So wird dir's bald bei ihr behagen,
Bis du zuletzt, du weißt nicht wie,
Geworden biſt ſo flach wie ſie.

VII.

Das iſt die Wirkung edler Geiſter:
Des Schülers Kraft entzündet ſich am Meiſter;
Doch ſchürt ſein jugendlicher Hauch
Zum Dank des Meiſters Feuer auch.

VIII.

Das Schwerſte klar und allen faßlich ſagen,
Heißt aus gediegnem Golde Münzen ſchlagen.

IX.

Dein Ja ſei Ja, dein Nein ſei Nein
Und ſcharf das Schwert an deiner Lende;
Die beſte Staatskunſt bleibt am Ende
Doch, tapfer und gerecht zu ſein.

2. Friedrich Bodenſtedt,

geboren den 22. April 1819 zu Peine in Hannover, ſtudierte Geſchichte, Philoſophie und Philologie in Göttingen, München und Berlin, wurde 1844 Gymnaſiallehrer in Tiflis in Perſien, wo er unter der Leitung Mirza-Schaffys (ſprich: mirſä ſchaffi) das Tatariſche und Perſiſche erlernte, wurde 1854 Profeſſor der ſlawiſchen Sprachen in München, durchquerte 1881 die Vereinigten Staaten, um ſeine Beobachtungen in einem Reiſewerk niederzulegen, und ſtarb am 18. April 1892 in Wiesbaden. — Seine Berühmtheit verdankt er vornehmlich den „Mirza-Schaffy-Liedern", in denen er — es ſind nicht Überſetzungen, ſondern Originalſchöpfungen — in größter Formvollendung und in friſchem, lebensfrohem Ton ſeine Lebensweisheit ausſpricht.

1. Aus den Mirza-Schaffy-Liedern.

I.

Mirza-Schaffy kam einſt auf einer Reiſe
Zu einem reichen Mann. Da ſprach der Weiſe:
„Ich will dein Gaſt für heut' und morgen bleiben,
Hilf mir die Zeit nun angenehm vertreiben;
Bereit' ein Feſt, lad gute Freunde ein,

Wir wollen froh und guter Dinge sein!"—
„Ich habe keine Freunde," sprach der Mann.
Mirza-Schaffy sah ihn verwundert an:
„So darf ich nicht dein Dach zum Obdach wählen,
Dem selbst beim Reichtum gute Freunde fehlen."
Er schüttelte den Staub von seinen Füßen,
Verließ den Reichen, ohne ihn zu grüßen,
Sprach: „Wem der Himmel keinen Freund beschert,
Weh ihm! Der Mann ist keines Grußes wert."

II.

1. Im Garten klagt die Nachtigall
Und hängt das feine Köpfchen nieder:
„Was hilft's, daß ich so schöne Lieder
Und wundersüße Töne habe —
Solange ich mein grau Gefieder
Und nicht der Rose Schöne habe?"

2. Im Blumenbeet die Rose klagt:
„Wie soll das Leben mir gefallen?
Was hilft's, daß vor den Blumen allen
Ich Anmut, Duft und Schöne habe —
Solang ich nicht der Nachtigallen
Gesang und süße Töne habe?"

3. Mirza-Schaffy entschied den Streit.
Er sprach: „Laßt euer Klagen beide,
Du Rose mit dem duft'gen Kleide,
Du Nachtigall mit deinen Liedern!
Vereint, zur Lust und Ohrenweide
Der Menschen, euch in meinen Liedern!"

III.

Worin besteht, Mirza-Schaffy,
Der Zauber deiner Poesie? —
Daß du in allem wahr bist
Und die Natur zu wahren weißt,
Daß du in allem klar bist
Und Wort und Sinn zu wahren weißt,
Daß du nur nach dem Rechten greifst
Und alles recht betrachtest —
Daß du nur Diamanten schleifst
Und Kiesel nicht beachtest.

2. Sprüche der Weisheit.

1.

Der kluge Mann schweift nicht nach dem Fernen,
Um Nahes zu finden,
Und seine Hand greift nicht nach den Sternen,
Um Licht anzuzünden.

2.

Vergebens wird die rohe Hand
Am Schönen sich vergreifen —
Man kann den einen Diamant
Nur mit dem andern schleifen.

3.

Nie kampflos wird dir ganz
Das Schöne im Leben geglückt sein —
Selbst Diamantenglanz
Will seiner Hülle entrückt sein,
Und windest du einen Kranz:
Jede Blume will gepflückt sein.

4.

Wohl besser ist's, ohn' Anerkennung leben
Und durch Verdienst des Höchsten wert zu sein,
Als unverdient zum Höchsten sich erheben,
Groß vor der Welt und vor sich selber klein.

5.

Höre, was der Volksmund spricht:
Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon sein Pferd am Zügel haben —
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben.
Wer die Wahrhet spricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben!
Und doch singt Mirza-Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben!

3. Frühlingslied.

(Gekürzt.)

1. Wenn der Frühling auf die Berge steigt
Und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt,
Wenn das erste Grün am Baum sich zeigt
Und im Gras das erste Blümlein sprießt,
Wenn vorbei im Tal
Nun mit einem Mal
Alle Regenzeit und Winterqual,
Schallt es von den Höh'n
Bis zum Tale weit:
O wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

2. Wenn am Gletſcher heiß die Sonne leckt,
Wenn die Quelle von den Bergen ſpringt,
Alles rings mit jungem Grün ſich deckt
Und das Luſtgetön der Wälder klingt —
Lüfte, lind und lau,
Würzt die grüne Au,
Und der Himmel lacht ſo rein und blau,
Schallt es von den Höh'n
Bis zum Tale weit:
O wie wunderſchön
Iſt die Frühlingszeit!

4. Freundſchaft.

Wenn jemand ſchlecht von deinem Freunde ſpricht,
Und ſcheint er noch ſo ehrlich: glaub' ihm nicht!
Spricht alle Welt von deinem Freunde ſchlecht:
Mißtrau' der Welt und gib dem Freunde recht!
Nur wer ſo ſtandhaft ſeine Freunde liebt,
Iſt wert, daß ihm der Himmel Freunde gibt.
Ein Freundesherz iſt ein ſo ſeltner Schatz,
Die ganze Welt beut nicht dafür Erſatz;
Ein Kleinod iſt's, voll heil'ger Wunderkraft,
Das nur bei feſtem Glauben Wunder ſchafft;
Doch jedes Zweifels Hauch trübt ſeinen Glanz,
Einmal zerbrochen, wird's nie wieder ganz.
Drum: wird ein ſolches Kleinod dir beſchert,
O trübe ſeinen Glanz nicht, halt es wert!
Zerbrich es nicht! Betrachte alle Welt
Als einen Ring nur, der dies Kleinod hält,
Dem dieſes Kleinod ſelbſt erſt Wert verleiht!
Denn wo es fehlt, da iſt die Welt entweiht.
Doch würdeſt du dem ärmſten Bettler gleich —
Bleibt dir ein Freundesherz, ſo biſt du reich;
Und wer den höchſten Königsthron gewann
Und keinen Freund hat, iſt ein armer Mann.

3. Ferdinand Bäßler,

geboren den 26. Januar 1816 zu Zeitz, geſtorben den 3. Februar 1879 als geiſtlicher Inſpektor, Superintendent und Profeſſor zu Schulpforta, hat griechiſche und deutſche Sagen in klaſſiſcher Sprache und ſinniger Auffaſſung ſowie manche ergreifende Balladen verfaßt.

Die Skiläufer.

1. „Wer klopft ſo eilig und mit Macht
An meine Tür in ſpäter Nacht?
's mag ein verirrter Wandrer ſein.
Du ärmſter Mann, tritt hurtig ein!"
Er legt die Arbeit ſchnell zur Seiten,
Ergreift den Kieferſpan mit Haſt
Und eilt, ins niedre Haus zu leiten
Mit frohem Gruß den fremden Gaſt.

2. Der Riegel knarrt, er tritt hinaus —
Er ſteht gelähmt vom nächt'gen Graus,
Die Leuchte ſeiner Hand entfällt:
Er ſieht vom Feind das Haus umſtellt.
Schnell greifen ihn vier kräft'ge Arme
Und ziehn ihn von der Schwelle fort;
Und einer aus dem wilden Schwarme
Gibt ihm das unwillkommne Wort:

3. „Du führſt uns den verborgnen Pfad
Hoch über den Kiölengrat
Zur nächſten Stadt in Norreland;
Denn wider ſie iſt unſre Hand."
Doch er mit männlichem Erröten:
„Unmögliches verlanget ihr!
Wann hielt's ein Normann mit den Schweden?
Ihr kamt nicht vor die rechte Tür."

4. Und ſie mit wilder Ungeduld:
„Ob ungern oder ob mit Huld —
Das gilt uns gleich! Du haſt die Wahl
Nur zwiſchen Gold und hartem Stahl.
Ein nächt'ger Gang von wenig Meilen
Befreit dich ſchnell aus aller Not;
Bleibſt du, ſo ſtirb! und mit dir teilen
Dein Weib und Kind den Rachetod."

5. Zusammen brach der kräft'ge Mann,
Der Schweiß von seiner Stirne rann;
Zwiespältig ringt in ihm der Geist,
Bis sich empor der Normann reißt
Und spricht das Wort voll Grimm und Schmerzen:
„Ihr Jünglinge, vergelt's euch Gott,
Daß ihr mit eines Mannes Herzen
Treibt solch unmenschlich Spiel und Spott.

6. Wohlan! nicht um den eignen Leib,
Nur um die Kindlein und mein Weib
Füg' ich mich eurem harten Zwang;
Den Sündensold ich nicht verlang'."
Er wendet sich ins Haus und bindet
Die Schneeschuh' an den Knöcheln fest,
Ergreift den hohen Stab und zündet
Die Leuchte an dem Kohlenrest.

7. Noch einmal fällt sein trüber Blick
Auf seine Teueren zurück:
Sie schlummern ohne Sorg' und Harm
So selig wie in Gottes Arm;
Und leise spricht er seinen Segen;
Dann tritt er vor den Kriegerzug,
Er schreitet aus, und rasch entgegen
Dem Hochgebirge geht's im Flug.

8. Da saust der Skie, da stäubt der Schnee,
Aus braunen Nebeln schwankt die Höh',
Vorüber fliegt im Geisterreih'n
Der Wassersturz, der Fels, der Hain.
Im Schwung und Sprung auf glatten Sohlen
Durchbraust der Hauf' die Winterflur,
Es keucht der Sturm, ihn einzuholen,
Und tilgt die flücht'ge Menschenspur.

9. So durch der Schluchten Doppelnacht
Zur Höh', wo die Lawine kracht,
Und ob des Gießbachs schwankem Steg
Führt er sie den verborgnen Weg.
Dem matten Scheine der Laterne
Folgt keck der rasche Kriegerhauf',
Und endlich hebt sich in der Ferne
Die schwerbedrohte Stadt herauf.

10. Dort liegt sie — einsam Turm und Tor,
Kein Lichtlein schimmert draus hervor,
Und wie die Wolke, trüb und schwer,
Liegt Mitternachtsschlaf drüber her. —
Er sieht's mit Gram; hört die Bedränger
Jetzt kühner stürmen durch das Feld,
Merkt, wie der Feind sich immer enger
An seine flücht'gen Fersen hält.

11. Er schaut hinüber, schaut zurück,
Und alles flirrt vor seinem Blick;
Es ruft aus jedem Busch und Rohr:
„Normann, halt ein! Was hast du vor?"
Da muß er vor sich selbst erbeben,
Er seufzet, bis zum Tode matt:
„O Herr, nimm hin mein schuldig Leben,
Errette nur die gute Stadt!"

12. Ihm ist, als hab' es Gott bejaht,
Und kühn erwächst ihm Will' und Rat —
Dort läuft den steilen Bergeshang
Ein hoher Tannenwald entlang,
Ein Pfad lockt in die Waldeshalle,
Der dichtumschattet abwärts führt
Und unversehns in jähem Falle
Im tiefsten Abgrund sich verliert.

13. Den schlägt er ein; die Hand aufs Herz,
Das feste Auge himmelwärts,
Fliegt er des Wegs zur Felsenwand
Und stürzt sich von des Abgrunds Rand.
Noch flammt die Leuchte im Gesträuche,
Die Schweden folgen ihrem Schein,
Und drunten deckt des Normanns Leiche
Der Feinde zuckendes Gebein.

4. Hermann Lingg,

geboren den 22. Januar 1820 zu Lindau am Bodensee, studierte in München, Freiburg, Berlin und Prag Medizin, ward 1846 bayerischer Militärarzt, gab aber bereits 1851 den Dienst auf, lebte, durch ein Jahrgehalt König Maximilians II. aller Nahrungssorgen enthoben, von da an in München ganz seiner Muse und starb am 18. Juni 1905. — Seine Dichtungen zeichnen sich durch eine ungemeine Anschaulichkeit aus, namentlich auch durch Zusammenstellung packender Gegensätze, wie in dem unten stehenden Gedicht. Sein Hauptwerk ist das Epos „Die Völkerwanderung", worin er in farbenreichen Bildern den Sieg des Christentums über das abgelebte Rom und Byzanz feiert.

Der schwarze Tod.

1. Erzittre, Welt! ich bin die Pest.
Ich komm' in alle Lande
Und richte mir ein großes Fest;
Mein Blick ist Fieber, feuerfest
Und schwarz ist mein Gewande.

2. Ich komme von Ägyptenland
In roten Nebelschleiern;
Am Nilusstrand im gelben Sand
Entsog ich Gift dem Wüstenbrand
Und Gift aus Dracheneiern.

3. Talein und =aus, bergauf und =ab,
Ich mäh' zur öden Heide
Die Welt mit meinem Wanderstab;
Ich setz' vor jedes Haus ein Grab
Und eine Trauerweide.

4. Ich bin der große Völkertod,
Ich bin das große Sterben;
Es geht vor mir die Wassersnot,
Ich bringe mit das teure Brot,
Den Krieg hab' ich zum Erben.

5. Es hilft euch nichts, wie weit ihr floht,
Mein sausend Roß geht weiter!
Ich bin der schnelle schwarze Tod,
Ich überhol' das schnellste Boot
Und auch den schnellsten Reiter.

6. Dem Kaufmann trägt man mich ins Haus
Zugleich mit seiner Ware;
Er freut sich hoch, er lacht beim Schmaus,
Ich steig' aus seinem Schatz heraus
Und streck' ihn auf die Bahre.

7. Mir ist auf hohem Felsvorsprung
Kein Schloß zu hoch, ich komme;
Mir ist kein junges Blut zu jung,
Kein Leib ist mir gesund genung,
Mir ist kein Herz zu fromme.

8. Wem ich nur schau' ins Aug' hinein,
Der mag kein Licht mehr sehen;
Wem ich gesegnet Brot und Wein,
Den hungert nur nach Staub allein,
Den durstet's heimzugehen.

9. Im Osten starb der große Khan,
Auf Indiens Zimmetinseln
Starb Negerfürst und Muselman,
Man hört' auch nachts in Ispahan
Beim Aas die Hunde winseln.

10. Byzanz war eine schöne Stadt,
Und blühend lag Venedig;
Nun liegt das Volk wie welkes Blatt,
Und wer das Laub zu sammeln hat,
Wird auch der Mühe ledig.

11. An Nordlands letztem Felsenriff
In einen kleinen Hafen
Warf ich ein ausgestorbnes Schiff,
Und alles, was mein Hauch ergriff,
Das mußte schlafen, schlafen.

12. Sie liegen in der Stadt umher,
Ob Tag' und Monde schwinden;
Es zählt kein Mensch die Stunden mehr,
Nach Jahren wird man öd und leer
Die Stadt der Toten finden.

5. Friedrich Hebbel,

geboren am 18. März 1813 zu Wesselburen in Dithmarschen, verlebte eine überaus entbehrungsreiche, harte Jugend, bis sein großer Fleiß und die Teilnahme wohlhabender Gönner es ihm ermöglichten, sich in Hamburg zum Studium vorzubereiten und 1836 die Universität Heidelberg zu beziehen, wo er, wie darauf in München, Geschichte und deutsche Literatur studierte, lebte nun unter mancherlei Bedrängnissen in Hamburg, Kopenhagen, Paris und zuletzt in Wien, wo er am 13. Dezember 1863 starb. — Er ist einer der größten Dramatiker der nachklassischen Zeit. Sein Hauptwerk, die großartige Trilogie „Die Nibelungen", trug ihm kurz vor seinem Tode den großen Schillerpreis ein. Sein an Entsagungen reiches Leben drückt vielen seiner Gedichte den Stempel des Harten, Herben, Düsteren auf.

1. Der Heideknabe.

1. Der Knabe träumt, man schicke ihn fort
Mit dreißig Talern zum Heidedorf,
Er ward drum erschlagen am Wege
Und war doch nicht langsam und träge.

2. Noch liegt er im Angstschweiß, da rüttelt ihn
Sein Meister und heißt ihm, sich anzuziehn,
Und legt ihm das Geld auf die Decke
Und fragt ihn, warum er erschrecke.

3. „Ach Meister, mein Meister, sie schlagen mich tot,
Die Sonne, sie ist ja wie Blut so rot!"
„Sie ist es für dich nicht alleine,
Drum schnell, sonst mach' ich dir Beine!"

4. „Ach Meister, mein Meister, so sprachst du schon,
Das war das Gesicht, der Blick, der Ton,
Gleich greifst du" — zum Stock, will er sagen,
Er sagt's nicht, er wird schon geschlagen.

5. „Ach Meister, mein Meister, ich
geh', ich geh',
Bring meiner Mutter das letzte Ade!
Und sucht sie nach allen vier Winden,
Am Weidenbaum bin ich zu finden!"

6. Hinaus aus der Stadt! Und da
dehnt sie sich,
Die Heide, nebelnd, gespenstiglich,
Die Winde darüber sausend —
„Ach, wär' hier ein Schritt wie tausend!"

7. Und alles so still und alles so stumm,
Man sieht sich umsonst nach Lebendigem
um;
Nur hungrige Vögel schießen
Aus Wolken, um Würmer zu spießen.

8. Er kommt ans einsame Hirtenhaus,
Der alte Hirt schaut eben heraus;
Des Knaben Angst ist' gestiegen,
Am Wege bleibt er noch liegen.

9. „Ach Hirte, du bist ja von from-
mer Art,
Vier gute Groschen hab' ich erspart;
Gib deinen Knecht mir zur Seite,
Daß er bis zum Dorf mich begleite!

10. Ich will sie ihm geben, er trinke
dafür
Am nächsten Sonntag ein gutes Bier;
Dies Geld hier, ich trag' es mit Beben,
Man nahm mir im Traum drum das
Leben!"

11. Der Hirt, der winkte dem langen
Knecht,
Er schnitt sich eben den Stecken zurecht.
Jetzt trat er hervor — wie graute
Dem Knaben, als er ihn schaute!

12. „Ach Meister Hirte, ach nein, ach
nein,
Es ist doch besser, ich geh' allein!"
Der Lange spricht grinsend zum Alten:
„Er will die vier Groschen behalten."

13. „Da sind die vier Groschen!" Er
wirft sie hin
Und eilt hinweg mit verstörtem Sinn.
Schon kann er die Weide erblicken,
Da klopft ihn der Knecht in den Rücken.

14. „Du hältst es nicht aus, du gehst
zu geschwind,
Ei, Eile mit Weile, du bist ja noch Kind!
Auch muß das Geld dich beschweren,
Wer kann dir das Ausruhn verwehren!

15. Komm, setz' dich unter den Weiden-
baum,
Und dort erzähl' mir den häßlichen
Traum;
Mir träumte — Gott soll mich verdam-
men,
Trifft's nicht mit deinem zusammen!"

16. Er faßt den Knaben wohl bei der
Hand,
Der leistet auch nimmermehr Widerstand;
Die Blätter flüstern so schaurig,
Das Wässerlein rieselt so traurig!

17. „Nun sprich, du träumtest" — „Es
kam ein Mann" —
„War ich das? Sieh mich doch näher an,
Ich denke, du hast mich gesehen!
Nun weiter, wie ist es geschehen?"

18. „Er zog ein Messer!" — „War
das wie dies?"
„Ach ja, ach ja!" — „Er zog's?" —
„Und stieß" —
„Er stieß dir's wohl so durch die Kehle?
Was hilft es auch, daß ich dich quäle!"

19. Und fragt ihr, wie's weiter gekom-
men sei,
So fragt zwei Vögel, sie saßen dabei;
Der Rabe verweilte gar heiter,
Die Taube konnte nicht weiter!

20. Der Rabe erzählt, was der Böse
noch tat,
Und auch, wie's der Henker gerochen hat;
Die Taube erzählt, wie der Knabe
Geweint und gebetet habe.

2. Das Kind.

1. Die Mutter lag im Totenschrein,
Zum letztenmal geschmückt.
Da spielt das kleine Kind herein,
Das staunend sie erblickt.

2. Die Blumenkron' im blonden Haar
Gefällt ihm gar zu sehr,
Die Busenblumen, bunt und klar,
Zum Strauß gereiht, noch mehr.

3. Und sanft und schmeichelnd ruft es
aus:
„Du liebe Mutter, gib
Mir eine Blum' aus deinem Strauß,
Ich hab' dich auch so lieb!"

4. Und als die Mutter es nicht tut,
Da denkt das Kind für sich:
„Sie schläft, doch wenn sie ausgeruht,
So tut sie's sicherlich."

5. Schleicht fort, so leis es immer kann,
Und schließt die Türe sacht
Und lauscht von Zeit zu Zeit daran,
Ob Mutter noch nicht wacht.

6. Theodor Storm,

geboren am 14. September 1817 in Husum, ließ sich nach Beendigung seiner Studien in Kiel und Berlin 1842 als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt nieder, wurde wegen seiner deutschen Gesinnung von der dänischen Regierung vertrieben, kehrte jedoch 1864, nachdem Schleswig-Holstein Preußen einverleibt worden war, in seine Heimat zurück, ward Amtsrichter und starb am 4. Juli 1888. — Er zeichnet sich in seiner Lyrik durch große Tiefe und Innigkeit aus und schildert ergreifend die Natur seiner meerumbrausten Heimat. Am bedeutendsten ist er als Novellist.

1. Eine Frühlingsnacht.

1. Im Zimmer drinnen ist's so schwül,
Der Kranke liegt auf dem heißen Pfühl.

2. Im Fieber hat er die Nacht verbracht;
Sein Herz ist müde, sein Auge verwacht.

3. Er lauscht auf der Stunden rinnenden Sand;
Er hält die Uhr in der weißen Hand.

4. Er zählt die Schläge, die sie pickt,
Er forschet, wie der Weiser rückt.

5. Es fragt ihn, ob er noch leb' vielleicht,
Wenn der Weiser die schwarze Drei erreicht.

6. Die Wartfrau sitzt geduldig dabei,
Harrend, bis alles vorüber sei. —

7. Schon auf dem Herzen drückt ihn der Tod, —
Und draußen dämmert das Morgenrot;

8. An die Fenster klettert der Frühlingstag,
Mädchen und Vögel werden wach.

9. Die Erde lacht in Liebesschein,
Pfingstglocken läuten das Brautfest ein;

10. Singende Burschе ziehn übers Feld
Hinein in die blühende, klingende Welt.

11. Und immer stiller wird es drin;
Die Alte tritt zum Kranken hin.

12. Der hat die Hände gefaltet dicht;
Sie zieht ihm das Laken übers Gesicht.

13. Dann geht sie fort. Stumm wird's und leer,
Und drinnen wacht kein Auge mehr.

2. Die Stadt.

1. Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

2. Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

3. Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

3. Weihnachtsabend.

1. Die fremde Stadt durchschritt ich sorgenvoll,
Der Kinder denkend, die ich ließ zu Haus.
Weihnachten war's; durch alle Gassen scholl
Der Kinderjubel und des Markts Gebraus.

2. Und wie der Menschenstrom mich fortgespült,
Drang mir ein heiser Stimmlein in das Ohr:
„Kauft, lieber Herr!" Ein magers Händchen hielt
Feilbietend mir ein ärmlich Spielzeug dar.

3. Ich schrak empor, und beim Laternenschein
Sah ich ein bleiches Kinderangesicht;

Wes Alters und Geſchlechts es mochte ſein,
Erkannt' ich im Vorübertreiben nicht.

4. Nur von dem Treppenſtein, darauf es ſaß,
Noch immer hört' ich, mühſam, wie es ſchien:
„Kauft, lieber Herr!" den Ruf ohn' Unterlaß;
Doch hat wohl keiner ihm Gehör verliehn.

5. Und ich? — War's Ungeſchick? War es die Scham,
Am Weg zu handeln mit dem Bettelkind?
Eh' meine Hand zu meiner Börſe kam,
Verſcholl das Stimmlein hinter mir im Wind.

6. Doch als ich endlich war mit mir allein,
Erfaßte mich die Angſt im Herzen ſo,
Als ſäß' mein eigen Kind auf jenem Stein
Und ſchrie' nach Brot, indeſſen ich entfloh.

4. Spruch.

Vom Unglück erſt
Zieh ab die Schuld,
Was übrig bleibt,
Trag in Geduld.

7. Theodor Fontane,

geboren den 30. Dezember 1819 zu Neu-Ruppin, war erſt Apotheker, widmete ſich dann in Berlin ſchriftſtelleriſcher Tätigkeit, bereiſte mit feinſter Beobachtungsgabe England und die Mark Brandenburg und ſtarb am 20. September 1898 als Sekretär der Kunſtakademie in Berlin. — Er ſchuf treffliche Balladen von markiger Kraft, erlangte ſeine Berühmtheit jedoch durch ſeine zeitgeſchichtlichen Romane, die ſich durch große Lebenswahrheit auszeichnen. Sein Hauptwerk iſt „Wanderungen durch die Mark Brandenburg".

1. Guter Rat.

1. An einem Sommermorgen,
Da nimm den Wanderſtab,
Es fallen deine Sorgen
Wie Nebel von dir ab.

2. Des Himmels heitre Bläue
Lacht dir ins Herz hinein
Und ſchließt wie Gottes Treue
Mit ſeinem Dach dich ein.

3. Rings Blüten nur und Triebe
Und Halme von Segen ſchwer;
Dir iſt, als zöge die Liebe
Des Weges nebenher.

4. So heimiſch alles klinget
Als wie im Vaterhaus,
Und über die Lerchen ſchwinget
Die Seele ſich hinaus.

2. Das Glück.

1. Ich bin hinauf, hinab gezogen
Und ſuchte Glück und ſucht' es weit;
Es hat mein Suchen mich betrogen,
Und was ich fand, war Einſamkeit.

2. Ich hörte, wie das Leben lärmte,
Ich ſah ſein tauſendfarbig Licht;
Es war kein Licht, das mich erwärmte,
Und echtes Leben war es nicht.

3. Und endlich bin ich heimgegangen
Zu alter Stell' und alter Lieb',
Und von mir ab fiel das Verlangen,
Das einſt mich in die Ferne trieb.

4. Die Welt, die fremde, lohnt mit Kränkung,
Was ſich umwerbend ihr geſellt;
Das Haus, die Heimat, die Beſchränkung,
Die ſind das Glück und ſind die Welt.

3. Archibald Douglas.[1]

1. „Ich hab' es getragen ſieben Jahr',
Und ich kann es nicht tragen mehr,
Wo immer die Welt am ſchönſten war,
Da war ſie öd und leer.

2. Ich will hintreten vor ſein Geſicht
In dieſer Knechtsgeſtalt,
Er kann meine Bitte verſagen nicht,
Ich bin ja worden alt.

3. Und trüg' er noch den alten Groll,
Friſch wie am erſten Tag,
So komme, was da kommen ſoll,
Und komme, was da mag."

4. Graf Douglas ſpricht's. Am Weg ein Stein
Lud ihn zu harter Ruh';
Er ſah in Wald und Feld hinein,
Die Augen fielen ihm zu.

1) Graf Archibald Douglas wurde wegen Auflehnung gegen Jakob I. von Schottland, Sohn der Königin Maria Stuart, 1584 geächtet und ſpäter wieder in ſeine Würden eingeſetzt.

5. Er trug einen Harnisch, rostig und schwer,
Darüber ein Pilgerkleid, —
Da horch! vom Waldrand scholl es her
Wie von Hörnern und Jagdgeleit.

6. Und Kies und Staub auf wirbelte dicht,
Her jagte Meut' und Mann,
Und ehe der Graf sich aufgericht't,
Waren Roß und Reiter heran!

7. König Jakob saß auf hohem Roß,
Graf Douglas grüßte tief;
Dem König das Blut in die Wange schoß,
Der Douglas aber rief:

8. „König Jakob, schaue mich gnädig an
Und höre mich in Geduld,
Was meine Brüder dir angetan,
Es war nicht meine Schuld.

9. Denk' nicht an den alten Douglasneid,
Der trotzig dich bekriegt,
Denk' lieber an deine Kinderzeit,
Wo ich dich auf den Knien gewiegt!

10. Denk' lieber zurück an Stirlingschloß,
Wo ich Spielzeug dir geschnitzt,
Dich gehoben auf deines Vaters Roß
Und Pfeile dir zugespitzt!

11. Denk' lieber zurück an Linlithgow,
An den See und den Vogelherd,
Wo ich dich fischen und jagen froh
Und schwimmen und springen gelehrt!

12. O denk' an alles, was einstens war,
Und sänftige deinen Sinn!
Ich hab es gebüßet sieben Jahr',
Daß ich ein Douglas bin."

13. „Ich seh' dich nicht, Graf Archibald,
Ich hör' deine Stimme nicht;
Mir ist, als ob ein Rauschen im Wald
Von alten Zeiten spricht.

14. Mir klingt das Rauschen süß und traut,
Ich lausch' ihm immer noch;
Dazwischen aber klingt es laut:
Er ist ein Douglas doch!

15. Ich seh' dich nicht, ich höre dich nicht,
Das ist alles, was ich kann,
Ein Douglas vor meinem Angesicht
Wär' ein verlorener Mann."

16. König Jakob gab seinem Roß den Sporn,
Bergan jetzt ging sein Ritt,
Graf Douglas faßte den Zügel vorn
Und hielt mit dem Könige Schritt.

17. Der Weg war steil, und die Sonne stach,
Und sein Panzerhemd war schwer;
Doch ob er schier zusammenbrach,
Er lief doch nebenher.

18. „König Jakob, ich war dein Seneschall,
Ich will es nicht fürder sein;
Ich will nur warten dein Roß im Stall
Und ihm schütten die Körner ein.

19. Ich will ihm selber machen die Streu
Und es tränken mit eigner Hand;
Nur laß mich atmen wieder aufs neu'
Die Luft im Vaterland.

20. Und willst du nicht, so hab' einen Mut,
Und ich will es danken dir,
Und zieh dein Schwert und triff mich gut
Und laß mich sterben hier."

21. König Jakob sprang herab vom Pferd,
Hell leuchtete sein Gesicht,
Aus der Scheide zog er sein breites Schwert,
Aber fallen ließ er es nicht.

22. „Nimm's hin, nimm's hin und trag es neu
Und bewache mir meine Ruh'!
Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie du.

23. Zu Roß! Wir reiten nach Linlithgow,
Und du reitest an meiner Seit',
Da wollen wir fischen und jagen froh
Als wie in alter Zeit."

4. John Maynard.

John Maynard!
„Wer ist John Maynard?"
John Maynard war unser Steuermann,
Aushielt er, bis er das Ufer gewann;
Er hat uns gerettet, er trägt die Kron',
Er starb für uns, unsre Liebe sein Lohn.
John Maynard!

Die „Schwalbe“ fliegt über den Erie-See,
Gischt schäumt um den Bug, wie Flocken von Schnee,
Von Detroit fliegt sie nach Buffalo —
Die Herzen aber sind frei und froh,
Und die Passagiere mit Kindern und Frau'n
Im Dämmerlicht schon das Ufer schaun,
Und plaudernd an John Maynard heran
Tritt alles: „Wie weit noch, Steuermann?“
Der schaut nach vorn und schaut in die Rund':
„Noch dreißig Minuten . . . halbe Stund'.“
Alle Herzen sind froh, alle Herzen sind frei —
Da klingt's aus dem Schiffsraum her wie Schrei,
„Feuer!“ war es, was da klang,
Ein Qualm aus Kajüt' und Luke drang,
Ein Qualm, dann Flammen lichterloh,
Und noch zwanzig Minuten nach Buffalo.
Und die Passagiere, buntgemengt,
Am Bugspriet stehn sie zusammengedrängt.
Am Bugspriet vorn ist noch Luft und Licht,
Am Steuer aber lagert sich's dicht,
Und ein Jammern wird laut: „Wo sind wir? wo?“
Und noch fünfzehn Minuten von Buffalo.
Der Zugwind wächst, doch die Qualmwolke steht,
Der Kapitän nach dem Steuer späht,
Er sieht nicht mehr seinen Steuermann,
Aber durchs Sprachrohr fragt er an:
„Noch da, John Maynard?“ — „Ja, Herr, ich bin.“ —
„Auf den Strand, in die Brandung!“ — „Ich halte drauf hin.“
Und das Schiffsvolk jubelt: „Halt aus! Hallo!“
Und noch zehn Minuten bis Buffalo.
„Noch da, John Maynard?“ Und Antwort schallt's
Mit ersterbender Stimme: „Ja, Herr, ich halt's!“
Und in die Brandung, was Klippe, was Stein,
Jagt er die „Schwalbe“ mitten hinein;
Soll Rettung kommen, so kommt sie nur so.
Rettung: der Strand von Buffalo.

Das Schiff geborsten, das Feuer verschwelt.
Gerettet alle. Nur einer fehlt!

Alle Glocken gehn; ihre Töne schwell'n
Himmelan aus Kirchen und Kapell'n,
Ein Klingen und Läuten, sonst schweigt die Stadt,
Ein Dienst nur, den sie heute hat:
Zehntausend folgen oder mehr,
Und kein Aug' im Zuge, das tränenleer.
Sie lassen den Sarg in Blumen hinab,
Mit Blumen schließen sie das Grab.
Und mit goldner Schrift in den Marmorstein
Schreibt die Stadt ihren Dankspruch ein:
„Hier ruht John Maynard. In Qualm und Brand
Hielt er das Steuer fest in der Hand,
Er hat uns gerettet, er trägt die Kron',
Er starb für uns, unsre Liebe sein Lohn.
John Maynard.“

5. Der 6. November 1632.[1]

(Schwedische Sage.)

1. Schwedische Heide, Novembertag,
Der Nebel grau am Boden lag,
Hin über das Steinfeld von Dalarn
Holpert, stolpert ein Räderkarr'n.

2. Ein Räderkarr'n, beladen mit Korn;
Lorns Atterdag zieht an der Deichsel vorn,
Niels Rudbeck schiebt. Sie zwingen's nicht,
Das Gestrüpp wird dichter, Niels Rudbeck spricht:

3. „Buschginster wächst hier über den Steg,
Wir gehn in die Irr', wir missen den Weg,
Wir haben links und rechts vertauscht, —
Hörst du, wie die Dalelf rauscht?“

1) Vgl. hierzu „Die Schlacht bei Lützen“, S. 227.

4. „Das ist nicht die Dalelf, die Dalelf ist weit,
Es rauscht nicht vor uns und nicht zur Seit',
Es lärmt in Lüften, es klingt wie Trab,
Wie Reiter wogt es auf und ab.

5. Es ist wie Schlacht, die herwärts dringt,
Wie Kirchenlieder es zwischen klingt,
Ich hör' in der Rosse wieherndem Trott:
Eine feste Burg ist unser Gott!"

6. Und kaum gesprochen, da Lärmen und Schrein,
In' tiefen Geschwadern bricht es herein,
Es brausen und dröhnen Luft und Erd',
Vorauf ein Reiter auf weißem Pferd.

7. Signale, Schüsse, Rossegestampf,
Der Nebel wird schwarz wie Pulverdampf.
Wie wilde Jagd, so fliegt es vorbei; —
Zitternd ducken sich die zwei.

8. Nun ist es vorüber. – Da wieder mit Macht
Rückwärts wogt die Reiterschlacht,
Und wieder dröhnt und donnert die Erd',
Und wieder vorauf das weiße Pferd.

9. Wie ein Lichtstreif durch den Nebel es blitzt,
Kein Reiter mehr im Sattel sitzt;
Das fliehende Tier, es dampft und raucht,
Sein Weiß ist tief in Rot getaucht.

10. Der Sattel blutig, blutig die Mähn',
Ganz Schweden hat das Roß gesehn. —
Auf dem Felde von Lützen am selben Tag
Gustav Adolf in seinem Blute lag.

8. Hermann Allmers,

der „Marschendichter", geboren den 11. Februar 1821 zu Rechtenfleth an der untern Weser, nach längerem Aufenthalt in Italien gestorben in seiner Heimat am 9. Mai 1902, war der Verfasser warm empfundener Lieder und zeichnete sich auch als gewandter Erzähler aus. Im Gegensatz zum Naturalismus seiner Zeitgenossen, der „Großstadtkunst", widmete er sich der Darstellung seiner Heimat und wurde so der Begründer der heimatlichen Dichtung.

Die Katakomben von Rom.

Lange Zeit war man der Ansicht, die Katakomben seien ursprünglich nichts anderes als ausgebaute und verlassene Pozzulangruben,[1] welche dann die verfolgten Christengemeinden zu ihrem heimlichen Versammlungsorte erwählt hätten, um sie zugleich als gemeinsame Gräberstätte zu benutzen. Neuere Forschungen haben indes diese Meinung dahin geändert, daß die Katakomben, soweit wir sie jetzt kennen, durchaus als dazu bestimmte Anlagen sich herausstellen, da sie sich schon auf den ersten Blick von jenen völlig regellosen Pozzulangruben unterscheiden, daß aber diese allerdings hier und da der erste Anlaß zu Katakombenanlagen gewesen sein können.

Zu der Zeit, als das Christentum in Rom so weit um sich gegriffen hatte, daß es Aufmerksamkeit erregte, oder auch zur Zeit der Christenverfolgungen, deren erste bekanntlich schon unter Nero stattfand, boten solche Gruben eine sehr passende Stelle teils zum Verbergen der Verfolgten, teils zu Versammlungsorten. Wenn etwa der Eingang im Garten eines christlich gesinnten Römers lag, war hier die geheimste und sicherste Stätte der Zuflucht. Mit leichter Mühe wurden dann einzelne schon vorhandene Höhlungen erweitert und regelmäßig bearbeitet, so daß sie als kirchliche Versammlungsorte dienen konnten, denen die mystische Beleuchtung durch Lampen, die tiefe Stille, die Trennung von der Oberwelt und die Sicherheit einen besonderen Reiz verliehen. Vorzugsweise aber eigneten sich diese Höhlungen zu Begräbnisstätten der Gläubigen. Da die heidnische Verbrennung dem gottergebenen Geiste und der Biblischen Tradition nicht entsprach, da es gefährlich sein mochte, Gräber mit christlichen Emblemen und Inschriften den Augen der profanen Menge auszusetzen, so war es wohl natürlich, daß man diese Weise einschlug. Hierzu kam noch, daß die Liebesgemeinschaft der Gläubigen, die ja auch über das Erdenleben hinausreichen

1) Gruben in Puzzolana genannter vulkanischer Erdart, die man als Mörtel verwendete.

sollte, ihnen nicht gestattete, ihre Leichen in einzelnen Familiengräbern isoliert, wie es die Römer zu tun pflegten, zu bestatten; die Gemeinde sollte auch im Tode zusammenbleiben wie eine einzige Familie. Es war ein schöner Gedanke, da zu ruhen, wo man in der Gefahr des Lebens Schutz gesucht, wo man Worte der Zuversicht und der Hoffnung gehört hatte, und für die überlebenden war es ein milder, freundlicher Gedanke, daß die Vorausgegangenen dennoch in ihrer Mitte ihren heiligen Versammlungen und Liebesmahlen nahe blieben. Besonders wichtig wurde diese Verbindung der Gräber und Versammlungsorte zu Zeiten blutiger Verfolgungen. Nichts war natürlicher, als daß man die, deren Festigkeit im Glauben selbst durch die Schrecken des Todes nicht erschüttert worden war, die mit ihrem Blute für die Wahrheit ihrer Lehre Zeugnis gegeben hatten, besonders ehrte, und daß man diese Ehre, welche die Lebenden nicht entgegennehmen konnten, ihren überresten erwies. Auch schien es vorteilhaft, diese vor Augen zu haben, um sich stets an die Pflicht ähnlicher unerschütterlicher Treue zu erinnern. Man liebte es daher, sich an ihren Gräbern zu versammeln, über ihnen das friedliche Liebesmahl zu halten, und es galt bald für einen Vorzug, in ihrer Nähe der einstigen Auferstehung entgegenzuharren.

Ähnlich wie im heidnischen Rom die Zünfte der Totengräber, bestand auch in der christlichen Gemeinde eine wohlorganisierte Körperschaft, die Fossores. Wir sehen sie auf ihren Gräbern mit den Werkzeugen ihres Geschäfts abgebildet. Sie besorgten die Herstellung und Verschließung der Gräber, sie höhlten nach Bedürfnis die körnigen Tuffhügel aus, reihten Gang an Gang, Stockwerk an Stockwerk, indem sie oft nur die Hauptstraßen frei ließen und mit der nutzlosen Tufferde die Gänge wieder schlossen. Wohl war den Heiden diese Bestattungsweise nicht unbekannt, ja sie wendeten sie selber an, und selbst das berühmte Scipionengrab ist eine Art Familienkatakombe. Allein es war auch gar nicht verboten, seine Toten auf beliebige Weise zu bestatten; konnte doch ein christlicher Besitzer in seinem Grund und Boden graben, wo und wann er wollte; nur in Verfolgungszeiten, wenn es galt, die Christen auszurotten, wurden diese Gräberstraßen zur furchtbaren Schlachtbank.

Bis jetzt haben die Untersuchungen ergeben, daß im Altertum allein in Rom zum wenigsten vierzig große Katakombenanlagen im Gebrauch waren, von denen heute bereits zwanzig wieder aufgefunden sind. Nur die wenigsten davon sind ganz durchforscht, und man weiß noch immer nicht, wo ihr Ende ist. Dies eben erhöht das Gefühl des Fesselnden, Geheimnisvollen und Schauerlichen, welches beim Besuche der dunklen Tiefe aufs mächtigste das Gemüt umfängt. Aber wie ungeheuer ihre Größe ist, geht schon daraus hervor, daß das Areal der einen Katakombe San Calisto, soweit sie jetzt entdeckt ist, schon anderthalb Stunden im Umfange hat, und ihre Gänge zusammen eine Länge von über 2000 Meter betragen, während die Gesamtlänge aller bekannten Korridore auf etwa 600 italienische Miglien[2]) berechnet ist, die Millionen von Gräbern enthalten.

So hatte sich denn im Laufe einiger Jahrhunderte die große christliche Totenstadt gestaltet, wie sie jetzt vor unsern Blicken daliegt. Wir sehen ein vielfach verschlungenes, vielfach sich durchkreuzendes Gewirr von Haupt- und Nebengängen, die sich bald in geringer, bald in größerer Tiefe im Tuffboden hinziehen, oftmals aber auch als ein zweifaches, ja dreifaches Stockwerk übereinanderlaufen. Sie sind durchgehends kaum zwei oder drei Fuß breit und zehn bis zwölf Fuß hoch, oben meist spitzbogig geschlossen. Hie und da erweitern sich dann diese Gänge zu kleinen viereckigen Räumen, die fast immer rund gewölbt sind und zuweilen durch eine nach oben gehende brunnenartige Öffnung einen schwachen Schimmer von Tageslicht erhalten, indes alles übrige in ewiger Nacht ruht.

2) Meilen von etwa 1 Kilometer Länge.

Diese kapellenartigen Räume nun enthalten häufig einige Gräber von namhaften Bischöfen, Diakonen, Heiligen und Märtyrern der früheren Kirche und sind meistens mit Malereien dekoriert. In allen übrigen Wänden dieses Labyrinths aber sehen wir von unten bis oben die wagerechten Grabhöhlungen. Jede derselben ist nicht viel länger, tiefer und höher, als eben nötig, um die Leichname aufnehmen zu können; doch oft kommen auch Nischen für zwei Körper vor, deren Lage dann häufig so ist, daß das Haupt des einen zu den Füßen des andern ruht. Den Rand dieser Gräber bildet ein Falz zur Aufnahme der Verschlußplatten, welche aus Marmor oder gebranntem Ton bestehen. Auf ihnen erblickt man stets eine Inschrift und daneben irgendein christliches Emblem, beides mit rohen, kindisch unbeholfenen Zügen eingegraben oder eingeritzt, daß der Unterschied von den festen und saubern Buchstaben der meisten heidnischen Inschriften jedem sofort in die Augen fallen muß.

Die Platteninschriften nun sind nebst den Malereien die wichtigsten Gegenstände altchristlicher Archäologie. Über 11,000 derselben sind bis jetzt bekannt und untersucht worden. Sie bestehen außer den Namen der Verstorbenen meistens aus kurzen Gebeten, Äußerungen des Trostes und der Hoffnung und Lobsprüchen, wie gut und fromm der Tote war. Fast alle sind kurz und innig, daß uns auf rührende Weise der Geist der Sanftmut, Liebe und Geduld daraus entgegenweht. Das häufigste Beiwort des Verstorbenen ist: „dem wohlverdienten" oder: „der süßesten" oder auch: „süße Seele". Es wird bald der Unschuld und Sittenreinheit, bald der Sanftmut, auch wohl der Schönheit und Klugheit gedacht. Märtyrer werden ausdrücklich bezeichnet bald mit dem bloßen Worte „Martyr", bald „Martyrio coronatus". Einfach und rührend ist zuweilen das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ausgesprochen, z. B. des Sohnes, der seiner lieben Mutter, oder der Eltern, die ihrem einzigen Kinde einige Worte weihten, und selbst die Treue eines Dieners findet Anerkennung.

Das vornehmste und häufigste aller altchristlichen Symbole und Embleme war und blieb Jahrhunderte hindurch das Christusmonogramm, welches aus einem *X* und *P*, den griechischen Anfangsbuchstaben des Wortes Christus, zusammengesetzt ist.

Nicht nur die Grabplatten wurden damit als christlich bezeichnet, sondern wir finden es überall in jener Zeit auf Sarkophagen, Glasgefäßen, Lampen usw., selbst mitunter auf den Mosaiken der Basiliken, während das Zeichen des Kreuzes noch sehr selten angebracht ist und nur in späterer Zeit vorkommt.

Ein zweites, den Erlöser bedeutendes altchristliches Symbol ist der mystische Fisch, weil die fünf Buchstaben seines griechischen Namens zugleich die Anfangsbuchstaben der Worte Jesus, Christus, Gott, Sohn, Heiland in griechischer Sprache enthalten. Auf den Gräbern der Märtyrer sieht man oft auch Kränze oder Palmenzweige, und sehr häufig kommt die Taube vor, einmal als Symbol der Sanftmut und des stillen Duldens, dann aber auch einen Ölzweig oder ein Ölblatt tragend, im Hinblick auf die Taube Noahs als Zeichen der nahenden Erlösung und Befreiung von Not und Verfolgung; auch der Ölzweig allein kommt vor. Andere, aber meistens spätere Symbole sind noch der Pfau (als Sinnbild der Unsterblichkeit, weil er stets seinen Federschmuck erneuert), der Hahn (mit Beziehung auf Petrus als Sinnbild der Buße), der Hirsch (die Sehnsucht nach Gott ausdrückend, nach Ps. 42, 2) und endlich das Lamm.

Die Wand- und Deckenmalereien der Katakomben zerfallen in zwei große Gruppen, in die antiken, die bis ins vierte, und in die byzantinischen Stils, welche bis ins achte Jahrhundert reichen. Spätere finden sich nicht mehr. Die ersteren aber sind bei weitem die zahlreichsten und bedeutsamsten.

Da die senkrechten Wände überall von Gräbern durchschnitten sind, so gewährte

die Decke der kapellenartigen Gemächer die einzige Stelle für größere Malereien. Die Anordnung ist hier ziemlich gleichbleibend die eines Kreises, in dessen Mitte sich ein Bild wiederum in kreisförmiger oder auch in acht- oder viereckiger Einfassung befindet, während ringsherum vier oder acht kleinere Bilder in halbkreisförmiger oder dem Viereck sich nähernder Einfassung stehen. Die Zwischenräume sind dann durch Linien, Blumen, Fruchtkörbe, Delphine, Genien und ähnliche arabeskenartige Malereien ausgefüllt. Für den Mittelkreis ist überwiegend die Darstellung des guten Hirten gewählt. Ein mit kurzer Tunika bekleideter junger, unbärtiger Mann mit freundlichen Gesichtszügen trägt das wiedergefundene Schaf auf seinen Schultern, während zuweilen ein Bock, das Sinnbild des verstockten Sünders, neben ihm steht. Es ist leicht einzusehen, wie die Auffassung Christi als des friedlich schützenden Hirten seiner bedrängten Herde in jenen Zeiten der Verfolgung sich am liebsten im Gemüte entfalten mußte.

Der nächste Gedanke der Christen war dann der an Befreiung aus zeitlicher Not und an die Auferstehung vom Tode. Auf ersteres beziehen sich oft einige alttestamentarische Darstellungen. Wir sehen Daniel betend in der Löwengrube, Noah aus seiner kistenartigen Arche schauend, die drei Männer singend im feurigen Ofen. Auf das einstige Hervorgehen aus den Gräbern deutet hinweisend die Darstellung der Geschichte des Jonas, den nach dreien Tagen der Walfisch ausspie, vor allem aber die Auferweckung des Lazarus. Die Taufe ist symbolisch durch einen Fischer mit der Angel angedeutet, das Abendmahl oft nur durch einen Fisch (Christus), der einen Korb mit Brot und Wein im Munde trägt. Auch die Liebesmahle, die Agapen, der ersten Christen werden bildlich vorgeführt. Man erblickt mehrere Männer an einem Tische sitzend, auf dem Brote und ein Fisch liegen, oder ein Mann und eine Frau halten segnend die Hände darüber. Andere Gegenstände sind der Sündenfall, Moses, mit dem Stabe Wasser aus dem Felsen schlagend, die Heilung des Gichtbrüchigen oder Blinden.

In bezug auf die Mutter Jesu haben die neuesten Untersuchungen das Resultat ergeben, daß Maria mit dem Kinde, entweder allein oder von den heiligen drei Königen verehrt, bis ins zweite Jahrhundert öfters vorkommt, dann plötzlich verschwindet, um erst in der Zeit byzantinischer Eroberung vom sechsten bis zum achten Jahrhundert wieder bildlich aufzutreten, nun aber oft allein, ohne Kind, reich geschmückt und in steifer Haltung selbständig thronend.

Auch Christus erscheint bärtig und thronend nur erst in der allerspätesten Zeit der Katakombenmalerei, und in der ganzen altchristlichen Kunst wird von seinen Leiden nur seine Gefangennehmung und allenfalls die Vorführung vor Pilatus dargestellt, nie aber die Geißelung, Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung, was völlig unerklärlich ist. — Fern von allen düsteren und wehevollen Bildern und aller ernstthronenden Majestät liebt es die symbolisierende Katakombenkunst, den Erlöser fort und fort als freundliche, tunikabekleidete Jünglingsgestalt des guten Hirten oder selbst gar als Orpheus zu bilden, der durch die Macht der Töne die Tiere des Waldes bezähmt und die Steine der Wildnis sich harmonisch aneinanderfügen heißt.

Gänzlich ohne allen Schmuck ist stets das Innere der einzelnen Gräber. Ohne Sarg liegen die zerfallenen Gebeinreste in ihren Höhlungen, und einige fast vermoderte Stücke Leinwand und weiße Kalkspuren lassen vermuten, daß man sie mit Kalk bestreute und dann umwickelte, um ein rasches Vergehen herbeizuführen. Daß man bei vielen noch Zeichen ihres gewaltsamen Märtyrertodes entdeckt habe, ist wohl kaum anzunehmen. Alle Gebeine, die ich sah, waren bis auf wenige Stückchen fast zu Pulver zerfallen. Aber manche Dinge von eigentümlich-rätselhaftem Interesse findet man in diesen Gräbern. Da sind zuerst die kleinen, röhrenartigen Fläschchen, auf deren Boden

man eine dunkelbraune, vertrocknete Substanz erblickt. Lange Zeit hielt man dieses für Blut und glaubte nun sicher, alle Nischen, in denen man solch kleines Fläschchen fand, als Märtyrergräber bezeichnen zu dürfen, bis genauere Untersuchungen den Bodensatz von Wein herrührend erklärten. Und nun glaubt man, daß es vielleicht frommer Brauch gewesen sei, geliebten Toten Wein vom letzten Abend- oder Liebesmahle mit ins Grab zu geben.

Dann finden sich, jedoch viel seltener und fast immer zerbrochen, gläserne, flache Trinkgefäße mit gravierten oder goldgemalten Heiligenfiguren und kurzen Inschriften. Ihre ganze Bedeutung ist noch dunkel. Die gefundenen Ringe mit christlichen Emblemen auf ihren Gemmen[3]) trug der Verstorbene wohl am Finger. In den Gängen und den Kapellen der Katakomben finden sich ferner dann und wann eigentümliche krallenartige Werkzeuge von Metall und mit einem Stiele versehen, denen man gern als Marterinstrumente ein tieferes Interesse verleihen wollte; doch sind sie wohl schwerlich etwas anderes als Werkzeuge, um brennende Pechkränze damit zu halten. Vor allem aber kommen in großer Menge bald in, bald vor den Gräbern, ganz wie bei denen aus heidnischer Zeit, die bekannten kleinen, niederen Lampen vor, meistens aus gebranntem Tone, seltener aus Bronze bestehend. Sie haben ganz die Form heidnischer Grablampen, von denen sie sich nur durch ihre christlichen Embleme, insbesondere durch das Christusmonogramm, das am häufigsten auf ihnen angebracht ist, unterscheiden. Ob ihr Gebrauch hier ein symbolischer oder nur ein rein praktischer war, gehört noch zu den ungelösten Fragen der christlichen Archäologie. Eine reiche und höchst interessante Sammlung von allen diesen Dingen enthält in besonderen Schränken jetzt die Vatikanische Bibliothek.

3) Geschnittene Edelsteine.

§ 40. Geistliche Dichtung und Beredsamkeit.

1. Albert Knapp,

geboren den 25. Juli 1798 zu Tübingen, studierte daselbst Theologie, wirkte als Seelsorger an verschiedenen Gemeinden, bis er 1845 Stadtpfarrer in Stuttgart wurde, wo er am 18. Juni 1864 starb. — Er war der Vater der neueren geistlichen Lyrik und übte durch seine glaubensfreudigen, bekenntnisfesten Lieder in weiten Kreisen den heilsamsten Einfluß aus. Höchst bedeutsam für die Wiederherstellung des durch den Rationalismus verderbten Kirchenliedes war sein „Evangelischer Kirchenschatz für Kirche und Haus".

Russische Szene.

1. An einem Abend, als des Todes Weh
Aus Rußlands Steppen die Franzosen trieb
Und der Kosak auf eisighartem Schnee
Erbarmungslos den Flüchtling niederhieb,
Barg sich der Oberst und sein Adjutant
Zur Nachtruh' hinter dürft'ger Hüttenwand:
Da stand kein Tisch, kein Kanapee, kein Ofen,
Da wohnten Schweine sonst — es war ein Kofen.

2. Die Krieger blickten in die Schauernacht,
Der tränenwerten Lagerstätte froh;
Sie dankten Gott, der sie hierhergebracht,
Für schmutz'ge Bretter und ein Bündlein Stroh.
Ach, wenn das Wasser an die Seele dringt,
Verzweiflung, Todesnot das Herz umringt,
Da lernt man auch um arme Gaben flehen
Und preisend auf des Höchsten Hände sehen!

3. Und wie sie kaum ein Stündlein dort geruht,
Kam hergeschlichen ein Soldatentrupp.
Ein Feuer steigt — es reiht sich um die Glut
Ein bunter, abenteuerlicher Klub.
In langen Mänteln, Pelzen, Purpursamt,
Theaterflittern, schaurig angeflammt
Vom kargen Feuer unterm Sternenhimmel —
So stand umher das seltsame Gewimmel.

4. Zur alten kaiſerlichen Gardeſchar
Gehörten ſie. Noch blitzte hell und ſcharf
Ihr Auge, das in donnernder Gefahr
So ſtolzen Blick auf Batterien warf.
„Die Garde ſtirbt, doch ſie ergibt ſich nicht!“
So ſtand's auch hier auf bleichem Angeſicht;
Und ſtatt ſich feig im Winterfroſt zu härmen,
Begannen ſie am Ruhme ſich zu wärmen.

5. „Ha! weißt du noch von Lodi, Mantua,
Und wie wir klommen über Alpenhöh'n?
Du, Kamerad, du wareſt Deſaix nah —
Wie ſank er auf Marengos Feld ſo ſchön! —
Ihr dort, ihr habt die Pyramidenſchlacht
Und Abukirs Erſtürmung mitgemacht! —
Und wie war's uns, da Mack die Fahnen ſenkte
Und Ney vor Elchingen die Maſſen lenkte!

6. Der ſchönſte Tag war doch bei Auſterlitz:
Da ſtiegen Frankreichs Adler in die Luft! —
Wohl mancher, den verſchonet Eylaus Blitz,
Liegt nun verſcharrt in dieſer Eiſesgruft! —
Und du, Sergeant, hier käme Madrids Glut
Wohl deinen blauen Lippen auch zugut!
Doch du da drüben, iſt dir nicht dein Orden
Vor Saragoſſa unter Lannes geworden?“

7. So tönt es durch die Reihen. — O wie kalt
Ob dieſem Kriegesglanz die Sterne ziehn!
Noch lüftet's die verblichene Gewalt,
In alter Siegesherrlichkeit zu glühn. —
Das Feuer brennt herab, der ſcharfe Nord
Schließt an die Lippen feſter ſtets das Wort;
Und immer leiſer wird's und immer ſtummer.
Die Helden überſchleicht der Todesſchlummer.

8. Bald ward es ſtille. — Frühe lag ein Kranz
Erſtarrter Leichen um die Aſche her;
Aus ſeiner Hütte ſah's im Morgenglanz
Das Kriegerpaar mit Tränen, heiß und ſchwer.
Dann ſchritt der Oberſt und ſein Adjutant
Durch ihren Kreis, die Augen unverwandt
Geheftet auf die mächtigen Geſtalten,
Die trotzig ſterbend noch ihr Schwert gehalten.

9. Dem Oberſten drang dort ein altes Wort
Durchs Herz mit unausſprechlichem Gefühl
Aus einem Buch, das an beſtaubtem Ort
Er jüngſt geſehn in Moskaus Graungewühl:
„Mein Gott, ich bitte dich durch Chriſti Blut“,
Stand drin, „mach's nur mit meinem Ende gut.“
Und bei dem Anſchaun der Gardiſtenleichen
Wollt' ihm das Wort nicht aus der Seele weichen.

2. Philipp Spitta,

geboren den 1. Auguſt 1801 in Hannover, ſtudierte in Göttingen Theologie, bekleidete mehrere geiſtliche Stellen und ſtarb als Superintendent in Burgdorf bei Celle am 28. September 1859. — Seine innigen, wohlklingenden geiſtlichen Lieder („Pſalter und Harfe“) erfreuen ſich großer Beliebtheit.

1. Geduld.

1. Es zieht ein ſtiller Engel
Durch dieſes Erdenland,
Zum Troſt für Erdenmängel
Hat ihn der Herr geſandt.
In ſeinem Blick iſt Frieden
Und milde, ſanfte Huld;
O folg' ihm ſtets hienieden,
Dem Engel der Geduld!

2. Er führt dich immer treulich
Durch alles Erdenleid
Und redet so erfreulich
Von einer schönern Zeit.
Denn willst du ganz verzagen,
Hat er doch guten Mut;
Er hilft das Kreuz dir tragen
Und macht noch alles gut.

3. Er macht zu linder Wehmut
Den herbsten Seelenschmerz
Und taucht in stille Demut
Das ungestüme Herz.
Er macht die finstre Stunde
Allmählich wieder hell;
Er heilet jede Wunde
Gewiß, wenn auch nicht schnell.

4. Er zürnt nicht deinen Tränen,
Wenn er dich trösten will;
Er tadelt nicht dein Sehnen,
Nur macht er's fromm und still.
Und wenn im Sturmestoben
Du murrend fragst: „Warum?"
So deutet er nach oben,
Mild lächelnd, aber stumm.

5. Er hat für jede Frage
Nicht Antwort gleich bereit;
Sein Wahlspruch heißt: „Ertrage,
Die Ruhstatt ist nicht weit!"
So geht er dir zur Seite
Und redet gar nicht viel
Und denkt nur in die Weite,
Ans schöne, große Ziel.

2. Diesem Hause ist Heil widerfahren.

1. O selig Haus, wo man dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ!
Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der gefeiertste und liebste bist,
Wo aller Herzen dir entgegenschlagen
Und aller Augen freudig auf dich sehn,
Wo aller Lippen dein Gebet erfragen
Und alle deines Winks gewärtig stehn!

2. O selig Haus, wo Mann und Weib in einer,
In deiner Liebe eines Geistes sind,
Als beide eines Heils gewürdigt, keiner
Im Glaubensgrunde anders ist gesinnt,
Wo beide unzertrennbar an dir hangen
In Lieb' und Leid, Gemach und Ungemach
Und nur bei dir zu bleiben stets verlangen
An jedem guten wie am bösen Tag!

3. O selig Haus, wo man die lieben Kleinen
Mit Händen des Gebets ans Herz dir legt,
Du Freund der Kinder, der sie als die Seinen
Mit mehr als Mutterliebe hegt und pflegt,
Wo sie zu deinen Füßen gern sich sammeln
Und horchen deiner süßen Rede zu
Und lernen früh dein Lied mit Freuden stammeln,
Sich deiner freun, du lieber Heiland, du!

4. O selig Haus, wo Knecht und Magd dich kennen,
Und wissend, wessen Augen auf sie sehn,
Bei allem Werk in einem Eifer brennen,
Daß es nach deinem Willen mag geschehn,
Als deine Diener, deine Hausgenossen,
In Demut willig und in Liebe frei
Das Ihre schaffen froh und unverdrossen,
In kleinen Dingen zeigen große Treu'!

5. O selig Haus, wo du die Freude teilest,
Wo man bei keiner Freude dein vergißt!
O selig Haus, wo du die Wunden heilest
Und aller Arzt und aller Tröster bist,
Bis jeder einst sein Tagewerk vollendet
Und bis sie endlich alle ziehen aus
Dahin, woher der Vater dich gesendet,
Ins große, freie, schöne Vaterhaus!

3. Karl Gerok,

geboren am 30. Januar 1815 in Vaihingen in Württemberg, studierte in Tübingen Theologie, trat 1836 als Gehilfe seines Vaters ins Predigtamt, ward 1849 Prediger, zuletzt Oberhofprediger und Oberkonsistorialrat in Stuttgart, wo er am 14. Januar 1890 starb. — Er ist der innigste religiöse Lyriker der neuesten Zeit und hat sich durch seine „Palmblätter", „Pfingstrosen" und andere Werke einen sehr großen Leserkreis erworben. Überwiegend Gedichte weltlichen Inhalts bieten u. a. „Blumen und Sterne", „Auf einsamen Gängen" und „Deutsche Ostern".

1. Auch du, mein Sohn?

Luk. 22, 61: Und der Herr wandte sich und sah Petrum an.

1. Auch du, mein Sohn? — so klang aus Cäsars Munde
Der tiefe Schmerzenston,
Eh' aus der dreiundzwanzigfachen Wunde
Sein Heldengeist entflohn, —
Auch du, mein Brutus, der mich nie betrübet,
Den zärtlich wie ein Vater ich geliebet,
Gibst mit dem Dolch mir meiner Liebe Lohn —
Auch du, mein Sohn?

Karl Gerok.

2. Auch du, mein Sohn? — mit Pfeileswiderhaken
Trifft ihn das milde Wort,
Wie Geisterstimmen sitzt es ihm im Nacken,
Jagt ihn von Ort zu Ort,
Umrauschet ihn im Wellenschlag der Meere,
Umflüstert ihn im Schlachtgeklirr der Speere,
Wie Donner hört er's bei Philippi drohn:
Auch du, mein Sohn?

3. Auch du, mein Sohn? — so sprach mit heil'gem Leide
Dereinst ein andrer Held,
Als ihm von arger Pharisäer Neide
Sein Urteil ward gefällt.
Da sie ob ihm zum blut'gen Rate sitzen,
Aus hundert Augen Dolche nach ihm blitzen,
Da klagt er eins nur unter Haß und Hohn:
Auch du, mein Sohn?

4. Auch du, mein Sohn? mein Petrus, der geschworen:
„Nein, Herr, dich lass' ich nicht!"
Du bist's, der keck vor seines Meisters Ohren
Den frischen Eidschwur bricht,
Der ihm den Dolch ins treue Herz gestochen,
Mit frechem Mund: „Ich kenn' ihn nicht!" gesprochen;
Ist dies dein Eid, dies meiner Liebe Lohn?
Auch du, mein Sohn?

5. Auch du, mein Sohn? Er spricht es ohne Worte
Mit einem stummen Blick,
Der Blick schlägt ein und ruft zur Gnadenpforte
Den irren Sohn zurück;
Er wankt hinaus durch nächtlich stille Gassen,
Weint bitterlich und kann sich nimmer fassen,
So rührend klagt's vom ew'gen Gnadenthron:
Auch du, mein Sohn?

6. Auch du, mein Sohn? so ruft des Heilands Klage
Noch manch verlornem Kind
Und mahnet es an alte goldne Tage,
Die längst vergessen sind.
Vernimmst du nicht sein leises Liebeslocken,
Gleichwie im Wald von fernen Heimatglocken
Der irre Wandrer einen schwachen Ton:
Auch du, mein Sohn?

7. Auch du, mein Sohn? Was ward aus jenem Knaben,
Der am Altare stund,
An Leib und Seel' geschmückt mit edlen Gaben?
Wie brauchtest du dein Pfund?

Das Vatergut — ach! umgebracht mit Prassen,
Das Vaterhaus — vergessen und verlassen,
Und Tränen jetzt und Treber nur dein Lohn! —
Auch du, mein Sohn?

5. Auch du, mein Sohn? O laß dein Herz durchbohren
Von jenem Liebesblick!
Ob vieles auch, nicht alles ist verloren:
Die Gnade bringt's zurück;
Die Gnade ruft, o hör' ihr leises Rufen,
Sink weinend hin an ihres Thrones Stufen,
Dann klingt's in andrem, in versöhntem Ton:
Auch du, mein Sohn!

2. Die heilige Nacht.

(Gekürzt.)

1. O Bethlehem, du kleine,
Was färbt um Mitternacht
Dein altergrau Gesteine
Für wunderhelle Pracht?
Die Hirten draußen auf dem Feld,
Sie sehn vom güldnen Glanze
Die Gegend rings erhellt.

2. Die Schäflein ruhn, umschimmert
Von silberklarem Schein,
Und jedes Gräslein flimmert
Wie grüner Edelstein,
Und mitten in dem schönsten Licht,
Da steht ein hoher Engel
Mit holdem Angesicht.

3. Der spricht mit mildem Munde:
„Was fürchtet ihr euch so?
Ich bring' euch gute Kunde,
Der alle Welt wird froh;
Denn heut' ist in der Davidsstadt
Der Heiland euch geboren,
Wie Gott verheißen hat.

4. Geht hin und seht es liegen,
Das Kindlein, hold und zart,
Gebettet statt der Wiegen
In einer Krippe hart,
Gewickelt von der Mutter Hand
In arme, dünne Windeln
Statt purpurnem Gewand."

5. Und aller Himmel Heere
Erscheinen plötzlich da
Und singen ihm zur Ehre
Ein selig Gloria:
„Gelobt sei Gott in Himmelshöh'n,
Und Friede sei auf Erden,
Den Menschen Wohlergehn!"

6. So tönt wie lauter Flöten,
Gemischt mit Harfenklang,
Der himmlischen Propheten
Entzückender Gesang,
Und leis verklingt's im Himmelsraum,
Und nur die Sterne funkeln:
Den Hirten dünkt's ein Traum.

7. Sie eilen hin, zu sehen,
Was ihnen angesagt.
O laßt mich mit euch gehen;
Gott grüß' dich, reine Magd!
Gott grüß' dich, o du Kindlein süß,
Du zarte Rosenknospe
Aus Gottes Paradies! . . .

8. Heil euch, ihr treuen Augen,
Aus deren mildem Blick
Die ganze Welt soll saugen
Licht, Frieden, Trost und Glück!
Seid mir gegrüßt zu tausendmal,
O sendet mir ins Herze
Nur *einen* Liebesstrahl! . . .

9. Ja, laß ans Herz dich schließen,
Du süßer Himmelsgast,
Vom Haupte bis zu Füßen
Sei minniglich umfaßt!
Ist dir mein armer Dienst genehm,
So sei mein Herz dein Kripplein,
Mein Haus dein Bethlehem.

10. Da wachse, thron' und wohne,
Du süßes Angesicht,
Als meines Herzens Krone,
Als meines Hauses Licht;
So wird in deinem Gnadenschein
Mein Herz ein Tempel Gottes,
Mein Haus ein Bethel sein.

3. „Ave, Caesar, morituri te salutant!"

1. „Heil, Cäsar, dir, dich grüßen, die da sterben!"
So ruft der Gladiatoren rauher Chor.
Gleich wird der Sand mit ihrem Blut sich färben;
Im Tod sich noch ein Lächeln zu erwerben,
Stellt sich die Schar dem Imperator vor.

2. In weitem Rund mit vollgedrängten Sitzen
Türmt sich der Zirkus auf ins Himmelsblau,
Der Pöbel kürzt die Zeit mit blut'gen Witzen,
Und fünfzigtausend Römeraugen blitzen
Voll Mordbegier nach der ersehnten Schau.

3. Ein Wink, da stürzen die geübten Schlächter
Den nackten Leib ins blut'ge Schwerterspiel!
Der Zagende stirbt unter Hohngelächter,
Doch Beifallsdonner lohnt dem schönen Fechter,
Der malerisch im Todeskampfe fiel.

4. Entmenschtes Rom! Zur Wollust ist das Morden,
Die Menschenschlächterei zur schönen Kunst,
Das Sterben zum Theaterspiel geworden,
Und Nero rührt in schmelzenden Akkorden
Die Zither sich zur nächt'gen Feuersbrunst.

5. Doch sieh, was führt man heut' für Gladiatoren
Der Schaubegier des lieben Pöbels vor?
Nicht Parther sind, nicht Perser heut' erkoren,
Nicht blonde Jünglinge, am Rhein geboren:
Heut' ist's ein ungewohnter Fechterchor.

6. Sind hier nicht Greise, die zum Kampf sich rüsten?
Nicht Mägdlein, hold ihr Haupt in Scham gesenkt?
Nicht Frauen mit dem Säugling an den Brüsten?
Merk' auf, o Rom, heut' sterben deine Christen,
Die Neros Güte dir zum Schauspiel schenkt!

7. Still ziehn sie ein in wallendem Gewande,
Mit sanftem Schritt, gleich einer Priesterschar;
Sie stehn im Rund, nun fallen ihre Bande,
Sie knien nieder in des Zirkus Sande,
Ihr Psalm ertönet fremd und wunderbar.

8. Sie grüßen ihren Cäsar, doch nicht jenen,
Der in die Hand sein finstres Haupt dort stützt,
Nein, einen, der, umjauchzt von Harfentönen,
Hoch ob der Erde blutigen Arenen
Als Friedefürst in goldnen Wolken sitzt.

9. „Heil, Christe, dir, dich grüßen, die da sterben!
Kurz ist der Kampf und ewig ist der Lohn!
O selig, wer um deine Krone werben,
O selig, wer dein himmlisch Reich darf erben!
Nimm unsre Seelen auf, du Gottessohn!"

10. Sie schaun sich um und schauen mit Entzücken
Den edlen Zeugenkreis, der sie umringt,
Nicht jenen, der mit mordgewohnten Blicken
Im weiten Zirkus, voll bis zum Erdrücken,
Wie eine Riesenschlange sie umschlingt, —

11. Nein, Engel sind's, die sich herniederneigen,
Ein lichter Kreis, ein strahlenvoller Kranz,
Mit Kronen winken sie, mit Palmenzweigen,
Kopf drängt an Kopf und Reigen sich an Reigen,
Bis er verschwebt im goldnen Himmelsglanz. —

12. Numid'scher Leu, nun schüttle deine Mähne!
Die Lämmer Christi schrecket nicht dein Zorn;
Spring an aus deinem Käfig, o Hyäne,
Du Königstiger, wetze deine Zähne,
Zermalme kecklich Christi Weizenkorn! —

13. Zehn blut'ge Leichen schleift man aus den Toren;
Doch zwanzig derer, die sie sterben sahn,
Sie haben morgen schon zum Kreuz geschworen —
Aus Blut wird Christi Kirche neu geboren,
Und jeder Sturm facht frische Flammen an.

4. Das Gewitter.

(Pſalm 18, 10 ff.)

1. Ihr Kinder, kommt herein vom Spiel,
Die Lüfte wehn ſo dumpf und ſchwül,
Die Wolken ſtehn ſo ſchwarz zuhauf;
Ein ſchwer Gewitter zieht herauf:
Behüt' uns Gott in Gnaden!

2. Schauet, ſchon kommen die Winde geflogen,
Himmelan wirbelt erſtickender Staub,
Pappeln erbrauſen, vom Sturme gebogen,
Silbern erzittert das rauſchende Laub,
Dampfend noch in die geöffnete Scheuer
Ziehen die Roſſe das duftende Heu,
Und in dem Neſte im Giebelgemäuer
Duckt ſich das Vögelein ſchweigend und ſcheu.

3. Ihr Kinder, duckt euch nicht ſo ſcheu,
Seid unverzagt, kommt all' herbei;
Ein treues Vaterauge wacht
Auch über ſchwarzer Wolkennacht.
Behüt' uns Gott in Gnaden!

4. Sehet, wie ſchaurig die Lüfte ſich ſchwärzen,
Mittag verkehrt ſich in dämmernde Nacht!
Stille wird's draußen, es klopfen die Herzen,
Mächtige Tropfen ſchon melden ſich ſacht.
Plötzlich ein Blitz, der mit feuriger Lohe
Blendet das Aug' und erhellt das Gemach;
Und durch das Himmelsgewölbe, das hohe,
Rollet der Donner mit dumpfem Gekrach.

5. Ihr Kinder, fleht zum ſtarken Gott:
Erbarme dich, Herr Zebaoth!
In Donnerhall und Blitzesſchein
Vertrauen dir die Kindlein dein, —
Behüt' uns, Gott, in Gnaden!

6. Habt ihr die feurige Schlange geſehen?
Hört ihr den plötzlichen ſchmetternden Streich?
Iſt in der Stadt wo ein Unglück geſchehen?
Wimmert vom Turme das Glöcklein ſogleich?
Nein, es iſt ſtille; auf feurigem Wagen
Fuhr uns im Wetter Jehova vorbei;
Aber nicht wollt' er mit Jammer uns ſchlagen,
Denn er iſt gnädig, barmherzig und treu.

7. Ihr Kinder, fleht in Blitzeslicht:
Herr, geh mit uns nicht ins Gericht!
Mit Wetterſchlag und Feuersnot
Verſchon', verſchon' uns, lieber Gott,
Behüt' uns, Gott, in Gnaden!

8. Wo jetzt im Feld ſich ein Wandrer noch eilet,
Fern auf der Heide noch hütet ein Hirt,
Unter dem Baum ſich ein Mähder verweilet,
Weinend im Wald ſich ein Kind hat verirrt,
Laßt uns der Fernen, Verlaſſenen, Armen
Betend gedenken im ſichern Gemach:
Schütze der Herr ſie mit mildem Erbarmen
Unterm unendlichen himmliſchen Dach!

9. Ihr Kinder, ruft zur Himmelshöh':
Du Herrſcher über Land und See,
Den Pilger ſchütz' in Sturmesnot,
Auf wildem Meer das ſchwanke Boot!
Behüt' uns, Gott, in Gnaden!

10. Siehe, nun ſtürzen die himmliſchen Quellen,
Strömend ergießen die Wolken den Schoß;
Dächer, ſie traufen, und Bäche, ſie ſchwellen,
Alle die Schleuſen des Himmels ſind los.
Dämmernd verſchwindet im düſteren Regen
Himmel und Erde, die weite Natur;
Aber den ſüßen, befruchtenden Segen,
Durſtig verſchluckt ihn die lechzende Flur.

11. Ihr Kinder, lobt den Herrn der Welt!
Er tränkt die Flur, er labt das Feld;
Er ſchmückt das Blümlein, ſpeiſt den Wurm
Und ſegnet auch im Wettersturm.
Behüt' uns Gott in Gnaden!

12. Milder ſchon fallen die ſilbernen Tropfen,
Munter ſchon zwitſchert ein Sperling vom Dach,
Friſch in der Werkſtatt vernimmt man das Klopfen,
All das verſchüchterte Leben wird wach.
Fern am Gebirge, dahin er gezogen,
Murrt noch der Donner, ein fliehender Leu;
Aber am Himmel der leuchtende Bogen
Kündet's der Erde: Der Herr iſt getreu!

13. Ihr Kinder, auf, hinaus ins Feld!
Wie weht's und duftet's durch die Welt!
Wie glänzt die Luft, wie perlt die Flur!
Hab' Dank, o Herr der Kreatur!
Behüt' uns, Gott, in Gnaden!

5. Junker Georg.

1. Hoch ragt in Sachsens Gauen
Ein altes Grafenschloß,
Da hausten Herr'n und Frauen
Dereinst mit buntem Troß,
Da wallten edle Gäste
Zum heitern Ritterfeste
Den Wald hinan zu Fuß und Roß.

2. Heinrich von Ofterdingen,
Wolfram von Eschenbach,
Die ließen dort erklingen
Die Harfen hundertfach,
Und manche Minneweise
Ward zu der Wartburg Preise
Ringsum in deutschen Landen wach.

3. Und wie ein Sternlein helle
Durch trübe Wolken geht,
Ging aus der Burgkapelle
In sanfter Majestät,
Umdrängt von ihren Armen,
Ein Engel voll Erbarmen,
Die heilige Elisabeth.[1])

4. Staub sind die edlen Glieder,
Verstummt ist Spiel und Fest,
Öd schaut die Wartburg nieder
Durchs finstre Waldgeäst.
Da kommt nach vielen Jahren
Ein neuer Gast gefahren
Zum halbverfallnen Adlerneſt.

5. Still ist er angekommen
Bei Nacht und Mondenschein,
Wird heimlich aufgenommen
Vom grauen Burgwardein;
Er ließ am Tor die Knappen,
Und niemand kennt sein Wappen.
Wer mag der edle Gast wohl sein?

6. Den Junker wohlgeboren,
Man nennt ihn Herr Georg.
Zwar trägt er, wie die Sporen,
Den Namen nur auf Borg;
Doch daß er ohne Fährde
Ein rechter Ritter werde,
Des hab' ich wahrlich keine Sorg'.

7. Sein Auge blitzt vom Adel
Des echten Ritterstamms,
Ein Herz ohn' Furcht und Tadel
Schlägt unterm Reiterwams.
Er führt vereint im Schilde
Die Kraft und auch die Milde
Des starken Leu'n, des frommen Lamms.

8. Oft klingt zur hellen Laute
Vom Söller sein Gesang,
Dieweil der Abend graute,
Den stillen Wald entlang;
Doch nicht um Lust der Sinne,
Um reine Gottesminne
Wirbt seiner Saiten starker Klang.

9. Oft gräbt er in der Stube
Sich unter Büchern ein,
Wie in der stillen Grube
Der Bergmann ins Gestein.
Doch keinen Rittermären,
Nur hohen Himmelslehren
Brennt seiner Lampen später Schein.

10. Oft steigt er wie zur Pirsche
Hinab ins dichte Holz;
Doch nicht auf Edelhirsche
Noch Wölfe zielt sein Bolz.
Auch folgt ihm keine Meute,
Er spürt nach seltner Beute,
Nach einem Drachen, grimm und stolz.

11. Für eine Jungfrau reine
Hat einst Georg, der Held,
Am grausen Drachensteine
Zum Ritter sich gestellt
Und hat dem bösen Drachen
In seinen glüh'nden Rachen
Sein gutes Ritterschwert gespellt.

12. Jetzt abermal zu retten
Gilt's eine hohe Magd,
Die in des Feindes Ketten
Vorm Grimm des Drachen zagt:
Die Braut des Herrn, die reine,
Die heilige Gemeine —
Wer ist's, der Blut und Leben wagt?

13. Das ist ihr Held und Ritter,
Der auf der Wartburg haust
Und bald wie ein Gewitter
Ins Land herniederbraust;
Der will sein Blut dran wagen,
Der wird den Drachen schlagen
Mit seiner frommen Heldenfaust.

1) Vgl. „Elisabeths Rosen", S. 337.

14. Drum wer aus Sachsens Gauen
Hinauf zur Wartburg stieg,
Der denk' an heil'ge Frauen,
Denk' an den Sängerkrieg,
Doch denk' er auch des Besten
Von allen Wartburgsgästen,
Er denk' an Luthers Kampf und Sieg.

6. Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt.

1. Als Kaiser Karl zur Schule kam und wollte visitieren,
Da prüft' er scharf das kleine Volk im Schreiben, Buchstabieren,
Ihr Vaterunser, Einmaleins, und was man lernte mehr;
Zum Schlusse rief die Majestät die Schüler um sich her.

2. Gleichwie der Hirte schied er da die Böcke von den Schafen.
Zu seiner Rechten ließ er stehn die Fleißigen, die Braven.
Da stand im groben Linnenkleid manch schlichtes Bürgerkind,
Manch Söhnlein eines armen Knechts von Kaisers Hofgesind.

3. Dann rief er mit gestrengem Blick die Faulen her, die Böcke,
Und wies sie mit erhobner Hand zur Linken, in die Ecke.
Da stand im pelzverbrämten Rock manch feiner Herrensohn,
Manch ungezognes Mutterkind, manch junger Reichsbaron.

4. Dann sprach nach rechts der Kaiser mild: „Habt Dank, ihr frommen Knaben!
Ihr sollt' an mir den gnäd'gen Herrn, den güt'gen Vater haben;
Und ob ihr armer Leute Kind und Knechtessöhne seid:
In meinem Reiche gilt der Mann und nicht des Mannes Kleid."

5. Dann blitzt' sein Blick zur Linken hin, wie Donner klang sein Tadel:
„Ihr Taugenichtse, bessert euch, ihr schändet euren Adel;
Ihr seidnen Püppchen, trotzet nicht auf euer Milchgesicht!
Ich frage nach des Manns Verdienst, nach seinem Namen nicht."

6. Da sah man manches Kinderaug' in frohem Glanze leuchten
Und manches stumm zu Boden sehn und manches still sich feuchten.
Und als man aus der Schule kam, da wurde viel erzählt,
Wen heute Kaiser Karl belobt und wen er ausgeschmält.

7. Und wie's der große Kaiser hielt, so soll man's allzeit halten,
Im Schulhaus mit dem kleinen Volk, im Staate mit den Alten:
Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst, den Stand nach dem Verstand;
So steht es in der Schule wohl und gut im Vaterland.

7. Die Rosse von Gravelotte.

(18. August 1870.)

1. Heiß war der Tag und blutig die Schlacht,
Kühl wird der Abend und ruhig die Nacht.
2. Droben vom Waldsaum nieder ins Tal
Dreimal schmettert Trompetensignal.
3. Ladet so laut und schmettert so hell,
Ruft die Dragoner zurück zum Appell.
4. Truppweis', in Rotten, zu dreien und zwei'n
Stellen die tapfern Reiter sich ein.
5. Aber nicht alle kehren zurück,
Mancher liegt da mit gebrochenem Blick.
6. Kam zur Reveille frisch noch und rot,
Liegt beim Appell bleich, blutig und tot.
7. Ledige Rosse, den Sattel leer,
Irren verwaist auf der Walstatt umher.
8. Doch der Trompete schmetternd Signal
Ruft aus der Ferne zum drittenmal.
9. Schau', und der Rappe, dort spitzt er das Ohr,
Wiehernd wirft er die Nüstern empor.
10. Sieh, und der Braune gesellt sich ihm bei,
Trabt ihm zur Seite wie sonst in der Reih'.
11. Selber der blutige Schimmel, so müd,
Hinkt auf drei Beinen und reiht sich ins Glied.

12. Truppweis', in Rotten, zu dreien und zwei'n
Stellen die ledigen Roſſe ſich ein.
13. Roſſe wie Reiter verſtehn den Appell;
Ruft die Trompete, ſo ſind ſie zur Stell'.
14. Über dreihundert hat man gezählt,
Roſſe, zu denen der Reitersmann fehlt.
15. Über dreihundert — o blutige Schlacht,
Die ſo viel Sättel hat ledig gemacht!
16. Über dreihundert — o tapfere Schar,
Wo bei vier Mann ein Gefallener war!
17. Über dreihundert — o ritterlich Tier,
Ohne den Reiter noch treu dem Panier!
18. Wenn ihr die Tapfern von Gravelotte nennt,
Denkt auch der Roſſe vom Leibregiment!

8. Spruch.

Da du einſt das Licht der Welt begrüßt,
Weinteſt du, es freuten ſich die Deinen;
Lebe ſo, daß, wenn dein Aug' ſich ſchließt,
Du dich freuſt, die Menſchen aber weinen.

9. Die Verwerflichkeit des Unglaubens.

(Aus einer Predigt am Thomasfeiertage über Joh. 20, 24—29.)

Wir würden ſehr unrecht tun, wollten wir jeden redlichen Zweifler für einen Gottesleugner, jeden, der noch nicht zum vollen Glauben durchgedrungen iſt, für einen Ungläubigen anſehen, und würden ebenſo unchriſtlich wie unvernünftig handeln, wollten wir alle Forſchungen der menſchlichen Vernunft als eitel Fürwitz, alle Arbeiten der menſchlichen Wiſſenſchaft als lauter verlorne Mühe, alle Zweifel des menſchlichen Geiſtes als lauter Teufelswerk erklären.

Nein, ſo gewiß es gilt: „Selig ſind, die nicht ſehen und doch glauben", ſo gewiß können wir den nicht ſchelten, der ehrlich und redlich danach ringt, zu einer ſeligen Glaubensgewißheit, zu einer feſten Glaubensüberzeugung von Gott und göttlichen Dingen zu gelangen, und ſolchen redlichen Thomasſeelen, denen wollen wir ſtatt eines Verdammungsurteils lieber das ermunternde Wort des Herrn zurufen: Suchet, ſo werdet ihr finden, bittet, ſo wird euch gegeben, klopfet an, ſo wird euch aufgetan!

Aber viel häufiger als dieſer redliche Zweifel iſt der *trotzige Unglaube*, der nicht ſuchen, nicht finden, nicht glauben *will*; bei dem es nicht nur heißt wie dort bei Thomas: Es ſei denn, daß ich ſeine Nägelmale geſehen und meine Finger in ſeine Seite gelegt habe, ſo kann ich nicht glauben, daß mein Herr auferſtanden iſt, ſondern der geradezu ſpricht: Alles, was ich nicht mit meinen Augen ſehen und mit meinen Händen greifen kann, das glaub' ich nicht, das erklär' ich für Unſinn und Lüge.

Dieſer Unglaube, der erhebt gerade in unſerer Zeit frecher als jemals ſeine Stimme, der macht ſich nicht nur in rohen Geſellſchaften und gemeinen Wirtshausgeſprächen breit, nein, er wird auch in Büchern gepredigt, in Zeitſchriften verkündigt und von Gelehrten und Ungelehrten unter dem Volke verbreitet.

Nach dieſem neueſten Evangelium des Unglaubens, da glaubt man nicht nur an keinen auferſtandenen Heiland, ſondern auch an keinen lebendigen Gott, denn es hat ihn ja noch niemand geſehen; da glaubt man nicht nur an keine Heilige Schrift, ſondern auch an keine menſchliche Vernunft, denn nur die fünf Sinne ſollen gelten; da glaubt man nicht nur an keine Ewigkeit und Unſterblichkeit — denn es iſt ja noch keiner herübergekommen, uns von dort Kunde zu bringen —, ſondern auch an keine Weltſchöpfung; denn wie das Geſchmeiß im Sumpf ausgebrütet wird vom Sonnenſchein, ſo ſoll einſt aus dem Urſchlamm der erſte Menſch ſich entwickelt haben. Da darfſt du ja nicht glauben, du habeſt einen denkenden Geiſt, — deine Gedanken ſind nichts als Ausſchwitzungen des Gehirns. Da darfſt du ja nicht meinen, du habeſt einen freien Willen, — deine Handlungen ſind nichts als das notwendige Erzeugnis von Blutumlauf und Nervenſchwingungen. Da gib dir ja keine Mühe, dich ſelbſt zu verleugnen und züchtig, gerecht und gottſelig zu leben in dieſer Welt, — die Tu-

gend ist ein leerer Wahn, die Stimme der Natur ist das einzige Gesetz. Da darfst du dir ja nicht schmeicheln, du seiest eine unsterbliche Seele, nach dem Ebenbild Gottes geschaffen; bewahre: das Menschengeschlecht ist nichts als die höchste Gattung von Tieren, eine höhere Art von Affen, und nicht erst, wenn du einmal deinen letzten Hauch ausgehaucht hast, sondern schon jetzt gilt von dir jene spöttische Frage, die einst ein ungläubiger Professor an seine Studenten richtete, als er ihnen einen menschlichen Leichnam seziert hatte: „Nun, meine Herren, wo sehen Sie denn da eine Seele?“ Seele, Geist, freier Wille, Himmel, Heiland, Gott, das alles ist Unsinn, denn das alles kann man nicht mit Augen sehen und nicht mit Händen greifen.

Sollte man's für möglich halten, daß eine solch niederträchtige Lehre, womit die Menschheit sich selbst gleichsam anspeit, jetzt bei vielen als der Stolz des Jahrhunderts gilt? Sollte man's für möglich halten, daß solch ein bornierter, brutaler Unglaube, der nicht über die fünf Sinne hinausgeht, von Tausenden als der Gipfel menschlicher Weisheit gepriesen wird? Darf man solchem Unglauben nicht als einen beschämenden Spiegel vorhalten das Wort des Herrn: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“? Und unselig also sind, die nur da glauben wollen, wo sie mit Augen sehen und mit Händen greifen. In Wahrheit, gibt es etwas Trostloseres und Unseligeres als solchen Unglauben? Möchte eines unter euch, und wär's auch um alle Schätze der Welt, durchs Leben gehen und aus dem Leben gehen mit diesem einzigen Trost: der Mensch ist nicht besser als das Vieh? Und was, meinet ihr, würde aus der Menschheit werden, wenn es den Verführern gelänge, dieses seelenmörderische Gift dem Volke vollends einzuimpfen und den Glauben an Gott, an Tugend, an Ewigkeit und Gericht, an alles Höhere und Heilige vollends auszurotten aus den armen Seelen? Gerade dasselbe würde aus der Menschheit werden, was aus der Erde würde, wenn der grimmige Frost des Winters das ganze Jahr beherrschen würde. Erfrieren und erstarren würde die Menschheit in solchem Frost des Unglaubens. Keine grüne Saat der Tugend und Gerechtigkeit könnte mehr gedeihen, kein warmer Pulsschlag edler Gefühle würde mehr unser Herz bewegen, jeder frohe Aufschwung des Geistes wäre uns benommen, flügellahm müßte jeder höhere Gedanke nieder zur Erde sinken, wie Vögel tot aus der Luft fallen bei der grimmigen Kälte, wenn der Frost des Unglaubens die Welt in seine eisernen Bande schlüge, wenn die holde Sonne des Glaubens nicht mehr die Menschheit erleuchten und erwärmen, beleben und befruchten dürfte mit ihrem himmlischen Lichte. Dafür behüt' uns, lieber Herr und Gott, und schreib es uns als Warnung ins Herz gegen jede Lockung des frechen Unglaubens: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“

10. Zwei Bibeln.

(Aus einer Predigt über Psalm 19.)

Zwei Bibeln sind dem Christen in die Hand gegeben, woraus er Gott soll erkennen, seinen Schöpfer und Erhalter anbeten lernen.

Die eine Bibel ist das Buch der Bücher, welches in jeder christlichen Kirche auf dem Altare liegt, in jedem Christenhause seinen Ehrenplatz hat, das ein Kind mit seinen Händen umspannen kann, das aber auf seinen paar hundert Blättern mehr enthält, als der weiseste Mann in einem langen Menschenleben auszudenken vermag, das zwischen seinen Spalten Tiefen der Weisheit, Schätze des Trostes, Goldgruben der Erkenntnis birgt, davon eine ganze Welt reich und satt und klug werden kann. Dieses Bibelbuch, meine Lieben, haben wir alle, kennen wir alle und, ich werde hinzusetzen dürfen, lieben wir alle.

Aber daneben ist uns noch eine andere Bibel aufgeschlagen, die sollen wir auch nicht verachten. Die kann freilich kein Kind mit der Hand umspannen, und kein menschlich Auge vermag ihre Blätter zu

zählen; auch spricht sie nicht so deutlich zu uns mit Menschenworten wie dies Buch der Bücher. Aber wer nur Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der findet auch in ihr Psalmen, tausendstimmige Psalmen, zu denen alles mitsingt und mitklingt, der Donner am Himmel und der Vogel auf dem Zweig, das Blatt am Baum und die Welle im Meer. Dieses große Bibelbuch, in dem so schöne Psalmen stehen, in dem die vier Jahreszeiten vier große und die zwölf Monate zwölf kleine Propheten sind, ist Gottes herrliche Schöpfung.

Ein rechter Christ ist in beiden Bibeln zu Haus, liest in beiden Büchern gern, im Buch der Natur und im Buch der Schrift. Beim Buch der Natur bleibt er nicht stehen wie die Ungläubigen, die von Gottes Wort nichts wissen wollen, oder wie unsre heidnischen Vorväter, die nichts davon wissen konnten, die im Rauschen ihrer Eichenhaine und Buchenwälder den Allvater nur dunkel ahnten und in ihrer Hertha die Mutter Erde anbeteten, weil sie die ewige Liebe nicht kannten, die über allen Himmeln thront; sondern die Schöpfung mit all ihren Wundern ist dem Christen nur die Vorhalle zum Heiligtum der Schrift, wo die Rätsel des Daseins uns erst gelöst sind, wo der ewige Gott mit uns spricht wie ein Vater mit seinen Kindern und wir seine Herrlichkeit in Jesu Christo, dem eingebornen Sohne, schauen mit aufgedecktem Angesicht.

Aber über der Schrift verliert ein gesunder Christ auch nicht den Sinn für die Natur. Er achtet's nicht für Sünde, ihrer Schönheit sich zu freuen mit offenem Aug' und ihre Blumen zu pflücken mit kindlichem Herzen; er sieht keine Gefahr darin für den Glauben und keinen Schaden für die Religion, wenn die Wissenschaft ihre Gebiete erforscht, ihre Gesetze entdeckt, ihre Geheimnisse ergründet, ihre Kräfte sich dienstbar macht; denn ob sie auch scheinbar manchmal sich widersprechen: recht verstanden, stimmen sie immer wieder zusammen, diese beiden Offenbarungen; es ist derselbe Gott, der da waltet in der Natur und der mit uns redet in der Schrift.

Darum auch alle wahren Gotteskinder haben diese beiden Bibeln gekannt und gebraucht und geschätzt. So hat's unser Herr und Meister selbst gehalten, der nicht nur auf Moses und die Propheten seine Jünger verwies, sondern auch auf die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde. So hat's unser Luther gehalten, der nicht nur ein gelehrter Doktor war der Heiligen Schrift, sondern auch ein herzlicher Freund der Natur und sinnvoller Dolmetscher dessen, was die Wolken am Himmel und die Blätter im Wald uns erzählen. So hat's unser Paul Gerhardt gehalten, der nicht nur das ernste Passionslied gesungen: „O Haupt, voll Blut und Wunden!" sondern auch das liebliche Sommerlied gedichtet: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud' in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben!" So hat's David gehalten, der nicht nur die Wunder in Gottes Gesetz, sondern auch die Wunder in Gottes Schöpfung besungen hat auf einer Harfe, ja oft in einem Psalm, wie im 19.

4. Julius Sturm,

geboren am 21. Juli 1816 zu Köstritz im Fürstentum Reuß, war nach Beendigung seiner theologischen Studien Hauslehrer in Heilbronn, von 1857 bis 1885 Pfarrer in seiner Vaterstadt, trat als Geheimer Kirchenrat in den Ruhestand und starb am 2. Mai 1896. — Er war ein fruchtbarer Lyriker und erwarb sich durch seine religiösen und patriotischen Weisen einen großen Freundeskreis.

1. Wie schön leuchtet der Morgenstern!

(Des alten Dorfschulmeisters liebstes Lied.)

„Wie schön leuchtet der Morgenstern!"
Hab' doch kein andres Lied so gern!
Mit Tränen füllt sich jedesmal
Mein Auge, spiel' ich den Choral.

's war damals, als der alte Fritz
Noch stritt um Schlesiens Besitz;
Hier in den Schluchten lag sein Heer,
Der Feind dort auf den Höh'n umher.
Da sah's im Dorf gar übel aus,
Die Scheuern leer, kein Brot im Haus,

Im Stalle weder Pferd noch Kuh,
Und vor dem Feind die Furcht dazu!
So hatt' ich eben eine Nacht
Mit Seufzen und Gebet durchwacht
Und stieg beim ersten Morgengraun
Den Turm hinauf, um auszuschaun,
Wie's draußen stünd': 's war still umher,
Und ich sah keine Feinde mehr.
Da zog ich still mein Käpplein ab,
Dem lieben Gott die Ehre gab.
Horch! plötzlich trabt's ins Dorf herein:
Der Himmel woll' uns gnädig sein!
Ein alter Schnauzbart jagt im Trab
Nach meinem Haus, dort steigt er ab;
Kaum bin ich unten, schreit er: „Lauf,
Schließ mir geschwind die Kirche auf!"
Ich bat: „Bedenkt, 's ist Gottes Gut,
Was man vertraut hat meiner Hut,
Und Kirchenraub bestraft sich schwer."
Doch er schrie wild: „Was schwafelt Er?
Flink aufgeschlossen, sonst soll Ihn" —
Schon wollt' er seinen Säbel ziehn,
Da dacht' ich bang an Weib und Kind
Und öffnete die Kirch' geschwind
Und trat dann zagend mit ihm ein;
Mein Weib schlich weinend hinterdrein.
Er ging vorüber am Altar,
Hinauf dann, wo die Orgel war;
Da stand er still: „Gesangbuch her!
Hier den Choral da spielet Er!
Und daß Sie brav die Bälge tritt!
Marsch! vorwärts jetzt und zögert nit!"
Ich fing mit einem Vorspiel an,
Wie ich's mein Lebetag getan.
Da fiel der Alte grimmig ein:
„Was soll mir das Geklimper sein?
Hab' ich's denn nicht gesagt dem Herrn:
‚Wie schön leuchtet der Morgenstern!'?"
„'s ist nur das Vorspiel!" — „Dummes Zeug!
Was spielt Er den Choral nicht gleich?"
So spielt' ich denn, weil er's befahl,
Ganz ohne Vorspiel den Choral;
Der alte Schnauzbart sang das Lied,
Ich und mein Weib, wir sangen mit.
Das Lied war aus, still saß der Mann,
Ein heißer Strom von Tränen rann
Ihm übers braune Angesicht,
Die funkelten wie Demantlicht.
Da stand er auf und drückte mir
Die Hand und sprach: „Da, nehmt das hier!"
Es war ein großes Talerstück.
Ich wies das Geld beschämt zurück;
Er aber rief: „Was soll das, Mann?
Fürwahr, es klebt kein Blut daran!
Gebt's an die Armen in dem Ort."
Drauf gingen wir zusammen fort,
Und noch im Gehen sprach er weich:
„Kein Lied kommt diesem Lied mir gleich;
Es hat mich in vergangner Nacht
Zum lieben Gott zurückgebracht.
's rief gestern abend der Major
Vor unsrer Front: ‚Freiwill'ge vor!
's soll ein verlorner Posten stehn
Dem Feinde nah, dort auf den Höh'n;
Hat keiner Lust, hat keiner Mut?'
Das trieb mir ins Gesicht das Blut:
‚Da müßten wir nicht Preußen sein!'
Ich rief's und trat rasch aus den Reih'n,
Drei meiner Söhne folgten mir:
‚Gehst du, so gehen wir mit dir!'
So zogen wir nach jenen Höh'n,
Um dort die ganze Nacht zu stehn.
Es blitzte hier, es krachte da,
Es war der Feind uns oft so nah,
Daß er uns sicherlich entdeckt,
Wenn uns nicht droben Der versteckt.
Ja, Mann, ich hab' so manche Nacht
Im Feld gestanden auf der Wacht,
Doch war mir nie das Herz so schwer, —
's kam nur von meinen Jungens her;
Ihr habt ja Kinder, — nun, da wißt
Ihr selbst, was Vaterliebe ist.
Drum hab' ich auch emporgeblickt
Und ein Gebet zu Gott geschickt;
Und wie ich noch so still gefleht,
Da ward erhört schon mein Gebet.
Denn leuchtend ging im Osten fern
Auf einmal auf — der Morgenstern,
Und mächtig mir im Herzen klang
Der längst vergess'ne fromme Sang;
Hätt' gern gesungen gleich das Lied,
Doch schwieg ich, weil's uns sonst verriet'.
Zugleich fiel mir auch manches ein,
Was anders hätte sollen sein,
Vor allem, daß ich dieses Jahr
Noch nicht im Gotteshause war.
Das machte mir das Herz so schwer,
Das war's, das trieb mich zu Euch her."

Der Alte ſprach's, beſtieg ſein Pferd
Und machte munter rechtsumkehrt. —
Seht, drum hab' ich das Lied ſo gern:
„Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern!"
Und ſpiel' noch heute jedesmal
Ganz ohne Vorſpiel den Choral,
Und wenn ich ſpiel', ſitzt immerdar
Mir dicht zur Seite der Huſar,
Ich höre ſeinen kräft'gen Baß,
Und da — wird mir das Auge naß.

2. Gott lebt noch.

Bei Meiſter Martin war die Not zu Haus;
Aus jedem Winkel guckte ſie heraus,
Sie machte ſich in Küch' und Keller breit,
Sie ſaß am leeren Tiſch zur Mittagszeit
Und legte ſelbſt am Abend ſchadenfroh
Sich mit dem Müden auf die Schütte Stroh.
Und ob's der Meiſter noch ſo emſig trieb,
Arbeitend halbe Nächte munter blieb,
Umſonſt! Es wuchs die Not mit jedem Tag,
Und mutlos ward der Meiſter allgemach,
Ließ ruhn die fleiß'ge Hand und ſeufzte ſchwer
Und wankte wie ein Schatten bleich umher,
Und mahnte ihn ſein Weib, auf Gott zu traun,
Zog er zuſammen finſtrer noch die Brau'n
Und brummte: „Weib, laß mir das Tröſten ſein!
Uns kann vom Elend nur der Tod befrein!"
Da ſchwieg die Frau und ſprach kein Wörtlein mehr
Und wankte wie ein Schatten bleich umher,
Saß müßig an dem Rocken ſtundenlang
Tief in Gedanken ſtill und ſeufzte bang.
Da ſprach der Mann: „Was fehlt dir nur, Marie?"
Und als ſie ſchwieg, drang er noch mehr in ſie,
Sie ſolle ihm ihr Leiden doch geſtehn,
Er könne ſie nicht mehr ſo traurig ſehn.
Und ſie darauf: „Ach, in verwichner Nacht
Hat mir ein Traum das Herz ſo ſchwer gemacht.
Ja, beſter Mann, ich will dir's nur geſtehn:
Ich hab' im Traum den lieben Gott geſehn;
Er lag im Sarg, ſein Haar war ſilberweiß,
Und weinend ſtanden Engel rings im Kreis.
Der Helfer ſtarb, nie endet unſre Not;
Der liebe Gott, der liebe Gott iſt tot!"
Da lächelte der Mann nach langer Zeit
Zum erſtenmal und ſprach mit Freundlichkeit:
Ei, ei, Marie, wie du ſo töricht biſt!
Weißt du denn nicht, daß Gott unſterblich iſt,
Daß er, erhaben über Raum und Zeit,
Regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit?"
„Wie?" ſprach die Frau, „ſo glaubſt du, lieber Mann,
Daß Gott im Himmel niemals ſterben kann,
Daß er derſelbe bleibet fort und fort,
Und wähleſt ihn doch nicht zu deinem Hort
Und ſetzeſt deine Hoffnung nicht auf ihn,
Daß Hilfe ſtets zur rechten Zeit erſchien'?" —
Da fiel's wie Schuppen von des Mannes Geiſt.
„Ja, Gott iſt treu, er hält, was er verheißt.
Dank, liebes Weib! Du weckteſt mein Vertraun;
Auf Gottes Hilfe will ich freudig baun,
Und zag' ich jemals wieder in der Not,
Dann frag' mich nur: Iſt denn der Herrgott tot?"

3. Nimm Chriſtum in dein Lebensſchiff!

1. Nimm Chriſtum in dein Lebensſchiff
Mit gläubigem Vertrauen!
Stoß ab vom Strand und laß vor Riff
Und Klippe dir nicht grauen!
Und flög' auf wilder Wogenbahn
Dein Schifflein auch hinab, hinan,
Und ſchlügen ſelbſt die Wellen
Ins Schiff hinein, —
Kannſt ruhig ſein,
Er läßt es nicht zerſchellen.

2. Und sollt' er bei des Sturmes Wut
Das Steuer nicht gleich fassen,
Nur Mut, nur Mut! Mußt seiner Hut
Dich gläubig überlassen.
Wie mächtig auch die Woge grollt,
Die Blitze sprühn, der Donner rollt,
Dein Schifflein ist geborgen;
Trägt's doch den Herrn,
Dem treu und gern
So Wind wie Meer gehorchen.

3. Drum sei nur wach und sei bereit
Und laß nicht ab zu beten,
So wird der Herr zu seiner Zeit
Gewiß ans Steuer treten.
Dann schweigt der Sturm, von ihm bedroht,
Dann legen sich auf sein Gebot
Die wildempörten Wogen,
Und, ausgespannt
Von seiner Hand,
Wölbt sich der Friedensbogen.

4. Sprüche.

I.

1. Gott grüße dich! — Kein andrer Gruß
Gleicht dem an Innigkeit.
Gott grüße dich! — Kein andrer Gruß
Paßt so zu jeder Zeit.
2. Gott grüße dich! — Wenn dieser Gruß
So recht von Herzen geht,
Gilt bei dem lieben Gott der Gruß
So viel wie ein Gebet.

II.

1. Der ist kein kühner Reiter,
Wer nie den Sand geküßt;
Der ist kein wackrer Streiter,
Wer ohne Wunden ist.
2. Und hat die Welt dir weh getan,
So greif sie frisch von neuem an.
Bis du, trotz Sturz und Wunden,
Im Kampf sie überwunden.

5. Klaus Harms,

geboren den 25. Mai 1778 zu Fahrstedt in Süderdithmarschen (Schleswig-Holstein), erst Müllerlehrling, entschloß sich, fast zwanzigjährig, zum Studium, machte rasche Fortschritte, widmete sich in Kiel der Theologie, wurde 1802 Hauslehrer, 1805 Diakonus zu Lunden in Norderdithmarschen, wandte sich als solcher vom Rationalismus dem positiven Luthertum zu, wurde 1816 als Archidiakonus nach Kiel berufen, rief 1817 durch seine anläßlich der Jubelfeier der Reformation verfaßten 95 Thesen, worin er sich gegen die Union und den Vernunftglauben erklärte und für die lutherische Kirchenlehre eintrat, den großen Thesenstreit hervor, ward 1835 Hauptpastor, legte 1849 seine Ämter nieder und starb am 1. Februar 1855. Er war ein weithin berühmter Prediger und hat auch als Verfasser volkstümlicher Schriften (zum Teil in plattdeutscher Sprache) sich einen Namen gemacht.

1. Des Sommers Fülle.

(Aus einer Predigt über Joh. 4, 35.)

Wenn jemand mit einem Male aus dem Winter mitten in den Sommer hineinversetzt würde und er ließe dann seine Augen umhergehen, sollte dem nicht des Sommers Fülle gegen die Armut des Winters am ersten und meisten auffallend sein und ihm eine hohe Bewunderung abnötigen? Aber die wir es allmählich haben voll werden sehen, können auch nicht deswegen bei einem solchen Anblicke gleichgültig bleiben, bewundern ebenfalls, ungeachtet die Geschöpfe nacheinander herangekommen sind, alle Tage mehr, und die Nahrung der Geschöpfe mit jeder Nacht häufiger geworden ist, diese zwiefache Fülle. Denn wir gedenken's noch wohl, welch ein Tod gelegen ist auf der Erde in den Wintermonaten, wo außer dem Menschen und seinem Vieh im Stalle nur wenig Leben in der Natur gefunden wurde, von den kleineren Geschöpfen, die kein Jahr alt werden, kaum ein einziges. Jetzt aber, wie groß deren Zahl! Kaum daß man ein Blatt findet, das nicht zahlreich bewohnt wäre! kaum daß wir einen Schritt tun können, ohne Lebendiges vor unsern Füßen wahrzunehmen! Wolken von kleinem Geflügel spielen im Sonnenschein! Nirgends, nirgends, o Mensch, bist du in dieser Zeit allein. Es wühlt unter deinem Sitze; es zirpt dir zur Seite; es schwebt über deinem Haupt; es singt hinter dir; es flattert vor dir: überall ist des Lebendigen Fülle zu dieser Sommerszeit. Es sind Wesen, die mit sein wollen auf dieser Erde nach ihres Schöpfers Willen; denen er angewiesen hat ihren Ort; denen er gegeben hat zu

dem Bedürfnis die Werkzeuge, es zu befriedigen; denen mehrere und wenigere Sinne aufgetan sind, weiter zu dringen als zu dem, was sie berühren; die den Schmerz und die Freude kennen und die Freude suchen wie du, o Mensch, und dir verwandt sind. Wolltest du verachten der eines? nicht eines Anblicks, nicht eines Gedankens sie würdigen? Du kannst hundert töten mit einem Fußtritt, aber auch ein einziges bilden? Nein, mußt du bekennen, dazu gehört eine Gotteshand, Gottes Allmachtshand; wie stark auch dein Arm, wie behende deine Finger und Werkzeuge, wie kunstreich dein Verstand ist, so kannst du kein einziges schaffen, von welchen Gott so viele tausendmal tausend geschaffen hat, dermaßen, daß du sie nicht zählen kannst, wie weit du mit deinen Augen nur reichst, nicht zählen kannst, wieviel auf einem einzigen Baum nur lebet, denn es ist allenthalben voll von allerlei Art, woget und treibt, wimmelt und summt in lauter Fülle, Lebensfülle, zur Sommerszeit. Das nötigt uns eine hohe Bewunderung ab.

Und aller Augen warten auf ihn, daß er ihnen Speise gebe. Gott gibt auch. Sehet die Fülle von Nahrung zur Sommerszeit und bewundert den Schöpfer! Stellet euch die Erde leer vor, wie sie es ist zur Winterszeit, und denket euch auf diese leere, nackte Erde alle die Millionen Lebendiger, deren Leben entfleucht, sobald die Nahrung gebricht; gedenket des Rindes, welche Haufen eines schon braucht, um versorgt zu werden ein Jahr lang, und so viele Tausende sollen doch Nahrung haben: muß da nicht die ganze Erde bedeckt werden mit Speise? nicht genug, — mit Speise, die sich jeden Morgen vermehrt und verneut hat? Wie wir es auch finden! Die ganze Erde ist überzogen mit einem Teppich, ist wie ein Tisch, der nicht leer wird, da Gottes Hand immer von neuem aufträgt. Und er sättiget alles mit Wohlgefallen. Die Raupe findet ihr Blatt, die Biene ihren Blütenkelch, das Rind sein Futter und der Mensch sein Brot. O Gott, welche Wunder verrichtest du zur Sommerszeit! Wie weit, wie weit tust du deine milde Hand auf! Wir übersehen's nicht, verstehen's nicht, aber bewundern können wir deine Weisheit und Allmacht in solcher Lebens- und Nahrungsfülle.

2. Der Herbst ein Treiber zu Fleiß und Arbeit.

(Aus einer Predigt am 18. Sonntag nach Trinitatis.)

Immer kälter die Luft, immer rauher die Winde, immer kürzer die Tage: das ist der Herbst, welcher spricht: Was du tun willst, das tue bald! Du kannst nicht graben im Frost, du kannst in den Schnee nicht säen. Wenn wir in diesen Wochen das Feld betrachten, welcher Fleiß und welche Arbeit, zu der das Tageslicht kaum hinreicht, stellt sich uns vor Augen! Das macht der Herbst, welcher ist ein Treiber zu Fleiß und Arbeit. Die spätern Früchte, mit welcher Aufmerksamkeit und Hastigkeit werden sie geerntet! Die spätern Saaten, mit welcher Anstrengung der Menschen und des Viehes werden sie beschafft! Des Ackers Bereitung aufs nächste Jahr, Mond- und Sternenlicht muß dazu leuchten, weil die Sonne nicht mehr lange genug scheint! Und wer im Sommer behindert worden oder in den frühern Erntetagen, wie geschäftig sehen wir den jetzt, noch zu sammeln, was zu sammeln ist, zu bergen, was zu bergen ist, daß er habe auf den Winter, welcher nur zehrt und nicht nährt, und noch zu tun, wozu es bald nicht die Zeit mehr sein wird! Aber lasset den Herbst doch nicht allein für den Landbebauer und den Landbewohner einen Treiber zu Fleiß und Arbeit sein, — er sei es für alle, da einem jeden sein Feld ja angewiesen ist. Nämlich sein Amt, sein Geschäft, sein Beruf ist einem jeden sein Feld, und schon das Kind, welches noch zur Schule geht, soll arbeiten auf diesem seinem Felde. Laßt uns den Treiber hören! Er spricht: Was du tun willst, das tue bald. Du willst Samen streuen in die Seelen deiner Söhne und Töchter: so säume nicht, bis es zu spät wird, bis ihre Seelen verhärtet sind! Der Herbst sagt uns, daß der Winter komme. — Du willst an deiner eignen Besserung arbeiten. O daß es dein redlicher Wille wär'! Drum säume nicht, es

möchte der Tod zu ſchnell kommen und dich ins Grab ziehen als einen Sünder vor Menſchen und vor Gott. Siehe, wie jetzt alles in der Natur zu Grabe geht! — Du willſt von nun an dein Amt gewiſſenhafter führen, nicht länger hören des Vorteils Ruf und der Bequemlichkeit Lockung. O höre auch du den Treiber zu Fleiß und Arbeit, was der Herbſt ſpricht: Eile, eh' der Winter des Lebens kommt und dir unmöglich macht auszuführen, was du jetzt beſchließeſt! Da wollte noch mancher Landmann ein Feld beſtellen und iſt zu ſpät gekommen. — Du willſt noch Menſchen glücklich machen, wie du Gelegenheit und Vermögen dazu haſt: zögere nicht! Es kann bald Schnee und zu viel Schnee auf dich fallen, Stürme der Zeit können dich erreichen, daß du ſelber kaum ſtehen, ſelber kaum fortkommen kannſt. Wegen herbſtlichen Unwetters kommt manche Feldarbeit nicht zuſtande. — Du willſt für die Deinen noch eine gute Tat tun: was du tun willſt, das tue bald, iſt die Herbſtlehre. Eben hing jenes Blatt noch am Baume feſt, jetzt iſt es abgefallen: ſo ſchnell kannſt auch du, ein Blatt, abfallen vom Baum des Lebens. Ach ſehet und zählet, wenn ihr ſie zählen könnt, die Unglücklichen, welche zu ſpät gekommen ſind, weil ſie die Lehre des Herbſtes nicht achteten: die bekümmerten Eltern, welche den Sinn der Kinder nicht mehr zu beugen imſtande ſind, die verſtockten Sünder, in deren Gemüt weder die Schärfe des Geſetzes noch die Wärme des Evangeliums mehr einzudringen vermag, die Trägen im wichtigen Amt, die noch ſäen wollten, als ſie das Feld ihrer Wirkſamkeit völlig hatten verwildern laſſen und die Zeit zur Reinigung desſelben verſchwunden war, die ſäumigen Menſchenfreunde, welche die Klagen der Unglücklichen lange ohne Rührung angehört hatten und erſt kamen, da es zu ſpät war! Ach ſehet und zählet, wenn ihr ſie zählen könnt, die Tränen eines ſchlechten Familienvaters um ſein hungerndes Weib und ſeine nackten Kinder! Auf die Zukunft verließ ſich der Verſorger, wagte viel und brachte ſein Gut hindurch. Nun iſt die Zukunft da und hat nichts gebracht als die traurige Frage: Was ſollen wir eſſen? womit uns kleiden? Er möchte geben und hat nicht; möchte arbeiten und kann nicht; er kann nur mit ſeufzen, mit weinen — denn er hörte nicht beizeiten den Treiber zu Fleiß und Arbeit. O höret ihn doch, die ihr noch Zeit habt! Fraget den Herbſt: Werd' ich den Frühling erleben? die Vögel wieder ſehen und das Kommen neuer Blätter? ob noch ein halbes Jahr Zeit? Er ſpricht: Wie du ſieheſt! Was du tun willſt, das tue bald; ich kann nur treiben zu Fleiß und Arbeit.

3. Sprüche.

I.

Freundlich und ernſt, das miſche wohl,
Wenn dir's mit Menſchen glücken ſoll.
Der Ernſt zuweilen wehe tut,
Doch Freundlichkeit macht's wieder gut.

II.

Hat jemand dir ein Leids getan,
Fang nicht gleich Streit und Hader an!
Ein Meſſer ſich am andern wetzt.
Macht Fried' und bleibet unverletzt!

III.

Es ſei dir allzeit rechter Ernſt,
Was du auch tuſt, treibſt, ſinneſt, lernſt!
Die Halbheit taugt in keinem Stück,
Sie tritt noch hinters Nichts zurück.

6. Heinrich Caſpari,

geboren den 16. Februar 1815 in Eſchau in Bayern, geſtorben als lutheriſcher Stadtpfarrer in München am 10. Mai 1861, iſt als volkstümlicher Prediger bekannt, hat ſich aber auch als Volksſchriftſteller bewährt, z. B. durch ſeine treffliche Erzählung „Der Schulmeiſter und ſein Sohn".

Der Tag der Reformation ein Gedächtnistag.

(Aus einer Predigt am Reformationsfeſt.)

Wenn wir am heutigen Tag uns erinnern wollen der Großtat und Wohltat, in der Gottes Macht und Gnade ſich verherrlicht hat an unſrer Kirche — wo wollen wir anfangen, und wo wollen wir enden?

Von jenem Tag an, da Luther in ſeinem Kloſter die verſchollene Bibel wieder-

fand, bis auf den heutigen Tag hat der Finger des Herrn jede Seite in der Geschichte unserer evangelischen Kirche mit den Zeugnissen seiner Wunder beschrieben. Wir gedenken an Luther, den Mann voll des Heiligen Geistes und dabei voll heiliger Einfalt; an den Mann voll Heldenmut und männlicher Kraft und doch voll der Demut eines Kindes; den Mann, der den Fürsten und Gewaltigen gegenüberstand mit eisernem Nacken und unerschrockenem Mund, seinem Gott aber sich nahte mit gebeugtem Knie und dem demütigen Bekenntnis seiner Unwürdigkeit; den Mann, der nichts wissen und nichts reden wollte denn allein Gottes Wort, dessen Zeugnis darum hell wie ein Feuerzeichen durch die Finsternis leuchtete, dessen Wort bald wie ein Wächterruf von oben die Christenheit aus ihrem Schlaf erweckte, bald wie ein Friedensgruß dem noch seinen Heiland suchenden Volk die Botschaft Gottes ausrichtete: „Tröstet, tröstet mein Volk; redet mit Jerusalem freundlich; predigt ihr, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat!“

Wir gedenken des schweren Kampfes, den er ohne fleischliche Waffen siegreich zu Ende gekämpft, des wunderbaren Werkes, das er zustande gebracht, des Feuereifers, der ihm gegeben war, auszujäten und niederzureißen, und hinwiederum der Weisheit und Geduld, zu pflanzen und aufzubauen; wir gedenken an den kleinen, verachteten Anfang, mit welchem sein Werk begonnen, und an das herrliche Ende, mit welchem sein Werk beschlossen ward; wir gedenken des Widerstandes, den er überwinden mußte, und der Hilfe und Förderung, die seinen Weg zu einer Siegesbahn machte. Und wenn wir nun das alles vor unserm Gedächtnis vorübergehn lassen, wen preisen wir dafür? Luthern? daß er das alles hatte und ausrichtete? Nein, unser Auge geht über den Knecht, über den treuen Knecht, hinaus und hebt sich aufwärts zu Gott, dessen Rüstzeug er gewesen, und wir sprechen: „Das alles war Gottes Werk und Gnade; dem Herrn allein die Ehre!“

Wiederum gedenken wir an so manchen wohlmeinenden und aufrichtigen Fürsten, der, als das vergessene Wort Gottes durch Luther ihm wieder zu Ohren kam, sich's auch ans Herz gehen ließ, der das Wort nur zu hören brauchte, um unter seinen Ernst sich zu demütigen. Wir gedenken gern der edeln Kurfürsten von Sachsen, eines Friedrich und Johann von Sachsen, Philipps von Hessen, Friedrichs des Frommen, Wolfgangs von Anhalt, und wie sie alle heißen, die lieber ihren Fürstenhut aufs Spiel setzen und Land und Leute verlieren wollten, als sich und ihr Volk abhalten lassen von der erkannten Wahrheit. Wir gedenken der Zeiten der Bluttaufe, der unsre Kirche zumal im Dreißigjährigen Krieg sich unterwerfen mußte, da unsre Väter in Krieg, Hunger und Pest an sich erproben und anderen es bezeugen mußten, ob es ihnen auch ein Ernst sei um ihren evangelischen Glauben; wir gedenken der Hilfe, die sie erfahren, des Gustav Adolf, des edeln Königs von Schweden, der herüberkam, um Gott zu Ehren und seinen evangelischen Brüdern zuliebe auf deutscher Erde zu streiten und zu sterben. Wir gedenken der herrlichen, gottseligen Bücher, die zur Erbauung des christlichen Volkes seit Luther in unsrer Kirche sind geschrieben worden, die, wie die Früchte vom Baum, ein Zeugnis ablegen von ihr, daß die Kraft des Lebens sie durchströme; wir gedenken der glaubensfrischen und, ob zwar alten, doch niemals veraltenden Lieder, deren Wort und Weise die Seele zum Himmel emporzutragen vermögen; wir gedenken an die Tausende, die in Kraft der evangelischen Lehre heilig leben und fröhlich sterben konnten bis auf diesen Tag. Und wenn wir dies an unserm Gedächtnis vorübergehn lassen, wen preisen wir dafür? Menschen oder ein glückliches Zusammentreffen der Umstände? Nein, wir schauen hinauf und sprechen: „Das war Gottes Führung und Behütung, Errettung und Erweckung, Gottes Werk und Segen; dem Herrn allein die Ehre!“ Wir müssen uns heute vor ihm beugen und dankbar bekennen: „Wir sind zu gering aller der Treue und Barmherzigkeit, die du an uns getan hast.“ Ja, wir sind zu gering.

7. Friedrich Ahlfeld,

geboren den 1. November 1810 zu Mehringen im Anhaltschen, studierte 1830—'33 in Halle Theologie, ward Hauslehrer, 1834 Gymnasiallehrer in Zerbst, 1837 Rektor in Wörlitz, 1838 Pastor in Alsleben, 1847 in Halle, 1851 in Leipzig, wo er eine dreißigjährige gesegnete Tätigkeit entfaltete, und starb am 4. März 1884. — Von ihm sind zahlreiche Predigten im Druck erschienen. Weit verbreitet sind seine trefflichen Volkserzählungen.

Nicht Natur, nicht Schicksal, nicht der Himmel, sondern Gott.

(Aus einer Predigt am 3. Sonntag nach Epiphanias.)

In unserm Text (dem Evangelium von der Heilung des Aussätzigen) steht zweimal das gerade und feste du. „So du willst, kannst du mich wohl reinigen." Recht deutlich prägt der Aussätzige die Person des Helfers aus. Du und wiederum du. Wir aber lassen diese Person gar gern zurücktreten. Für den dreieinigen Gott haben wir uns drei Götzen gemacht. Wir haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes teils in eine Kreatur, teils in ein totes Etwas. — Wenn der eine sein Feld ansieht, und der Wunsch steigt in ihm auf, daß auf demselben wieder eine gesegnete Ernte gedeihen möge, so spricht er: „Wenn uns nur die Natur wieder ein gutes Jahr gibt!" „Die Natur," sagst du. Was ist denn aber die Natur? Eine Kreatur wie du und weiter nichts. Warum nennst du nicht lieber deinen Gott, der dich und die Natur und alle Kreatur gemacht hat und aus Gnaden erhält, der sich nicht unbezeugt läßt, der vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gibt und unsere Herzen erfüllet mit Speise und Freude? Nie haben die Apostel des Herrn in solch weiten und leeren Ausdrücken geredet. Sie wußten, wer hilft und gibt. Sie hatten im festen Glauben den rechten Mann, daher nannten sie auch den rechten Namen. Wenn du deinen kranken, verfallenen Leib ansiehst, oder wenn du voll Mitleid auf deinen kranken Nächsten blickest, dann sagst du: „Sei getrost, deine Natur wird sich schon wieder helfen." Da wird die Natur ein Schleier, mit dem du dir und andern den lebendigen Gott verhüllest. Lies deine Bibel, sooft du willst — kein Prophet, kein Apostel, am wenigsten Christus selber verweiset die Leute auf ihre Natur. Hinauf schaut der Herr an den Betten der Elenden, von Gott nimmt er die Hilfe im Gebet, und so tun es seine Diener auch. Die Natur ist noch nicht einmal eine Magd Gottes. Eine Magd kann doch ihren eignen Willen haben. Die Natur ist nur ein Werkzeug in Gottes Hand.

Der zweite Götze ist das Schicksal. Wenn du etwa das neue Jahr vor dir hast, dann fragst du: „Was wird mir das Schicksal in diesem Jahre bringen?" Was ist denn das Schicksal? In der ganzen Bibel steht das Wort nicht. Wenn wir das Wort aussprechen, so kommt es uns vor, als wenn unser Wohl und Wehe regiert würde durch eine tote, unbewußte Macht, als ob ein Luftzug das Leben der Menschen regierte, wie der Luftzug auf dem Meere die Segel der Schiffe hiehin und dorthin wendet. Wie eine bange, graue Dämmerung fällt das Wort auf die Seele. Man kann nicht mit ihm reden, man kann nicht zu ihm beten. Wie es kommt, so kommt's. Warum nennst du denn nicht für das Schicksal den, der alles schickt? „Alle gute und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, vom Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsternis. Es kommt alles von Gott, Glück und Unglück, Leben und Tod, Armut und Reichtum. Ich mache Licht und schaffe Finsternis, ich gebe Frieden und schaffe das Übel. Ich bin der Herr, der solches alles tut. (Jes. 45, 7.) Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht tue?" (Amos 3, 7.)

Der dritte Götze ist der Himmel. „Ja, wenn das der Himmel gäbe!" oder: „Das wird ja der Himmel verhüten", sagst du, wenn dir eine schöne Hoffnung oder eine schwere Befürchtung in der Seele aufsteigt. Was ist der Himmel? Glaubst du, daß Luft und Sonne und Mond und Sterne dein Leben regieren? Oder du gehst wohl höher hinauf, du meinst den Himmel als den Wohnsitz des heiligen

Gottes. Nennſt du denn, wenn du von deinem Könige etwas hoffſt, ſeine Hauptſtadt oder ſein Königsſchloß? Nein, du nennſt den, der darinnen wohnt. So nenne, wenn du hoffeſt oder fürchteſt, auch den, der im Himmel wohnet. Er ſpricht: „Der Himmel iſt mein Stuhl, und die Erde iſt meiner Füße Schemel.“ Die Chineſen beten den Himmel an. Ein Chriſt betet zu dem, der im Himmel iſt. In der ganzen Schrift kommt das Wort Himmel in ſolchem Sinne nicht vor. Dieſer Dienſt der Natur, dieſer Schauer vor dem Schickſal, dieſer Hinblick auf den Himmel iſt nichts denn Heidentum. Tote Dinge ſind Götter geworden, der lebendige Gott iſt hinter den Vorhang geſtellet. Du kannſt zu Himmel und Schickſal und Natur nicht beten. Du ſagſt nicht: „Du und du.“ Lerne von dem Ausſätzigen deinen Gott und Herrn wieder als eine feſte Perſon faſſen, zu der du ſprechen kannſt: „Herr, wenn du willſt, kannſt du mich wohl reinigen.“

8. (Karl) Ferdinand (Wilhelm) Walther,

geboren den 25. Oktober 1811 zu Langenchursdorf im Schönburgſchen, ſtudierte in Leipzig Theologie, wurde 1837 Paſtor zu Bräunsdorf, kam wegen ſeines entſchiedenen Feſthaltens an dem Wortlaut des lutheriſchen Bekenntniſſes mit ſeinem rationaliſtiſchen Superintendenten in Konflikt, legte daher ſein Amt nieder, wanderte 1838 mit einer größeren Auswanderergeſellſchaft nach Amerika aus, ließ ſich mit ihr in Perry County, Miſſouri, nieder, wurde in den mancherlei Gewiſſensnöten deren geiſtlicher Berater, 1841 Paſtor in St. Louis, übernahm 1849 die Profeſſur an der dortigen theologiſchen Lehranſtalt der unterdeſſen gegründeten Synode von Miſſouri, Ohio u. a. St. und wirkte von da an bis zu ſeinem Tode in größtem Segen. Er ſtarb am 7. Mai 1887. — Unter ſeinen zahlreichen Schriften nehmen die erſte Stelle ſeine Predigten ein, über die D. Brömel in ſeinen „Homiletiſchen Charakterbildern urteilt: „Walther iſt ſo orthodox wie Johann Gerhard, aber auch ſo innig wie ein Pietiſt, ſo korrekt in der Form wie ein Univerſitäts- oder Hofprediger und doch ſo populär wie Luther ſelbſt.“

Jeſu Wunder ein untrüglicher Beweis ſeiner Gottheit.

(Aus einer Predigt am erſten heiligen Oſtertage.)

Wer unſerm Bekenntnis, daß Jeſus von Nazareth ſei, wofür er ſich ſelbſt erklärt, nämlich der eingeborne Sohn Gottes, nicht glauben will, zu dem können wir erſtlich ſagen: Komm mit uns nach Judäa! Siehſt du da die zahlloſen Scharen von Kranken und Elenden aller Art, welche für menſchliche Kunſt unheilbar waren? Jeſus ſprach ein Wort, und ſie waren geſund! — Siehſt du da die Scharen von Blinden, Lahmen, am ganzen Leibe Verkrüppelten, Tauben und Stummen, die dies von Mutterleibe an waren und denen daher kein Menſch helfen konnte? Jeſus ſprach ein Wort, und die Blinden ſahen plötzlich mit Entzücken, was bisher für ſie mit undurchdringlicher Nacht bedeckt geweſen war; Jeſus ſprach ein Wort, und die Lahmen und Krüppel wandelten und hüpften nun plötzlich mit Freude und Frohlocken; Jeſus ſprach ein Wort, und das bisher verſchloſſene Ohr der Tauben tat ſich plötzlich auf, und ſie hörten nun voll Jubel und Wonne den noch nie gehörten ſüßen Klang menſchlicher Rede. Jeſus ſprach ein Wort, und das Band der Zunge der Stummen ward plötzlich los, und ſie lobten und prieſen nun laut Gott, ihren Schöpfer und Helfer! — Siehſt du, Zweifler, ferner dort den Himmel zürnend ſich in Nacht hüllen und die von einer Windsbraut gepeitſchten Meereswellen das Schifflein Petri bedecken, und hörſt du darin den gellenden Verzweiflungsſchrei der Schiffer: „Herr, hilf uns, wir verderben!“? Siehe, Jeſus ſpricht ein Wort, und plötzlich ſchweigt der heulende Sturm; der Himmel wird plötzlich klar; das empörte Meer glättet ſich plötzlich zur heiteren, ruhigen Spiegelfläche, und es entſteht eine große Stille, die nur die Schiffsleute mit dem Ausruf unterbrechen: „Was iſt das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorſam iſt?“ — Siehſt du endlich dort den entſeelten Leichnam des zwölfjährigen Töchterleins eines Schuloberſten und Vater und Mutter ihn mit Tränen netzen? Siehſt du dort die verblichene Hülle des Jünglings von Nain bereits dem Grabe zutragen und die weinende Mutter ſeinem Sarge folgen? Siehſt du endlich den ſchon in Verweſung übergegangenen

Leib des Bruders der schluchzenden Maria und Martha dort in der Gruft? Siehe, Jesus sprach ein Wort, und alle diese Toten waren lebendig.

Getrost können wir, die wir bekennen, daß Jesus Christus der eingeborne Gottessohn sei, auf diese seine Werke hinweisen und mit Nikodemus sprechen: Diese Zeichen kann niemand tun, es sei denn Gott mit ihm. Denn dies waren Taten, die die Kraft eines Menschen, ja die Kräfte aller erschaffenen Wesen unendlich übersteigen; dies waren Werke, die nur durch die Kraft dessen vollbracht werden können, der die Natur und ihre Gesetze in seiner Hand hat, der da lebendig machen wie töten und dem rufen kann, das da nicht ist, daß es sei; mit einem Worte: dies waren *Wunder*. Wer solche wahre Wunder tut, der beweist damit, daß er mit Gott selbst im Bunde steht; für den tritt damit Gott selbst als Zeuge auf. Da aber der heilige, wahrhaftige Gott unmöglich ein falscher Zeuge sein oder Lüge und Betrug besiegeln kann, so ist auch ein jedes wahres Wunder ein unwiderleglicher Beweis für die Wahrheit dessen, zu dessen Bestätigung das Wunder verrichtet wird. Mit seinen Wundern hat es daher auch Jesus unwiderleglich bewiesen, daß sein Wort Wahrheit sei, und daß man daher auch *dem* Zeugnis glauben könne und müsse, das er von sich selbst abgelegt hat, auch dem, da er von sich selbst zeugt, daß er der sei, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, der Beherrscher der Natur, der Herr selbst über Leben und Tod, kurz, der eingeborne Sohn des Vaters, der bei ihm Klarheit hatte, ehe die Welt war.

§ 41. Dichter der neuesten Zeit.

1. Joseph (Viktor) von Scheffel,

geboren am 16. Februar 1826 zu Karlsruhe, studierte in Heidelberg, München und Berlin Jurisprudenz, Geschichte und deutsche Sprache und Literatur, war eine Zeitlang im Staatsdienst tätig, widmete sich jedoch immer mehr der Dichtkunst, reiste 1852 nach Italien, wurde 1876 geadelt und starb am 9. April 1886 in seiner Vaterstadt. — Sein Roman „Ekkehard", sein romantisches Epos „Der Trompeter von Säckingen", seine humorsprühenden Studentenlieder in „Gaudeamus", seine frischen Lieder in „Frau Aventiure", in denen er den mittelalterlichen Minnegesang wieder erweckt, und seine Bergpsalmen haben ihn zu einem Liebling der deutschen Nation gemacht.

1. Ausfahrt.

1. Berggipfel erglühen,
Waldwipfel erblühen,
Vom Lenzhauch geschwellt;
Zugvogel mit Singen
Erhebt seine Schwingen,
Ich fahr' in die Welt.

2. Mir ist zum Geleite
In lichtgoldnem Kleide
Frau Sonne bestellt;
Sie wirft meinen Schatten
Auf blumige Matten,
Ich fahr' in die Welt.

3. Mein Hutschmuck die Rose,
Mein Lager im Moose,
Der Himmel mein Zelt;
Mag lauern und trauern,
Wer will, hinter Mauern,
Ich fahr' in die Welt!

2. Aus dem „Trompeter von Säckingen".

I.

1. Alt Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein' andre kommt dir gleich.

2. Stadt fröhlicher Gesellen,
An Weisheit schwer und Wein,
Klar ziehn des Stromes Wellen,
Blauäuglein blitzen drein.

3. Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling übers Land,
So webt er dir aus Blüten
Ein schimmernd Brautgewand.

4. Auch mir stehst du geschrieben
Ins Herz gleich einer Braut,
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name mir so traut.

5. Und ſtechen mich die Dornen,
Und wird mir's draußʼ zu kahl,
Geb' ich dem Roß die Spornen
Und reit' ins Neckartal.

II.

1. Hell ſchmetternd ruft die Lerche
Mich aus dem Traume wach,
Es grüßt im Morgenſchimmer
Der junge Frühlingstag.

2. Im Garten rauſcht die Palme
Geheimnisvoll bewegt,
Ans ferne Meeresufer
Die Brandung ſchäumend ſchlägt.

3. Und ehern blau der Himmel,
Gülden der Sonne Schein,
Mein Herz, was willſt du weiter?
Stimm' in den Jubel ein!

4. Und ſing ein Lied zum Preiſe
Deinem alten Gott und Herrn,
Er hat dich nie verlaſſen,
Du nur, du biſt ihm fern.

2. Konrad (Ferdinand) Meyer,

geboren am 12. Oktober 1825 zu Zürich, ſtudierte Jura, Geſchichte und Philologie, lebte längere Zeit in Lauſanne, Genf und Paris, bereiſte wiederholt Italien, entſchied ſich nach langem Schwanken 1870 für Deutſchland und deutſches Weſen, entfaltete eine reiche literariſche Tätigkeit und ſtarb am 28. November 1898 auf ſeinem Gute Kilchberg bei Zürich. — Hinſichtlich der Gedankentiefe und der künſtleriſchen Ausgeſtaltung ſeiner Werke gehört er zu den größten Dichtern der Neuzeit. Seine beſten Werke ſind das Epos „Huttens letzte Tage“ und der Roman „Jürg Jenatſch, eine Bündnergeſchichte“.

1. Lutherlied.

1. Ein Knabe wandert über Land
In einem ſchlichten Volksgewand.
Gewölke quillt am Himmel auf,
Er blickt empor, er eilt den Lauf,
Stracks fährt ein Blitz mit jähem Licht
Und raucht an ſeiner Ferſe dicht —
So ward getauft an jenem Tag
Des Bergmanns Sohn vom Wetterſchlag.

2. Schmal iſt der Kloſterzelle Raum,
Drin lebt ein Jüngling dumpfen Traum;
Er fleißigt ſich der Mönchere,
Daß er durch Werke ſelig ſei.
Ein Vöglein blickt zu ihm ins Grab,
„Luthere,“ ſingt's, „wirf ab, wirf ab!
Ich flattre durch die lichte Welt,
Derweil mich Gottes Gnade hält.“

3. In Augsburg war's, daß der Legat
Ein Mönchlein auf die Stube bat;
Er war ein grundgelehrtes Haus,
Doch kannt' er nicht die Geiſter aus.
Des Mönchleins Augen brannten tief,
Daß er: „Es iſt der Dämon!“ rief —
Du bebſt vor dieſem ſcharfen Strahl?
So blickt die Wahrheit, Kardinal!

4. Jetzt tritt am Wittenberger Tor
Ein Mönch aus allem Volk hervor;
Die Flamme ſteigt auf ſeinen Wink,
Die Bulle ſchmeißt hinein er flink,
Wie Paulus ſchlenkert' in den Brand
Den Wurm, der ihm den Arm umwand,
Und über Deutſchland einen Schein
Wie Nordlicht wirft das Feuerlein.

5. Zu Worms ſprach Martin Luther frank
Zum Kaiſer und zur Fürſtenbank:
„Such', Menſchenherz, wo du dich labſt!
Das lehrt dich nicht Konzil und Papſt!
Die Quelle ſtrömt an tieferm Ort:
Der lautre Born, das reine Wort,
Stillt unſrer Seelen Heilsbegier —
Hier ſteh' ich, und Gott helfe mir!“

6. Herr Kaiſer Karl, du warſt zu fein,
Den Luther fandeſt du gemein —
Gemein wie Lieb' und Zorn und Pflicht,
Wie unſrer Kinder Angeſicht,
Wie Hof und Heim, wie Salz und Brot,
Wie die Geburt und wie der Tod —
Er atmet tief in unſrer Bruſt,
Und du begrubſt dich in Sankt Juſt.

7. „Ein' feſte Burg“ — im Lande ſteht,
Drin wacht der Luther früh und ſpät,
Bis redlich er und Spruch um Spruch
Verdeutſcht das liebe Bibelbuch.
Herr Doktor, ſprecht! Wo nahmt Ihr her
Das deutſche Wort ſo voll und ſchwer?
„Das ſchöpft' ich von des Volkes Mund,
Das ſchürft' ich aus dem Herzensgrund.“

8. Herr Luther, gut iſt Eure Lehr',
Ein friſcher Quell, ein ſtarker Speer:
Der Glaube, der den Zweifel bricht,
Der ew'gen Dinge Zuverſicht,
Des Heuchelwerkes Nichtigkeit!
Ein blankes Schwert in offnem Streit! —
Ihr bleibt getreu trotz Not und Bann
Und jeder Zoll ein deutſcher Mann.

9. In Freudenpulſen hüpft das Herz,
In Jubelſchlägen dröhnt das Erz,
Kein Tal zu fern, kein Dorf zu klein,
Es fällt mit ſeinen Glocken ein —
„Ein' feſte Burg" — ſingt jung und alt,
Der Kaiſer mit der Volksgewalt:
„Ein' feſte Burg iſt unſer Gott,
Dran wird der Feind zu Schand' und Spott!"

2. Bettlerballade.

1. Prinz Bertarit bewirtet Veronas Bettlerſchaft
Mit Weizenbrot und Kuchen und edlem Traubenſaft.
Gebeten iſt ein jeder, der ſich mit Lumpen deckt,
Der, heiſchend auf den Brücken der Etſch, die Rechte reckt.

2. Auf edlen Marmorſeſſeln im Saale thronen ſie,
Durch Riſſ' und Löcher gucken Ellbogen, Zeh und Knie.
Nicht nach Geburt und Würden, ſie ſitzen grell gemiſcht.
Jetzt werden noch die Haſen und Hühner aufgetiſcht.

3. Der taſtet nach dem Becher. Er durſtet und iſt blind.
Den Krüppel ohne Arme bedient ein frommes Kind.
Ein reizend ſtumpfes Näschen geckt unter ſtrupp'gem Schopf,
Mit wildem Moſesbarte prahlt ein Charakterkopf.

4. Die Herzen ſind geſättigt. Beginne, Muſika!
Ein Dudelſack, ein Hackbrett und Geig' und Harf' iſt da.
Der Prinz, noch ſchier ein Knabe, wie Gottes Engel ſchön,
Erhebt den vollen Becher und ſingt durch das Getön:

5. „Mit friſchgepflückten Roſen bekrön' ich mir das Haupt,
Des Reiches eh'rne Krone hat mir der Ohm geraubt.
Er ließ mir Tag und Sonne! Mein übrig Gut iſt klein!
So will ich mit den Armen als Armer fröhlich ſein!"

6. Ein Bettler ſtürzt ins Zimmer. „Grumell, wo kommſt du her?"
Der Schreckensbleiche ſtammelt: „Ich lauſcht' von ungefähr,
Gebettet an der Hofburg. . . . Dein Ohm ſchickt Mörder aus,
Nimm meinen braunen Mantel!" Erzſchritt umdröhnt das Haus.

7. „Drück' in die Stirn den Hut dir! Er ſchattet tief! Geſchwind!
Da haſt du meinen Stecken! Entſpring, geliebtes Kind!"
Die Mörder nahen klirrend. Ein Bettler ſchleicht davon.
— „Wer biſt du? Zeig' das Antlitz!" Gehobne Dolche drohn.

8. „Laß ihn! Es iſt Grumello! Ich kenn' das Loch im Hut!
Ich kenn' den Riß im Ärmel! Wir opfern edler Blut!"
Sie ſpähen durch die Hallen und ſuchen Bertarit,
Der unter dunkelm Mantel dem dunkeln Tod entflieht.

9. Er fuhr in fremde Länder und ward darob zum Mann.
Er kehrte heim gepanzert. Den Ohm erſchlug er dann.
Verona nahm er ſtürmend in rotem Feuerſchein.
Am Abend lud der König Veronas Bettler ein.

3. Otto Roquette,

geboren am 19. April 1824 zu Krotoſchin in Poſen, ſtudierte in Berlin, Heidelberg und Halle Philoſophie, Geſchichte und neuere Sprachen, machte längere Reiſen durch Süddeutſchland, die Schweiz und Italien, wirkte zuerſt in Dresden, dann in Berlin als Lehrer der deutſchen Sprache und Literaturgeſchichte, folgte 1869 einem Rufe als Profeſſor an das Polytechnikum in Darmſtadt, wo er am 17. März 1896 ſtarb. — Weniger als Epiker denn als Lyriker hervorragend, hat er manches duftige, ſangbare Lied geſchaffen. Bekannt iſt ſein Märchen „Waldmeiſters Brautfahrt". Die Hauptfrucht ſeiner literarhiſtoriſchen Studien iſt ſeine „Geſchichte der deutſchen Dichtung von den älteſten Denkmälern bis auf die Neuzeit".

1. Der Totenſee.

1. „Drei Tag' und drei Nächte, wo warſt du, mein Kind?
Dein Haar hat zerflattert der ſauſende Wind!
Ich hab' dich gerufen, ich hab' dich geſucht
Drei Tag' und drei Nächte durch Wälder und Schlucht!
Ach, kommſt du zurück?
Wie wirr iſt dein Blick!
Was haſt du, mein Kind? mein einziges Glück?" —

2. „Und bin ich bei dir denn und bin ich zu Haus?
O Mutter, mich faßt es mit Schauder und Graus.
Drei Tag' und drei Nächt' iſt's, da ward er gebracht,
Geſtürzt von der Alpe in felſigen Schacht,
Zum Tode verwund't;
Nun liegt er im Grund.
Mein Herz wird, ach! nimmer und nimmer geſund!

3. Und weinend da lag ich in Nacht und in Weh,
Da rief mir's: Komm aufwärts zum Totenſee!
Das war ſeine Stimme, das war ſein Gebot,
O Mutter, das trieb mich, und wär's in den Tod!
Und fort nur und fort
Nach zog ich dem Wort,
Bis ich käme hinauf zu dem grauſigen Ort.

4. Und über die Felſen durch Abgrund und Nacht,
Da ragte die Jungfrau in eiſiger Pracht,
Die zackigen Hörner, ſie dräuten ſo kalt,
Es erdröhnte von fern der Lawinen Gewalt.
Und ich ſtand auf der Höh',
Wo umlagert vom Schnee
Sich ſenkt in die Alpe der dämmernde See.

5. Da ſtand ich und bebte und atmete kaum.
Wie einſam iſt's droben! Da grünet kein Baum,
Nur Felſen und Eis dort in ſtarrendem Bund;
Es ſpiegelt der Mond ſich im nebligen Grund.
Und da blickt' ich hinein
In den zitternden Schein —
O Mutter, mir ſchaudert's durch Seel' und Gebein!

6. Ich ſah meinen Liebſten, die Stirne voll Blut,
Er ſtieg zu mir auf aus der ruhenden Flut,
Und ringsum im Kreiſe ein ſchweigendes Heer
Durchwallte den Nebel weit um ihn her.
Und er winkt mir und winkt,
Doch das Herze mir ſinkt,
Und Angſt und Entſetzen die Bruſt mir durchdringt.

7. Da ſchrie ich und floh von der eiſigen Höh',
Es brauſte und ſchäumte der Totenſee,
Mir folgte ein webendes, nebliges Heer
Und ſauſte und witterte hinter mir her.
Und wieder zum Grund
Hin flog ich zur Stund';
Es huſchten die Schatten im felſigen Rund,

8. Es ſtürzten die Bäche der Gletſcher herab,
Es gähnten die Tiefen, ein endloſes Grab,
Ich flog und ich ſtürzte und eilte aufs neu' —
O wär' ich zu Hauſe, o wär' es vorbei!
Und bin ich zu Haus?
Und ſchweigt das Gebraus?
Zurück muß ich dennoch durch Nebel und Graus!"

9. „Hilf, Himmel, mein Leben, mein einziges Kind,
Drei Tag' und drei Nächte im Wetter und Wind!
Ich richte dein Bettlein, ich trockne dein Kleid,
Ich will mit dir weinen und teilen dein Leid!"
„O Mütterlein, weh!
Mich umhüllt es wie Schnee,
Er hat mir gewinkt aus dem Totenſee!"

10. Die Mutter, sie führt zum Kamine die Maid,
Sie richtet ihr Bettlein, sie trocknet ihr Kleid,
Sie redet ihr Trost, und sie tut sich Gewalt,
Sie siehet erstarren die blüh'nde Gestalt.
„Nun, Mutter, ade!
In Leid nicht vergeh!
Schon führt er mich aufwärts zum Totensee."

2. Walter von der Vogelweide.

[Unter den Hunderten von Minnesängern ist einer, der, über alle hinausragend, den Namen eines Dichters für alle Zeit beanspruchen darf, Walter von der Vogelweide. Seine Lieder schlagen nicht nur die tiefsten Gemütstöne an, sie umfassen den ganzen Umkreis der damaligen Empfindungswelt, ja sie gehen in bedeutendem Sinne über denselben hinaus. Auch er singt von Minne, Sommerwonne und sehnender Pein, von dem Wandel der Natur und von religiösem Gefühl, aber er singt auch von Vaterlandsliebe, singt mit regstem Anteil an den politischen Geschicken und Zeitinteressen und ruft mit männlichem Ernst den Fürsten des Reichs und der Kirche seine Mahnungen entgegen.]

So vielerlei Gedanken er aber selbst gibt, welche die Entwickelung seines Denkens und Dichtens an das öffentliche Leben knüpfen, so lückenhaft und unergiebig sind sie doch für die Darstellung einer zusammenhängenden Geschichte seines Lebens. Ist doch nicht einmal seine Heimat und sein Geburtsjahr genau zu ermitteln. Es wird zwischen 1165 und 1170 angenommen; über die Gegend, wo er das Licht der Welt erblickte, sind dagegen die Ansichten geteilt. . . . Den ersten sicheren Anhalt über sein Leben gibt Walter selbst durch die Worte: „In Österreich lernte ich singen und sagen." Ob aus diesem Lande oder anderswoher gebürtig, jedenfalls kam er in seiner Jugend an den Hof Friedrichs von Österreich und Steyer (1193—1198, Sohn und Nachfolger Leopolds VI., dessen Tod einst Reinmar der Alte beklagte). Der Hof zu Österreich gehörte zu den vornehmsten Stätten der höfischen Kunst. Walters Besitztum wird trotz seiner adeligen Herkunft nur dürftig gewesen sein; gibt er doch selbst häufig Kunde von seiner Armut. So mag er hier in und von der Gunst des jungen Fürsten gelebt und mit den ersten Einblicken in das glänzende höfische Leben die Grundlage zu seiner dichterischen Entwickelung empfangen haben. Mit wehmütiger Freude denkt er in späterer Zeit an seine Jugend zurück. „Hiervor war die Welt so schön!" singt er und mag die Worte auf seine Jünglingstage in Österreich beziehen. Hier auch wird es sein, wo ihm Augen und Herz zuerst für die Schönheit der Frauen aufgingen und wo er unter ihrem ersten Zauber sang: . . . „Wo eine edle Frau, schön und rein, geschmückt zu festlicher Versammlung geht, umgeben von ihrem Gefolge, zuweilen grüßend um sich blickend, da ist's, wie wenn die Sonn' aufgeht. Wohl ist herrlich der Mai und alle seine Wunder, aber alle seine Blumen lassen wir stehn und schauen an das werte Weib." . . . Doch nicht allein von [der] Minne, auch von der Herrlichkeit des Maien, von Wald und Wiese, von süßem Vogelsang weiß er leicht und klangvoll zu singen und der Naturschilderung ein lebendiges Bild anzupassen. . . .

Aber diese goldene Zeit sollte schnell vorübergehen. Herzog Friedrich nahm das Kreuz, zog nach Palästina und starb auf dem Zuge. Mit ihm scheint Walters sorgenloses Jugendglück dahingegangen zu sein. Er verlor seinen Gönner und stand arm und ratlos in der Welt. Die Zeit seines Wanderlebens begann. Wahrscheinlich zu Pferde, die Fidel auf dem Rücken, mit leichtem Sängergepäck, vielleicht ohne einen Knappen, machte er sich auf den Weg, um wie hundert andere „zu Hofe und auf der Straße" sein Glück zu suchen. Sicherlich war es dieser Wechsel seines Schicksals, der ihn plötzlich die Dinge der Welt ernster betrachten lehrte und sein Gemüt für die größeren Geschicke des Vaterlandes öffnete. Walters

Gesang ist fortan so eng mit den öffentlichen Ereignissen verbunden, daß es nötig ist, die Zeit, in welche sein Leben fällt, näher zu betrachten.

Kaiser Heinrich VI., der durch seine Vermählung mit der Erbin von Neapel und Sizilien diese Reiche mit der deutschen Krone verbunden hatte, war (kurz vor Friedrichs von Österreich Tode) plötzlich in Neapel gestorben (1197). Diese Nachricht stachelte den alten Haß zwischen Welfen und Hohenstaufen an, den Kampf um die Oberhand zu erneuern. Papst Innozenz III., ein erbitterter Feind der Hohenstaufen, beschloß, die italienischen Besitzungen von der deutschen Königsmacht wieder zu trennen, und behielt den Sohn Heinrichs VI., den dreijährigen Friedrich II., unter seiner Vormundschaft zurück, um ihn zum König von Sizilien zu erziehen. Trotzdem, daß der Knabe schon zum Nachfolger im Deutschen Reiche gewählt war, begünstigte Innozenz die welfische Partei und sah sich in ihr nach einem Kaiser um. Philipp von Schwaben, der Bruder Heinrichs VI., suchte in Deutschland seinem Neffen die Krone zu retten, er war im Besitz der Reichskleinodien. Da jedoch das Reich nicht bis zur Mündigkeit Friedrichs auf ein Haupt warten konnte und der päpstliche Einfluß in Deutschland immer mächtiger ward, wählten die hohenstaufisch gesinnten Fürsten Philipp selbst zum Kaiser. Gleich darauf wurde von der welfischen, hauptsächlich aus Geistlichen bestehenden Partei des alten Hohenstaufenfeindes Heinrichs des Löwen Sohn zum Kaiser ausgerufen. Das Reich hatte zwei einander befehdende Häupter. Eine furchtbare Verwirrung brach aus, Deutschland glich einem vom Sturm aufgewühlten Meer.

Um diese Zeit ist es, wo wir Walters Gesang mitten in den hohen Wogen der Geschichte vernehmen. Er sah das Recht auf der Seite der Hohenstaufen, warf sich zum Verfechter Philipps auf, um sein ganzes Leben lang der hohenstaufischen Sache treu zu bleiben. In einem Gedichte schildert er die Verwirrung im Reiche, den Krieg aller gegen alle, und mahnt, Philipp die Krone aufzusetzen und ihre Feinde niederzuhalten. Vielleicht wohnte Walter der Krönung Philipps bei, die bald darauf in Mainz erfolgte, denn er besingt sie gleich einem Augenzeugen. Vor allem rät er dem Kaiser zur „Milde", die seinerzeit als eine der ersten fürstlichen Tugenden erschien. Und in der Tat war Philipp sehr darauf bedacht, sich durch Geschenke Ergebenheit zu verschaffen; er gab und gab, verpfändete Ländereien, um geben zu können, bis ihm kaum noch etwas zu geben übrigblieb. — Auch die Vermählung Philipps mit der griechischen Prinzessin Irene, die zu Weihnachten in Magdeburg vollzogen wurde, sah Walter wohl mit eignen Augen an, da er sie in einem Gedicht schildert. Aber kurze Zeit darauf wurde dem Kämpfen der Gegenkönige ein Ende gemacht. Philipp fiel durch die Hand des Wittelsbachers, und Otto IV. war alleiniges Oberhaupt des Reichs.

In welchem Verhältnis Walter zu Philipp gestanden, ob ihm persönlich nahe, ob vielleicht in sein Hofgefolge aufgenommen, ist nicht mehr zu ermitteln; jedenfalls hatte er seinen Tod, der zugleich eine Niederlage der hohenstaufischen Partei war, bitter zu beklagen. Mit dem welfischen Hofe mochte er nichts zu schaffen haben, und so beginnt wieder seine Wanderschaft von einer kleineren Hofhaltung zur andern. In Eisenach bei Landgraf Hermann von Thüringen (der, obzwar einst auf Seite der Welfen, sich Philipp unterworfen hatte) ist Walter zuerst wiederzufinden.

Der Hof zu Wartburg ist die berühmteste von allen jenen Stätten, wo die höfische Kunst gepflegt und begünstigt wurde. Hier sammelten sich die bedeutendsten Dichter, Heinrich von Veldeke, Wolfram und andere, und so war auch Walter ein willkommener Gast. Vielleicht mehr als das, denn er rühmt sich, des milden Landgrafen „Ingesinde" zu sein. Er wird nicht müde, die Freigebigkeit des Wirts, das bunte, glänzende Leben auf der Wartburg zu schildern, und erhebt den Landgrafen über alle Zeitgenossen. . . . Hier war es auch (vermut-

lich um 1207), wo, bei einer zahlreicheren Versammlung von Dichtern, jener Sängerkampf gehalten wurde, wo jeder das Lob *seines* Fürsten über alle andern erhob. . . . Diesen Sängerstreit schildert ein späteres Gedicht, der „Wartburgskrieg", welches die einzelnen Dichter dramatisch auftreten läßt. . . .

Und doch lastete, während man hier den Tag zum Feste machte, eine drückende Zeit auf Deutschland, denn die Kämpfe der Parteien hörten nicht auf. Bald aber sollte das rauschende Gepränge auf der Wartburg unterbrochen werden, denn eine neue Regsamkeit kam in die hohenstaufische Partei. Man begann in umfassenderem Sinne zu rüsten. Kaiser Otto IV. hatte sich mit dem Papst überworfen, und Innozenz tat das Oberhaupt des Reiches, das er einst den Hohenstaufen entgegengestellt hatte, in den Bann. Dies benutzten die deutschen Fürsten, den jungen Friedrich II., der inzwischen in Sizilien in halber Gefangenschaft gelebt hatte, auf den Thron zu berufen. Innozenz, in der Hoffnung, sich ein williges Werkzeug an dem erst fünfzehnjährigen Jüngling erzogen zu haben, entließ ihn, ohne ihm doch sicheres Geleit geben zu können. Heimlich brach Friedrich von Palermo auf, eilte, einem Flüchtling gleich, unter stets wachsenden Gefahren durch Italien und stieg auf ungebahnten Wegen über die Alpen. Mit wenigen Gefährten kam er durch das Engadin nach Chur. Aber wie die Schneeflocke, die sich vom Gipfel löst, zur Lawine wächst, so schlossen sich bei der Nachricht seiner Ankunft Tausende an ihn an, und als er in seiner hohenstaufischen Heimat anlangte, glich seine Reise den Rhein hinab einem stets wachsenden Triumphzuge. In aller Pracht der Jünglingsjahre, von bewunderungswürdiger Schönheit, mit einer Macht über die Menschen begabt, bei der man an Zauberei glaubte, von der ganzen Hoheit seines Geschlechts durchdrungen, erschien er, ein neuer Hoffnungsstern für die Seinen. Otto IV. hatte sich ihm zwar schlagfertig entgegengestellt, mußte aber entweichen, und während er im Kriege mit Frankreich eine Niederlage erlitt, die seine Macht vernichtete, wurde Friedrich allgemein anerkannt. — Schon früher, gleich bei der Nachricht, daß der junge Fürst auf dem Wege sei, war der Landgraf von Thüringen aufgebrochen. In Frankfurt traf er zu ihm. Friedrich eilte ihm entgegen, umarmte ihn und nannte ihn seinen Vater.

Ob Walter im Gefolge des Landgrafen oder auf seine eigene Hand herbeigekommen, bleibe dahingestellt; aber auch er war da, um seine alte Anhänglichkeit an den Hohenstaufenstamm zu zeigen und den jungen Fürsten zu begrüßen. Friedrich . . . erkannte die Wichtigkeit, sich einem Sänger zu verbinden, der immer zu seinem Hause gehalten und dessen Gesang bereits so mächtig durch Deutschland erscholl, daß *ein* Lied desselben Hunderte von Herzen der hohenstaufischen Sache erwerben oder abwendig machen konnte. Er wußte ihn durch Dankbarkeit um so fester an sich zu ketten, indem er ihm ein Reichslehen verlieh, das den Sänger des mühevollen Umherfahrens überhob. Wo das Lehen gelegen, ist unbekannt, auch scheint Walter sich nicht dauernd auf sein Besitztum zurückgezogen zu haben. Vielfach erwähnt er in der folgenden Zeit seines Aufenthalts am Hofe zu Wien bei Leopold VII., dem Bruder jenes Friedrich, in dessen Nähe er seine Jugend verlebt hatte. Der Hof von Österreich mochte von jener Zeit her eine Anziehung für ihn behalten haben, möglich auch, daß er, des fahrenden Lebens einmal gewohnt, nirgends lange Ruhe hatte. Doch war seine äußere Lage fortan gesichert; er konnte sagen: „Ließen mich Gedanken frei, so wüßte ich nicht von Ungemach." Innere Erfahrungen waren es also, die sein Herz beschwerten und seinem Gesang jene jetzt bleibenden Züge verliehen, die des Ernstes und der Betrachtung. Die Dinge der Welt kennt er und lernt er von Tage zu Tage mehr kennen: Unzuverlässigkeit, Untreue, falsche Freundschaft, Verderbnis der Sitten, Übermacht der

Bösen über die Guten. Gleichwohl ist er für Frohsinn empfänglich und tadelt die Welt, daß rechte Freude immer mehr in ihr ersterbe. Die Jahre machen sich bei ihm geltend. Er ist ein gereifter Mann und kann sich in dem Treiben der neuen Jugend nicht mehr zurechtfinden. Aber die Zeit ist auch schwer und böse und droht mit noch wilderen Stürmen und Ereignissen, als er erlebt hat.

Friedrich II. war mit Innozenz, wie mit den folgenden Päpsten, in einen ununterbrochenen Krieg über seine italienischen Reiche geraten. Zwischen Kaisertum und Kirchenmacht tat sich jener verderbliche Zwiespalt auf, der den Untergang der Hohenstaufen und den Sieg des Papsttums zur Folge haben sollte. Der Grundsatz, daß die Kirche *über* der weltlichen Macht, der Papst über dem Kaiser stehe, griff, genährt durch hundertfache Umtriebe, immer mehr um sich, und Friedrich II. hatte sein ganzes Heldenleben an eine Reihe von Kriegen gegen aufrührerisch gemachte Vasallen in Italien und Deutschland einzusetzen. In diesem Kampfe geistiger und eherner Waffen ließ Walter seine Stimme laut und volltönend zugunsten des Kaisers erschallen. Er schildert die Entsittlichung der Geistlichkeit, den Geiz und die Geldgier des päpstlichen Hofes, der maßlose Summen deutschen Geldes jahraus, jahrein nach Rom lockte. Bald spottend, bald mit ernster Anklage geißelt er das unselige Verhältnis zwischen Laien und Geistlichen, ruft den weltlichen Fürsten das Gelübde der Treue ins Gedächtnis. Und wenn der Papst seine Bannflüche gegen den Kaiser schleudert, so donnert Walter, im Bewußtsein seiner besseren Sache, dem Papst ebenso gewaltige Erwiderungen zurück. Hier steht der Dichter auf der Höhe seiner Bedeutung. Fest, unerschrocken bleibt er in dem Kampf der Meinungen, Grundsätze und der Waffen auf der Seite der weltlichen Macht und weist, obgleich in tiefster Seele religiös empfindend (eine Menge Lieder geben davon Zeugnis), die übergriffe der Kirche in ihre Schranken zurück.

Indessen erschien ihm der allgemeine Wirrwarr doch unlösbar, wenn der Kaiser nicht einen Weg einschlug, auf dem allein eine Versöhnung mit der Kirche herbeigeführt werden konnte, nämlich einen Kreuzzug. . . . Nichts konnte ihm erwünschter sein, als daß der Kaiser, obgleich im Bann und obgleich *gegen* seinen Kreuzzug gepredigt wurde, sich entschloß, Jerusalem, das inzwischen von neuem in die Gewalt der Mohammedaner geraten war, wiederzuerobern. Sechzehn Jahre waren vergangen, seit Walter Friedrich II. zuerst begrüßt hatte; jetzt (1228) schloß er sich ihm an, um in seinem Kreuzheer das Heilige Grab wiederzuerkämpfen.[1] Die Geschichte dieses Kreuzzuges bleibe, zumal Walters Name nicht darin zu verfolgen ist, hier beiseite. Der Ausgang war im ganzen günstig. Friedrich, obgleich von allen, außer seinen deutschen Rittern, verlassen, eroberte Jerusalem, mußte aber, da der Papst ihm in der Heimat neuen Krieg angestiftet hatte, bald zurückkehren. Auch Walter sah die Heimat wieder, aber er fand sie auch von den alten Kämpfen durchtobt, ja die Lage der Dinge war in Deutschland nur noch schlimmer geworden. Sein Gemüt, erfüllt von den Eindrücken der Kreuzfahrt, hatte sich inzwischen immer mehr von der Welt getrennt und in sich selbst zurückgezogen. Fremder als jemals fühlt er sich in dem öffentlichen Treiben, zu dem er nur noch in geringer Beziehung steht. . . . Fortan aber verhüllt sich jede Spur über sein Leben. Er verschwindet an der Schwelle des Greisenalters, eine ernste Gestalt, deren Blick, trotz reicher Lebenserfahrungen, entsagend und verdüstert nach innen gekehrt ist. Die Sage erzählt, daß er im Kreuzgange des Neuen Münsters zu Würzburg, der Lorenzgarten genannt, begraben liege.

Bei seinen Kunstgenossen stand Walter in großem Ansehen. Sie erwähnen seiner häufig und stets mit besonderer Achtung, vor allen Gottfried von Straßburg in jener . . . Zwischenrede, worin er

1) Die Teilnahme Walters an diesem Kreuzzug wird von namhaften Literarhistorikern in Zweifel gezogen.

die Dichter mit Nachtigallen vergleicht.[2]) „Wer", fragt er, „soll das Panier tragen? Wer die Scharen der Nachtigallen führen und weisen? Ihre Meisterin kann es allein, die von der Vogelweide. Hör', wie die mit hoher Stimme über die Heide schallet! Wie kunstvoll sie organieret, und wie reich sie ihren Sang wechselt! Die muß der andern Leiterin sein, die weiß wohl, wo sie suchen soll der Minne Melodien!" Walter hat vierzig Jahre gesungen, daher zeigen seine Lieder sehr entgegengesetzte Stimmungen, die Züge seiner verschiedenen Entwickelungsabschnitte. Die einen klingen voll heiterer Anmut, die andern tönen mit Heroldsruf in die Bewegung der Zeit hinein, die meisten aber sind Ergebnisse einer vertieften Betrachtung, einer stets grübelnden, bis zur Selbstqual geschäftigen Gedankentätigkeit. Der Reichtum an *Tönen* ist bei ihm unerschöpflich. Nicht daß er in der Form durchaus über seinen Kunstgenossen stünde, aber die Mannigfaltigkeit seiner Versgebäude ist bei ihm schon wegen der Menge der von ihm erhaltenen Gedichte um so mehr bemerkenswert. Walter war ein sehr fruchtbarer Lyriker, und seine Kunst ist um so höher anzuschlagen, da er es in *jedem* Liede verstand, mit einer neuen lyrischen Form dem verschiedenartigsten Inhalt und der Stimmung des Augenblicks gerecht zu werden. Von andern Minnesängern wurde manches Lied gesungen, das, durch poetische Wärme, Farbenschmelz des Ausdrucks und Tiefe der Empfindung ausgezeichnet, sich würdig neben unsers Dichters Gesang hören lassen darf; aber es sind nur vereinzelte Lichtblicke. Walter überragt sie durch die Stetigkeit seiner *menschlichen* Entwickelung, durch den sich immer mehr erweiternden Umfang seines Gesichtskreises. Er stellt eine sozusagen regelrechte dichterische Persönlichkeit dar, die, wenn Wolfram und Gottfried auf den Höhepunkten ihrer Zeit stehen, in gewissem Sinne *über* seiner Zeit steht. Nicht als ob er rein und makellos und von ihren Schwächen unberührt geblieben wäre. . . . Was ihn über seine Zeit erhebt, ist, bei der Folgerichtigkeit seiner menschlichen Entwickelung, der ruhige Blick für die gegebenen Schranken, die klare Erkenntnis dessen, was der Zeit not tat, Entschiedenheit, festes Einstehen für die Sache des Vaterlandes, für die innere Freiheit, gegenüber den Waffen der römischen Kirche. In den Hohenstaufen sah Walter die Vertreter der deutschen Sache, in ihrem Auftreten gegen die Päpste erblickte er den Kampf der geistigen Selbständigkeit gegen pfäffischen Einfluß und Mißbrauch des kirchlichen Regiments, und darum galt sein Gesang mit ganzer Überzeugung den hohenstaufischen Fürsten. Kein Dichter seiner Zeit hat, bei dem tiefsten religiösen Gefühl, die Übergriffe des römischen Stuhls so laut und treffend zurückgewiesen, keiner die Ehre Deutschlands so vertreten, wie er, keiner singt so von Vaterlandsliebe durchdrungen. Wie sehr er auch das von Kämpfen zerrissene Deutschland bluten sieht, wieviel er an dem Treiben seiner Landsleute auszusetzen hat, dennoch preist er das Vaterland vor allen Ländern. „Ich hab' der Lande viel gesehn, und der Besten nahm ich gerne wahr; aber übel müsse mir geschehn, könnt' ich mein Herz dazu bringen, daß fremde Sitte ihm gefallen sollte. Was hülfe es mir, im Unrecht zu streiten? Denn deutsche Zucht geht doch vor allen. Von der Elbe bis zum Rhein und wieder bis gegen Ungarland, da mögen wohl die Besten sein, die ich irgend in der Welt gekannt. Deutsche Mann sind wohlgezogen, gleich den Engeln sind die Weib getan. Wer sie schilt, der hat sie nicht kennen gelernt. Tugend und reine Minne, wer die suchen will, der soll kommen in unser Land, da ist Wonne viel. Lange müsse ich leben darinnen!" Walters Wunsch ist erfüllt. Nicht nur seine Zeit erkannte seine Bedeutung, auch die späte Nachwelt nennt seinen Namen mit Ehren.

2) S. Seite 43, Z. 144 ff.

4. Paul Heyſe,

geboren am 15. März 1830 zu Berlin, ſtudierte dort und in Bonn Philologie und Äſthetik, folgte nach einem längeren Aufenthalt in Italien 1854 einem Rufe des Königs Maximilian II. nach München und lebte von jetzt an abwechſelnd dort und auf ſeiner Villa am Gardaſee ganz ſeinem Dichterberufe. Er ſtarb am 2. April 1914, nachdem er noch von der Stockholmer Akademie der Wiſſenſchaften mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet worden war. — Heyſe war ein äußerſt fruchtbarer Schriftſteller. Mit ſeltener Sprachmeiſterſchaft tat er ſich auf faſt allen Gebieten der Poeſie hervor, beſonders auf dem der Novelle. Leider aber tritt in ſeinen Werken nur zu häufig ſeine atheiſtiſche Weltanſchauung zutage, weshalb ſie auch nicht ſelten das ſittliche Gefühl verletzen.

1. Der Schenk von Erbach.

1. Das war der Schenk Herr Eberhard
Von Erbach im Odenwalde,
Der ſprach zu ſeiner lieben Frau:
„Den Vogel fangen wir balde.

2. Mein hoher Gönner, der Erzbiſchof,
Ließ mir die Botſchaft ſagen,
Man höre die ‚ſächſiſche Nachtigall‘
Im Frankengaue ſchlagen.

3. Da will ich hin und will ihn fahn,
Den Ketzer, den Doktor Luther;
Dazu verhelfe mein Heiland mir
Und ſeine ſeligſte Mutter.

4. Und hab' ich die Hand erſt über ihm,
Dem reißenden Hund der Höllen,
So leg' ich ihm einen Maulkorb an,
Der wehrt ihm Beißen und Bellen.“

5. Herr Eberhard ſich ſchwang aufs Roß
Mit ſeinem Troß zur Stunde;
Und als ſie kamen nach Franken hinein,
Da forſchten ſie in die Runde.

6. Ein Wirtshaus an der Straße lag,
Da haben ſie Kunde vernommen,
Der Doktor werd' am Morgen früh
Des Wegs von Wertheim kommen.

7. Herr Eberhard, der lobte Gott,
Gab Weiſung ſeinen Knechten
Und ſchuf, daß ſie eine Kanne Weins
Ihm auf die Kammer brächten.

8. Er wollt' ein Stück der langen Nacht
In Wachen und Beten verbringen,
Auf daß ihm ließe der gnädige Gott
Den großen Fang gelingen.

9. Und wie er wandelt auf und ab
Bei ſeines Lämpleins Glimmen,
Hört er im Nachbarkämmerlein
Ein geiſtlich Lied anſtimmen.

10. Das klang ſo freudig, ſtark und mild
Und war ſo lieblich geſetzet,
Nie hatte den Schenk Herrn Eberhard
Ein Singen mehr ergetzet.

11. Das klang ſo tröſtlich, feſt und fromm,
Voll feliglichem Vertrauen;
Nie tät den Schenk Herrn Eberhard
Ein Singen mehr erbauen.

12. Und als verklungen der letzte Ton,
Der Schenk ſprach „Amen!“ leiſe.
Da hub der drin zu beten an,
Erbaulich gleicherweiſe.

13. Das klang, wie wenn ein trotzig Herz
Der Liſt des Erzfeinds ſpotte;
Das klang, wie wenn ein zagend Herz
Sich flüchte zu ſeinem Gotte.

14. Das klang ſo treu und glaubensſtark,
Um Tote zu beſchwören;
Nie hatte der Schenk Herr Eberhard
So kräftig beten hören.

15. Und als der Beter „Amen!“ ſprach,
Da widerhallt's mit Machten;
Herr Eberhard ſtieß auf die Tür,
Seinen Nachbarn zu betrachten.

16. Der trug ein ſchlichtes Reiterwams
Ohn' ſonderliches Zeichen;
Er mochte mit ſeinem tapfern Blick
Einem fahrenden Junker gleichen.

17. Doch wie ihn lud Herr Eberhard,
Zwieſprach mit ihm zu halten,
Wohl ſpürt' er in dem ſchlichten Mann
Eines höheren Geiſtes Walten.

18. Sie ſprachen von Gott und Gotteswort,
Von Menſchenwerk und Sünden.
Wie wußte das fahrende Junkerlein
Den Geiſt der Schrift zu künden!

19. Sie ſprachen ſo freudig die ganze Nacht,
Die Knechte ſchliefen indeſſen.
Herr Eberhard hat ſein großes Werk
Und ſelbſt das Trinken vergeſſen.

20. Doch als am Morgen kräht' der Hahn,
Er mußte ſich wohl beſinnen.
Er ſprach: „Wie habt Ihr mich erlabt!
Nun treibt es mich von hinnen.

21. Dem Doktor Luther, dem Antichrist,
Will ich den Weg verlegen;
Doch da Ihr seid ein heiliger Mann,
Gebt mir zum Werk den Segen!" —

22. „So Ihr nicht mehr zu schaffen habt,
Das könnt Ihr näher finden;
Auf den Ihr fahndet, er steht vor Euch,
Ihr mögt ihn greifen und binden."

23. Da stürzten dem Schenk Herrn Eberhard
Die Tränen über die Wangen.
„Euch wollt' ich fahen — barmherz'ger Gott!
Nun habt Ihr mich gefangen.

24. Nun nehmt mich vollends in Eure Haft
Auf immer mit Seel' und Leibe
Und folgt mir auf mein festes Schloß
Zu meinem treuen Weibe!

25. Hilf, Himmel, was wird der Erzbischof,
Mein hoher Gönner, sagen,
Hört er die ‚sächsische Nachtigall'
Im Odenwalde schlagen!"

2. über ein Stündlein.

Dulde, gedulde dich fein!
über ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne.
über den First, wo die Glocken hangen,
Ist schon lange der Schein gegangen,
Ging in Türmers Fenster ein.
Wer am nächsten dem Sturm der Glocken,
Einsam wohnt er, oft erschrocken,
Doch am frühsten tröstet ihn Sonnenschein.
Wer in tiefen Gassen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt sich traut,
Glocken haben ihn nie erschüttert,
Wetterstrahl ihn nie umzittert,
Aber spät sein Morgen graut.
Höh' und Tiefe hat Lust und Leid.
Sag' ihm ab, dem törichten Neid!
Andrer Gram birgt andre Wonne.
Dulde, gedulde dich fein!
über ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne.

3. Spruch.

„Freund in der Not" will nicht viel heißen,
Hilfreich möchte sich mancher erweisen.
Aber die neidlos ein Glück dir gönnen,
Die darfst du wahrlich Freunde nennen.

5. Felix Dahn,

geboren den 9. Februar 1834 in Hamburg, studierte in Berlin die Rechte, Geschichte und Philosophie, war akademischer Lehrer in München, Würzburg und Königsberg, bekleidete seit 1887 eine Professur für deutsches Recht und Staatsrecht in Breslau und starb, hochgeehrt, am 3. Januar 1912. — Er war der Verfasser zahlreicher epischer und lyrischer Gedichte, doch machte er sich hauptsächlich durch seine historischen Romane, z. B. „Ein Kampf um Rom", einen Namen. Vortrefflich ist seine „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker".

1. Gotentreue.

1. Erschlagen war mit dem halben Heer
Der König der Goten, Theodemer.
2. Die Hunnen jauchzten auf blut'ger Wal,
Die Geier stießen herab zu Tal.
3. Der Mond schien hell, der Wind pfiff kalt,
Die Wölfe heulten im Föhrenwald.
4. Drei Männer ritten durchs Heidegefild,
Den Helm zerschroten, zerhackt den Schild.
5. Der erste über dem Sattel quer
Trug seines Königs zerbrochnen Speer.
6. Der zweite des Königs Kronhelm trug,
Den mittendurch ein Schlachtbeil schlug.
7. Der dritte barg mit treuem Arm
Ein verhüllt Geheimnis im Mantel warm.
8. So kamen sie an die Donau tief,
Und der erste hielt mit dem Roß und rief:
9. „Ein zerhauner Helm — ein zerhackter Speer —
Vom Reiche der Goten blieb nicht mehr!"
10. Und der zweite sprach: „In die Wellen dort
Versenkt den traurigen Gotenhort!

11. Dann ſpringen wir nach von dem Uferrand —
Was ſäumeſt du, Vater Hildebrand?“

12. „Und tragt ihr des Königs Helm und Speer,
Ihr treuen Geſellen, — ich trage mehr!“

13. Auf ſchlug er ſeinen Mantel weich:
„Ich trage der Goten Hort und Reich!

14. Und habt ihr gerettet Speer und Kron' —
Ich habe gerettet — des Königs Sohn!

15. Erwache, mein Knabe! Ich grüße dich,
Du König der Goten, Jung-Dieterich!“

2. Der ſchwediſche Trompeter.

1. Was klingt ſo hell und heiter zu Bibrach auf der Au?
Das iſt ein Schwedenreiter mit der Schärpe, gelb und blau.
Das war ein frommer Beter, ein tapfrer Degen auch,
Der wackere Trompeter — das war ſo Schwedenbrauch.

2. Zum Rheingraf ſoll er's tragen von des Königs eigner Hand,
Wie ſie den Tilly ſchlagen, der Magdeburg verbrannt.
Er zieht auf ſchlimmer Reiſe, und doch, dem Feind zum Spott,
Bläſt er die kühne Weiſe „Eine feſte Burg iſt Gott“.

3. Er bläſt ſo laut und helle, es ſchallt den Wald entlang,
Es klingt ſo ſcharf und ſchnelle wie Schwertſchlag jeder Klang —
Laß ab, du guter Reiter, zieh heimwärts raſch und ſtumm,
Nicht reit und blaſe weiter, denn Feinde ſind ringsum.

4. Deine Botſchaft iſt verraten dem Grafen Iſolan,
Es lüſtet die Kroaten nach König Guſtavs Plan;
Du lockſt mit deinen Klängen die Feinde ſelbſt herbei —
Sechs aus dem Walde ſprengen, von jeder Flanke drei.

5. Von links und rechts ſie traben heran mit Hurra jetzt,
Und vorn der breite Graben: kein Roß darüber ſetzt.
Er richt't ſich auf im Bügel, er blickt um ſich im Zorn,
Er gibt dem Roß die Zügel, er gibt dem Roß den Sporn.

6. „Greif aus, mein Rapp', mit Springen, jetzt gilt es ſcharfen Trott;
Wenn Gott will, kann's gelingen — eine feſte Burg iſt Gott!“
Und mit verhängtem Zügel zum Graben geht's im Flug.
„Glaubſt du, dein Rapp' hat Flügel?“ lacht der Kroaten Zug.

7. Dicht hinterher ſie brauſen mit Schießen und mit Schrein —
Hei, wie die Kugeln ſauſen und die Roſſe hinterdrein!
Nun bis zur Sattelkappe im Sprung den Kopf er biegt,
Und hui! der treue Rappe hoch über den Graben fliegt.

8. Die Kroaten halten am Rande, ſie fluchen ob der Schmach,
's iſt eine kecke Bande — doch keiner tut's ihm nach.
Doch er ritt drüben weiter, im Schritt, dem Feind zum Spott,
Und fromm blies er und heiter: „Eine feſte Burg iſt Gott!“

3. Die Varusſchlacht.

(9 n. Chr.)

Auf [den römiſchen Statthalter] Sentius Saturninus, deſſen Jovialität den Germanen gefallen haben mochte, war inzwiſchen als Legat gefolgt Quintilius Varus, ein Verſchwägerter des Kaiſerhauſes, bisher Statthalter in Syrien. „Arm hatte er dieſes reiche Land betreten, reich verließ er die arm gewordene Provinz.“ Gleiche Habſucht wollte er in dem ſo armen Germanien befriedigen. Dazu war er ebenſo hochfahrend und ſtreng als bequem und ſchwerfällig an Leib und Seele: er zog das ruhige, genußreiche Leben an reichbeſetzter Tafel im Lager bei weitem kriegeriſchen Anſtrengungen vor. Und das Verderblichſte war die kurzſichtige,

sorglose Sicherheit, . . . in der er sich wiegte und wiegen ließ. Nicht allmählich wollte er die Romanisierung der Westgermanen vorschreiten sehen, mit einem Male wollte er sie erzwingen. Die verachteten Barbaren schienen ihm kaum Menschen; wie bereits ganz Geknechtete wollte er sie beherrschen, wie ältere Untertanen, wie sklavische Syrer sie besteuern. Er hielt sie für so voll gebeugt, daß sie, welche noch das Schwert nicht gebändigt hatte, und ihren stets zu Gewalttat neigenden Trotz die einfache Anwendung des römischen Rechts, die Stäbe des Liktors, der Ruf des Gerichtsdieners in Ordnung und Unterwerfung halten könne. So verlegte er sein Sommerlager mit drei Legionen, das auch Frauen, Kinder, Freigelassene, Sklaven und Sklavinnen der Offiziere erfüllten, mitten unter die Germanen, hielt in ihrer Mitte, wie im tiefsten Frieden, als sei er Stadtprätor in Rom oder Prokonsul in Narbo, nicht Heerführer im cheruskischen Urwald, Tagfahrten ab, ließ vor seinem Tribunal Prozesse der Germanen nach römischem Recht entscheiden, römische Todes- und Geißelstrafen an freien Germanen vollstrecken, römische Steuern von unbesiegten und verbündeten Völkern erheben und verbrachte so die kurze, allein für Kriegstaten in diesem Lande verfügbare Sommerzeit. Und allerdings: gefährlicher noch als die kriegerische Umklammerung von West und Süd hätte der germanischen Freiheit und Nationalität diese still fortschreitende Romanisierung werden müssen, welche des Varus Sicherheit schon als vollendet ansah, wenn diese Zustände, dieses friedliche Einleben der Westgermanen noch fortgedauert hätte.

Aber es dauerte *nicht* fort.

Gerade die Anwendung des römischen Rechts, des ganzen Apparates römischer Gerichtsbarkeit mit Ruten und Beil, wie auf römische Provinzialen, empörte die Germanen: ihre Fürsten vermißten schmerzlich den alten Einfluß, die leitende Gewalt; das Volk, sobald es fühlte, daß ihm die fremde Neuerung und Herrschaft auferlegt war, verlangte nach den alten Zuständen, nach der rauhen Freiheit der Väter. Dumpf gärte der Groll der Fürsten, der Edlen, der Gefolgsherren, der Gemeinen. Aber des Varus Verderben und der Germanen Errettung war erst gesichert, als der planlos und hauptlos murrende Grimm einen genialen Führer fand, der den tief verborgen glimmenden Brand ebenso eifrig schürte als geschickt verbarg und endlich an der rechten Stelle hervorschlagen ließ; wie elementare Gewalten, wie Erdbeben oder Waldbrand oder Deichbruch schlug der Volkszorn, dämonisch klug zurückgehalten und plötzlich furchtbar entfesselt, über den Römern zusammen.

Dieser geniale Führer war Armin, der Sohn des cheruskischen Gaukönigs Segimer. „Jugendlich (geboren im Jahre 17 oder 16 v. Chr.), von erbfürstlichem Geschlecht, tapfer, rasch von Auffassung, weit über Barbarenart an Geist begabt, die Kühnheit seines Gedankens durch das Antlitz und den Blick des Auges verratend" — so schildert ihn der *Feind* — hatte er, ähnlich wie Marobod, die Schule römischen Dienstes mit Auszeichnung durchgemacht; bei keinem der letzten römischen Feldzüge im Norden und Süden hatte der junge Cheruskerfürst gefehlt, . . . das römische Bürgerrecht, die Würde des Rittergrades hatte er sich verdient; die Macht und die furchtbare Gefährlichkeit Roms für Existenz, d. h., Eigenart und Freiheit seines Volkes, hatte er kennen gelernt. Aber während so mancher Cherusker, so sein eigner Bruder Flavus, der überlegenen fremden Kulturmacht sich blindlings oder vielmehr geblendet angeschlossen, war Armins Herz nur seinem Volke treu geblieben. Er beschloß, es vor der friedlichen wie vor der gewaltsamen Romanisierung zu erretten, er ward das Haupt und die Seele der heimlichen Römerfeinde; er bereitete von langer Hand die Erhebung vor. . . . Zuerst weihte er wenige Vertraute, dann immer mehrere in sein Trachten ein; die Mutlosigkeit gegenüber der römischen Überlegenheit war schon so stark, so weit verbreitet, daß er Mühe hatte, die Seinen zu überzeugen, das Joch könne wieder abgeschüttelt werden. . . .

Zunächst mußte Varus in seiner vertrauenden Sicherheit bestärkt werden; nichts durfte die bisherigen Zeichen der

fortschreitenden Gewöhnung an die römische Autorität unterbrechen: Fürsten, Edle und Gemeine der Germanen erschienen wie immer in dem Sommerlager, vor den Kastellen der Römer, Handel und Verkehr und sogar die Entscheidung ihrer Streitigkeiten vor dem Tribunal des Feldherrn und nach römischem Rechte suchend.

Alsdann mußte Varus hinweggelockt werden von seinen festen Lagern und Kastellen, wo er für germanische Kriegskunst nicht bezwingbar war: in das Innere des Landes, fern vom Rhein, mußte er verleitet werden auf ein Terrain, welches dem Angriff der Barbaren möglichst günstig, der römischen Verteidigung ungünstig war. Der kleine Krieg im Waldgebirg und Sumpf, aber in großartigem Maßstab, sollte die Legionen verderben; daß ihre Taktik in offener Feldschlacht durch allen todverachtenden Ungestüm von Barbaren nicht zu besiegen war, hatte Armin durch die Erfolge des Drusus, des Tiberius und eben zuletzt noch selbst, in den Reihen der Römer fechtend, in Pannonien erfahren, wo er mit Auszeichnung germanische Bundesgenossen befehligt, Bürgerrecht und Ritterring der Römer sich verdient hatte.

Der Aufstand einer fern im Innern Germaniens wohnenden Völkerschaft . . . ward gemeldet. Varus beschloß, selbst mit seiner ganzen Streitmacht — nach Abzug der Besatzungen der Kastelle — aufzubrechen, die Empörung rasch und mit dem Nachdruck seines eigenen Erscheinens zu ersticken.

Armin und die übrigen Fürsten der „verbündeten", d. h., halbunterworfenen Germanen verhießen, sowie die Legionen aufgebrochen, ihre Heerbannscharen aufzubieten und dem Zug der Römer zu folgen. Segest, der schon früher wiederholt gewarnt hatte, verriet die Verschwörung nochmals bei dem letzten Gelage der leichtgläubigen Feldherren: eine allgemeine Erhebung sei im Werke; er schlug vor, ihn selbst, Armin und die übrigen Fürsten sofort festzunehmen; ihrer Führer beraubt, werde die Menge nichts zu unternehmen wagen und Varus Zeit genug gewinnen, durch Untersuchung die Schuldigen und die Unschuldigen kennen zu lernen. Aber Varus schlug die Warnung in den Wind; er zählte auf Armins Dank für manch hohe Auszeichnung und brach auf.

Ohne Ordnung, sorglos wie in Frieden und Freundesland, marschierten die Römer: die drei Legionen voneinander getrennt durch einen großen Train, durch Fuhrwerk, mit den Frauen und mit Gepäck aller Art, Marketender, Krämer und Händler, aus dem aufgelösten Sommerlager, in der Mitte. Sofort nach dem Abmarsch der Truppen erließ Armin das geheime Aufgebot an alle verschworenen Fürsten und Völkerschaften; auf seinen Befehl wurden überall die im Lande zerstreuten einzelnen Römer, die Einquartierten, die Posten, auch die Kolonisten an einem Tage überfallen und ermordet. Er führte den ganzen Heerbann der Empörung in Rücken und Flanken des Varus; so groß war die brausende Flut des entfesselten Volkszornes, daß des Segestes Sohn, Segimund, der Priester „am Altar der Ubier" in Köln, die Priesterbinde zerriß und über den Rhein eilte, den Kampf zu teilen; ja Segestes selbst ward von der übereinstimmenden Begeisterung der Seinen gezwungen, widerwillig der Bewegung zu folgen.

Die ersten Nachrichten von neuen Unruhen in seinem Rücken störten noch so wenig den Feldherrn in seiner Sicherheit, daß er durch Liktoren die angeschuldigten Fürsten vor sein Tribunal laden zu können glaubte.

In dem Teutoburger Wald traf der konzentrische Angriff der Germanen von den dichtbewaldeten Höhen herab auf das im sumpfigen Talgrund marschierende Heer. Deutlich lassen sich nach dem Bericht des Tacitus (über den Besuch des Schlachtfeldes durch Germanikus im Jahre 16) zwei, vielleicht drei Schlachttage, jedenfalls zwei Lager unterscheiden.

An dem ersten Schlachttag ward ein Lager geschlagen noch streng nach den Grundsätzen römischer Kriegskunst: groß von Umfang, für jede der drei Legionen gesondert abgesteckt. Das Lager des zweiten Tages verriet deutlich schon durch seinen geringen Umfang, wie furchtbar bereits die Legionen zusammengeschmolzen waren,

als sie sich hier noch einmal zu setzen versuchten: halb eingestürzt war der Lagerwall, der Lagergraben nur wenig ausgetieft.

An diesem zweiten Schlachttag (10. September) ward das Verderben der Römer begonnen, am dritten (11. September) vollendet; Sturm und Platzregen machten den Widerstand und das Marschieren auf dem durchweichten Grund fast gleich unmöglich für die neu ausgehobenen, noch wenig geübten Truppen: — die alten, des Waldgefechts mit Germanen vertrauten Legionen des Rheinheeres standen ja jetzt in Pannonien. Varus, verwundet, gab sich . . . selbst den Tod. Mehrere der Legaten fielen, Tribunen wurden gefangen; der Rest des Heeres fand zerstreut auf der Flucht oder in mannhaft und tapfer geschlossenem Widerstand den Tod.

Der Legat Vala Numonius suchte sich mit der Reiterei durchzuschlagen, ward aber auf der Flucht eingeholt oder von vorn gehemmt und vernichtet; nur ein Teil des Trosses und viele Frauen erreichten in verstreuter Flucht, wohl im Schutze der Nacht, das nahe, nur wenige Stunden entfernte Aliso, wohin auch einzelne Mannschaften gelangten. Zügellos, wild, grausam war die Rache, welche die Barbaren an den Gefangenen übten in Vergeltung all der Leiden, all des Druckes, welche der Angriff und die Herrschaft der Römer gebracht, seit zuerst diese über den Rhein in die freien Waldgaue gedrungen waren. Keine Verhöhnung ersparte der grimmige, in Blut berauschte übermut der Sieger den Lebenden, den Toten, den leblosen Wahrzeichen römischer Macht. Armin sprach nach dem Siege zu dem Heere, die genommenen Adler und Standarten mit Füßen tretend.

Viele Gefangene, zumal die Tribunen und Centurionen des ersten Ordo, wurden an den Altären den Göttern geschlachtet oder an Bäumen aufgehängt, ebenfalls als Opfer, die abgeschnittenen Häupter an Baumstämme geheftet — gleichfalls ein sakraler Gebrauch —, von welchen herab die gebleichten Schädel noch nach sechs Jahren das Heer des Germanikus angrinsten, als er die Unheilstätte aufsuchte. Zumal die bei der Sprechung römischen Rechts über Germanen tätig Gewesenen traf die Rache der über Ruten und Beile des Liktors tief Empörten grausam: in Blendung, Abschneidung der Hand, die das Urteil geschrieben, der Zunge, welche „wie eine Schlange das fremde Recht gezischt hatte". Die verschonten Gefangenen wurden selbstverständlich unter den Siegern als Knechte verteilt; die Söhne vornehmer Geschlechter, welche bald durch den Kriegsdienst sich in den Senat zu schwingen gehofft hatten, hüteten jetzt als Viehknechte dem Cherusker die Rinder, dem Marsen die Hütte des Vorwerks. Manche wurden später durch ihre Familien losgekauft, durften aber Italien nicht wieder betreten. Des Feldherrn Leiche völlig zu verbrennen, hatte den Römern Zeit und Ruhe gefehlt; sie hatten die halbverbrannte begraben, sie vor den Barbaren zu bergen. Diese aber entdeckten sie, gruben sie aus, trieben ihren Spott damit, zumal Segesthakus, des Segestes Bruderssohn.

Armin sandte das Haupt des Varus an Marobod, ein bedeutungsvolles Zeichen des Erfolges und der Mahnung; der Markomannenkönig jedoch, vielleicht schon damals eifersüchtig auf Armin und in törichter Überschätzung seiner Macht in Neutralität zwischen Rom und den Freiheitskämpfern seine Sicherheit suchend, schickte den Kopf nach Rom, wo er in dem Familiengrabmal beigesetzt ward.

Der Schreck, die Bestürzung, die Furcht zu Rom waren groß. Der Schlag war so völlig unerwartet gefallen. Man feierte gerade den Sieg über die Illyrier und Pannonier. Augustus, 72 Jahre alt, durch manches Omen eingeschüchtert — ein Komet schweifte drohend durch den Himmel —, verlor die Fassung. Er soll das Haupt an die Marmorsäulen seines Palastes gestoßen haben mit dem Rufe: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!" und monatelang schor er Haar und Bart nicht, ein Zeichen tiefer Trauer; er glaubte, ganz Germanien werde zum Angriff sich erheben, Gallien mit fortreißen, Italien bedrohen. Zur Deckung der Alpenpässe aus Illyricum die Legionen zu ziehen, durfte man nicht wagen;

eben erſt war Tiberius mit dem Aufſtand fertig geworden (fünf Tage vorher war Germanikus mit der Siegesbotſchaft eingetroffen), der friſch emporflammen mußte, räumte man das Land, ließ man die Germanen herein, den Pannoniern die Hand zu reichen.

In der Stadt ſelbſt ſogar wurden außerordentliche Maßregeln getroffen: die germaniſchen Garden wurden aus dem Palaſt nach den Inſeln Italiens abgeführt, ſogar einzelne Gallier und Germanen, die als Reiſende oder Söldner in der Stadt weilten, ausgewieſen, neue Wachen zur Nacht aufgeſtellt, dem Jupiter, „wenn er dem Reich wieder zu Heile verhelfe", große Spiele gelobt, was nur zur Zeit höchſter Gefahr, ſo bei dem zimbriſchen Schrecken, geſchah; Tiberius war ſofort auf die Nachricht hin aus Illyricum nach Rom geeilt.

Aber alle dieſe Beſorgniſſe und Vorkehrungen erwieſen ſich als unbegründet. Die Germanen hatten nur Befreiung und Verteidigung, nicht Eroberung im Sinn; bei weitem nicht alle germaniſchen Völkerſchaften im ſpäteren Deutſchland waren bei der Erhebung beteiligt; ſo nicht die Völker der norddeutſchen Küſten: Frieſen, Sachſen, Chauken, ſo nicht der mächtigſte den Cheruskern nahe König, Marobod, ſchwerlich alle Gaue der Hermunduren. Noch weniger hatte man Gallier oder Pannonier in den Plan gezogen oder jetzt, nach der Ausführung, aufgefordert zu gemeinſamem Angriff. Noch fehlten bei den Germanen jene zwingenden Gründe, welche ſie ein paar Jahrhunderte ſpäter mit Gewalt über die römiſchen Grenzen drängten, die Übervölkerung und ihre Folgen. Noch fehlten die Vorausſetzungen großer, gemeinſamer, nachhaltiger Angriffsunternehmungen, die Zuſammenfaſſung zu größeren Gruppen, zu Völkerſchaften und Völkern durch das Königtum. . . .

[Im Jahr 16 n. Chr. kam Germanikus ganze nahe an das] Schlachtfeld des Varus, wo die Gebeine der Legionen noch unbeſtattet lagen. Da beſchloſſen [die Römer], jene Stätte der Trauer aufzuſuchen; das ganze Heer ward von Rührung ergriffen in Mitleid um dort verlorene Verwandte und Freunde, von Wehmut erſchüttert um Kriegsgeſchick und Menſchenlos. Zugleich dürfen wir aber bei dem Cäſar noch einen andern Beweggrund annehmen für den ſpäter von Tiberius mißbilligten Beſuch des Schlachtfeldes: der Kaiſer beſorgte Entmutigung des Heeres durch den Anblick jener grauenvollen Gerippe; auch meinte er, die Auguri en des Feldherrn ſollten nicht durch Leichenbeſtattung getrübt werden — Germanikus aber wollte wohl den Germanen deutlich vor Augen führen, daß jene Tat ihnen nicht auf die Dauer geholfen habe, daß auch jene Niederlage nicht den römiſchen Adler abſchrecke, ſo weit wie zuvor den Flug in die Wälder zu wagen.

Cäcina ward vorausgeſchickt, etwaige Hinterhalte in den Waldwegen aufzuklären, Brücken und gedämmte Wege über die Sümpfe und den unſicheren Moorgrund herzuſtellen. So erreichte denn das ganze Heer die düſtere Stätte, ſchrecklich von Anſehen und Erinnerungen. Die Soldaten, welche aus jener Schlacht oder ſpäter aus der Gefangenſchaft entkommen, zeigten die Stellen, wo die Legaten gefallen, wo die Adler genommen wurden, wo Varus verwundet worden, wo er ſich in das Schwert geſtürzt, wo Armin die Rede als Sieger und Richter gehalten, wo er die genommenen Feldzeichen beſchimpft habe, wie viele Galgen errichtet, wie viele Leichengruben gegraben worden. Und ſo beſtatteten ſie die Gebeine der drei Legionen ſechs Jahre nach deren Untergang; keiner wußte, ob er die Skelette von Fremden oder von Verwandten und Freunden aufleſe, und ſo begruben ſie dieſelben alle wie die von Verwandten voll Trauer, voll Grimmes gegen die Barbaren. Der Cäſar legte die erſte Raſenſcholle auf den Grabhügel den Toten zur Ehre, als Trauergenoſſe der Lebenden.

6. Julius Wolff,

geboren den 16. September 1834 zu Quedlinburg, erhielt ſeine Ausbildung auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und auf der Hochſchule in Berlin, übernahm darauf die Tuchfabrik ſeines Vaters, wählte jedoch nach dem Kriege von 1870—71, an dem er als Landwehroffizier mit Auszeichnung teilgenommen hatte, die literariſche Lauf-

bahn, lebte ſeitdem in Berlin ganz ſeiner Muſe und ſtarb am 3. Juni 1910 in Charlottenburg. — Nachdem er durch eine Sammlung patriotiſcher Kriegslieder („Aus dem Felde“ 1871) die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, veröffentlichte er eine Reihe von größeren epiſchen Dichtungen, die ſich eine Zeitlang großer Beliebtheit erfreuten, z. B. „Till Eulenſpiegel redivivus“, „Der Rattenfänger von Hameln“, „Der wilde Jäger“. In ſpäteren Werken huldigte er oft einem widerlichen Naturalismus.

1. Der Reiter in Jena.

1. Der Frühling kam, nicht lind und leis,
Der Buche und der Birke Reis
Zu ſchmücken mit grünen Spitzen;
Mit Sturm kam er herangebrauſt,
Den Berg gefegt, den Wald zerzauſt
Hat er mit Donnern und Blitzen.

2. Er jagt auf Wolken mit klirrendem Sporn,
Er ruft durchs Tal und ſtößt ins Horn;
Ein Jauchzen klingt und ein Schmettern,
Als wollt' er der Welt erklären den Krieg,
Von neuen Zeiten melden und Sieg
In leuchtenden, rollenden Wettern.

3. Der Regen rauſcht aufs welke Laub,
Und nieder kämpft er des Weges Staub,
Der Frühling iſt Herr und Meiſter.
Nun iſt überwunden des Winters Macht,
Der Herold verkündet in toſender Schlacht
Das Nahen lichtſpendender Geiſter.

4. So zieht es heran vom Thüringer Wald,
Zwei fahrende Schüler erreicht es bald,
Die von Baſel nach Wittenberg wandern.
„Ahenarius, das Licht dort muß Jena ſein,
Da ſuchen wir Obdach, da kehren wir ein,“
Spricht tröſtend der eine zum andern.

5. Bald klopfen ſie an im Schwarzen Bär
Und bieten dem Wirte gute Mär
Um Herberg', die man hier kieſet.
Zwei reiſende Kaufleut' treffen ſie an,
Ein Mägdlein und einen Reitersmann,
Der ſitzt am Tiſche und lieſet.

6. Sein Antlitz ſtrahlet in Friedlichkeit,
Doch iſt er gerüſtet als wie zum Streit
In Koller und lederner Kappe;
Sieht aus wie einer, der unverzagt,
Treu ſeinem Fähnlein das Leben wagt,
Stürzt ihm auch blutend der Rappe.

7. Die Linke ruht auf des Schwertes Knopf,
Ihm funkeln wie Sterne die Augen im Kopf;
Doch wie die Lippen ſich regen,
Als er nun ſchließt ſein hebräiſch Buch,
Da raunt er was, das war kein Fluch,
Wie Amen klang es und Segen.

8. „Du, der iſt nicht in dem Wams zu Haus,
Doch zum Pfaffen ſieht er zu ritterlich aus,
Es iſt wohl Herr Huldrich von Hutten.“
„Ach nein!“ ſpricht der andre, „der Hutten iſt's nit;
Den ſah ich, wie er von Augsburg ritt,
Gott's Freund und Feind aller Kutten.“

9. Der Reiter ſchaut auf vom Tiſche und nickt,
Wie er die fahrenden Schüler erblickt:
„Salvete, amici; et unde?“
„Gratias![1]) — nun ſpricht er gar noch Latein,
Gib acht! Der Reiſige ſtellt uns ein Bein,
Der iſt mit dem Teufel im Bunde!“

10. Er ſchwinget den Krug: „Kommt, tut mir Beſcheid!
Das Herz macht den Menſchen, nicht Kappe und Kleid
Noch des Schwertes roſtige Scharte.“
Dann forſcht er ſie aus mit prüfendem Sinn,
Wes Standes ſie ſind und woher und wohin, —
Sie nennen ſich Gottesgelahrte.

11. „Im Schweizerlande blüht eu'r Stamm?
Was treibt denn Erasmus von Rotterdam
Zu Baſel, um den ich mich gräme?
Und nach Wittenberg wollt ihr? Ein glücklicher Wurf!
Da grüßet den Doktor Hieronymus Schurf
Von einem, der ſelber bald käme.“

12. Dann reden ſie, wie's mit den Händeln der Welt
Und der neuen Lehre beim Reichstag beſtellt,
Was Freunde und Feinde erreichten.
„Zehn Meilen“, ruft einer, „wollt' ich drum gehn,
Könnt' ich den Luther nur einmal ſehn,
Einmal von Herzen ihm beichten!“

---

1) „Seid gegrüßt, Freunde; und woher?“ — „Danke!“

13. „Dem Luther? — Der iſt ja in
Acht und Bann.“
Der Wirt blickt erſchrocken dem Reiters-
mann
In die ruhig lächelnden Züge.
Der führet das Wort beim fröhlichen
Mahl,
Es ſprühet und zündet wie Funken vom
Stahl,
Schön Urſula füllet die Krüge.

14. Da mahnt auf dem Boden des
Schwertes Klang
Den Reiter an ſeinen gefährlichen Gang,
Er legt ſich zur Ruhe und träumet.
Er träumt von der Wartburg, dem gaſt-
lichen Schloß,
Doch früh ſchon im Waffenrock, hat er ſein
Roß
Geſattelt zum Ritt und gezäumet.

15. „Schau' her, Johannes, da reitet
er hin,
's iſt Luther, ſo wahr ich ein Sterblicher
bin!
Nach Wittenberg treibt's ihn in Sorgen!“
Der Reiter ſchwenkt ab; ſein Angeſicht
Verkläret die Hoffnung wie Sonnenlicht
Den ſtrahlenden Frühlingsmorgen.

2. Die Fahne der Einundſechziger.

(23. Januar 1871.)

1. Vor Dijon war's; — doch eh' ich's
euch erzähle,
Knüpf' einer doch die Binde mir zurecht,
Mich ſchmerzt der Arm, ſie ſitzt wohl
ſchlecht;
So! — ſo! — nun euer Herz ſich ſtähle!
Vor Dijon war's; die Päſſe der Vogeſen
Bedrohte Garibaldis bunte Schar,
Bourbaki kam von der Loire,
Das hartbedrängte Belfort zu erlöſen.

2. Gefahr war im Verzug; drei bange
Tage
Hielt Werder gegen übermacht ſchon ſtand
Bei Mömpelgard, und in der Hand
Des Kriegsgotts ſchwankte ſchier die
Wage.
Wir Pommern hatten vor Paris gelegen
Und waren ſchon im Marſch, das zweite
Korps
Und auch das ſiebente ging vor
Von Orleans auf hartgefrornen Wegen.

3. In Dijon wußten wir den alten
Recken[1])
Und griffen ihn, zwei Regimenter, an
Mit ſeinen fünfzigtauſend Mann,
Den Flankenmarſch der Korps zu decken.
Der Alte von Caprera[1]) ließ ſich blenden,
Hielt die Brigade für die ganze Macht,
Und nachmittags begann die Schlacht,
Die, ach! für uns ſo traurig ſollte enden.

4. Die Einundzwanz'ger auf dem rech-
ten Flügel
Des erſten Treffens hatten ſchwer Gefecht.
Wir alſo vor! und grade recht,
Mit Hurra! nahmen wir die Hügel;
Dem Feinde auf der Ferſe ging's ver-
wegen
Bis in die Vorſtadt Dijons jetzt hinein;
Hier aber aus der Häuſer Reih'n
Kam mörderiſches Feuer uns entgegen.

5. Im Steinbruch, mit dem Bajonett
genommen,
Da fanden wir vor eines Ausfalls Wucht,
Zum Sammeln durch die ſteile Schlucht
Gedeckt, notdürftig Unterkommen.
Doch die Fabrik dort in der rechten Flanke
Wie eine Feſtung auf uns Feuer ſpie —
„Vorwärts! die fünfte Kompanie
Zum Sturm auf die Fabrik, und keiner
wanke!“

6. Der Tambour ſchlägt, es geht wie
zur Parade,
Die Fahne fliegt uns hoch und ſtolz voran;
Doch klopft das Herz manch treuem Mann
Beim raſchen Schritt auf dieſem Pfade.
Wie Salven rollt und pfeift es in die
Glieder,
Es raſt der Schnitter Tod und fällt und
mäht,
Und wie er ſeine Reihen ſät,
Da ſinkt die Fahne und ihr Träger nieder.

7. Aus dem Gedräng' ein Offizier ſie
rettet —
„Mir nach!“ ſo ruft er und ſtürmt kühn
voraus;
Doch aus dem unglückſel'gen Haus
Grüßt ihn der Tod, der eilig bettet.
Selbſt blutend, ſpringt der Adjutant vom
Pferde,

1) Garibaldi.

Erfaßt die Fahne, schwingt sie hoch empor
— Da deckt sein Auge dunkler Flor,
Und sterbend küßt sein bleicher Mund die Erde.

8. Was fällt, das fällt! Vorwärts durch Tod und Flammen!
Zwei brave Musketiere greifen zu,
Der eine stürzt: „Versuch' es du!"
Doch auch der andre bricht zusammen.
Nun fällt der Führer auch, wir müssen weichen.
Ein Häuflein war der Rest, vom Feind umringt,
Das schlägt sich durch, und es gelingt,
Den Steinbruch endlich wieder zu erreichen.

9. Da dachte keiner seiner eignen Wunde,
Wer jetzt noch aufrecht stand in Nacht und Graus.
„Die Fahne fehlt! Holt sie heraus!"
So scholl es laut von Mund zu Munde.
Ein Halbzug wird zum Suchen ausgesendet
Und — kommt nicht wieder, alle blieben tot.
Uns bebt das Herz, allmächt'ger Gott!
Hast du dich zürnend gegen uns gewendet?

10. „Freiwill'ge vor!" — Da blieb nicht einer stehen,
Der noch sein heiß Gewehr in Händen hielt,
Und sechs, die um das Los gespielt,
Sehn in die Nacht hinaus wir gehen. —
Zurück, vom Feind verfolgt, ein einz'ger kehrte,
Der blutete, verhüllte sein Gesicht
Und schwieg, — die Fahne bracht' er nicht,
Und keiner, keiner seinen Tränen wehrte.

11. Am andern Tag, so ließ Ricciotti melden,
Fand man die Fahne, fest in starrer Hand,
Zerfetzt, zerschossen, halb verbrannt
Und unter Haufen toter Helden. — —
Wenn wir nun ohne Fahne wiederkommen,
Ihr Brüder allesamt, gebt uns Pardon!
Verloren haben wir sie schon,
Doch keinem Lebenden ward sie genommen.

7. Martin Greif

(Friedrich Hermann Frey),

geboren am 18. Juni 1839 zu Speier, wurde 1859 Offizier in der bayrischen Armee, nahm 1867 seinen Abschied, lebte seitdem in München seinem Dichterberufe, machte größere Reisen und starb am 1. April 1911 zu Kufstein in Tirol. — Seine Gedichte, die sich durch schlichte Form und tiefe Empfindung auszeichnen, gehören zu dem Allerbesten der deutschen Lyrik. Weniger Anerkennung fanden seine kernhaften, volkstümlichen Dramen, z. B. „Prinz Eugen", „Agnes Bernauer", „General York" u. a.

1. Morgendämmerung.

1. Die Nacht liegt ausgebreitet,
Erquickt die Erde ruht,
Der Mond, der zitternde, gleitet
Hinab in düsterer Glut.

2. Noch stehn am Himmelsraume
Gestirne sonder Zahl,
Am fernen dämmernden Saume
Zuckt schon ein purpurner Strahl.

3. Die Vöglein werden munter,
Der Hahn ist längst erwacht,
Leis ziehen die Schatten hinunter,
Hinunter die tauende Nacht.

2. Auf der Wiese.

1. Als ich auf der Wiese lag
Und nach Wandrers Weise
Süßen Selbstvergessens pflag,
Hört' ich's donnern leise
Droben in den Höh'n.

2. Als das Aug' ich aufgetan,
Siehe, Wolken zogen
Dunkel überall heran,
Und die Vöglein flogen
Ängstlich über mir.

3. So voll Glück und Sonnenschein
War mein Jugendmorgen;
Doch es zog Gewölk herein,
Und es kam der Sorgen
Dichtgedrängtes Heer.

3. Andacht im Walde.

1. Hört ihr der Vögel Schall
Den Schöpfer preisen?
Seht ihr die Säulen all'
Zum Himmel weisen?

2. Merkt ihr, wie ringsumher
Die Dämmer fließen
Und oben mehr und mehr
Die Wölbung schließen?

3. Zu einem Tempel ein
Sind wir getreten,
Nun laßt uns ſtille ſein
Und kindlich beten.

4. Bergföhre.

1. Ich wär' ein hoher Baum geworden,
Jedoch des Schnees Laſt,
Der Föhn aus Süd, der Sturm aus Norden
Begruben früh mich faſt.

2. So ward ich vom Geſchick gezwungen
Zu werden, wie ich bin;
Wer nie mit harter Not gerungen,
Verſteht nicht meinen Sinn.

5. Sternennacht.

1. Von friſcher Kühle angezogen,
Verlaſſ' ich ſpät die Tür,
Da wölbt der tieferblaute Bogen
Sich lockend über mir.

2. Der Mond aus leiſer Nebelhülle
Streut ſachten Glanz umher,
Der Höhen reine Ätherfülle
Durchglüht ein Sternenheer.

3. Ein jeder Stern an ſeiner Stelle,
O welche hehre Pracht!
Der Himmel ſtrahlt in Zauberhelle,
Und doch iſt tiefe Nacht.

6. Walter von der Vogelweide.

(Zur Enthüllung ſeines Denkmals in Bozen am 15. September 1889.)

1. Hört, was euch wird wohlgefallen!
Unſer Walter iſt nicht tot:
Geſtern noch ſah ich ihn wallen,
Als er ließ ſein Lied erſchallen,
Zugewandt dem Abendrot.

2. Hätt' ich ihn auch nicht gewahret
Und erkannt die Kerngeſtalt,
Der das Alter blieb erſparet,
Hätten mir ihn offenbaret
Seine Weiſen mannigfalt.

3. Und er ſang das Lob der Frauen,
Die er nirgends holder fand,
Nirgends auf beblümten Auen
Minniglicher anzuſchauen
Als im deutſchen Vaterland.

4. Und er ſang des Lenzes Wonnen
In der Vöglein Melodei,
Doch von ihm, der ſchnell verronnen,
Stieg er auf zum Himmelsbronnen,
Dem entſpringt ein ew'ger Mai.

5. Auf die eine, froh und ſcherzend,
Folgt' die andre, trüb und bang,
Ja, wie traut ihr Wehe herzend,
Doch ob linde oder ſchmerzend,
Er nur ſprach aus jedem Klang.

6. Und er ſang des Mannes Stätte,
Der nur lebt der Pflicht zum Dank
Und dem Tod entgegenträte,
Ehe daß er übeltäte
Und den Schild nicht hielte blank.

7. Doch das höchſte ſeiner Lieder
War der Heimat Ruhm geweiht,
Die vom Firn zum Meere nieder
Stets ihm lauſcht von neuem wieder
Und bis in die fernſte Zeit.

8. Detlef von Liliencron,

geboren den 3. Juni 1844 zu Kiel, trat nach Abſchluß ſeiner Gymnaſialſtudien in den preußiſchen Militärdienſt, nahm mit Auszeichnung an den Kriegen von 1866 und 1870 teil, hielt ſich darauf vorübergehend in Amerika auf, trat auf einige Zeit in den Staatsdienſt, lebte abwechſelnd in München und in Hamburg ganz ſeinem Dichterberuf und ſtarb am 22. Juli 1909. — Er war einer der kraftvollſten Lyriker unſerer Zeit, von großer ſprachbildneriſcher Begabung und packendem Darſtellungsvermögen, wie ſich das beſonders in ſeinen anſchaulichen Schlachtenbildern zeigt, die, auf eigener Anſchauung beruhend, den ganzen, furchtbaren Ernſt des Krieges erkennen laſſen.

1. Du mein Vaterland.

1. Es ſchillert um mich glänzend bunt Gefieder,
Im Palmwald lärmt der Affen luſtig Heer,
Der Indianer ſtützt die ſchlanken Glieder
Aufs Rohr und ſtarrt mit mir hinaus ins Meer.

2. Und kraftvoll hebt ein Adler ſeine Schwingen
Und dreht in blaue Fernen ſich empor,
Als wollt' er trotzig in den Himmel dringen
Und ſiegend einziehn durch das Sternentor.

3. In höchsten Höhen, Adler, mußt du stehen,
Es schlägt dein Flügel an das Weltendach,
Du mußt mein liebes Vaterland nun sehen,
Ach, send' ihm Grüße, heiße Grüße, nach!
4. Der Abend will das Hüttendach behüten,
Wie ruhelos im Dorf die Schwalbe zieht,
Die Kinder lärmen, und in Apfelblüten
Singt eine Drossel noch ihr einfach Lied,
5. Die Bauern hängen schläfrig auf den Pferden,
Still heimwärts kehrend vom gewohnten Pflug.
In Wiesentiefen dampft es aus der Erden,
Und über ihnen schwimmt ein Kranichzug.
6. Mein Vaterland, könnt' ich in deinen Feldern
Nur einmal hören noch der Sense Schnitt
Und durch das welke Laub in deinen Wäldern
Noch einmal rascheln hören meinen Schritt!

2. Abschied und Rückkehr.

I.

1. Vorbei, vorbei, auf feuchter Spur
Irrt trostlos nun mein Blick ins Weite.
Vorbei, vorbei, die Möwe nur
Gibt mir ein trauriges Geleite.
2. Nun kehrt auch sie, fernab, fernab
Ist längst mein Vaterland geblieben.
Aus meiner Heimat, wo mein Grab
Ich schon gewählt, bin ich vertrieben.
3. Als gestern ich im Abschiedszorn
Voll Schmerz den Lindenzweig gerüttelt,
Als ich den Rebhahn hört' im Korn,
Es hat ein Fieber mich geschüttelt.
4. Es wogt mein Schiff, es sinkt und hebt,
Ein Sturmlied singen die Matrosen.
Es wogt mein Herz, es ringt und bebt,
Es schlägt der Sturm den Heimatlosen.

II.

1. Aus Wogen taucht ein blasser Strand,
Es schimmert fern durch meine Tränen
Des Vaterlandes Küstenrand,
Erschöpft muß ich am Maste lehnen.
2. Der Flieder blüht, die Schwalbe zieht,
Und auf den Dächern schwatzen Stare,
Der Orgeldreher dreht sein Lied,
Ein linder Wind küßt mir die Haare.
3. Die Mädchen lachen Arm in Arm,
Soldaten stehen vor der Wache,
Und aus der Schule bricht ein Schwarm,
Der lustig lärmt in meiner Sprache.
4. Es schreit mein Herz, es jauchzt und bebt
Der alten Heimat heiß entgegen.
Und was als Kind ich je durchlebt,
Klingt wieder mir auf allen Wegen.

3. Tod in Ähren.

1. In Weizenfeld, in Korn und Mohn,
Liegt ein Soldat, unaufgefunden,
Zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
Mit schweren Wunden, unverbunden.
2. Durstüberquält und fieberwild,
Im Todeskampf den Kopf erhoben.
Ein letzter Traum, ein letztes Bild,
Sein brechend Auge schlägt nach oben.
3. Die Sense rauscht im Ährenfeld,
Er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden —
Ade, ade, du Heimatwelt! —
Und beugt das Haupt und ist verschieden.

4. Krieg und Friede.

Ich stand an eines Gartens Rand
Und schaute in ein herrlich Land,
Das weitgeländet vor mir blüht,
Drin heiß die Erntesonne glüht.
Und Arm in Arm, es war kein Traum,
Mein Wirt und ich am Apfelbaum,
Wir lauschten einer Nachtigall,
Und Friede, Friede überall.
Ein Zug auf fernem Schienendamm
Kam angebraust. Wie zaubersam!
Er brachte frohe Menschen her
Und Güterspenden segenschwer.

Einst sah ich den metallnen Strang
Zerstört, zerrissen meilenlang.
Und wo ich nun in Blumen stund,
War damals wildzerwühlter Grund.
Der Sommermorgen glänzte schön
Wie heute; glitzernd von den Höh'n,
„Den ganzen Tag mit Sack und Pack",
Brach nieder aus Verhau, Verhack
Zum kühnsten Sturm, ein weißes Meer,
Des Feindes wundervolles Heer.

Ich ſtützte, wie aus Erz gezeugt,
Mich auf den Säbel, vorgebeugt,
Mit weiten Augen, offnem Mund,
Als ſtarrt' ich in den Höllenſchlund.
Nun ſind ſie da! „Schnellfeuer! Steht!"
Wie hoch im Rauch die Fahne weht!
Und Mann an Mann hinauf, hinab,
Und mancher ſinkt in Graus und Grab.
Zu Boden ſtürzt' ich, einer ſticht
Und zerrt mich, ich erraff' mich nicht,
Und um mich, vor mir, unter mir
Ein furchtbar Ringen, Gall' und Gier.
Und über unſern wüſten Knaul
Bäumt ſich ein ſcheu gewordner Gaul.
Ich ſeh' der Vorderhufe Blitz,
Blutfeſtgetrockneten Sporenritz,
Den Gurt, den angeſpritzten Kot,
Der aufgeblähten Nüſtern Rot.
Und zwiſchen uns mit Klang und Kling
Platzt der Granate Eiſenring:
Ein Drache brüllt, die Erde birſt,
Ein fällt der Weltenhimmelfirſt;
Es ächzt, es ſtöhnt, und Schutt und Staub
Umhüllen Tod und Lorbeerlaub.

Ich ſtand an eines Gartens Rand
Und ſchaute in ein herrlich Land,
Das ausgebreitet vor mir liegt,
Vom Friedensfächer eingewiegt.
Und Arm in Arm, es iſt kein Traum,
Mein Wirt und ich am Apfelbaum,
Wir lauſchten einer Nachtigall,
Und Roſen, Roſen überall.

9. Ferdinand Avenarius,

geboren am 20. Dezember 1856 zu Berlin, ſtudierte in Leipzig und Zürich Philoſophie und Kunſtgeſchichte, lebt gegenwärtig in Dresden. — Seine friſchen, formgewandten Gedichte, inſonderheit ſeine ſchönen „Stimmen und Bilder" und ſeine lyriſche Dichtung „Lebe!" machen ihn zu einer der angenehmſten Dichtererſcheinungen der Gegenwart.

Der goldene Tod.

1. Kein Wind im Segel, die See liegt ſtill —
Kein Fiſch doch, der ſich fangen will!
So ziehen die Netze ſie wieder herein
Und murren, ſchelten und fluchen drein.
Da neben dem Kutter wird's heller und licht
Wie weißliches Haar, wie ein Greiſengeſicht,
Und ein triefendes Haupt taucht auf aus der Flut:
„Ei, drollige Menſchlein, ich mein's mit euch gut!

2. Ich gönn' euch von meiner Herde ja viel,
Doch heut' iſt mein Jüngſter als Fiſch beim Spiel
Den mußt' ich doch hüten, ich alter Neck,
Drum jagt' ich ſie all' miteinander weg;
Doch ſchickt ihr den Jungen mir wieder nach Haus,
So werft nur noch einmal das Fangzeug aus:
Der ſchönſte iſt mein Söhnchen klein,
Das übrige mag euer eigen ſein!"

3. Hei, flogen die Netze jetzt wieder in See!
Ho, kaum, daß ihr' Laſten ſie brachten zur Höh'!
Wie lebende Wellen, ſo fort und fort
Von köſtlichen Fiſchen, ſo quoll's über Bord.
Und patſcht und ſchnappt und zappelt und ſpringt,
Und bei den Fiſchern, da tollt's und ſingt.
Nun plötzlich blitzt es — ſeht: es rollt
Ein Fiſch über Bord von lauterm Gold!

4. Eine jede Schuppe ein Geldesſtück!
Wie edelſteinen, ſo funkelt's im Blick!
Die Kiemen ſind aus rotem Rubin,
Perlen die Floſſen überziehn,
Mit eitel Demanten beſetzt, ſo ruht
Auf ſeinem Häuptlein ein Krönchen gut,
Und fürnehm wiſpert's vom Schnäuzlein her:
„Ich bin Prinz Neck, laßt mich ins Meer!"

5. Den Fang ins Meer? Sie rühren ihn an,
Die Fiſcher, und taſten und ſtieren ihn an.

„Laßt mich ins Meer!“ Sie hören nicht drauf.
„Laßt mich ins Meer!“ Sie lachen nur auf.
Sie wägen das goldene Prinzlein ab,
Sie ſchätzen's und klauben ihm Münzlein ab —
Wie wiegt das voll, wie gleißt das hold!
Sie denken nichts weiter — ſie denken nur Gold.

6. Und ſeht: ein Goldſchein überfliegt
Jetzt alles, was von Fiſch da liegt,
Und wandelt's, daß es klirrt und rollt,
Seht: all' die Fiſche werden Gold!
Sinkt das Schiff von blitzender Laſt?
„Schaufelt, was die Schaufel faßt!“
Wie luſtiges Feuerwerk ſprüht das umher —
Dann rauſcht über alles zuſammen das Meer.

§ 42. Proſaiker der neueſten Zeit.

1. Ernſt Curtius,

geboren den 2. September 1814 zu Lübeck, ſtudierte Philologie zu Bonn, Göttingen und Berlin, reiſte 1837 mit Prof. Brandis nach Athen, wo er mit E. Geibel die „Klaſſiſchen Studien“ herausgab, wurde nach kurzem Aufenthalt in Italien Lehrer am Joachimsthalſchen Gymnaſium in Berlin, 1844 außerordentlicher Profeſſor an der dortigen Univerſität, Erzieher Friedrich Wilhelms, des Sohnes des damaligen Prinzen von Preußen, 1856 ordentlicher Profeſſor der klaſſiſchen Philologie und Archäologie in Göttingen, 1863 Profeſſor und Sekretär der königlichen Akademie zu Berlin, ſchloß 1874 im Auftrag des Deutſchen Reiches mit der griechiſchen Regierung in Athen einen Vertrag wegen der Ausgrabungen zu Olympia und ſtarb am 11. Juli 1896. — Er war ein vortrefflicher Hiſtoriker. Sein Hauptwerk iſt die „Griechiſche Geſchichte“.

Die olympiſchen Spiele.

Aus „Altertum und Gegenwart“.

I.

Als Xerxes die Heere des Morgenlandes über den Hellespont geführt, Theſſalien eingenommen und das feſte Tor des inneren Griechenlands, den Seepaß der Thermopylen, ſich durch Verrat geöffnet hatte, konnte er nicht anders glauben, als daß nun jeder ernſtliche Widerſtand beſeitigt wäre, und daß die Hellenen der ſüdlichen Landſchaften in Zittern und Angſt des über ſie hereinbrechenden Schickſals warteten. Da kamen Überläufer aus Arkadien in das Lager, unſtete Leute, die des Lebens Not hintrieb, wo es zu verdienen gab. Man brachte ſie vor den König, um ſie auszufragen, was die Hellenen machten. „Sie feiern das Feſt der Olympien,“ war die unerwartete Antwort; „ſie ſchauen den Wettkämpfen und Wagenſpielen zu“; und als man ſie weiter fragte, um welchen Preis jene Kämpfe gehalten würden, erwiderten ſie: „Um den Kranz vom Ölbaum.“ Da ſprach einer der perſiſchen Großen ein kluges Wort, wenn es ihm auch als Feigheit ausgelegt wurde. Denn als er von dem Kranze hörte, konnte er es nicht verſchweigen, ſondern ſagte laut vor allen: „Wehe, Mardonius, gegen was für Männer haſt du uns geführt, die nicht um Gold und Silber Wettkämpfe halten, ſondern um Männertugend!“

So erzählt uns Herodot, deſſen Gedanken ſich mit Vorliebe um jenen Gegenſatz der Hellenen und Barbaren bewegten, welcher, lange im ſtillen vorbereitet, nun vollſtändig entwickelt in die Weltgeſchichte eingetreten war, um ſie für Jahrhunderte zu erfüllen. Um Macht und Beſitz iſt unter den Völkern der Erde allerorten gekämpft worden, ſolange die Geſchichte ihren blutigen Weltgang hält; aber vor und nach den Hellenen hat es kein Volk gegeben, dem die freie und volle Entfaltung der menſchlichen Kräfte des Lebens Ziel war, ſo daß, wer in dieſem Streben vor allem Volke Anerkennung errungen hatte, ſich reich belohnt fühlte, ſo reich, daß ihm die Welt mit ihren Schätzen nichts Höheres zu bieten vermochte.

Bei den Ausdrücken, mit welchen neuere Völker die menſchliche Bildung bezeichnen, denkt man faſt ausſchließlich an die geiſtigen Anlagen. Dem griechiſchen Sinne war aber der Gedanke durchaus

fremd, daß der Mensch aus zwei ungleich berechtigten Hälften bestehe, und daß er nur mit der geistigen Begabung die Verpflichtung erhalten habe, die anvertrauten Kräfte mit aller Sorgfalt zu stärken und zu veredeln. Die Griechen erkannten in dem Baue des Leibes und der hohen Bildungsfähigkeit seiner Organe eine gleich wichtige und unabweisliche Forderung der Götter. Die Frische leiblicher Gesundheit, Schönheit der Gestalt, ein fester und leichter Schritt, rüstige Gewandtheit und Schwungkraft der Glieder, Ausdauer in Lauf und Kampf, ein helles, mutiges Auge und jene Besonnenheit und Geistesgegenwart, welche nur in täglicher Gewohnheit der Gefahr erworben wird, — diese Vorzüge galten bei den Griechen nicht geringer als Geistesbildung, Schärfe des Urteils, Übung in den Künsten der Musen. Das Gleichgewicht des leiblichen und geistigen Lebens, die harmonische Ausbildung aller natürlichen Kräfte und Triebe war den Hellenen die Aufgabe der Erziehung, und darum stand neben der Musik die Gymnastik, um von Geschlecht zu Geschlecht eine an Leib und Seele gesunde Jugend zu erziehen. Darauf beruhte das Gedeihen der Staaten. Deshalb blieb jene Doppelerziehung nicht dem Ermessen der einzelnen Häuser anheimgestellt, sondern überall — wenn auch nicht in der Gesetzesschärfe wie in Kreta und Sparta — wurde die von den Vätern überlieferte Sitte gymnastischer Übungen vom Staate geordnet und gefördert. Öffentliche Gymnasien mit großen, sonnigen Übungsplätzen, von Hallen oder Baumreihen eingeschlossen, meistens vor den Toren in ländlicher Umgebung angelegt, durften in keinem Orte fehlen, der auf den Namen einer hellenischen Stadt Anspruch machte. Wer nach Ansehen und Einfluß unter seinen Mitbürgern strebte, mußte bis zur Vollendung männlicher Reife den größten Teil seiner Zeit in den Gymnasien zugebracht haben, und in manchen Städten war es ausdrücklich Gesetz, daß niemand in die Bürgerschaft aufgenommen werden durfte, der nicht die ganze Reihe gymnastischer Übungen vollendet hatte.

Den Eifer für diese Übungen erhöhte der Ehrgeiz. Die Gymnasien boten den Knaben und Jünglingen tägliche Gelegenheit, die wachsenden Kräfte aneinander zu messen; der Wetteifer steigerte sich, wenn bei festlichen Anlässen das Volk sich versammelte, den Wettkämpfen zuzuschauen. Hier trat die Gymnastik in den Dienst der Religion. . . . Die Wettkämpfe selbst waren Opfer des Dankes, und die Götter, sagt Plato, sind Freunde der Kampfspiele. Wohl gab es keine Huldigung, welche so mühselige Ausdauer vieler Jahre, so viel Aufwand an Kraft und Zeit, so viel Entbehrung und Schmerzen forderte. Aber die Hellenen haben nie die Freude des Lebens in träger Behaglichkeit gesucht; sie fühlten lebendig, was auch unter uns jeder aus eigner Erfahrung wissen sollte, daß eine freie, alle Muskeln anspannende Bewegung des Körpers in Luft und Sonnenlicht jeden gesunden Menschen freudig belebt und mit innerer Heiterkeit erfüllt. Darum waren die Festspiele für die Hellenen die höchste Lust des Lebens; sie konnten sich auch die Inseln der Seligen nicht ohne Ringplätze denken, und als die Zehntausend einst nach unsäglichen Mühseligkeiten aus dem Innern Asiens endlich wieder an das Gestade des Meers gelangt waren, nach dem sich ihr griechisches Herz gesehnt hatte, da war das erste, was sie zum Danke gegen die Götter und zur Erquickung ihrer ermatteten Seelen vornahmen, daß sie vor den Toren von Trapezunt Kampfspiele anstellten; sie waren wieder Griechen auf griechischem Boden, und alles Ungemach war vergessen.

Es gab keine größeren Götterfeste ohne Festspiele. . . . Wenn aber *die olympischen Spiele* nach Pindars Worten alle andern so übertrafen . . . wie das Gold die Güter des Reichtums, so liegt der Grund davon in der besonderen Geschichte von Olympia.

II.

Olympus, das nördliche Ufergebirge des Alpheios in Elis, war seit alters Sitz eines Götter- und Heroenkultus. Die eingebornen Pelasger verehrten dort ihren Zeus und hinzugewanderte

Achäer ihren Stammvater Pelops und — unter dem Einfluß dorischer Staaten — den Herakles. Zur Beilegung der zwischen den verschiedenen Stämmen herrschenden Feindseligkeiten wurde auf Anregung Spartas am Fuße des Gebirges ein gemeinsames Bundesheiligtum eingesetzt (Olympia), dessen Verwaltung den Eleern übertragen wurde, und gemeinschaftliche Kampfspiele angeordnet. Das Ansehen dieses Heiligtums wuchs und wurde schließlich das des ganzen Griechenvolks. Alle Griechen zählten nach Olympiaden und schlossen sich den heiligen Gebräuchen und Rechtssatzungen Olympias an. — Olympia bestand aus zwei scharf gesonderten Teilen. In der Altis, einem Labyrinth von Kunstwerken und Tempeln, deren Mittelpunkt das von Phidias' Meisterhand geschaffene Bildnis des Zeus war, befand sich nur, was den Göttern gehörte. Dicht beim Tor am Wege zum Zeustempel hatte man den heiligen Ölbaum, von dessen Zweigen ein Knabe mit goldenem Messer die Siegeskränze abschnitt. Straßen und Plätze waren eingefaßt mit dichten Reihen von Siegerstatuen, Säulen und Denkmälern aller Art. Am Fuße des Kronoshügels stand eine Reihe von Schatzhäusern zur Aufbewahrung der Weihgeschenke. Daran stieß das Stadium, an das nach Süden hin das Hippodrom grenzte, welches aus der breiten geebneten Rennbahn und den Wagenständen bestand. — Der profane Raum von Olympia hatte nur wenig ansehnliche Gebäude. Das bedeutendste war das Leonidaion, das in der Kaiserzeit zur Aufnahme römischer Großen diente. Die Einwohnerschaft Olympias bestand aus den Priestern samt deren Personal von mancherlei Beamten und freien und unfreien Dienern. Die Einwohnerschaft mußte an Ort und Stelle bleiben und durfte sich nicht zu einer städtischen Gemeinde erweitern. Olympia blieb ein ländlich stiller Ort, und die Waldeinsamkeit des Alpheiostals wurde nur durch die Schritte der Wanderer unterbrochen, die des Wegs zogen und am Zeusaltar ihr Gebet sprachen.

III.

Aber wie veränderte sich alles, wenn das vierte Jahr, das Jahr der großen Olympien, herankam und wenn die heiligen Gesandten, „Zeus des Kroniden Friedensboten, der Jahreszeiten Herolde", von den Pforten der Altis auszogen und den Hellenen die ersehnte Kunde brachten: „Das Fest des Zeus ist wiederum nahe, aller Streit soll ruhen, jeder Waffenlärm schweige! Frei mögen auf allen Land- und Wasserstraßen die Pilger heranziehen zu der gastlichen Schwelle des Zeus!"

Alle Hellenen waren eingeladen, und ausgeschlossen nur die Schuldbeladenen, oder die dem olympischen Zeus Ehrfurcht versagt oder die sich an der gemeinsamen Sache der Hellenen versündigt hatten. . . . Die eingeladenen Städte schickten ihre angesehensten Männer als Gesandtschaften nach Olympia, die auf stattlichen Wagen, in Prachtgewänder gekleidet, mit zahlreichem Gefolge zum Zeusfeste wallfahrteten und im Namen ihrer Städte herrliche Opfer darbrachten. Die Städte der Kolonien benutzten dies Fest, um sich mit dem Mutterlande in lebendigem Zusammenhange zu erhalten; ihre Bürger eilten in den von Stürmen selten beunruhigten Sommermonaten herbei, und das Jonische Meer sowie die breite Alpheiosmündung füllte sich mit den bekränzten Festschiffen der auf den Küsten von Asien und Afrika, von Italien, Sizilien und Gallien wohnenden Hellenen, und bewundernd musterte das am Gestade versammelte Volk die auf fernen Weiden gezogenen Rosse und Maultiere, welche durch fremdländische, dunkelfarbige Sklaven auf den Boden von Elis geführt wurden.

Es war die größte hellenische Volksversammlung, welche sich in Olympia vereinigte. Was also eine möglichst große Verbreitung unter allen Stämmen der Hellenen erreichen sollte, wurde durch die Herolde Olympias ausgerufen, so die Ehrenbezeugungen, die eine Stadt der anderen zuerkannte, später die Verordnungen Mazedoniens und Roms, welche alle Hellenen angingen. Weisheit und Kunst stellten hier ihre Werke zur Schau und zur Prüfung aus, und wo konnte Herodot sein unsterbliches Werk über die Kämpfe der Hellenen und Barbaren lieber vorlesen als in Olympia!

Die Kampflustigen unter den versammelten Hellenen mußten sich bei den Kampfrichtern, den eliischen Hellanodiken, melden; sie wurden in Hinsicht ihres Ursprungs, ihres Rufs, ihrer körperlichen Tüchtigkeit geprüft: sie mußten nach-

weisen, daß sie zehn Monate lang in einem hellenischen Gymnasium die Reihe hergebrachter Übungen gewissenhaft vollendet hatten, und wurden dann mit den Kämpfern gleicher Gattung und Altersstufe zusammengeordnet. Zum Schlusse dieser Vorbereitungen wurden sie vor das Bild des schwurhütenden Zeus geführt, der zum schreckenden Wahrzeichen in jeder Hand den Blitzstrahl führte, um einen Eid darauf zu leisten, daß sie im Wettkampfe keine Unredlichkeit und keinen Frevel sich zuschulden kommen lassen wollten.

Die Spiele und Feste wurden im Laufe der Zeiten vielfach geändert und vergrößert, da die Eleer unablässig bedacht sein mußten, die Feier der Olympien, das Kleinod ihres Staats, die Quelle ihres Wohlstands, auf alle Weise zu pflegen und durch zeitgemäße Fortbildung vor der gefährlichen Konkurrenz anderer Festspiele zu behüten. So war aus einem Festtage allmählich eine Reihe von fünf Tagen geworden, welche in die Zeit des Vollmonds um die sommerliche Sonnenwende fielen.

Die Stadien sind älter als die Hippodrome, und wenn wir aus Homer wissen, wie die Hellenen ihren geliebtesten Heroen den Schnellfüßigen nannten, so wird es uns nicht wundern, daß auch in Olympia die einfachste und natürlichste aller körperlichen Geschicklichkeiten die älteste Kampfart war. Nach dem Sieger im olympischen Wettlaufe bezeichneten die Griechen die Jahrbücher ihrer Geschichte. Den behendesten Läufer zu sehen, füllten sich zuerst mit Zuschauern die Stufensitze des Stadiums, und wenn die Volksmenge beisammen war, dann traten durch den verdeckten Gang die Kämpfergruppen herein, von den Kampfrichtern geführt, welche, durch Purpurgewänder ausgezeichnet, auf ihrem Ehrensitze Platz nahmen. Der Herold rief die Kämpfer vor die Schranken; sie wurden mit Namensaufruf dem Volke vorgestellt. . . . Dann traten die Kämpfer an die silberne, dem Zeus heilige Losurne heran, und einer nach dem andern nahm, nachdem er ein kurzes Gebet gesprochen hatte, eins der Lose hervor, welche nach gleichen Buchstaben die Paare oder Gruppen bestimmten. So viele der Gruppen da waren — denn es liefen immer vier miteinander — so oft wurde der Kampf erneuert, und da einer Sieger bleiben mußte, so traten, die in den verschiedenen Gruppen gesiegt hatten, zuletzt zum entscheidenden Preiskampfe zusammen.

Nach Art des Wettlaufs wurden auch die andern Wettkämpfe des Stadiums eingeleitet und ausgeführt, der Sprung, in welchem Schwungkraft der Glieder und Entschlossenheit sich bewährte, der Ringkampf, durch welchen Männer wie Milon, der weise Schüler des Pythagoras, ihren Ruhm durch alle Länder verbreiteten, ferner der rohere Faustkampf, der Wurf des Diskos und des Speers sowie die zusammengesetzten Kampfarten.

In allen den genannten Gattungen der gymnastischen Übungen bewährte sich des Mannes eigne Kraft und Gewandtheit in freier Selbsttätigkeit. Ihnen gegenüber standen die ritterlichen Spiele, wo man der Rosse Tüchtigkeit den Sieg verdankte. Wenn dieser Kampf dennoch alle anderen überstrahlte, so war es nicht sowohl die Rücksicht auf die Kunst des Wagenlenkers als vielmehr der Glanz des Reichtums, die Pracht des Aufzugs, welche zugunsten dieser Kampfart entschieden. Hier zeigten sich nur die größeren Staaten, und überall galt es für eine Stufe hohen Erdenglücks, wenn es jemand vergönnt war, für den Wettkampf Viergespanne aufziehn zu können. Nur die Reichsten traten hier in die Schranken, die Könige von Syrakus und Kyrene sandten ihre Wagenlenker; hochfahrenden Jünglingen wie Alkibiades erschien nur der Sieg im Hippodrom als ein begehrungswürdiges Ziel.

Zu diesem herrlichsten der Schauspiele füllten sich am vierten Festtage die langen Stufenreihen zu den Seiten der Rennbahn. Die Wagenstände wurden verlost; vor jedem Wagenstande war ein Seil gezogen, hinter welchem die Renner ungeduldig den Boden stampften. In der Mitte des Dreiecks, welches die beiden Seiten der Wagenstände mit der Halle des Agnaptos bildeten, stand ein Altar;

auf dem Altare saß ein eherner Adler, welcher, in die Luft steigend, dem Volke umher den Anfang des Spiels verkündete. Gleichzeitig senkte sich der Delphin, der an der äußern Spitze des Dreiecks auf einem Querbalken lag, ein Sinnbild des reisigen Meergottes. Dies war das Zeichen für die Reiter und Wagenlenker; denn unmittelbar darauf wurden die Seile vor den Wagenständen fortgezogen, aber nicht auf einmal von allen, sondern zuerst von den beiden, welche zur Rechten und Linken dem Delphin am fernsten lagen, und zuletzt von den beiden nächstgelegenen. So tauchten die Gespanne paarweise vom Hintergrunde her vor den Augen des Volks hervor und bildeten beim Beginne der Bahn eine prächtige, unaufhaltsam vorwärts stürmende Wagenreihe. Durch die künstliche Einrichtung des Ablaufs wurde wenigstens im Anfange der Zusammenstoß der Wagen möglichst vermieden, den Ungeschick oder böser Wille leicht veranlassen konnte. Nun kam auf der breiteren Bahn, welche ein Viergespann mit ausgewachsenen Rossen zwölfmal durchmessen mußte, alles darauf an, einerseits die kürzesten Fahrten zu machen und möglichst nahe an der Zielsäule mit dem linkslaufenden Pferde herumzulenken, andrerseits aber dem auf dieser Linie sich zusammenschiebenden Wagengedränge vorsichtig auszuweichen. Oft siegte der mit Bedacht von dem Zielschafte abwärts haltende Wagenlenker; in einem Rennspiele scheiterten vierzig Wagen an dieser Klippe und ließen dem allein übrigbleibenden einen leichten Sieg. Die Zuschauer verfolgten mit Angst und Jubel die rasch sich vollendenden Ereignisse des ergreifenden Schauspiels, bis sie mit lautem Beifallssturme den Glücklichen begrüßen konnten, den des Herolds Stimme ausrief. Angst und Qual war vergessen, und wie die Glut des Julitags sich endlich in ersehnte Abendkühle verwandelte, so begann die Siegesfeier. Der Sieger wurde von seinen Angehörigen und Landsleuten umringt, von den anwesenden Hellenen begleitet; der festliche Zug bewegte sich vom Hippodrom und Stadium nach dem Eingangstore und zum Tempel des Zeus; denn hier zu den Füßen des Gottes standen die Sessel der in seiner Vollmacht siegverleihenden Hellanodiken; hier stand der heilige Tisch, auf welchem die frisch geschnittenen Kränze des Ölbaums lagen; vor den Augen des Zeus wurde des Siegers Haupt geschmückt, wurde die Palme in seine Hand gegeben. . . . Dann brachte der Sieger sein Dankopfer am Altare des Zeus dar, und als hochbeglückter Gast des olympischen Gottes wurde er mit seinen Siegsgenossen im Speisesaale des Prytaneions am Herde des Heiligtums bewirtet. Die Masse des Volkes aber lagerte sich vor der Altis zwischen wohlversorgten Meßbuden im Freien oder unter Zelten. [Die ganze Flur erscholl bei lieblichen Gelagen von Siegsgesängen.] Es war die lustige Nachfeier des heißen Tages. . . .

Aber nicht mit kurzem Freudenrausche war die Feier des Siegs beendet. Die Kunst fesselte sie in bleibenden Werken; denn die Gestalt der Sieger sollte nicht nach flüchtigem Eindrucke aus dem Gedächtnisse der Hellenen wieder verschwinden. Sie wurden im Erzgusse dargestellt, kommenden Geschlechtern zur Erinnerung und zur Nacheiferung; wer dreimal gesiegt hatte, durfte in ganzer Größe und voller Treue dargestellt werden. . . . Diese Bildsäulen wurden wohl häufig vervielfältigt, um auch in des Siegers Vaterstadt . . . aufgestellt zu werden. . . . Der ersten Festfreude, welche bei dem Getümmel Olympias und der vielgeteilten Aufmerksamkeit nicht zur vollen Berechtigung kommen konnte, folgte die eigentliche Feier bei der Heimkehr. Man riß die Stadtmauern ein, um dem Wagen des Siegers Bahn zu machen; was bedurfte die Stadt der Mauern, die solche Männer hatte! Ein unabsehlicher Zug schloß sich an, indem der Sieger im Purpurgewande voranfuhr und die Festgenossen durch die Hauptstraßen zu dem Tempel der stadthütenden Gottheit führte; ihr wurde das Opfer des Dankes dargebracht, und an das Opfer schloß sich das Mahl der Freude. . . .

Das war den Griechen Olympia. Darum saßen sie hier in heiterer Feststim-

mung, während Leonidas an den Grenzen ihres Landes den Opfertod starb; darum überhörten sie den herantobenden Kriegslärm, denn sie fanden in dem ungestörten Kultus ihres Nationalgottes die sicherste Bürgschaft seines Segens, sie fühlten beim Anblick ihrer Olympioniken die freudigste Siegeshoffnung; von Olympia zogen sie nach Salamis und Platää. Und als nun dem ganzen Volke der große olympische Sieg verliehen wurde, da begann auch für Olympia die herrlichste Zeit.

2. Theodor Mommsen,

geboren den 30. November 1817 zu Garding in Schleswig, studierte Rechtswissenschaft, Philologie und Geschichte in Kiel, wurde Privatlehrer zu Altona, machte 1844—'47 eine wissenschaftliche Reise durch Italien und Frankreich, wurde 1848 außerordentlicher Professor der Rechte zu Leipzig, wegen Teilnahme an der politischen Bewegung abgesetzt, darauf Professor des römischen Rechts in Zürich, 1854 in gleicher Eigenschaft nach Breslau berufen, 1858 als Professor der Alten Geschichte nach Berlin, war seit 1874 ständiger Sekretär der königlichen Akademie der Wissenschaften, 1873—'82 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, starb den 1. November 1903. — Er war einer der ausgezeichnetsten Altertumsforscher und Geschichtschreiber. Unter seinen zahlreichen Schriften ragt die „Römische Geschichte" durch originelle Auffassung und Darstellung hervor.

Julius Cäsar.

Aus „Römische Geschichte".

Der erste Herrscher über das ganze Gebiet römisch-hellenischer Zivilisation, Gajus Julius Cäsar, stand im sechsundfunfzigsten Lebensjahr (geb. 12. Juli 652?), als die Schlacht bei Thapsus, das letzte Glied einer langen Kette folgenschwerer Siege, die Entscheidung über die Zukunft der Welt in seine Hände legte. Weniger Menschen Spannkraft ist also auf die Probe gestellt worden wie die dieses einzigen schöpferischen Genies, das Rom, und des letzten, das die alte Welt hervorgebracht und in dessen Bahnen sie denn auch bis zu ihrem eigenen Untergang sich bewegt hat. Der Sprößling einer der ältesten Adelsfamilien Latiums, welche ihren Stammbaum auf die Helden der Ilias und die Könige Roms . . . zurückführte, waren seine Knaben- und ersten Jünglingsjahre vergangen, wie sie der vornehmen Jugend jener Epoche zu vergehen pflegten. Auch er hatte von dem Becher des Modelebens den Schaum wie die Hefe gekostet, hatte rezitiert und deklamiert, auf dem Faulbett Literatur getrieben und Verse gemacht, . . . sich einweihen lassen in alle Rasier-, Frisier- und Manschettenmysterien der damaligen Toilettenweisheit sowie in die noch weit geheimnisvollere Kunst, immer zu borgen und nie zu bezahlen. Aber der biegsame Stahl dieser Natur widerstand selbst diesem zerfahrenen und windigen Treiben; Cäsar blieb sowohl die körperliche Frische ungeschwächt wie die Spannkraft des Geistes und des Herzens. Im Fechten und im Reiten nahm er es mit jedem seiner Soldaten auf, und sein Schwimmen rettete ihm bei Alexandria das Leben; die unglaubliche Schnelligkeit seiner gewöhnlich des Zeitgewinns halber nächtlichen Reisen — das rechte Gegenstück zu der prozessionsartigen Langsamkeit, mit der Pompejus sich von einem Ort zum andern bewegte — war das Erstaunen seiner Zeitgenossen und nicht die letzte Ursache seiner Erfolge. Wie der Körper war der Geist. Sein bewunderungswürdiges Anschauungsvermögen offenbarte sich in der Sicherheit und Ausführbarkeit all seiner Anordnungen, selbst wo er befahl, ohne mit eignen Augen zu sehen. Sein Gedächtnis war unvergleichlich, und es war ihm geläufig, mehrere Geschäfte mit gleicher Sicherheit nebeneinander zu betreiben. Obgleich Gentleman, Genie und Monarch, hatte er dennoch ein Herz. Solange er lebte, bewahrte er für seine würdige Mutter Aurelia — der Vater starb ihm früh — die reinste Verehrung; seinen Frauen und vor allem seiner Tochter Julia widmete er eine ehrliche Zuneigung, die selbst auf die politischen Verhältnisse nicht ohne Rückwirkung blieb. Mit den tüchtigsten und kernigsten Männern seiner Zeit, hohen und niederen Ranges, stand er in einem schönen Verhältnis gegenseitiger Treue, mit jedem nach seiner Art. Wie er selbst niemals einen der Seinen in Pompejus' kleinmütiger und gefühlloser Art fallen ließ und, nicht bloß aus

Berechnung, in guter und böser Zeit ungeirrt an den Freunden festhielt, so haben auch von diesen manche noch nach seinem Tode ihm in schönen Zeugnissen ihre Anhänglichkeit bewährt. Wenn in einer so harmonisch organisierten Natur überhaupt eine einzelne Seite als charakteristisch hervorgehoben werden kann, so ist es die, daß alle Ideologie und alles Phantastische ihm fern lag. . . . Cäsar war durchaus Realist und Verstandesmensch, und was er angriff und tat, war von der genialen Nüchternheit durchdrungen und getragen, die seine innerste Eigentümlichkeit bezeichnet. Ihr verdankte er das Vermögen, unbeirrt durch Erinnern und Erwarten energisch im Augenblick zu leben; ihr die Fähigkeit, in jedem Augenblick mit gesammelter Kraft zu handeln und auch dem kleinsten und beiläufigsten Beginnen seine volle Genialität zuzuwenden; ihr die Vielseitigkeit, mit der er erfaßte und beherrschte, was der Verstand begreifen und der Wille zwingen kann; ihr die sichere Leichtigkeit, mit der er seine Perioden fügte, wie seine Feldzugspläne entwarf; ihr die „wunderbare Heiterkeit", die in guten und bösen Tagen ihm treu blieb; ihr die vollendete Selbständigkeit, die keinem Liebling und keiner [Frau], ja nicht einmal dem Freunde Gewalt über sich gestattete. Aus dieser Verstandesklarheit rührt es aber auch her, daß Cäsar sich über die Macht des Schicksals und das Können des Menschen niemals Illusionen machte; für ihn war der holde Schleier gehoben, der dem Menschen die Unzulänglichkeit seines Wirkens verdeckt. Wie klug er auch plante und alle Möglichkeiten bedachte, das Gefühl wich doch nie aus seiner Brust, daß in allen Dingen das Glück, das heißt, der Zufall, das gute Beste tun müsse; und damit mag es denn auch zusammenhängen, daß er so oft dem Schicksal Paroli geboten und namentlich mit verwegener Gleichgültigkeit seine Person wieder und wieder auf das Spiel gesetzt hat. Wie ja wohl überwiegend verständige Menschen in das reine Hasardspiel sich flüchten, so war auch in Cäsars Rationalismus ein Punkt, wo er mit dem Mystizismus gewissermaßen sich berührte.

Aus einer solchen Anlage konnte nur ein Staatsmann hervorgehen. Von früher Jugend an war denn auch Cäsar ein Staatsmann im tiefsten Sinne des Wortes und sein Ziel das höchste, das dem Menschen gestattet ist sich zu stecken: die politische, militärische, geistige und sittliche Wiedergeburt der tiefgesunkenen eigenen und der noch tiefer gesunkenen, mit der seinigen innig verschwisterten hellenischen Nation. Die harte Schule dreißigjähriger Erfahrungen änderte seine Ansichten über die Mittel, wie das Ziel zu erreichen sei; das Ziel blieb ihm dasselbe in den Zeiten hoffnungsloser Erniedrigung wie unbegrenzter Machtvollkommenheit, in den Zeiten, wo er als Demagog und Verschworener auf dunklen Wegen zu ihm hinschlich, wie da er als Mitinhaber der höchsten Gewalt und sodann als Monarch vor den Augen einer Welt im vollen Sonnenschein an seinem Werke schuf. Alle zu den verschiedensten Zeiten von ihm ausgegangenen Maßregeln bleibender Art ordnen in den großen Bauplan zweckmäßig sich ein. Von einzelnen Leistungen Cäsars sollte darum eigentlich nicht geredet werden; er hat nichts Einzelnes geschaffen. Mit Recht rühmt man den Redner Cäsar wegen seiner aller Advokatenkunst spottenden männlichen Beredsamkeit, die wie die klare Flamme zugleich erleuchtete und erwärmte. Mit Recht bewundert man an dem Schriftsteller Cäsar die unnachahmliche Einfachheit der Komposition, die einzige Reinheit und Schönheit der Sprache. Mit Recht haben die größten Kriegsmeister aller Zeiten den Feldherrn Cäsar gepriesen, der wie kein anderer, ungeirrt von Routine und Tradition, immer diejenige Kriegführung zu finden wußte, durch welche in dem gegebenen Falle der Feind besiegt wird, und welche also in dem gegebenen Falle die rechte ist; der mit divinatorischer Sicherheit für jeden Zweck das rechte Mittel fand; der nach der Niederlage schlagfertig dastand wie Wilhelm von Oranien und mit dem Siege ohne Ausnahme den Feldzug beendigte; der das Element der Kriegführung, dessen Behandlung das militärische Genie von

der gewöhnlichen Offiziertüchtigkeit unterscheidet, die rasche Bewegung der Massen, mit unübertroffener Vollkommenheit handhabte und nicht in der Massenhaftigkeit der Streitkräfte, sondern in der Geschwindigkeit ihrer Bewegung, nicht im langen Vorbereiten, sondern im raschen, ja verwegenen Handeln, selbst mit unzulänglichen Mitteln, die Bürgschaft des Sieges fand.

Allein alles dies ist Cäsar nur Nebensache; er war zwar ein großer Redner, Schriftsteller und Feldherr, aber jedes davon ist er nur geworden, weil er ein vollendeter Staatsmann war. Namentlich spielt der Soldat in ihm eine durchaus beiläufige Rolle, und es ist eine der hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten, die ihn von Alexander, Hannibal und Napoleon unterscheidet, daß in ihm nicht der Offizier, sondern der Demagog der Ausgangspunkt der politischen Tätigkeit war. Seinem ursprünglichen Plane zufolge hatte er sein Ziel wie Perikles und Gajus Gracchus ohne Waffengewalt zu erreichen gedacht, und achtzehn Jahre hindurch hatte er als Führer der Popularpartei ausschließlich in politischen Plänen und Intrigen sich bewegt, bevor er, ungern sich überzeugend von der Notwendigkeit eines militärischen Rückhalts, schon ein Vierziger, an die Spitze einer Armee trat. . . .

Wenn überhaupt eine Seite der bürgerlichen Verdienste, so wurden von ihm vielmehr die Wissenschaften und die Künste des Friedens vor den militärischen bevorzugt. Die bemerkenswerteste Eigentümlichkeit seines staatsmännischen Schaffens ist dessen vollkommene Harmonie. In der Tat waren alle Bedingungen zu dieser schwersten aller menschlichen Leistungen in Cäsar vereinigt. Durch und durch Realist, ließ er die Bilder der Vergangenheit und die ehrwürdige Tradition nirgends sich anfechten; ihm galt nichts in der Politik als die lebendige Gegenwart und das verständige Gesetz, eben wie er auch als Grammatiker die historisch-antiquarische Forschung beiseite schob und nichts anerkannte als einerseits den lebendigen Sprachgebrauch, anderseits die Regel der Gleichmäßigkeit. Ein geborener Herrscher, regierte er die Gemüter der Menschen, wie der Wind die Wolken zwingt, und nötigte die verschiedenartigsten Naturen, ihm sich zu eigen zu geben. . . . Sein Organisationstalent ist wunderbar; nie hat ein Staatsmann seine Bündnisse, nie ein Feldherr seine Armee aus ungefügen und widerstrebenden Elementen so entschieden zusammengezwungen und so fest zusammengehalten wie Cäsar seine Koalitionen und seine Legionen, nie ein Regent mit so scharfem Blicke seine Werkzeuge beurteilt und ein jedes an den ihm angemessenen Platz gestellt. Er war Monarch; aber nie hat er den König gespielt. Auch als unumschränkter Herr von Rom blieb er in seinem Auftreten der Parteiführer; vollkommen biegsam und geschmeidig, bequem und anmutig in der Unterhaltung, zuvorkommend gegen jeden, schien er nichts sein zu wollen als der Erste unter seinesgleichen. Den Fehler so vieler ihm sonst ebenbürtiger Männer, den militärischen Kommandoton auf die Politik zu übertragen, hat Cäsar durchaus vermieden; wie vielen Anlaß das verdrießliche Verhältnis zum Senat ihm auch dazu gab, er hat nie zu Brutalitäten gegriffen. . . . Cäsar war Monarch; aber nie hat ihn der Tyrannenschwindel erfaßt. Er ist vielleicht der einzige unter den Gewaltigen [der Erde], welcher im großen wie im kleinen nie nach Neigung oder Laune, sondern ohne Ausnahme nach seiner Regentenpflicht gehandelt hat, und der, wenn er auf sein Leben zurücksah, wohl falsche Berechnungen zu bedauern, aber keinen Fehltritt der Leidenschaft zu bereuen fand. . . . Er ist endlich vielleicht der einzige unter jenen Gewaltigen, der den staatsmännischen Takt für das Mögliche und Unmögliche bis an das Ende seiner Laufbahn sich bewahrt hat und nicht gescheitert ist an derjenigen Aufgabe, die für großartig angelegte Naturen von allen die schwerste ist, an der Aufgabe, auf der Zinne des Erfolgs dessen natürliche Schranken zu erkennen. Was möglich war, hat er geleistet und nie um des unmöglichen Besseren willen das mögliche Gute unterlassen, nie es verschmäht, un-

heilbare Übel durch Palliative wenigstens zu lindern. Aber wo er erkannte, daß das Schicksal gesprochen, hat er immer gehorcht. Alexander am Hyphasis, Napoleon in Moskau kehrten um, weil sie mußten, und zürnten dem Geschick, daß es auch seinen Lieblingen nur begrenzte Erfolge gönnt; Cäsar ist an der Themse und am Rhein freiwillig zurückgegangen und gedachte auch an der Donau und am Euphrat nicht, ungemessene Pläne der Weltüberwindung, sondern bloß wohlerwogene Grenzregulierungen ins Werk zu setzen.

So war dieser einzige Mann, den zu schildern so leicht scheint und doch so unendlich schwer ist.

3. Helmut von Moltke,

geboren den 26. Oktober 1800 zu Parchim in Mecklenburg, besuchte die Kadettenakademie zu Kopenhagen, ward 1819 dänischer Offizier, trat 1822 in preußische Dienste, besuchte 1823—'26 die Allgemeine Kriegsschule in Berlin, wurde 1832 Glied des Generalstabes, machte 1835 eine Reise in den Orient, beteiligte sich an der Reorganisation des türkischen Kriegswesens, wobei ihm eine Gelegenheit zu einer bedeutsamen Forschungsreise durch Kleinasien gegeben wurde, kehrte 1839 nach Deutschland zurück, reiste 1845 nach Rom, begleitete 1855 als erster Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen denselben nach St. Petersburg, Moskau, London und Paris, wurde 1857 Chef des Generalstabes, stieg durch seine hervorragenden Leistungen im dänischen, österreichischen und französischen Krieg zum Feldmarschall empor, ward in den Grafenstand erhoben und starb, von der Nation hochgeehrt und auch vom Ausland bewundert, am 24. April 1891. — Moltke ist den vorzüglichsten deutschen Prosaikern zuzurechnen. Unter seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen: „Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829", „Reisebriefe", vor allem das große Generalstabswerk des Krieges von 1870 und '71.

Pompeji.

Aus „Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten", Band V.

Neapel, den 17. November 1840.

. . . Einer der interessantesten Gegenstände, die man in Italien besehen kann, ist die ausgegrabene Stadt Pompeji. Wie durch Zauber wird man aus der Gegenwart in die ferne Vorzeit, aus dem neunzehnten in das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung versetzt. Die Zeit, die Völkerwanderungen und die Kunstliebhaber zerstörten die prachtvollsten und solidesten Bauten der Römer und Griechen. Von den gewaltigsten Tempeln und Theatern sieht man heute meist nur noch einzelne Säulenschäfte und halbversunkene Gewölbe. Aber Pompeji wurde durch ein plötzliches Naturereignis an einem Tage mitten im dermaligen Leben seiner Bewohner en flagrant délit[1]) überrascht und für fast zwei Jahrtausende eingesargt. Die Erde selbst war das Museum, in dem nicht nur seine Kunstschätze, sondern die ganzen häuslichen Einrichtungen der Bevölkerung sicher aufgehoben waren. Eine zehn bis zwanzig Fuß hohe Decke von Asche und Bimssteinen sicherte alles dies vor Zerstörung, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wußte man zwar, daß ein Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 nach Christi Geburt Pompeji zerstört, nicht aber, wo diese Stadt gelegen hatte. Einige beim Brunnengraben aufgefundene Inschriften bezeichneten zuerst den Ort. Gegenwärtig ist etwa der vierte und jedenfalls der interessanteste Teil der alten Stadt, auf dem Weinberge und Landhäuser sich ausbreiten, ans Tageslicht gezogen. Denn ausgegraben sind: das Forum, zwei Theater, die Straße der Handwerker und Kaufleute, der Zirkus vor dem Tor, die Straße der Gräber und die Häuser bekannter Männer wie Cicero, Diomedes, Sallust usw.

Die Einwohner Pompejis waren im Augenblicke der Eruption gerade im Amphitheater versammelt, das mit seinen Marmorstufen und Löwenzwingern vor unserm Blick aufgedeckt steht. Wahrscheinlich hatte der größte Teil Zeit, sich zu flüchten. Jedoch findet man auch einen großen Teil Verunglückter. An der Tür des großen, schönen Hauses des Freigelassenen Diomedes fand man das Skelett eines Mannes mit einem Schlüssel in der einen, einem Beutel Geld in der andern Knochenhand. Im Tempel der Isis lag in den unteren Gewölben ein Skelett mit einer Brechstange. Der Mann hatte sich durch zwei dicke Mauern durchgearbeitet. Ein weibliches Skelett hielt in seinen Armen die Skelette zweier Kinder, die es

1) auf frischer Tat, plötzlich.

gegen den Aschenregen hatte schützen wollen, und noch zeigt man ein versteinertes Stück Asche mit dem Abdruck eines schönen Busens.

Nichts überrascht beim Besuche dieses Epimenides[2] der Städte so sehr als die Frische der Farben, die zweitausend Jahre lang an diesen Kalkwänden kleben. Fast alle Fußböden der größeren Häuser sind mit den zierlichsten Mosaiken bedeckt, und die Fontänen mit dem zerbrechlichen Schmuck von Konchylien und Seemuscheln sehen aus, als ob sie eben fertig geworden. Man staunt über die Korrektheit der Zeichnung und den Glanz der Farben bei den schwebenden Figuren auf rotem oder schwarzem Grund, welche die Wände schmückten und jedesmal Bezug auf die Bestimmung des Ortes hatten. Ein Pfeiler im Hause eines Tuchfabrikanten zeigt die ganze Prozedur dieses Geschäftes, den Webestuhl, das Krumpen, das Waschen, endlich eine Schraubenpresse, genau so, wie sie noch jetzt angewandt wird. In den Speisezimmern findet man Obst-, Blumen- und Jagdstücke. Die Namen der Handwerker sowie die der Straßen sind mit schöner Schrift, meist rot, an den Häusern angeschrieben; an einigen Stellen findet man scherzhafte Ausrufungen und gewisse Figuren angemalt, wie man sie an unseren Mauern auch findet. Die Räder der Wagen haben Geleise in das harte Lavapflaster gegraben; an einigen Stellen liegen noch die Steine, um bei Regenwetter trockenen Fußes von einem Trottoir aufs andere über die Straßen gelangen zu können. Man hat Brot, Mehl, Oliven, Feigen, Bohnen, freilich verkohlt, Weinkrüge (spitze Amphoren, wie sie heute noch im Orient gebräuchlich), zahllose Töpfergeschirre von der zierlichsten Form und mit den bekannten Figuren auf schwarzem Grund, Kochöfen, Backherde, allerlei Handwerksgeräte, chirurgische Werkzeuge, Würfel, Schachspiele, musikalische Instrumente, Küchengeschirre und Wagschalen gefunden, und alles unterscheidet sich von eben diesen jetzt gebräuchlichen Gegenständen nur darin, daß es zierlicher und geschmackvoller gearbeitet ist.

Wenn man bedenkt, wie Pompeji doch nur eine Landstadt zweiter Ordnung war, so erstaunt man über die Menge von Bronze- und Marmorstatuen, von Gemälden und Mosaiken, von Vasen und Geschmeide, die man aus derselben ausgegraben hat. Ganz besonders schön muß das Forum Civile gewesen sein, ein viereckiger Platz, ganz nach Vitruvs[3] Verhältnissen geordnet. Es ist genau auf den Gipfel des Berges von Castellamare und auf den Krater des Vesuvs orientiert, der das Verderben über die Stadt ausgoß. Auf drei Seiten stehen noch mehr als zweihundert Säulen dorischer Ordnung aufrecht. Sie sind aus Tuffstein, mit Stuck überkleidet und rot oder gelb angemalt. Diese Säulen bildeten einen fortlaufenden Portikus oder bedeckten Gang, aber die schöngeschnitzten Karniese sind eingestürzt. An der vierten Seite erhob sich ein Tempel, in dem das kolossale Haupt eines Jupiter aufgefunden wurde. Noch stehen zwölf prachtvolle kannelierte Marmorsäulen des Peristyls aufrecht. Die Kurie, die Basilika, die Tempel Merkurs und der Concordia, das Pantheon stehen zunächst. Die vielen Standbilder, welche diesen Platz schmückten, sind ins Museum nach Neapel abgeführt sowie der größte Teil der Kunstschätze, Gemälde und Mosaiken. Allerdings würden diese Gegenstände jetzt nur um so schneller zerstört werden, ließe man sie stehen. Aber man bedauert, nicht wenigstens ein Haus auf römischem Fuß dort hergestellt zu finden, wozu man das vollständigste Material hat.

Die Alten verwendeten weit mehr als wir auf ihre öffentlichen Gebäude und verlangten weniger für ihre Häuslichkeit; alles ist da klein, aber zierlich bis ins letzte Detail. Die Zimmer, die den viereckigen Hof umgeben, haben selten mehr als acht bis zehn Fuß im Gevierte und stehen unter sich in keiner Verbindung.

Es scheint, daß die Pompejaner viel

2) Epimenides aus Kreta, Priester und Weltweiser, soll der Sage nach fünfzig Jahre in einer Höhle geschlafen haben. (Vgl. Goethes „Des Epimenides Erwachen".) Aus seinen „Sühnliedern" ist der Spruch auf die Kreter im Briefe Pauli an Titum (1, 12) genommen.

3) Vitruvius Pollio war zur Zeit des Kaisers Augustus Leiter des Bauwesens in Rom. Er hinterließ ein zehn Bücher umfassendes Werk „De architectura".

Verkehr mit den Ägyptern gehabt haben. Dies beweisen ihre Skulpturen, ihre Papyrusrollen, der Isistempel und die aufgefundenen Mumien. Könnte man doch einige derselben erwecken, nicht weniger, wie wir ihre Stadt, würden sie uns anstaunen, die wir in Fracks und runden Hüten auf der Eisenbahn von Portici herbeikommen.

In dem Hause eines Apothekers hatte man gläserne Flaschen mit Medizin und Marmorkrüge mit Balsam zum Einbalsamieren der Mumien gefunden. Ich bin so glücklich gewesen, ein kleines Stück dieser verhärteten Masse zu erobern, welches trotz seiner zweitausend Jahre einen starken Geruch bewahrt hat.

4. Fürst Otto von Bismarck,

geboren den 1. April 1815, gestorben den 30. Juli 1898, der große Kanzler des Deutschen Reiches, hat sich durch seine gewaltigen Reden einen der ersten Plätze unter den deutschen Rednern und damit zugleich auch in der deutschen Literatur gesichert.

Schluß der Rede über die politische Lage im Jahre 1888.

(Gehalten im Deutschen Reichstage am 6. Februar 1888.)

Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist; es muß ein Volkskrieg sein; es muß ein Krieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden. Es ist mir noch erinnerlich der ohrengellende, freudige Zuruf am Kölner Bahnhofe, und so war es von Berlin bis Köln, so war es hier in Berlin. Die Wogen der Volkszustimmung trugen uns in den Krieg hinein, wir hätten wollen mögen oder nicht. So muß es auch sein, wenn eine Volkskraft wie die unsere zur vollen Geltung kommen soll. Es wird aber sehr schwer sein, den Provinzen, den Bundesstaaten und ihren Bevölkerungen das klar zu machen: der Krieg ist unvermeidlich, er muß sein. Man wird fragen: Ja, seid ihr denn dessen so sicher? wer weiß? Kurz, wenn wir schließlich zum Angriff kommen, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien,[1]) die viel schwerer wiegen als die materiellen Gewichte, auf der Seite unserer Gegner sein, die wir angegriffen haben. Das „heilige Rußland" wird entrüstet sein über den Angriff. Frankreich wird bis an die Pyrenäen hin in Waffen starren. Ganz dasselbe wird überall geschehen. Ein Krieg, zu dem wir nicht vom Volkswillen getragen werden, der wird geführt werden, wenn schließlich die verordneten Obrigkeiten ihn für nötig halten und erklärt haben; er wird auch mit vollem Schneid und vielleicht siegreich geführt werden, wenn man erst einmal Feuer bekommen und Blut gesehen hat. Aber es wird nicht von Hause aus der Elan[2]) und das Feuer dahinter sein wie in einem Kriege, wenn wir angegriffen werden. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen. Diese Überlegenheit dürfen wir uns nicht entgehen lassen, selbst wenn wir, was viele Militärs, nicht nur die unserigen, annehmen, jetzt unsern künftigen Gegnern überlegen sind. Die unserigen glauben das alle: natürlich, jeder Soldat glaubt das; er würde beinahe aufhören, ein brauchbarer Soldat zu sein, wenn er nicht den Krieg wünschte und an seinen Sieg darin glaubte. Wenn unsere Gegner etwa vermuten, daß es die Furcht vor dem Ausgange ist, der uns friedfertig stimmt, dann irren sie sich ganz gewaltig.

Wir glauben ebenso fest an unsern Sieg in gerechter Sache, wie irgendein ausländischer Leutnant in seiner Garnison beim dritten Glase Champagner glauben kann, und wir vielleicht mit mehr Sicherheit. Also es ist nicht die Furcht, die uns

1) Jetzt nicht zu berechnende bedeutsame Umstände und Einflüsse.

2) Trieb, Begeisterung.

friedfertig stimmt, sondern gerade das Bewußtsein unserer Stärke, das Bewußtsein, auch dann, wenn wir in einem minder günstigen Augenblicke angegriffen werden, stark genug zu sein zur Abwehr und doch die Möglichkeit zu haben, der göttlichen Vorsehung es zu überlassen, ob sie nicht in der Zwischenzeit doch noch die Notwendigkeit eines Krieges aus dem Wege räumen wird.

Ich bin also nicht für irgendwelchen Angriffskrieg, und wenn der Krieg nur durch unseren Angriff entstehen könnte — Feuer muß von irgend jemandem angelegt werden, wir werden es nicht anlegen —, nun, weder das Bewußtsein unserer Stärke, wie ich es eben schilderte, noch das Vertrauen auf unsere Bündnisse wird uns abhalten, unsere bisherigen Bestrebungen, den Frieden überhaupt zu erhalten, mit dem bisherigen Eifer fortzusetzen. Wir lassen uns da durch keine Verstimmung leiten und durch keine Abneigung bestimmen. Es ist ja unzweifelhaft, daß die Drohungen und die Beschimpfungen, die Herausforderungen, die an uns gerichtet worden sind, auch bei uns eine ganz erhebliche und berechtigte Erbitterung erregt haben, und das ist beim Deutschen recht schwer; denn er ist dem Nationalhaß an sich unzugänglicher als irgendeine andere Nation; wir sind aber bemüht, sie zu besänftigen, und wir wollen nach wie vor den Frieden mit unseren Nachbarn, namentlich aber mit Rußland suchen. Wenn ich sage: namentlich mit Rußland, so bin ich der Meinung, daß Frankreich uns bei diesen Bemühungen keine Sicherheit auf Erfolg gewährt, wenngleich ich nicht sagen will, daß es nichts hilft; wir werden nie Händel suchen, wir werden Frankreich nie angreifen, wir haben in den vielen kleinen Vorfällen, die die Neigung unserer Nachbarn, zu spionieren und zu bestechen, verursacht hat, immer eine sehr gefällige und freundliche Beilegung herbeigeführt, weil ich es für ruchlos halten würde, um solcher Lappalien willen einen großen nationalen Krieg zu entzünden oder auch nur wahrscheinlich zu machen. Das sind Fälle, wo es heißt: Der Vernünftigere gibt nach. Ich nenne also vorzugsweise Rußland, und da habe ich dasselbe Vertrauen auf das Gelingen, in welchem ich vor einem Jahre gesprochen habe und welches dieses freisinnige Blatt hier so fett gedruckt hat, ohne ein Nachlaufen oder, wie ein deutsches Blatt sich roh ausdrückt, „Wettkriechen" vor Rußland! — Die Zeit ist vorbei; um Liebe werben wir nicht mehr, weder in Frankreich noch in Rußland. Die russische Presse, die russische öffentliche Meinung hat einem alten mächtigen und zuverlässigen Freunde, der wir waren, die Tür gewiesen; wir drängen uns nicht auf. Wir haben versucht, das alte vertraute Verhältnis wiederzugewinnen, aber wir kaufen niemand nach. Das hält uns aber nicht ab — im Gegenteil, es ist uns ein Sporn mehr, die Vertragsrechte, die Rußland uns gegenüber hat, mit doppelter Genauigkeit zu beobachten.

Zu den Vertragsrechten gehören auch solche, die nicht von allen unseren Freunden anerkannt werden: ich meine, dazu gehören die Rechte, die wir auf dem Berliner Kongreß Rußland in betreff Bulgariens erworben haben und die bis 1885 ganz unangefochten bestanden haben. Es ist gar keine Frage für mich, der ich die Kongreßbeschlüsse mit vorbereitet und mit unterzeichnet habe, daß wir alle damals der Meinung waren, daß der vorwiegende Einfluß in Bulgarien Rußland zufallen sollte, nachdem es seinerseits auf Ostrumelien verzichtet hatte, indem es die mäßige Satisfaktion gab, die Grenze des seinem Einflusse anheimfallenden Gebietes um 800,000 Seelen auf drei Millionen ungefähr zurückzuschrauben. Infolge dieser Auffassung des Kongresses hat Rußland bis 1885 zunächst den Fürsten ernannt, einen nahen Verwandten des Kaiserhauses, von dem damals niemand annahm und annehmen konnte, daß er etwas anderes würde sein wollen als ein getreuer Anhänger der russischen Politik. Es hat die Kriegsminister, einen großen Teil der Offiziere ernannt, kurz und gut, es hat in Bulgarien geherrscht; da ist gar kein Zweifel daran. Die Bulgaren oder ein Teil von ihnen oder der Fürst — ich weiß nicht, wer — sind nicht

damit zufrieden gewesen, es hat ein Staatsstreich, ein Abfall von Rußland stattgefunden. Dadurch ist ein faktisches Verhältnis entstanden, welches wir mit Gewalt der Waffen zu remedieren keinen Beruf haben, welches aber die Rechte, die Rußland aus dem Kongreß nach Hause gebracht hat, doch theoretisch nicht alterieren kann. Ob, wenn Rußland diese Rechte gewaltsam geltend machen wollte, sich daran Schwierigkeiten knüpfen würden, das weiß ich nicht, das geht uns auch nichts an. Wir werden gewaltsame Mittel nicht unterstützen und auch nicht dazu raten; ich glaube auch nicht, daß Neigung dazu da ist, — ich bin ziemlich gewiß, daß sie nicht vorhanden ist. Wenn aber Rußland auf diplomatischem Wege versucht, sei es auch durch eine Anregung auf das Einschreiten des Oberherrn von Bulgarien, des Sultans, wenn es versucht, das herbeizuführen, so halte ich es für die Aufgabe einer loyalen deutschen Politik, sich dabei rein an die Bestimmungen des Berliner Vertrags zu halten und an die Auslegung, die wir ihnen damals ganz ohne Ausnahme gegeben haben, und an der — mich wenigstens — die Stimmung der Bulgaren nicht irremachen kann. Bulgarien, das Ländchen zwischen Donau und Balkan, ist überhaupt kein Objekt von hinreichender Größe, um daran die Konsequenzen zu knüpfen, um seinetwillen Europa von Moskau bis an die Pyrenäen und von der Nordsee bis Palermo hin in einen Krieg zu stürzen, dessen Ausgang kein Mensch voraussehen kann; man würde am Ende nach dem Kriege kaum mehr wissen, warum man sich geschlagen hat.

Also das kann ich erklären, daß die Unfreundlichkeiten, die wir in der russischen öffentlichen Meinung, in der russischen Presse namentlich, erfahren haben, uns nicht abhalten werden, sobald Rußland den Wunsch ausspricht, die diplomatischen Schritte diplomatisch zu unterstützen, welche Rußland eben tun kann, um seinen Einfluß auf Bulgarien wiederzugewinnen. Ich sage absichtlich: sobald Rußland den Wunsch ausspricht. Wir sind früher mitunter bemüht gewesen, russische Wünsche auf vertrauliche Andeutungen hin zu erfüllen; wir haben aber erleben müssen, daß russische Blätter sich fanden, die sofort nachzuweisen versuchten, daß gerade diese Schritte der deutschen Politik die feindseligsten gegen Rußland gewesen wären, und die uns deshalb angriffen, weil wir den russischen Wünschen vorausgegangen waren in der Erfüllung. Wir haben das auch auf dem Kongreß getan; es wird uns aber nicht wieder passieren. Wenn Rußland uns amtlich auffordert, die Schritte zur Herstellung der kongreßmäßigen Situation in Bulgarien beim Sultan als Souverän zu unterstützen, so trage ich kein Bedenken, Sr. Majestät dem Kaiser zu raten, daß das geschieht. Dies erfordern die Verträge von unserer Loyalität dem Nachbar gegenüber, mit dem wir, mag die Stimmung sein, wie sie will, doch immer das grenznachbarliche Verhältnis und große und gemeinsame monarchische Interessen sowie Interessen der Ordnung allen Gegnern der Ordnung in Europa gegenüber zu vertreten haben, und dessen Monarch vollständiges Verständnis hat für diese Aufgabe der verbündeten Monarchen. Daß der Kaiser von Rußland, wenn er findet, daß die Interessen seines großen Reiches von hundert Millionen Untertanen ihm gebieten, Krieg zu führen, daß er dann Krieg führen wird, daran zweifle ich gar nicht. Aber die Interessen können ihm ganz unmöglich gebieten, diesen Krieg gerade gegen uns zu führen; ich halte es auch nicht für wahrscheinlich, daß ein solches Interessengebot überhaupt nahe liegt.

Ich glaube nicht an eine unmittelbar bevorstehende Friedensstörung — wenn ich mich resumieren soll — und bitte, daß Sie das vorliegende Gesetz unabhängig von diesem Gedanken und dieser Befürchtung behandeln, lediglich als eine volle Herstellung der Verwendbarkeit der gewaltigen Kraft, die Gott in die deutsche Nation gelegt hat für den Fall, daß wir sie brauchen; brauchen wir sie nicht, dann werden wir sie nicht rufen; wir suchen den Fall zu vermeiden, daß wir sie brauchen.

Dieses Bestreben wird uns noch immer einigermaßen erschwert durch drohende Zeitungsartikel vom Auslande, und ich möchte die Mahnung hauptsächlich an das Ausland richten, doch diese Drohungen zu unterlassen. Sie führen zu nichts. Die Drohung, die wir — nicht von der Regierung — aber in der Presse erfahren, ist eigentlich eine unglaubliche Dummheit, wenn man bedenkt, daß man eine große und stolze Macht, wie es das Deutsche Reich ist, durch eine gewisse drohende Gestaltung der Druckerschwärze, durch Zusammenstellung von Worten glaubt einschüchtern zu können. Man sollte das unterlassen, dann würde man es uns leichter machen, unsern beiden Nachbarn auch gefälliger entgegenzukommen. Jedes Land ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgend einmal verantwortlich; die Rechnung wird an irgendeinem Tage präsentiert in der Verstimmung des andern Landes. Wir können durch Liebe und Wohlwollen leicht bestochen werden — vielleicht zu leicht —, aber durch Drohungen ganz gewiß nicht! Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt, und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, und daß derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!

5. Gustav Freytag,

geboren am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien, studierte in Breslau und Berlin deutsche Philologie, hielt seit 1839 in Breslau als Privatdozent germanistische und literargeschichtliche Vorlesungen, siedelte 1847 nach Leipzig über und lebte von jetzt an ganz seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Seit 1878 hatte er seinen Wohnsitz in Wiesbaden, wo er am 30. April 1895 starb. — In der großen Schar der neueren Schriftsteller steht er als Dramatiker („Die Journalisten"), als Romanschriftsteller („Soll und Haben", „Die Ahnen") und als Kulturhistoriker („Bilder aus der deutschen Vergangenheit") in der ersten Reihe. Wohltuend wirkt der sittlich reine Ton, den er in seinen Schriften, besonders den Romanen, anschlägt.

Die deutschen Städte im Mittelalter.

Aus „Bilder aus der deutschen Vergangenheit".

Noch liegt die Stadt um 1300 zwischen Wald und Wasser, von Holz, Teich, Bruch und Heide umgeben. Aus der Heide führt die Straße durch die Landwehr, einen Wall mit Graben, der die Flur und ihre Gemarkung in weitem Kreise umzieht; der Wall ist mit Dornengebüsch und Knicken[1]) besetzt, die Feinde abzuhalten. Über die Baumgipfel des Waldes und auf den benachbarten Höhen ragen einzelne Warttürme, schmucklose Steinbauten, zuweilen mit hochgelegener Tür, die nur durch eine Leiter zugänglich wird, oben mit Umgang oder Plattform. Hinter der Landwehr zeigt sich die Stadt, die Morgensonne glänzt von hoher Kuppel der Stadtkirchen, von dem riesigen Holzgerüst des neuen Doms, an welchem gerade gebaut wird, und von vielen großen und kleinen Türmen der Stadt. Sie stehn, aus der Ferne betrachtet, dicht gedrängt, nicht nur an Kirchen und Rathaus, auch zwischen den Häusern, als Überreste alter Befestigung, oder an einer Binnenmauer, welche die alte Stadt von einem neueren Teile scheidet; dann hat die innere Mauer auch Tore, die bei Nacht zu großer Belästigung der Bürger noch geschlossen werden. Sehr groß ist die Zahl der Mauertürme, und die Menge wird noch vermehrt — München hatte damals gegen einhundert, Frankfurt zwischen sechzig und siebzig, kaum eine menschenreiche Stadt weniger. Diese Türme, quadratisch oder rund gebaut, von ungleicher Höhe und Dicke, sind bei einer reichen Stadt mit Schiefer oder Ziegeln gedeckt, vielleicht mit metallenen Knäufen versehen, welche im Sonnenlichte wie Silber glänzen, kleine Fahnen darauf und hie und da ein vergoldetes Kreuz. Auch Erker springen aus der Mauer vor nach dem Stadtgraben; sie sind zum Teil heizbar, zierlich gedeckt und mit metalle-

1) Knicke = lebendige Hecke, wo die Zweige und jungen Stämme eingeknickt und ineinandergeflochten sind.

nen Kugeln geschmückt. So wird die alte Stadt gewaltig dem Anblick, und der Buschreiter,[2]) welcher von seinem Klepper auf den ungeheuren Steinkasten schaut, denkt begehrlich bei blinkenden Kreuzen und Knöpfen an die tausend herrlichen Dinge, welche die Stadtmauer seinem Wunsche vorenthält. Aber zwischen ihm und der Stadt steht auf einer Anhöhe der Rabenstein, und schwarze Vögel fliegen dort um formlose Bündel an dem hohen Stadtgalgen. Beim Hochgericht vorbei führt der Weg durch Äcker, Weiden und Gemüsegärten. Noch außerhalb der Mauern sind Menschenwohnungen, hier ein Ackerhof mit Steinhaus, Stall und Scheuer, wahrscheinlich Landbesitz eines Geschlechters,[3]) auch er mit Mauer, Graben und Zugbrücke umgeben. Auf luftigen Stellen drehen nahe der Mauer Windmühlen ihre Flügel; wo ein Bach durch Wiesen läuft, klappern die Räder der Wassermühlen. Liegt die Stadt an größerem Fluß, dann sind Schiffsmühlen mit gewaltigen Radschaufeln gebaut, im Schutz der Mauern und Türme, damit die Stadt in einer Notzeit nicht des Brotes entbehre. Und führt außerhalb der Mauer eine Brücke über den Fluß, so hat sie unten schwache Eisböcke zum Schutz und bildet oben einen gedeckten Gang, mit Türmen an beiden Ufern; in der Mitte der Spannung steht wohl das Bild des Schutzheiligen, mit Kruzifix und einem Opferstock, in welchen der Bürger, stolz auf seine stattliche Brücke, freiwillig einlegt, damit der Stadt die Erhaltung der Brücke leichter werde.

Doppelt sind alle größeren Tore; um das Außentor steht ein festes Werk, ein dicker Turm oder ein Wighaus, dahinter liegt die Brücke über den breiten Stadtgraben, in welchem der Rat Fische hält, trotz dem Schlamm.

Wer am Morgen die Stadt betritt, der begegnet sicher zuerst dem Stadtvieh. Denn auch in den großen Reichsstädten treibt der Bürger Landbau auf Wiesen, Weiden, Äckern, Weinbergen der Stadtflur; die meisten Häuser, auch vornehme, haben in engem Hofraum Viehställe und Schuppen. Der Schlag des Dreschflegels wird um 1350 in Nürnberg, Augsburg, Ulm nahe an dem Rathaus gehört; unweit der Stadtmauern stehn Scheuern und Stadel, jedes Haus hat seinen Getreideboden und häufig einen Kelterraum. Denn der Weinbau wird damals, wie bekannt, in fast ganz Deutschland versucht. . . . Begeht die Stadt frohe Weinlese, dann rücken Bewaffnete in das Feld, damit die schwärmenden Städter vor einem Überfall sicher sind. Von außen sieht die Stadt aus wie der prächtige Steinpalast eines Riesenkönigs, von dem kleinen Platz am Binnentor wie ein großes Dorf, trotz der höheren Häuser. In den Gassen der Stadt traben die Kühe, ein Schäfer führt mit seinem Hunde die Schafherde auf die nahen Höhen. . . . Große Flüge von Tauben heben sich aus den Gassen, sie sind Lieblinge der Bürger, seltene Arten werden gesucht, einer sucht sie dem andern abzufangen, und der Rat hat zu schlichten. Noch mehr Mühe machen dem Rat die Borstentiere und ihr Schmutz; denn die Schweine fahren durch die Haustüren in die Häuser und suchen auf dem Weg ihre unsaubre Nahrung. Der Rat verbietet zuweilen, Schweineställe an der Straße zu bauen, so 1421 in Frankfurt; auch im reichen Ulm laufen die Schweine übelriechend auf den Straßen umher bis 1410, wo ihnen dies Recht auf die Mittagsstunde von 11 bis 12 beschränkt wird. In den Flußarmen, welche durch die Stadt führen, hat das Vieh seine Schwemmen, dort brüllt und grunzt es und verengt den Weg für Menschen und Karren. Da fehlt auch der Mist nicht, auf abgelegenen Plätzen lagern große Haufen, und wenn die Stadt sich einmal zu einem Kaiserbesuch oder einer großen Messe schmückt, dann läßt sie, um säuberlich auszusehen, nicht nur die Gehängten vom Galgen abnehmen, sondern auch den Dünger von Straßen und Plätzen der Stadt schaffen. . . .

Die Hauptstraßen der Stadt sind hier und da gepflastert, längs der Häuser besondere Steinwege, und vornehme Städte,

2) Buschreiter oder Buschreuter = Räuber, lauernder Strauchdieb. — 3) Geschlechter hieß der Angehörige eines ratsfähigen, patrizischen Geschlechts in den alten Reichsstädten.

wie Aachen, Nürnberg, Ulm, halten städtische Pflasterer und lassen sich die Straßenbesserung etwas kosten. Aber nicht überall war man so weit; in Frankfurt wurden die Hauptstraßen bis 1399 nur durch Holzwellen, Sand und kleine Steine gebessert. Doch muß der Weg oft schwierig gewesen sein; es gab für die Domherren eine gesetzliche Entschuldigung, beim Konvent zu fehlen, wenn der Straßenschmutz arg war. Wurde auf einem Platze der Stadt ein Fest gefeiert, ein Stechen oder Schauspiel, dann wurde der Platz mit Stroh belegt; dasselbe durfte jeder Bürger vor seinem Hause tun. Wer bei schlechtem Wege ausging, fuhr in schwere Holzschuhe; von den Ratsherren wurde gefordert, daß sie diese vor der Sitzung auszogen.

Auf den Straßen sind die Brunnen häufig; es sind einfache Ziehbrunnen mit Rolle, Kette und Doppeleimer: wird der eine heraufgewunden, so fährt der andere zur Tiefe. Wo gutes Wasser fehlt, sind die Städte seit ältester Zeit bemüht gewesen, reine Quellen und Bäche in die Stadt zu leiten. . . . Denn an reichlichem Wasser hing das Gedeihen der Stadt. Für das Vieh und gegen Brandunglück, zum Schutz gegen außen, vor allem aber für städtische Gewerbe war es unentbehrlicher als jetzt. Ohne Stadtmühlen war nicht auszukommen, die Gerber, Weber, Färber, Wollspinner siedelten am Wasser. Deshalb wurde der Fluß oder die nahen Bäche bei Anlage und bei jeder Vergrößerung einer Stadt in vielen Armen zwischen den Straßen und um die Mauer geleitet und gern die hintere Seite der Höfe an das Wasser geführt. Auf den Plätzen der Stadt standen bei laufenden Brunnen Schöpftröge von Stein und Metall, und an gelegenen Stellen gefüllte Wasserbottiche für den Fall einer Feuersgefahr.

Sehr unähnlich moderner Bauweise sind die Straßen der Stadt: sie ziehen sich in der Mehrzahl enge gewunden dahin. Die Häuser sind oft klein, von Fachwerk gebaut, mit Stroh gedeckt, — im Jahre 1362 ließ der Rat in Frankfurt bei seinen Bauten selbst noch mit Stroh decken, 1351 wurden in Erfurt Bretter- und Strohdächer verboten —, die Häuser stehn mit dem Giebel auf die Straße, in der Regel nicht dicht aneinander, denn zwischen ihnen sind Schlupfe, in denen das Regenwasser herabgeleitet wird; die Eingänge sind häufig mit einer Halbtür versehen, über der Tür hängt an einem Schild das gemalte Zeichen des Hauses, oft wird der Besitzer nach seinem Hausbilde genannt. Die Häuserlinie läuft nicht glatt und senkrecht, ein Oberstock oder zwei — die Gaden — springen über das untere Stockwerk vor, der zweite wieder über den ersten, und darin sind wieder Erker und Söller. Diese überhänge, Ausschüsse und Erker brechen die Fluchtlinie bei jedem Hause anders, verengen das Licht und nähern die obern Stockwerke der gegenüberliegenden Häuser. Die Söller werden bei Neubauten bald verboten, bald erlaubt, und die erlaubte Breite bestimmt. An dem Erdgeschoß der Häuser aber sind auf der Straße Schuppen, Vorkräne, Buden angebaut, auch die Hauskeller öffnen sich auf die Straße, und die Kellerhälse ragen bis an den Fahrweg. Das ärgert in dieser Zeit den Rat, und er befiehlt vielleicht, sie sämtlich auf einmal abzubrechen. Zwischen den kleineren Häusern stehn einzelne größere Steinbauten im Besitz der Stadt oder wohlhabender Bürger, sie sind aber, auch in den größeren Reichsstädten, selten, ihre feuerfesten Gewölbe und der Steinzierat ihrer Front sind Stolz der Besitzer. In den Städten der Niedersachsen, der Thüringer und Franken ist alter Brauch, daß die Straßenwand der vorgerückten oberen Stockwerke durch Pfeiler gestützt wird; dann entsteht zwischen dem eingerückten Unterstock und den Pfeilern ein gedeckter Gang, die Löben, Lauben, welche an Hauptstraßen und am Markte geschützten Durchgang gestatten. . . . Wie reich sich in dieser Zeit das Leben der Stadt entfaltet, das Privatleben und Behagen des einzelnen tritt auch im Häuserbau auffallend zurück vor den Arbeiten der Gemeinde. Denn zwischen Herden und Strohdächern erheben sich großartige Kirchen, riesige kunstvolle Bauten, in denen die Bürgerschaft mit Stolz zeigt, was

Geld und Arbeit in ihr vermag. Unter den alten Kaisern der Sachsen, Franken, Hohenstaufen sind die großen Paläste der Stadtheiligen mit edlen Kuppeln, starken Säulenreihen und hohem Mittelschiff aufgerichtet worden; jetzt aber baut nach verändertem Geschmack die Stadt ihren Dom mit Strebepfeilern und ungeheuren Fenstern, die durch Glasgemälde geschlossen werden, mit hohen Spitztürmen, deren kunstvolle Gliederung und durchbrochene Steinmetzarbeit über alle andern Türme gegen die Wolken ragen soll. Es ist ein riesiges Werk, berechnet auf die frommen Beiträge vieler Geschlechter. Der Meister, welcher den Plan gezeichnet, lebt nicht mehr, aber die Bauhütte, mit der er gearbeitet, pocht und meißelt unermüdlich; wer weiß, ob die Enkel die Vollendung des Gebäudes schauen werden, denn das Leben wird teurer, die Genüsse mannigfaltiger, die Frömmigkeit geringer. . . .

Auch für ihr eignes Regiment baut die Stadt gerade jetzt ein schönes Rathaus, zierlich und schmuckvoll, darin einen Saal für die großen Feste der Stadt und ansehnlicher Bürger. Aber zwischen Dom und Rathaus verhält sich eine kunstlose Wasserpfütze mit schwimmenden Enten, und daneben steht der deutsche Dorfbaum, die alte Linde; sie ist dem Bürger Erinnerung an eine Zeit, wo seine Stadt noch nicht war und wo die Waldvögel in den Zweigen sangen, auf denen jetzt nur die Sperlinge sitzen und im Winter die Krähen. Ländlich sind auch die Umfriedigungen der Stadt, sogar bei Kirchhöfen oft Holzzäune. In dem neuen Stadtteile liegen zwischen den Häusern Gärten für Gemüse, Obst und die Lieblingsblumen der Frauen: Nelke, Lack, Rose und Lilie, dort stehen auch die Sommerhäuser. . . .

War die Sonne gesunken, dann wurde es finster und leer in den Straßen der Stadt, denn Beleuchtung gab es noch nicht; nur wenn eine Menge vornehmer Gäste oder fremdes Kriegsvolk am Orte lag, und in Nächten, wo Feindesgefahr drohte, befahl der Rat, daß jeder eine Laterne vor sein Haus hänge, eine Fackel oder Blech mit brennendem Kienholz.

6. Friedrich Wilhelm Ritter von Hackländer,

geboren den 1. November 1816 zu Burtscheid bei Aachen, widmete sich erst dem Handelsstand, wandte sich dann in Stuttgart der literarischen Tätigkeit zu, machte in Begleitung des Barons von Taubenheim eine Reise in den Orient, ward 1843 Sekretär des württembergischen Kronprinzen, reiste mit ihm nach Italien, Belgien und Rußland, wurde 1859 zum Direktor der königlichen Bauten und Gärten in Stuttgart ernannt, 1861 in den erblichen österreichischen Ritterstand erhoben, zog sich 1864 in das Privatleben zurück und starb am 6. Juli 1877. — Er war einer der fruchtbarsten und beliebtesten Romanschriftsteller und wurde nicht mit Unrecht der deutsche Dickens genannt. Anmutig und gehaltvoll sind seine Reisewerke geschrieben.

Jerusalem und die umliegenden heiligen Orte.

Aus „Reise in den Orient".

Es war ein feierliches Erwachen am ersten Morgen, der mich in Jerusalem begrüßte. Kaum graute der Tag, so zitterte meine Seele schon vor Erwartung dessen, was ich sehen sollte. Nur ein paar Schritte noch, und das Ziel der Reise war erreicht; das heilige Grab hatte zum Anblick mich empfangen. Langsam ging uns die erste Stunde des Morgens vorüber; wir drangen in unsern Führer, nicht zu säumen und uns einzulassen in das Heiligtum. Aber wie bitter traf mich die Antwort, die mir auf mein Drängen zuteil wurde, daß die Grabeskirche nur zu gewissen Stunden sichtbar und daß die Erlaubnis zum Eintritt erst von den Türken einzuholen sei! Da erwachte in meiner Seele der Grimm, und ich verstand in diesem Augenblicke das Geheimnis, über welches die Geschichtschreiber aller Zeiten sich verwunderten, das Geheimnis des heiligen Triebes, der Millionen hierher ins ferne Land geführt, um auf dem fremden Boden ihr Herzblut zu verspritzen.

Endlich traten wir in die Grabeskirche; mir bangte fast, festen Fußes aufzutreten, und ich wußte, warum der Prophet, als sein großer Beruf ihn in die Nähe Gottes riß, die Füße entblößte, ehe er sich dem Heiligsten näherte. Ich schweige von

den Formen der Kirche, welche schon von so vielen Reisenden beschrieben wurden; auch waren meine Augen wie getrübt und meine Seele so voll in diesen Stunden, daß mir das steinerne Schnitzwerk und alle kolossale Pracht des heiligen Hauses nur etwa so zum Bewußtsein kam wie die Zinne einer Burg, welche der Wanderer erschaut, wenn sie an den fernen Bergen aus dem Nebel steigt. Ohne daß ich wußte, wie mir geschah, war ich aus dem Grabesmysterium herausgestiegen und hatte die Terrasse der Kirche erstiegen, von welcher man ganz Jerusalem übersieht.... Da lag sie vor mir, die Stadt der Jahrtausende, und erschien mir wie die Witwe in ihrer Trauer; denn die Jahrhunderte, welche auf ihr liegen, die vor Alter sinkenden Ölbäume, die Grabmale mit den weißen Steinen, die durchlöcherten Felsen, das zerstreute Gemäuer und alle Schwere der Erinnerungen mahnen genugsam an die Last von Begebnissen und Verlusten, die sie schon in Zeiten, wohin das Denken der Geschichte kaum reicht, getragen. Der Fremdling vermeint darum, es sollte still sein in ihrer Mitte wie in einem Trauerhause, und die Menschen auf ihren Gassen sollten mit verhüllten Häuptern gehen. Aber auch dieses Trauerhaus von Jahrhunderten ist vom Getümmel der Erde nicht verschont, und wo man nur stille Klage erwartet und frommes Sehnen, drängen sich Käufer und Verkäufer, zudringliche Führer und gieriges Gesindel.

„Sehen Sie," sagte mein Führer zu mir, „dieser Weg, der zur Grabeskirche führt, ist die via dolorosa." Und auch auf dem Schmerzenswege dasselbe Getriebe! Hier ist kein Stein und keine Platte, die nicht Zeugen einer großen Begebenheit wären. Dieser Raum hat den Heiligen gesehen in aller seiner Schmach, ihn, den Verurteilten und Leidenden, den Dorngekrönten und unter der Last des Kreuzes zum Tode Geführten! Welch heilige Erinnerungen sind in diese Steine eingebaut, wieviel tausend Herzen seit Konstantins und Helenas Zeiten haben über diesen Anblick geblutet, sind von diesem Anblick getröstet wieder von dannen gezogen! „Was willst du klagen, kleine Seele?" so sprach ich zu mir, „was ist doch all dein Leid, das du groß nennst über Vermögen, gegen den Jammer, der auf dieser Bahn der Leiden und Erniedrigungen von dem Edelsten aller freiwillig ist getragen worden?" So sind wir armseliges Geschlecht! dachte ich und atmete freier bei dem Gedanken: Jeder mit seinem kleinen Leide wähnt in seiner Blindheit, er leide das Höchste, und zuletzt ist es mit all den großen Schmerzen Täuschung nur gewesen. Doch sei es, wie es will, die via dolorosa endigt am gewissen Ziel.

Da wollte der Gedanke mich eben in die Heimat führen, als mein Begleiter mich aus den Träumereien mit den Worten weckte: „Dort im Süden liegt Bethlehem." Bethlehem, die anmutigste unter den Städten! Sie liegt so gottgeliebt und friedlich auf dem Berge, und die hohe Sonne schaut so ruhig auf sie, daß ich mich nicht erinnere, irgendwo einen Ort gesehen zu haben, der mit solcher Anmut solche Majestät verbände. Zur Linken zwischen den Hügeln dehnt sich das Tal der Hirten; eng und stille liegt es zwischen den Bergen, und nur wenige Bäume bekränzen seinen Saum. Dort haben in der heiligen Nacht die Heerscharen des Himmels zuerst den Ärmsten unter dem Volke das neue Heil verkündet. Viele Klöster erheben sich über die Häuser von Bethlehem, und die Kuppel, welche am höchsten hervorragt, gehört der durch die Kaiserin Helena erbauten Kirche an, welche über der heiligen Grotte steht, wo Christus geboren ist. Vom unscheinbarsten Anfang liebt das Größte aufzuwachsen, und auf den kleinsten Schauplatz mag das umfassendste Leben sich zusammendrängen. Aber nicht allein durch die Geburt Christi ist das kleine Bethlehem zur größten unter den Städten geworden; auch durch die Geschichte der späteren Zeit ist es geadelt. Denn auf dem bei Bethlehem liegenden Frankenberg haben die Helden unter den Christen gegen die übermacht der Sarazenen sich bis aufs äußerste gehalten und in der Tapferkeit ihres felsenfesten Glaubens den letzten Blutstropfen verspritzt.

Der Himmel war ohne Wolke, und das schönste Wetter begünstigte die Fernsicht. Erscheint mir Jerusalem wie eine Witwe in ihrer Trauer, so liegt Bethlehem auf seinen Bergen still und schicksallos wie ein jungfräuliches Kind und in ruhigem Stolze wie eine Prophetentochter.

„Welches Namens ist dort die Burg," fragte ich den Begleiter, „welche nur einige hundert Schritte von hier auf dem Gipfel jenes Hügels steht? Jene Gruppe von Gebäuden gemahnt mich heimatlich an die Bauart in dem Weltteil, in welchem mein Vaterland sich findet." — „Das ist die Davidsburg auf Zion," sagte eintönig der Führer, nur bestätigend, was ich zuvor schon selbst gedacht. Also hier hat der Mann gehaust, der größte seiner Zeit, der ein Prophet war, ein Dichter und ein König! . . . Von Zion aus konnte der König Jerusalem beschauen, seine Stadt, der Dichter ungestört des Flusses strömende Welle und das stille, grünende Tal, die Terebinthen und Olivenbäume betrachten, wie sie die Häupter der Hügel schmücken, der Prophet aber von der Höhe der Burg den Willen des Himmels erlauschen und in ihren stillen Räumen den Geheimnissen der göttlichen Weisheit nachforschen.

„Dort außerhalb der Stadt", sagte mein Begleiter weiter, „sehen Sie das Haus, wo Christus das Abendmahl stiftete." Gegen Südost dehnt die Aussicht sich weiter. Vor dem Auge des Betrachters liegt das Tal Josaphat, die Moschee auf Morija und weiterhin der Kessel des Toten Meeres. Es gibt wohl keinen andern Anblick, der die Seele mit so trüben Gedanken zu füllen vermag, wie das Tal Josaphat; ein enges Tal zwischen zwei Hügeln, deren einer den Ölberg, der andere die Stadt Jerusalem auf seiner Höhe trägt, von dem fast wasserlosen Kidron durchschlichen; und was es an Zierde hat, sind die Grabmäler, die in seinem Schoße liegen. Niemals scheint die Sonne in diese düstre Tiefe; morgens verbirgt sie sich dem Tale hinter dem Ölberg und nachmittags hinter Morija. Es ist das Tal der Schatten und der Gräber, und wer über die Brücke geht, die dort den Kidron überbaut, wird unwillkürlich von allen Schauern des Orkus beschlichen. Rechts von der Kidronbrücke befinden sich die Gräber Absaloms, Josaphats und Zacharjas. Betende liegen in der Nähe dieser Gräber hingestreckt, und eine Masse aufgeschichteter Steine, namentlich vor Absaloms Grab, vermehrt noch das Traurige dieser Stätte. Der Zorn der Türken hat diese Steine vor das Grab Absaloms geworfen. Indem sie die Steine hinwerfen vor seine Gruft, sprechen sie einen Fluch aus wider den gottlosen Sohn und wider jeden, der seinen Eltern nicht gehorcht. Ein hoher sittlicher Ernst liegt in diesem Gebrauche, und der Orientale, der mit dem durch das Tal hallenden Fluch einen Stein vor dieses Mausoleum wirft, gemahnt aufs lebhafteste an den Ernst des Gottes, der mit dem Arme seiner Stärke die böse Tat des Menschen rächt. In der Nähe von dem Grabmal Sacharjas befindet sich eine Grotte, in welche sich Jakobus mit einigen andern Jüngern während der Gefangenschaft Jesu geflüchtet und verborgen haben soll.

Doch hinweg von diesen Gräbern, hinweg von dieser Schlucht, hinüber zum Teiche Bethesda, hinauf zur Quelle Siloah! Der Teich Bethesda . . . läßt im Anblick seiner von Mauern überbauten Tiefe die von Schrecknissen erfüllte Seele sich einigermaßen wieder beruhigen. Am Ende des Tales Josaphat liegt die Quelle Siloah. Könige und Propheten haben auf das Rieseln dieses Quells gehorcht; wenn sie Trost suchen wollten in der Bekümmernis, setzten sich die Edeln in seine Kühle. Nirgends in der ganzen Umgegend Jerusalems kann der Wanderer mit einem Trunke Wassers sich erfrischen, nirgends findet er Schatten, um auszuruhen von der Mühseligkeit der Reise; nur hier am Quell Siloah ist ihm vergönnt, die lechzende Zunge zu erfrischen, den vertrockneten Gaumen zu netzen und das ermattete Haupt im Schatten niederzulegen. Wenn die Frauen aus dem Dorfe Siloah kommen, um sich Wasser zu schöpfen, und die Stufen hinabsteigen, welche in den Felsen gehauen sind, und in stillem Sinnen die Krüge füllen, dann meint der Reisende in die Zeit des graue-

ſten Altertums ſich zurückverſetzt, und lebendig vor ſeinen Augen ſteigen jene ſchönen Bilder auf, welche die Bibel uns malt von den Töchtern der Patriarchen und dem Werben der Hirten, welche Stamm- und Erzväter wurden.

Auf Morija, dem Tempelberge, auf derſelben Stätte, wo einſt der alte jüdiſche Tempel geſtanden, ſteht mit hoch emporgewölbter Kuppel die Moſchee des Omar, nächſt der Moſchee in Mekka der Mohammedaner größtes Heiligtum; denn in ihr ſoll die Stelle ſein, wo Mohammed gen Himmel fuhr. Durch den Keſſel des Toten Meeres iſt die Ausſicht gegen Südoſt hin begrenzt. Ich ſchweige von all dem Schauerlichen, was man von dem Toten Meere erzählt; es iſt wie beſonders geſchaffen für dieſe Gegend des düſterſten Schweigens und der Trauer. Von der Terraſſe auf der Grabeskirche erſcheint bisweilen das Tote Meer wie ein ſpiegelglatter See, und gerne läßt man in der dürren Gegend das Auge über dasſelbe hinſchweifen.

„Dort im Oſten", ſagte der Führer zu mir, „ſehen Sie Bethanien und den Ölberg." Nächſt Bethlehem iſt Bethanien gewiß das lieblichſte Dörflein, das weit und breit der Reiſende findet. Und welche teure Erinnerungen knüpfen ſich an dieſe Stätte! Hier hat Lazarus gewohnt und Maria und Martha; in ihrem Kreiſe hat Jeſus ausgeruht von der heiligen Arbeit, um neue Kräfte zu ſammeln zur Ausführung des ſchweren Berufs, den er über ſich genommen; hier hat der aus Jeruſalem Verſtoßene ein Obdach, der Heimatloſe eine Heimat, der von ſeinem Volk einem Miſſetäter gleich Verachtete Liebe und Ehre gefunden. Bethanien möcht' ich den Ort der ſtillen Liebe nennen; es iſt ſo einſam, ſo traulich an den Berg gebaut, rings von ſchattigen Bäumen, von grünenden Feldern umgeben, daß man, wenn man's auch nur anſchaut aus der Ferne, Wohnung darin machen möchte, umgeben von geliebten Herzen. Noch heute wallen alle Pilger beſonders gerne dorthin, und viele Chriſten verweilen daſelbſt, um ſich der Erinnerung an die Stunden zu erfreuen, da Jeſus in Lazarus' Haus ausſtrahlte allen Glanz ſeiner Liebe, und wo der Geliebte Liebe um Liebe genoß. Wäre der Orient zur neuen Heimat mir beſchieden, ſo möcht' ich mit jenen Chriſten in Bethanien wohnen und oft vorübergehen an Lazarus' Haus und der Martha gedenken und ihrer Schweſter Maria. Lange ruhte mein Blick auf Bethanien, der Heimat der Seelen, welche der Herr lieb hatte, und die Seele war mir bewegt von unbeſchreiblicher Wallung.

Mit Bethanien überſieht das Auge den Ölberg. Der Ölberg — jede Spanne des Berges eine Geſchichte! Nahe am Ölberg liegt Gethſemane, unten an ſeinem Fuße der Olivengarten und oben auf dem Gipfel die Himmelfahrtskirche. Steht der Sinai in der Wüſte wie ein Berg des Zorns, ſo iſt der Ölberg mit ſeinen Bäumen wie ein Berg des Friedens anzuſchauen. Ich konnte mein Auge faſt nicht wenden von den heiligen Hügeln; nur unvermerkt ſchweifte es mir hin und wieder nach Bethanien hinüber. Noch einmal trank ich im vollſten Zuge das heilige Schauſpiel und wandte mich dann mit dem Wunſche des heimatlichen Dichters ab:

„Bleibt mir nah mit eurem heil'gen Walten,
Hohe Bilder, himmliſche Geſtalten!"

7. Ferdinand Gregorovius,

geboren am 19. Januar 1821 zu Neidenburg in Oſtpreußen, ſtudierte in Königsberg Theologie und Philoſophie, bereiſte 1852 Korſika und Italien, legte ſeine Studien in der trefflichen Sammlung ſeiner „Wanderjahre in Italien" nieder, verfaßte von 1859 an das auf umfaſſendſtem Quellenſtudium beruhende vorzügliche Werk „Die Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter", wurde dafür zum Ehrenbürger der Stadt Rom ernannt, der erſte Proteſtant, der dieſe Auszeichnung erhielt, machte 1880 eine Studienreiſe nach Griechenland, lebte darauf abwechſelnd in Rom und München, wo er auch für die beiden dortigen Akademien tätig war, und ſtarb am 1. Mai 1891. — Außer den genannten verfaßte er noch eine große Zahl anderer geſchichtlicher Schriften, die ſämtlich von ſeinen hohen Fähigkeiten Zeugnis ablegen.

Kapri.

Aus „Die Insel Kapri".

Einen vollen Sommermonat lebte ich auf dem Eiland Kapri und genoß die Fülle zauberhafter Einsamkeit des Meeres. Nun möchte ich auch diese märchenhaften Erscheinungen festhalten; aber ihre Schönheit, ihre Stille und Heimlichkeit ist mit Worten kaum zu sagen. . . .

An einem Sonntag — es war die heiterste Frühe — stiegen wir in Sorrento in die Barke und ließen uns nach Kapri hinüberrudern. Das Meer war so stille wie der Himmel, und alles in weiter Ferne in träumerischem Duft verloren; aber Kapri stand vor uns groß und ernst, klippenstarr und felszacken-gepanzert, in der melancholischen Wildheit seiner Berge und in der schroffen Jähe der schwindelsteilen Kalkwände von roter Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit. Auf den Höhen braune Kastelle, nun zerfallen; verlassene Strandschanzen mit einsamen Kanonenschlünden, die schon der wilde Ginsterstrauch lachend mit gelben Blumenästen überdeckt; Klippen, wild und wüst und schartig in den Äther hinaufgreifend und von den Seefalken umflattert, vogelheimisch und sonngewohnt, wie Äschylos sagt; Höhlen tief unten, dämmervoll und märchenhaft; aber oben auf dem gebogenen Rücken des Eilandes ein heiteres Städtchen mit weißen, gewölbten Häusern, mit hohen Mauern und einer gewölbten Kirchenkuppel; unten an der schmalen, weißsandigen Küste der Hafen der Fischer und viele aufgerichtete Barken.

Die Glocken läuteten eben und verhallten, da wir an den Strand fuhren, an dem Ufer aber stand ein schmuckes Fischermädchen, das Holzbänkchen haltend, welches sie gleich in die Wellen hineinschob, als das Boot landete, damit wir trockenen Fußes ans Land könnten. Wie ich nun ans Ufer sprang, auf dies seltsame Kapri, das ich mir im Norden so oft vorgestellt hatte, fühlte ich mich gleich wie zu Hause; alles war still und verschwiegen, kaum ein Fischer zu sehen, nur ein paar badende Kinder an einer Klippe, ein paar Fischermädchen am Ufer, die Felsen rings umher ernst und still. In eine wilde und zauberische Einsiedelei war ich getreten. Und nun ging es gleich aufwärts auf einem steilen und mühsamen Pfade zwischen Gartenmauern nach dem Städtchen Kapri. Es sind Oliven-, Wein- und Orangengärten in der Faltung der Felsen aufgegrünt, doch spärlich anzusehen, wenn das Auge durch die Überfülle kampanischer Landschaft verwöhnt wurde. Auch die Bäume scheinen auf Kapri Einsiedler.

Tritt man über eine hölzerne Brücke und durch das alte Tor in das Städtchen selbst, so umfängt das Gemüt die heiterste Einsamkeit und das seltsamste Bild von Frieden, Bedürfnislosigkeit und Kindlichkeit. Denn dort sitzen auf den steinernen Stufen der Kirche, auf einem ganz kleinen Platze, Bürger in ihren Festkleidern und plaudern, hier spielen Kinder mit lärmender Fröhlichkeit, und der Platz selbst sieht aus, als hätten sie ihn im Spiel aufgebaut. Die Häuser sind klein, mit platten und oben gewölbten Dächern, und fast über jedes schlängelt sich ein Rebenstock.

Durch enge Straßen, die niemals ein Wagen befuhr, geht man zur Locanda (Wirtschaft) des Don Michele Pagano, vor welcher ein königlicher Palmenbaum seine majestätische Krone erhebt. Auch hier glaubt man in die stillste Einsiedelei einzukehren, in eine Herberge für Pilger mit dem Stab und dem Muschelhut.

Der Charakter des Widerspruchs und die wunderbare Weise, in welcher die Natur in Kapri Entgegengesetztes zu einem Ganzen verbunden hat, ist es hauptsächlich, was mein Erstaunen erregt. Es gibt hier so viel wüstes Gestein, daß es auf größeren Flächen den Eindruck trostloser Öde hervorbringen würde; auf Kapri aber ist es anders. Die Natur wehrt hier überall dem Wüsten durch Linie und Form, dem Toten durch die Wärme der Farbe, dem Dürren durch das verstreute Grün und den Schmuck der Blumengewinde, und so bildet sie alle Eigenheiten von Öde, Felsgetrümmer, Schroffheit, Einförmigkeit und Nacktheit im kleinen und engen zusammen und stellt ein bezauberndes Gemälde dar, in welchem das

Große groß und das Fürchterliche fürchterlich bleibt und doch zu gleicher Zeit von der Macht der Form anmutig gezwungen ist. Das Gemüt fühlt sich hier heiter, das Gewaltige wird zum Friedlichen, die Öde zum traulich Einsiedlerischen gemildert. Berge, Klippen und Täler umfangen den Sinn mit heimlichem Zauber, sie klausen ihn wie in ein Gitter ein, durch das der schönste Golf der Erde hereinscheint, welchen wiederum traumhaft stille Küsten gefangen halten, und so ist es wahrhaft ein magischer Ring, von dem man sich hier umschlossen fühlt.

Die Ähnlichkeit der Natur Kapris mit der von Sizilien ist auffallend, nicht allein wegen der Dürre des Bodens, sondern auch wegen der glühend roten Farbe des Kalkgesteins, der großartigen Form der Klippen und selbst des Pflanzenwuchses. Der letztere ist hier ganz südlich, aber spärlich. Zwischen dem roten Gestein, wie in die Falten der Berge hineingesät, wächst all das balsamische Kraut der südlichen Inseln Europas, die Luft mit süßem Wohlgeruch durchwürzend. Dort findet man die Myrte, den Zytisus, die Raute und den Rosmarin, den Mastixstrauch und den Albatro, die schönblumigen Heiden; Brombeeren und Efeuranken wie die Gewinde der Klematis umschlingen Trümmer und Klippen anmutsvoll, und der goldgelbe Ginster hängt in vollen Büschen um alle Höhen. Aber der schönste Strauch Kapris, welcher zufällig den Namen der Insel trägt, ist nicht das Kaprifolium oder Geißblatt, sondern der Kapernstrauch; er hängt sich an alle Gemäuer und an alle Felsenwände und schmückt sie mit seinen weißen Blumen voll langer, lilafarbiger Staubfäden. Um die Abhänge selbst hat der Mensch mit großer Mühe Terrassen angelegt und, indem er durch Aufmauerung kleine Ebenen abgewonnen, seine Gärten darauf gebaut. Da gedeiht jegliche Frucht und jeglicher Baum Kampaniens. Reichlich wachsen die Eichen, die Maulbeerbäume in großer Zahl; stark, vielästig und fruchtgesegnet der Ölbaum; sparsam die Zypresse und die Pinie; groß und mächtig der Johannisbrotbaum; überaus fruchtreich und in Menge die Feige; häufig der Mandelbaum; kärglicher die Kastanie und der Nußbaum, aber reichlich die Orange und die Limone, die man in den Gärten in erstaunlicher Dicke und Pracht findet, und deren Früchte oft die Größe eines Kinderkopfes erreichen. Die Rebe wächst nicht in der bacchantischen üppigkeit Kampaniens, aber schwer und reich an Trauben, deren köstlichen und berühmten Feuerwein die Sonnenglut gekocht hat. Was nun den kleinen Inselandschaften ganz und gar den Charakter Siziliens verleiht, ist die große Fülle von Kaktusfeigen. Ihre seltsamen, afrikanischen Formen stimmen wohl zu der Dürre der Felsen und der tropischen Glut ihrer sonnigen Farbe.

Wie nun die Natur in Formen und Farben ganz harmonisch dies märchenhafte Eiland zusammengedichtet hat, scheint sie auch den Menschen gezwungen zu haben, in diesem phantastisch-idyllischen Charakter zu bauen. Das Städtchen Kapri, welches sich in einer Linie auf dem Bergsattel zwischen den Hügeln San Michele und Castello aufreiht, ist einzig. Die Häuser, klein und weiß, haben ein plattes Dach, das sich in der Mitte aufwölbt; auf ihm stehen Blumen, und dort sitzt man in der Abendkühle und blickt in das rosenfarbene Meer und die weite Welt. Alle Zimmer sind gewölbt wie die Unterbauten der Villen aus der Zeit des Tiber. Das Haus umläuft entweder eine Terrasse, oder es öffnet sich zu einer gewölbten Halle oder Veranda, welche sehr freundlich aussieht, da sie in der Regel eine Weinrebe umrankt und die schönsten Blumen, blaue Hortensien, purpurrote Nelken und rosenfarbiger Oleander, überreich verzieren. Stößt das Haus an den Garten, so befindet sich vor der Türe die Pergola oder die Weinlaube. Sie ist der schönste Schmuck der Inselwohnungen; denn weil sie aus einer Doppelreihe von gemauerten und weißgetünchten Säulen besteht, welche das Weinrebendach tragen, so gibt diese Menge von Säulen auch dem ärmlichsten Hause einen Anstrich von Festlichkeit, dem Bau aber etwas Antikes. Diese von der Rebe umschlungenen Säulenreihen sehen oft aus wie Arkaden eines

Tempels; sie erinnern mich an die Säulen der Häuser von Pompeji. Hie und da steht in den Gärten eine Palme; die herrlichste erhebt sich im Garten des Gastwirts Pagano, dessen Haus unter den übrigen Kapris der Palast zu nennen ist. . . .

Es gibt nichts Herrlicheres, als auf dieser schönen Stelle umherzuschlendern, an den Klippen entlang zu klettern, oder am duftigen Meer zu spazieren, wo die Wellen wohlig rauschen und das ausatmende Seegras einen scharfen, fast betäubenden Meeresgeruch verbreitet. Die stillste Einsamkeit und die Weite des Golfs mit seinen fernen Inseln und Küsten ist ganz wunderbar ergreifend, und wohl kann man stundenlang auf dem Felsen sitzen und dem Farbenspiel auf den Küsten und über dem Elemente zuschauen. . . .

[Unten am Ufer liegt] die weltberühmte Blaue Grotte, das Wunder Kapris, doch nicht das einzige dieser sirenischen Insel. Von dem Augusttage 1826, da sie entdeckt wurde, erzählte mir mein Wirt ausführlich. Er machte damals die Unternehmung als Knabe mit. Es waren sein verstorbener Vater Guiseppe, der Dichter und Maler August Kopisch,[1]) der Maler Fries und der Schiffer Angelo Ferraro, welche es wagten, in diese Grotte einzudringen. . . . Das Eindringen war schwierig, weil es vor der Entdeckung keine einzige kleine Barke auf der Insel gab. Es drang also Angelo auf einer Wanne ein, Kopisch und Fries schwammen. Mein Wirt beschrieb mir lebhaft das Jauchzen der beiden Künstler, als sie nun in der Grotte waren. Kopisch hat sich in diesem Eiland ein herrliches Denkmal entdeckt. . . . Als ich in die Grotte einfuhr, war es mir, als wäre ich in eines jener Märchen zurückgekehrt, mit denen man als Kind zusammenlebt. Welt und Tag sind auf einmal verschwunden, und da ist man in der wölbenden Erde und in einem Dämmer von blauem Feuerlicht. Die Wellen atmen still und perlen Funken hervor, als sproßten aus den Tiefen blitzende Smaragde und rote Rubine und tausend Karfunkelsteine auf. Geisterhaft blau sind die Wände und geheimnisvoll anzusehen, wie Paläste von Feen. Es ist Schein von fremden Wesen und von fremdem Geist, ganz wunderbar, heimlich und unheimlich zugleich. Du jauchzest zuerst auf, dann bist du still, und es schallt nur das plätschernde Ruder oder das Kichern der Wellen, welche Phosphorkränze um die Felsenwände schlingen. Das blaue, magische Wasser lockt unwiderstehlich. Man muß hinabspringen, und man taucht wie in ein Lichtmeer nieder. . . .

Man muß über den Reichtum dieses Eilandes an Grotten sich verwundern. Erdgrotten und Meergrotten, seltsam geformt und alle schön, gibt es hier so viel, daß man nicht alle kennen lernen kann.

1) Über Kopisch s. S. 340.

8. Ferdinand Schmidt,

geboren am 2. Oktober 1816 zu Frankfurt a. O., erhielt seine Ausbildung auf dem Lehrerseminar zu Neugeld, wurde Lehrer in Berlin, widmete sich dann neben seinem Berufe mit außerordentlichem Erfolge der Volks- und Jugendschriftstellerei und starb am 30. Juli 1890 zu Berlin. — Seine zahlreichen Schriften umfassen Geschichtsbilder, Biographien hervorragender Persönlichkeiten, Darstellungen aus der Mythologie und der Heroengeschichte des klassischen und germanischen Altertums sowie frei erfundene Märchen und Erzählungen.

Ursachen der ersten Christenverfolgungen.

Aus der „Weltgeschichte".

Es konnte nicht ausbleiben, daß die größte staatliche Gemeinschaft, wie sie zurzeit bestand, der Staat Rom, in Betracht zu ziehen begann, welche Stellung die kleinen Gemeinschaften, die in seinem Schoße hier und dort sich zu bilden begannen und die durch mündlichen und schriftlichen Verkehr miteinander verbunden waren, zu ihm einnahmen. Was anfangs verlacht worden war, wurde mehr und mehr ein Gegenstand der Aufmerksamkeit. Die Christen enthielten sich zwar alles Eingriffs in bestehende Verhältnisse, die außerhalb ihrer Verbindung lagen; aber man mußte sich doch sagen, daß diejenigen Personen, die sich ihnen

anschlossen, wenn sie auch den Staat in seinem gegenwärtigen Bestande nicht tatsächlich antasteten, ihn doch auch nicht stützen halfen, daß sie demnach indirekt auch äußerlich jetzt schon eine feindselige Stellung gegen ihn einnahmen. Es ließ sich ferner voraussehen, daß jene Zurückhaltung nicht für immer Bestand behalten, daß vielmehr mit dem Wachsen der neuen Genossenschaft in derselben sich auch das Bestreben regen würde, nicht mit Duldung, wie der Staat sie ihr zurzeit bot, sich zu begnügen, sondern Anerkennung, Geltung, wo möglich, Herrschaft zu gewinnen. Eine solche Perspektive hatte auch für die besseren der römischen Staatsmänner etwas Beunruhigendes, das sie veranlaßte, auf Unterdrückung der neuen Genossenschaft Bedacht zu nehmen.

Aber viel übleres noch begann sich als feindseliges Wesen gegen die Christen zu regen. Wie der Hochmut der jüdischen Schriftgelehrten sich verletzt gefühlt hatte, so jetzt der Hochmut der heidnischen Philosophen. Wie? Jene Genossenschaften wollten in der Erkenntnis der Wahrheit ihnen überlegen sein? Darauf hinweisend, daß meist Personen niederen Standes und geringer weltlicher Bildung den christlichen Gemeinden sich anschlössen, sagten sie spottend, schon aus diesem Umstand sei zu schließen, daß Wahrheit jenen neuen Genossenschaften nicht innewohne; die Wahrheit, die ja nur in den philosophischen Systemen der höchsten Geister des Altertums, eines Plato, eines Aristoteles, zu finden sei, vermöge eine ungeschulte Masse nie und nimmer zu fassen. So fanden die Christengemeinden in dem Hochmute der Wissenschaft frühzeitig einen gefährlichen Feind. Den christlichen Gemeinden ward ferner, um sie in der Achtung der Bevölkerung herabzusetzen, nachgesagt, es fände verbrecherisches Gesindel bei ihnen Aufnahme. Gegen Angriffe solcher Art hatten die Christengemeinden noch zur Zeit des berühmten Kirchenlehrers Origenes zu kämpfen, der im Sinne seines Herrn und Meisters entgegnete: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken; es sei kein Verbrechen, der verpesteten Stadt die Ankunft des Arztes zu melden und die Leidenden dem Retter zuzuführen; nicht die Kranken werden den Gesunden, nicht die Verbrecher den Gerechten vorgezogen, wohl aber der bußfertige Sünder dem stolzen Scheinheiligen; denn Sünder seien alle, keiner sei ganz ohne Fehl, und Christus lade alle Geschlagenen ein, daß er sie erquicke.

Die Aufnahme der Mühseligen und Beladenen in die Gemeinschaften gab aber auch den Anstoß zu anderweitigen Verdächtigungen. Es wurden Befürchtungen im Kreise derer lebendig, die durch gewaltsame, von dem Staate erlaubte Bedrückung ihrer Mitmenschen im Vorteil waren. Die Selbstsucht fühlte sich bis in das Mark hinein durch den Gedanken erschreckt: alles, was bisher als Rang, als Vorrecht gegolten habe, schwinde — nach dem Glauben der Christen — hin vor dem einzigen Range, Kind Gottes, Erlöster durch den Heiland zu sein. Es ist ja der Selbstsucht in ihrem Gegensatze zur Liebe nicht gegeben, das Wesen der letzteren zu erkennen, daher es denn auch kam, daß die bezeichneten Feinde der Meinung waren, man habe es in der jungen Christenkirche mit einer die Staatsordnung bedrohenden revolutionären Macht zu tun. Davon hatte eben die Selbstsucht keine Ahnung, daß die neue Gemeinschaft auf dem Boden einer von innen heraus wirkenden sittlichen Revolution stand, die einzig und allein innerhalb der Genossen im Geiste freien Wollens tätig war, im übrigen aber ihnen einschärfte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat!

Endlich erhob sich in der dumpfen Masse des heidnischen Volkes ein Feind wider die Christen. Wo die Opferfeuer auf heidnischen Altären oder vor Götterbildern angezündet wurden, wichen die Christen zurück. Dies schon erregte den Mißmut der Menge, von der die Juden aus demselben Grunde längst gehaßt wurden. Traten nun Unglücksfälle, Landplagen irgendwelcher Art ein, so meinte man, darin Wirkungen des Götterzornes zu sehen, und es gab dies Anlaß zu Miß-

handlungen und Tötungen der Christen. Da die Kaiser sich göttlich verehren ließen, wurde auch vor ihren Bildsäulen Weihrauch angezündet. Die Weigerung der Christen, an derartigen Huldigungsfeierlichkeiten teilzunehmen, ward ihnen als eine Feindschaft gegen das Staatsoberhaupt und den Staat ausgelegt.

In dem Obigen ist angegeben, was die Verfolgung hervorrief. Die Kirchengeschichte berichtet von vielen kleineren und von zehn großen Verfolgungen. Es ward zum öfteren beschlossen, die Christen gänzlich auszurotten. Die Lüge trat hinzu, um den Haß im Volke gegen sie zu schüren. Grauenhafte Gebräuche wurden ihnen angedichtet; das Erinnerungsmahl von Jesu gab Anlaß zu der Behauptung, sie tränken bei ihren geheimen Zusammenkünften Menschenblut. Alle nur erdenklichen Martern gegen die Bekenner wurden angewandt, um das Ziel der Ausrottung des Christentums zu erreichen. In der Regel wurde von den gefänglich Eingezogenen verlangt, vor dem Bilde Jupiters und der Bildsäule des Kaisers Weihrauch zu streuen und dabei Christum zu verleugnen und ihm zu fluchen. Wer sich weigerte, verfiel dem martervollen Tode. Die Furcht schreckte einzelne zurück; die meisten hielten am Bekenntnis fest und besiegelten es mit ihrem Blute. Die Todesstrafe erfolgte auf verschiedene Art. Die Verurteilten wurden enthauptet, gekreuzigt, in Felle wilder Tiere eingenäht und den Hunden vorgeworfen oder auch, nachdem ihre Kleider mit brennbaren Stoffen getränkt und bestrichen worden waren, angezündet, so daß sie wie Fackeln in langen Reihen zu nächtlichen Rennspielen leuchteten. Unter Nero fand die erste, unter Diokletian die letzte Verfolgung statt.

Herrlicher noch als in den Zeiten des Friedens zeigte es sich in schweren Leidenstagen, daß Jesu Geist in den Gemeinden wohnte. Wie starben diese Männer, Frauen und Kinder! Das war ein andres Sterben als das der römischen Stoiker, die, wenn alle Hoffnungen für sie gesunken waren, sich verfinsterten Gemütes — da auch für das Jenseits kein Hoffnungsstrahl sie durchglühte — den Dolch in die Brust stießen. Beseligten Gefühles, Psalmen singend, Gott laut preisend für die Gnade, teilzuhaben an der Bezeugung der Wahrheit, starben die Christen. Und dieses Sterben entzündete das Glaubensleben in anderer Herzen.

9. Hermann Masius,

geboren den 7. Januar 1818 zu Trebnitz in Schlesien, studierte in Halle Theologie, widmete sich aber dem Lehramt und ward, nachdem er an verschiedenen Stellen (z. B. in Halle, Stralsund, Halberstadt) Lehrerstellen innegehabt hatte, 1862 als Professor der Pädagogik an die Universität in Leipzig berufen, wo er am 22. Mai 1893 starb. — Sowohl auf pädagogischem als auf naturwissenschaftlichem Gebiet hat er sich als vortrefflicher Schriftsteller bewährt. Bekannt ist sein „Deutsches Lesebuch“ sowie seine „Naturstudien“.

Die Vogelwelt.

Aus den „Naturstudien“.

Unter den mannigfaltigen Geschlechtern der Tierwelt haben die Vögel von jeher vorzugsweise die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen des Menschen erregt. Der Lerche, dem Storch, der Nachtigall, der Schwalbe erklingen seit uralten Tagen Chöre von Liedern, und der Volksmund begrüßt sie auf ihrer lustigen Fahrt mit tausend trauten Wandersprüchen. Ja, es ist nicht zu viel behauptet, daß ohne die Vögel selbst der Frühling trauern würde, so wie gerade durch ihre Flucht der Winter um so unheimlicher und öder wird. Nun sind freilich die Säugetiere vollkommener organisiert, ... Elefant und Löwe [sind] ungleich großartigere, Reh und Gazelle ungleich schönere Tiergestalten als irgendein Vogel. Aber dessenungeachtet scheint die Klasse der Säugetiere sich gleichsam nur in einzelnen, wenigen Einzelwesen zu ihrer Vollendung zusammenzufassen. Viele von ihnen sind entschieden unschön und widerwärtig. Unter den Vögeln dagegen gibt es kaum einen, den man häßlich nennen dürfte, und bei allen sonstigen Mängeln ihrer Organisation zeichnen sich diese geflügelten Völker des

Luftreiches durch gewisse Eigentümlichkeiten aus, die ihnen das Interesse des gemütvollen Betrachters neben und teilweise selbst vor jener höheren Tierklasse sichern.

Schon das Nest des Vogels, dieses weiche Bett im grünen Laubversteck, von der sorgenden Liebe gewoben und gehütet, von den Liedern der Liebe umschwebt, welch ein einziges Bild! Welches Wunder der Natur, das lieblicher und sinniger wäre? Nach dem Vogelnest zucken Kinder die weichen Herzen und Hände, und der Mann bleibt bewundernd davor stehen und fühlt den warmen Hauch des Gottesodems, in dem alles Geschaffene lebt und webt.

„Hoch vor Freuden hüpfet mir
In der Brust das Herze,
Als ob es gefunden schier
Vögleins Nest im Märze" —

heißt es bei einem alten Minnesänger. Und nun der Vogel selbst! Welche leichte, lustige Gestalt! Wie frei hebt sich auf dem schlanken, beweglichen Halse der Kopf empor! Wie schön wölbt sich die Brust dem Strom der Wolken und Wellen entgegen! Wie reizend sind die weichen Linien des dahinsegelnden Schwans! Wie kühn und stark stemmt sich der Adler auf den straffgespannten Fuß! Dazu nehme man die Farbenpracht und die zarte Zeichnung des Gefieders, womit die Natur ihre Lieblinge so reich geschmückt hat, die bunten Decken, Bänder und Streifen, die schillernden Flecken, Perlen, Augen und Ringe, das metallische Schimmern und Spielen von Blau und Grün und Rot, die leuchtende, reine Frische ihres Weiß und Schwarz! Ist doch selbst das Grau der Krähe mehr als jene stumpfe, farblose Auflösung aller Farben, welche wir sonst wohl mit diesem Namen benennen.

Was uns aber am meisten an den Vögeln anzieht und wodurch sie gleichsam über den Kreis des gewöhnlichen Lebens hinausgehoben werden, ist das Vermögen des Fliegens. Durch den Flug vorzüglich erscheint der Vogel dem Naturmenschen dämonisch. „Die glücklichen", ruft der Dichter,

„Die glücklichen Vögel
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!
Raums genug ist für alle; der Pfad ist keinem bezeichnet,
Und es regen sich frei im Hause die großen und kleinen.
Über dem Haupte frohlocken sie mir, und es sehnt sich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf." (Hölderlin.)

Aber welch eine Fülle freiester und schönster Bewegungen entfaltet sich hier auch! Dieses majestätische Kreisen und Schwimmen, dieses selige Schwanken und Schweben, dieses Huschen und Flattern, dieses Schießen, Sinken und Steigen,

„Jetzt! wo drunten der Waldstrom braust,
Jetzt, wo oben die Wolke saust,
Jetzo mit einem Mal
Nieder von Berg zu Tal": (Deinhardstein.)

fürwahr, es ist, als tummelten sich die Geister der Luft in Spiel und Reigen, und es gehört kaum weniger als die groteske Sprachgewalt eines Fischart dazu, dies ganze, heißblütige Leben mit seiner Leidenschaft und Lust, seiner Neugier und Furcht, seiner Kühnheit und List in menschlicher Rede widerspiegeln zu lassen.

Ich übergehe die Wanderzüge, die Kämpfe und die andern bewundernswürdigen Triebe der Vögel, um nur noch ihres Gesanges zu gedenken. Freilich ist wohl nicht allen die Gabe der Stimme verliehen; von einem *Gesange* kann sogar nur bei wenigen geredet werden; aber doch stehen sie auch hierdurch, ja hierdurch mehr noch als durch ihren Flug über allen anderen Tieren.

Der Gesang ist des Vogels Geheimnis und Wesen, und . . . ohne die stimmbegabte Kehle mögen wir uns die Wildlinge des Äthers kaum denken. Der stumme Vogel steht gleichsam außer der Natur; er ist immer eine einsame, oft eine düstere Erscheinung. Die Abstufungen aber, denen wir hier begegnen, sind geradezu unendlich. Welche Welt von Tönen liegt zwischen dem Gekrächz' des Raben und dem Schlage der Nachtigall! Wie furchtbar gellt das Jauchzen des beutemachenden Seeadlers, wie lockend ruft das

Taubengirren durch den Forst, wie komisch welscht der stolzierende Truthahn, wie rührend zwitschert die nestbehütende Schwalbe! Und wiederum, wie außerordentlich mannigfaltig sind die Akzente einer einzigen Vogelstimme! Jetzt geschwätzig, schnell, jetzt sanft und langgezogen, jetzt rauschend, jetzt spitz und abgebrochen, nun tiefgedämpft, nun schrill und zerrissen: so hat diese Stimme einen Ausdruck für das Wohlgefühl der Zufriedenheit wie für das Trübe der Sorge, für das Sehnen der Liebe wie für den Zorn der Eifersucht, für jede Freude und jeden Schmerz. Soll ich noch der Lust gedenken, mit welcher uns der erste Gruß der Lerche, der Nachtigall so süß erschreckt? der Herzenserfrischung, wenn nach dunkeln Tagen der hervorbrechende Sonnenstrahl dies leichtbewegte Volk zu neuen Liedern weckt? Es ist klar: die Vögel geben dem schönen Antlitz der Natur erst die wohllautende Stimme und damit den unsäglichen Reiz, welchen dieses geistigste aller Körpervermögen auf den Menschen nie aufhört zu üben.

10. Wilhelm Riehl,

geboren am 6. Mai 1823 zu Biebrich am Rhein, studierte Theologie in Marburg, Tübingen und Gießen, wandte sich dann dem Studium der Kulturgeschichte zu, ward 1854 als Professor der Kulturgeschichte nach München berufen, wo er am 16. November 1897 starb. — Riehls bedeutendstes Werk ist „Die Kulturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik". Seinen Dichterruhm begründete er durch seine 30 kulturgeschichtlichen Novellen, die ein äußerst buntfarbiges und fesselndes Bild vom Entwickelungsgange des deutschen Volkes gewähren. Sehr lesenswert sind auch seine „Musikalischen Charakterköpfe".

1. Im Jahre des Herrn.

Im Jahre des Herrn 850 lag das Elend vielgestaltig auf den deutschen Landen. An den Nordküsten waren die Normannen plündernd und mordend hereingebrochen, in Thüringen und in Hessen die Sorben. Dazu breitete sich eine schwere Hungersnot über alle Gaue. So ward das Maß des Jammers voll.

In Strichen, die Frieden gehabt, schätzte man's hie und da, daß je der dritte Mann Hungers gestorben; wie es aber gar in den vom Feinde verwüsteten Gauen ausgesehen, das weiß niemand zu sagen. Die Geschichte hat jenes Bild des Jammers in Vergessenheit gehüllt. Denn der Krieg war geführt worden als Vertilgungskrieg; darum zerstörte der Feind dem Feinde alle Pflanzungen und verderbte alle Feldfrucht, so daß auch der kleine Rest der hungrigen Ernte, den Gottes Barmherzigkeit übriggelassen, durch der Menschen Erbarmungslosigkeit vernichtet ward.

Des Nachts hatten Feuerzeichen des Himmels die schwere Zeit vorausverkündet. Eine Wolke stieg auf von Norden her, und eine andere kam von Osten entgegen, und feurige Strahlenbüschel ohne Unterlaß gegeneinander schleudernd, stießen sie in der obersten Höhe des Himmels zusammen und verschlangen sich gleich zweien Heeren im Kampfe. Allen Menschen aber erzitterte das Herz; denn sie glaubten, der Herr habe sein Angesicht ganz abgewandt von dem deutschen Volke, und selbst die Hunde sollen dazumal kläglicher denn sonst geheult, die Vögel betrüblicher gesungen haben.

Falsche Propheten standen auf am Rhein und an der Donau und . . . gemahnten an die Erfüllung der letzten Zeiten. Viele Meister des weltlichen Regiments aber walteten ihres Amtes so willkürlich und gottlos, als ob weder ihr Regiment noch ihr Leben noch die Welt jemals ein Ende nehmen könne und der Stuhl des Weltenrichters niemals über den Stühlen aller Könige dieser Welt gesetzt werde.

Nun war im vorgedachten Jahre ein freier Mann im Fulder Land — sein Name ist vergessen —, der hatte sein ererbtes Gut einem adeligen Grundherrn zum Eigentum hingegeben, um dafür, ohne Knecht zu werden, doch den Schutz jenes Mächtigen zu gewinnen und sich und seinen Kindern wenigstens Nießbrauch und Zins von dem Besitz zu sichern, der noch seiner Väter volles Eigentum gewesen war. In den schweren Zeitläuften aber starb der Grundherr, und seine Sippe ver-

darb, und ein anderer gewann seine Güter und das frühere Gut jenes Mannes mit ihnen. Der neue Gutsherr wollte nun flugs den freien Mann, der mit seinem Grund und Boden auch schon die Hälfte der Freiheit weggegeben, ganz zu seinem eigenen machen, wie das damals bei Tausenden geschah, und in der Verwirrung und Not der Zeit konnte der Bedrängte keinen Schutz finden wider den neuen mächtigen Herrn. Da kam ihm ein verzweifelter Mut, daß er das Elend vorziehen wolle der Knechtschaft. Noch lebte in ihm der Stolz und Trotz des alten Germanen, und gar manchmal schaute er verächtlich auf diese neue Zeit, wo der streitbare Mann dem demütigen Mönch und dem zahmen Bauern zu weichen begann. Sein Großvater hatte als Knabe noch den Dienst der alten Götter im heiligen Haine gesehen. Welche Götter waren denn besser, die alten oder die neuen? Mit den alten Göttern war auch die gute alte Zeit entwichen. Und wie zur Strafe kamen jetzt lange Jahre der Trübsal heraufgezogen, und der neue Christengott hatte nicht Macht oder Lust, den Jammer von seinem Volke zu nehmen. So dachte der Mann aus dem Fulder Land. Er wollte sich selber helfen mit oder ohne Gottes Hilfe, nach der Väter Weise kraft der eigenen Faust.

Darum gürtete er eines Nachts sein Schwert und entfloh von seinem Gute, das nicht mehr sein war, um zugleich der Gewalt des neuen Herrn zu entfliehen. Er nahm nichts mit als seine drei köstlichsten Besitztümer: sein Weib, sein Kind und sein Schwert. Und weil es mitten im härtesten Winter war, so schlugen die Flüchtlinge warme Felle als Mäntel über ihr Gewand. Aber weder Speise noch Geld oder Kleinodien konnten sie auf den Weg nehmen in dieser armen Zeit.

Sie gedachten aber gegen den oberen Main zu ziehen und von da überzudringen nach Thüringen und Sachsen. Das war ein kühnes Beginnen, denn der Weg ging mitten durch ein vom Feinde verwüstetes, ausgehungertes Land, und es war in den rauhesten kurzen Tagen vor dem Jahreswechsel. Aber die Flüchtlinge waren auch hartgebackene Leute, wetterfest, mit Stahl in den Gliedern und einem wider den Hunger gepichten Magen. . . .

Es war am Silvesterabend, dem Abende des dritten Tages, seit der Mann aus dem Fulder Land mit Weib und Kind fliehend ins Weite irrte. Das Kind aber war zwei Jahre alt und trank noch immer an der Mutter Brust; denn so zog dieses starke Geschlecht starke Nachkommen groß. . . . Mann und Weib trugen das Kind wechselweise und hüllten es fürsorglich in ihre warmen Felle.

Der Tag war grimmig kalt gewesen. Eisiger noch brach der frühe Abend herein. In den Waldbergen der Rhön hatten sich die Wanderer verlaufen und nur am ersten Tage von der Gastfreundschaft eines selber halbverhungerten Bauern einen mageren Bissen erhalten. Hungrig hatten sie sich schon gestern abend im Schnee des Waldes gebettet.

Am anderen Morgen schritt der Mann noch guten Mutes rüstig aus; denn wer aus der Knechtschaft zur Freiheit wandert, der spürt die Mühsale des Weges nicht. Schweigend, im treuen Duldermut des Weibes zog die Genossin nebenher, das schlummernde Kind im Arme. Aber am Mittage hatten sie sich verirrt in den Schluchten des Gebirges; der Abend schlich heran, und nirgends ließ sich der Rauch einer Hütte erspähen. Nur die Spuren des Wildes und der Raubtiere kreuzten sich im Schnee, und noch hatte den ganzen Tag nicht ein einziges Mal das tröstliche Wahrzeichen menschlicher Fußtapfen den Mut der Wanderer belebt. Häufiger wachte das Kind auf, weinte stärker und länger und stammelte seine bittenden Laute, denn auch ihm konnte die Mutter schon nicht mehr Nahrung genug spenden.

Da begann es dem Mann zuweilen vor den Augen zu schwimmen, und es war ihm, als bräche mit einem Schlag sein ganzer Mut zusammen. Doch nur einen Augenblick — und er erhob wieder das Angesicht, schaute trotzig vorwärts in die endlose Wildnis, und sein leichter Schritt trug ihn so sicher und scheinbar frohgemutet wieder dahin, als seien die weiß-

bereiften Zweige mit Frühlingslaub geſchmückt und der vom Felſen ſtürzende Waldbach, darüber ſich die gefrorenen Waſſerdünſte wie eine Rauchwolke lagerten, ein kühler Brunn im Mai.

Des Rieſenſohnes aus Nordland — ſo hatten unſere Urväter den Winter geheißen und ihm den Namen des grimmigen Mannes beigelegt mit der kalten Bruſt —, deſſen gedachte in der nächſten ſchwarzen Minute wieder der Mann; denn es überkam ihn, als wolle der grimmige Rieſe, der leibliche Vetter des Todes, ihn und ſein Weib und Kind hinmorden ohne Erbarmen. Es ſchwindelte ihn vor Kälte, und bis auf die Knochen drangen die Schauer des Froſtes.

Das Weib aber mit dem blaſſen Leidensgeſicht war anzuſehen wie eine chriſtliche Märtyrin, die man zur Opferung hinführte vor jenen Rieſenſohn. Aber ob auch ſie wohl im ſtillen erbebte unter der Mühſal des Leibes und der Marter der Seele, deuchte ihr doch der Anblick ihres Mannes mit einem Male noch viel ſchrecklicher. Denn wie die Nacht niederſank und das letzte kalte Rot der untergehenden Sonne über dem Schnee der Bäume blutfarben verglühte, breitete ſich über die harten Züge des Mannes ein gar furchtbarer Ausdruck. Es war, als gehe ein gewaltiger Kampf durch ſeine Seele. Unſtet rollte das wilde Auge, die Lippen zuckten ſo heftig, daß er ſie feſt zuſammenbeißen mußte, und gleich als wolle er den Feind, mit dem er inwendig rang, auch mit dem Arme niederſchlagen, fuhr mehr denn einmal die Hand nach dem Griff des Schwertes. Weißbeſäumt vom Reif, erhöhten Bart und Haupthaar die ſchreckenvolle Würde des Antlitzes, und im Doppellicht des verlöſchenden Abendrotes und der glühend hinter den Bergen aufſteigenden Mondesſcheibe erſchien der Mann wie ein altheidniſcher Prieſter, der, mit dem Zorn der Götter ringend, ſich rüſtet, das Sühnopfer hier im Allerheiligſten der Wildnis zu bereiten.

So waren die Wanderer zu einer Anhöhe gekommen, wo ſchwarze Baſaltpfeiler aus der Schneedecke aufragten. Unter einem vorhängenden Felſen, den die Pfeiler im Emporſteigen wie ein Dach über ſich gehoben hatten, fanden die Ermatteten Schutz vor dem Winde, ein ſchneefreies Plätzchen und dürres Reisholz genug, das bald zu einem luſtigen Feuer aufloderte. Sie beſchloſſen, hier Nachtlager zu halten, aber der Hunger nagte, daß an keinen Schlummer zu denken war; auch das Kind wimmerte immer häufiger und kläglicher.

Dem Mann ließ es keine Ruhe zu ſitzen oder zu liegen; er konnte nur, an die Felspfeiler gelehnt, ſtehend in das Spiel der Flammen ſtarren oder mit verſchränkten Armen auf und nieder gehen. Von den züngelnden Gluten wandte er den Blick in die Höhe zu dem kalten Sternenlicht des Winterhimmels und ſprach zum Weibe: „Die Rieſen und Helden der Vorzeit leuchten da droben als Geſtirne. Sonſt blickten ſie uns gnädig an. Schau', wie ſie jetzt ſo kalten Auges auf uns niederſehen, gleich dem Rieſen Winter ſelber mit dem kalten Herzen in der Bruſt. Vom Himmel ſtiegen die Götter hilfreich zur Erde, als unſere Väter noch Glauben und Opfer für ſie hatten. Eure Prieſter haben die alten Götter aus unſerer Bruſt vertrieben, und die Götter haben nun den Himmel für ſich behalten, und den Menſchen blieb das Elend."

Das Weib erwiderte zitternd und demütig, aber voll gläubigen Vertrauens: „Nur ein Gott iſt zur Erde niedergeſtiegen und hat als Menſch mitgelitten für die Menſchen. Da ward die Erde ſo ganz des Gottes voll, daß fürder kein Gott mehr niederzuſteigen braucht."

Der Mann verſtummte. Ganz nahe hörte man das Geheul hungriger Wölfe. Dem ſchwachen Weibe ward es nicht angſt bei dieſem Nachtgeſang; doch als ſie wieder aufblickte in das Geſicht ihres Mannes, da ward es ihr angſt, denn ſein Auge war wilder als das Auge des Wolfes.

Und der Mann begann aufs neue: „Wo unſere Väter in Unglück verſtrickt lagen, da gedachten ſie ihrer Schuld und rüſteten Sühnopfer. Je ſchwerer Schuld und Not, um ſo teurer mußte die Gabe ſein, die zur Sühne dargebracht wurde. Haben uns die Sänger nicht geſagt — heimlich, daß

es die Mönche nicht hörten — von dem guten nordischen Könige Domaldi, den sein eigen Volk zum Altare führte, um ihn als den besten Mann des Volkes den Göttern zu opfern, damit sie die Hungersnot vom Lande nähmen? Und als das Opfermesser das Leben des Königs selber durchschnitten hatte, wich der Hunger vom Lande."

Das sprach der Mann mit dem glühenden Auge des Wolfes, und wie ergriffen von der Vollkraft tierisch-menschlicher Leidenschaft führte er Hiebe mit dem Schwerte durch die Luft. Und abermals versagte dem Weibe das Wort der Erwiderung.

Ja, das waren wildgemutete Menschen, die noch die ganze Wucht eines ungebrochenen Gefühles im Leibe spürten. . . .

Und aufs neue und immer schrecklicher erhub der Mann seine Stimme: „Du hast nicht vernommen, Weib, was vorgestern der Bauer erzählte, der uns zum letztenmal speiste. So höre jetzt! Der Erzbischof Rhaban sättigt auf seinem Hofe zu Winkel täglich Hunderte von Hungrigen, die in dieser schweren Zeit aus der ganzen Gegend dort zusammenströmen. Nun geschah es unlängst, daß auch ein fast verhungertes Weib zu ihm kam mit einem kleinen Knaben. Als sie aber die Schwelle des rettenden Hauses überschritt, stürzte sie zusammen vor Schwäche und hauchte den Geist aus. Das Kind aber lag an der Brust der toten Mutter und versuchte zu saugen, als ob sie noch lebe, und die härtesten Männer konnten das nicht schauen ohne Tränen. So fiel der Stamm, damit das Reis gerettet werde. Hätte nicht vielmehr die Mutter das Kind opfern sollen, daß sie leben geblieben wäre sich und ihrem Manne und anderen Kindern?"

Da kam dem Weib die Sprache wieder. „Nein!" rief sie und richtete sich hoch auf. „Selig die Mutter, welche so ihr Leben gegeben für ihr Kind. Zum Himmel schwebend, wird ihre Seele den Knaben geschaut haben, der noch trinken wollte an der toten Brust und der nun doch geborgen war! Du sagst, vor Schwäche habe sie den Geist aufgegeben? O nein! Im Übermaß der Freude zersprang ihr das Herz, als sie nach Todesmühen ihr Kind nun endlich doch gerettet sah, und von Wonne bewältigt, hauchte sie das Leben aus."

Der Mann versank in tiefes Schweigen. Er mußte sein Gesicht verhüllen und abwenden von dem Weibe, das, friedlich auf ihr schlafendes Kind niederblickend, am Feuer saß.

Endlich raffte er sich wieder auf. Mit großen Schritten ging er am verglimmenden Feuer auf und nieder, und noch wilder als vorher rollten seine Augen.

„Wir mögen jetzt nahe der Stunde sein," rief er, „wo das alte Jahr dem neuen die Hand reicht. Die Pfaffen, wenn sie die Jahre zählen, sagen: im Jahre des Herrn; — aber bei diesem gottverlassenen Jahr voll Schmach und Elendes sollte man billig sagen: im Jahre des Teufels!"

„Und dennoch", sprach milde das Weib, „hat das eine Jahr, in welchem der Herr als Mensch den Menschen geboren wurde, einen solchen Überschuß des Heils über alle folgenden Jahre gebracht, daß auch das schlimmste Jahr nach der Geburt des Herrn immer noch ein Jahr des Herrn sein wird."

Der Mann nahm das Kind vom Schoße der Mutter. „Die Stunde ist kostbar! Künftiges schauet in der letzten Jahresstunde, wer sich mit dem Schwert umgürtet, auf das Dach seines Hauses setzt, den Blick gen Osten gewendet. Nur eines will ich heute erkunden: ob wir den morgenden Tag überleben! Ist dieser Fels mit seiner Kuppe nicht jetzt unser einziges Haus? Laß mich hinaufsteigen mit dem Kinde nach altväterlichem Brauch! Und indes ich oben die Zukunft beschwöre, gedenke du hier des sühnenden Opfertodes, in welchem das nordische Volk seinen besten Mann, den König Domaldi, hinschlachtete, damit der Hunger von dem Lande genommen werde!"

Da rief das Weib verzweiflungsvoll: „So höre du vorher die Geschichte einer anderen Opferung! Höre, wie es erging, da Jehova dem Abraham befahl, daß er auch sein bestes Gut, seinen Sohn Isaak, am Altar schlachte!"

Aber der Mann hörte nicht. Er stürmte mit dem Kinde zur Felskuppe hinauf und verschwand hinter den Büschen.

Das Weib wollte ihm nacheilen, die Mutter dem Kinde. Doch als sie aufstand vom Feuer, da ward erst offenbar, wie ihr der Hunger das Mark aus den Knochen gesogen, sie brach ohnmächtig zusammen.

Plötzlich weckte das Schreien ihres Kindes die Mutter wieder zum Leben, und als sie aufhorchte, klang ganz nahe seitwärts aus den Zweigen hervor Getöse wie eines Kampfes. Dann ward es totenstill.

Da raffte die Mutter sich auf; ihre Kraft war wiedergekehrt, und sie sprang hinüber ins Dickicht, von wo des Kindes Stimme getönt hatte. Und vor ihr stand dort ihr Mann, vergeistert im Gesicht, das Schwert gesenkt, und im hellen Mondlicht sah man, wie Blut von dem Schwerte troff, und Arm und Gesicht des Mannes war mit Blut bespritzt. „Mein Kind!“ schrie die Mutter, „wo ist mein Kind?“

Da reichte ihr der Mann das Kind, das er im linken Arme gehalten, mit dem schützenden Felle bedeckt. Das Kind war unversehrt; es war wieder in Schlaf versunken und lächelte im Schlafe. „Wir sind beide heil und ohne Wunden!“ sprach der Mann gebrochenen Tones.

Das Weib forschte, was geschehen sei. Der Mann aber sagte zitternd: „Vollende, was du vorhin begonnen: die Mär von der Opferung jenes Kindes, die Gott dem eigenen Vater befohlen!“

Und verwunderungsvoll, kaum des Wortes mächtig, erzählte das Weib die Opferung Isaaks und schloß mit den Worten der Schrift, die sie so oft im Kloster zu Fulda vernommen: „Da sprach der Engel des Herrn zu Abraham: ‚Lege deine Hand nicht an den Knaben und tue ihm nichts. Denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest und hast deines einigen Sohnes nicht verschonet um meinetwillen.‘ Da hub Abraham seine Augen auf und sahe einen Widder hinter ihm in der Hecke mit seinen Hörnern hangen und ging hin und nahm den Widder und opferte ihn an seines Sohnes Statt zum Brandopfer.“

Als sie geendet, sprach der Mann: „So hat sich heute erneut nicht die Mär von der Opferung König Domaldis, sondern von der Opferung Isaaks. Siehe, auch ich wollte unser Kind opfern! Doch nicht gleich Abraham, weil es mir Gott geboten, sondern als ein Sühnopfer den zürnenden alten Göttern, und auch, daß wir selbst uns sättigen und unser Leben retteten mit dem Fleische des eigenen Kindes! Wie ich aber ins Gebüsch trete, taumelnd und wie mit Irrsinn geschlagen durch den eigenen Vorsatz, erschaue ich zwei Wölfe, die an dem Körper eines Rehes zerren. Da wird es wieder hell vor meinem Auge; mit dem Schwerte springe ich hinzu, das Kind, ins Fell verhüllt, fest an mich schließend, und schlage die Bestien nieder! Hier liegt das Reh, das uns Gott gesandt, der Widder statt des geopferten Sohnes!“

Da rief das Weib gleich einer Seherin: „Und doch ist auch das Opfer Isaaks nur die Verheißung gewesen eines größeren Opfers. Denn als die Zeit erfüllet war, hat Gott selber seinen einigen Sohn dahingegeben zum Sühnopfer für die Schuld aller Menschen. Und seit diesem letzten wahren Opfer sagen wir von jedem Jahre: Im Jahre des Herrn!“

„Ja,“ sprach der Mann zerknirscht vor sich hin, „die letzte Stunde dieses Jahres hat es klar gemacht: es war auch dieses Jahr ein Jahr des Herrn!“

Am Feuer sättigten sich die beiden an dem Fleische des Rehes. Dann fielen sie in friedlichen Schlaf.

Die Morgensonne des neuen Jahres weckte die Schläfer. Sie stiegen hinauf zur Kuppe des Felsens, von wo gestern abend der Mann vergeblich die Zukunft erschauen wollte. Da tat sich ein wunderbares Bild vor ihren Augen auf: das weite, reiche Maintal glühte im Sonnenschimmer, Hütte an Hütte stieg aus den Gründen, und der Rauch von hundert Feuerstätten hob sich, zum leichten Gewölk verschwebend, in die reine Winterluft. Die Gatten küßten sich bei diesem Anblick und küßten ihr Kind und fielen nieder und beteten. Der Mann aber

wagte noch nicht wieder, seiner Frau ins Auge zu schauen. Doch diese hob ihn liebreich auf und sprach: „Laß uns des alten Jahres jetzt vergessen, obgleich es kein Jahr des Teufels gewesen; denn siehe, noch ist das neue Jahr nur wenige Stunden alt, und doch hat es schon so reiche Verheißung gebracht, daß wir frohgemut zum Wanderstabe greifen. Denn die neue Pilgerfahrt beginnt, wo gestern die alte schloß: im Jahre des Herrn!“

2. Ludwig Richter.[1])

Aus „Die Familie“.

Mir deucht, wir haben seit dem sechzehnten Jahrhundert keinen Künstler besessen, der das Haus- und Familienleben des deutschen Volkes so tief durchempfunden und so treu im Bilde widergespiegelt hat, wie Richter in seinen zahllosen Holzschnittzeichnungen. Darum hat sich auch das deutsche Volk alsbald zu Hause gefühlt in seinen Bildern; er ist der volkstümlichste Zeichner der Gegenwart geworden. In den tausend Szenen, in welchen Richter die Plage und das Glück des häuslichen Lebens malt, hat die Nation jenen deutschen Familiengeist verkörpert wiedergeschaut, den sie besitzen sollte und großenteils nicht mehr besitzt. Möge hier die Kunst eine Prophetin neuer Entwickelungen sein! Es klingt uns aus Richters Zeichnungen ein Ton entgegen wie eines Volksliedes: der Stoff ist aus dem täglichen Leben gegriffen, die Behandlung die natürlichste, und doch liegt ein dichterischer Zauber über diesen Darstellungen, den man nicht definieren, den man auch nicht nachahmen kann, ohne der Meister selber zu sein. Jeder meint, gerade so würde auch er es gezeichnet haben, und doch kann es kein anderer gerade so zeichnen. Richter schlägt fast alle Akkorde des in der deutschen Häuslichkeit gewurzelten volkstümlichen Gemütslebens an. Das tolle Treiben der Kinderstube, die schwärmerische Minne der Jugend, Hochzeitszüge und Kindtaufen, die Last der häuslichen Arbeit und das Behagen des gesegneten Mahles im Familienkreise . . . die Not der armen Hütte und den Schmerz des Trauerhauses — das alles und unzähliges andere weiß er mit wenigen empfundenen Bleistiftzügen wie ein Gedicht vor uns hinzustellen. Und weil er der geborne Maler des deutschen Hauses ist, drum hat er auch den Hund so lieb und hat ihn in hundertfältig verschiedener Charakteristik überall seinen Menschen beigesellt und dieses Tier des Hauses origineller, vielseitiger und poetischer behandelt als wohl irgendein moderner Meister. Mit den drolligen Hunden ist ihm denn auch der deutsche Spießbürger am possierlichsten gelungen. Ein Ehepaar mit einer Rotte Kinder zu zeichnen, die nichts weiter tun als am Mittagstisch Kartoffeln essen, und eine solche Tiefe der Empfindung, des göttlichen und menschlichen Friedens in ein solches Bildchen zu legen, wie es Richter bei mehreren Darstellungen der Art getan, das vermag nur ein deutscher Meister, ein Meister, welcher die ganze Bedeutung des Hauses für das deutsche Volksleben selber durchgelebt hat. Richter legt seine Szenen wohl auch gerne in den Frieden des Waldes oder in die weite Landschaft gesegneter Feldfluren oder in heimelige Gartenlauben; aber auch da merken wir es seinen idealeren Figuren sogleich an, daß sie in einem deutschen Hause daheim sind und den Frieden dieses Hauses mitgebracht haben in Wald und Feld und Garten. Richter gibt uns jedoch in der Regel nicht gerade das moderne Haus, er läßt gerne etwas von der Romantik mittelalterlichen Lebens oder von dem schlichten Ernst altväterlicher Zustände in diese neue Welt herüberleuchten. Ja es ist uns mitunter, als gebe er weniger ein Bild des jetzigen Hauses denn ein Märchen vom deutschen Hause, welches anhebt mit den Worten: „Es war einmal. . . .“ Doch zeichnet er wiederum auch nicht die Gestalten aus der „guten alten Zeit“, wie sie wirklich gewesen sind, er verschmelzt bloß ihre *guten* Motive mit den modernen Erscheinungen. So möchte ich die Sitte des Hauses in der Wirklichkeit verjüngen helfen durch die Wiederaufnahme der *verklärten* guten Sitten der Vergangen-

1) Geboren den 28. September 1803 in Dresden und gestorben den 19. Juni 1884 zu Loschwitz.

heit, wie es Richter als Künstler in seinen Zeichnungen getan. Denn die alte Zeit mag ich gerne die gute alte Zeit nennen, aber immer in der Voraussetzung, daß unsere Zeit die bessere sei. — Ludwig Richter zeichnet uns alles Gute, Liebe und Schöne, was im deutschen Hause wohnen mag, als ein Lichtbild; höchstens geißelt er den Philister mit harmlosem Humor.

11. Wilhelm Baur,

geboren den 16. März 1826 zu Lindenfels im Odenwald, studierte in Gießen Theologie, ward, nachdem er mehrere Pfarrstellen innegehabt, 1867 als Pfarrer nach Hamburg berufen, 1872 als Hof- und Domprediger nach Berlin, wurde 1879 Oberkonsistorialrat, 1881 Propst des Stifts zum Heiligen Grabe in Berlin und starb am 18. April 1897 zu Koblenz. — Vornehmlich Theolog, hat er auch geschichtliche Werke, z. B. „Geschichts- und Lebensbilder“ usw., verfaßt, die auf die Hebung des religiösen Gefühls des Volkes abzielten.

Das Gottesgericht in Rußland.

Moskau ging in Flammen auf und mit ihm die Hoffnung Napoleons. Es ist etwas Asiatisches, etwas Alttestamentliches in dieser Kriegführung. Wie Israel seine Siege erfocht, nicht durch Roß und Reiter, nicht durch Wehr und Waffen, sondern durch den Glauben an den lebendigen Gott, der die Mauern Jerichos vom Posaunenschall kann fallen lassen, der durch Kriegsgeschrei und Fackeltanz die Feinde in die Flucht schlägt und den Würgengel sendet in Sanheribs Heer, so erschien in Rußland Gott selbst um so deutlicher als der Kriegsherr, je weniger von dem russischen Heer durch entschiedenen Widerstand und kräftiges Vordringen geschah. Jener kluge menschliche Plan, den deutsche Feldherren empfahlen, daß das russische Heer durch seinen Rückzug den Feind in die weiten, unwegsamen Gebiete Rußlands locken solle, war von den russischen Feldherren keineswegs angenommen worden. Aber was nicht nach menschlichem Plan geschah, das ereignete sich durch Gottes Fügung. Das Heer wich zurück, als wollte es Gott die Kriegführung allein überlassen. Und Gott hat das Werk vollendet: durch Feuer, Hunger, Kälte, Schnee, Wasserwogen, Pestilenz.

Der Wahnsinn des Hochmuts hatte den Krieg begonnen, demütiges Gebet hatte Gottes Hilfe angerufen; — nun mußte der erfochtene Sieg recht als Gottes Werk, als ein Gericht Gottes erscheinen. „Ich sah den Ungerechten am Morgen sich erheben wie die Zeder am Libanon,“ sprach Alexander in einem Manifest; „ich ging am Abend vorüber, und er war nicht mehr; ich fragte nach ihm, und seine Stätte ward nicht gefunden.“ Was war aus Napoleon geworden? Solange es irgend möglich war, hatte er Europa in seinen Bulletins belogen und nur von Siegen gesprochen. Dann trat im Winter eine dumpfe Stille ein in den Ländern, deren Söhne er in den Krieg geschleppt hatte. Auf einmal erscheint Napoleon in einem kleinen Schlitten in Wilna und eilt, so schnell er kann, durch Polen und Deutschland nach Paris. Er war von Gott geschlagen, aber nicht gebeugt. „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt,“ sprach er damals zu de Pradt in Warschau. Und als ihm die polnischen Minister beim Wiedereinsteigen gutes Befinden wünschten, antwortete er: „Ich habe mich nie besser befunden; wenn ich den Teufel hätte, so würde ich mich um so besser befinden.“ Muß man sein Wohlbefinden mitten in dem ungeheuren Jammer, den er über Millionen Menschen, über ganz Europa gebracht, nicht daher leiten, daß er den Teufel hatte, aber mit Gott nicht im Bunde war? Fast spottend sagte er in seinem letzten Bulletin: „Menschen, welche die Natur nicht genugsam gestählt hat, um über alle Wechsel des Glücks und des Schicksals erhaben zu sein, verloren ihren Frohsinn und ihre gute Laune und träumten von nichts als von Katastrophen; diejenigen aber, welche sie allen überlegen schuf, bewahrten ihren Frohsinn und ihr gewöhnliches Wesen und erblickten einen neuen Ruhm in den Schwierigkeiten anderer Art, die sie zu bewältigen hatten. Seine Majestät hat sich nie wohler befunden!“ Ist das nicht teuflisch, ob's Wahrheit war oder Lüge?

Daß es erlogene Gefühle waren, scheint das Wahrscheinlichere, denn zu seiner eiligen Flucht durch Deutschland half doch auch das böse Gewissen mit und die Furcht, von einer rächenden Hand erschlagen zu werden. In Oszmiana, wo der Kaiser durch eine rheinbündnerische Wache beschützt war, sagte der französische Major bedeutungsvoll zu einem deutschen Offizier: „Jetzt wäre der Augenblick gekommen!“ Dem ältesten Hauptmann, der eine weimarsche Grenadierkompagnie führte, ward es zugemutet, sich des Kaisers zu bemächtigen. Deutsche Gewissenhaftigkeit hinderte ihn daran, und er entfloh. Eine deutsche Posthalterin hat, da sie ihn erkannte, sich wenigstens bestimmt geweigert, ihm Speise und Trank zu reichen, und sich schließlich nur zu Kamillentee verstanden.

So war denn das Ende des Siegeszugs nach dem Ganges — die Flucht nach Paris! Und die stolzen Marschälle, die auf dem Hinweg den deutschen Städten unerhörte Lieferungen auferlegt hatten für ihre eigene Bequemlichkeit, denen kein Quartier stattlich, kein Mahl üppig, kein Lager bequem genug war? Und die Offiziere, die deutschen Pfarrfrauen zumuteten, die letzte Habe aufzuraffen, um ihnen den Schinken in Rotwein zu kochen? Und die Soldaten, die unaussprechbaren Hohn trieben mit dem lieben Brot? Was war aus ihnen geworden? Das Volk, das den Heißhunger der Flüchtigen sah, glaubte an einen von Gott über sie verhängten Hunger, der nie gestillt werden könne! Daß Gott ein Gericht gehalten, das war auch dem blödesten Auge offenbar. Da zogen über das schneeige Land dahin die ungeordneten Häuflein der Entronnenen; keine Kriegsmusik ertönte, keine Trommel ward gerührt, kein Kommandoruf erschallte; mit unsäglicher Mühe trugen die erstarrten Glieder die hungernden Leiber weiter, auf jedem Schritt durch die Leichname auf dem Wege daran erinnert, was aus ihren Kameraden geworden, alle zu Fuß, auch die stolzesten Generale, denn die Pferde waren aufgezehrt, ohne Waffen, die ihnen längst zu schwer geworden; auch die Beute, die sie in den verlassenen Städten gemacht, hatten sie abgeworfen; die Last des Leibes, von unsäglichem Jammer beschwert, war Last genug. In wunderlichem Aufzug kamen sie; nur darauf war jeder bedacht, daß er Haupt und Glieder vorm Frost schütze, und was zu solchem Schutze dienen konnte, ward aufgerafft, und wenn sie in ein Quartier kamen, so fielen sie über die Speise her und starben oder drängten sich dicht an das Feuer und wurden tot gefunden, mit erfrornen und versengten Gliedern. Keine Feder kann den Jammer schildern; aber der unmittelbaren Anschauung ergab sich immer aufs neue die Gewißheit: Hier ist Gottes Finger! Hier ist ein unmittelbares Dreingreifen Gottes, um an den Sündern ein Gericht zu vollziehen! „So verging“, schließt Arndt seinen Bericht über den russischen Feldzug, „durch die Verworfenheit und Verblendung eines einzigen Mannes in sechs Monaten die frischeste Blüte von Frankreich, Italien, Deutschland und Polen, und wurden viele tausend Kinder Waisen, viele tausend Weiber Witwen, viele tausend Eltern und Bräute in Schwarz gekleidet. So groß ist das Schicksal, so unerhört die Niederlage und so unglaublich das Unglück, daß auch der Zweifler gläubig werden muß und ausrufen: Siehe, hier ist Gott, dies ist Gottes Finger! . . . Hier hinkt der Küraſſier ohne Roß, ohne Schwert, fast ohne Blut und Leben, die gefrornen Füße mit Bast und Lumpen umwunden, der Küraſſier, der vor sechs Monaten dem armen Bauern in Masuren das letzte Brot nahm, es spaltete und jede Seite zu einem Schuh aushöhlte, worauf er wie auf Holzschuhen einherging; dort trägt einer, der grausam nach fremdem Gut griff, die Stumpen der abgelösten Hände umwunden und empfängt mit der Zunge die traurige Gabe des Mitleids; hier flehet vergeblich einer um ein Stücklein Brot und bietet dafür Leben und Glieder zum ewigen Dienst, welcher der Witwe den letzten Bissen verschlang und dem Säugling die Milch in der Mutterbrust verkümmerte; dort liegt ein anderer, der ein Wolfsrachen der Wollust

und des Geizes war, ächzend und erfrierend am Wege und hört die Wölfe schon die Zähne über seinem Gerippe fletschen; hier streckt einer, der Gott leugnete und denen, die ihn des großen Walters und Vergelters erinnerten, spottend zurief: ‚Pah! Was ist euer Gott für ein Ding?‘ die welken Arme vergebens zum Himmel, daß er ihn geschwind von dem elenden Leben löse; dort in der letzten Todesnot will einer beten, der sonst nur fluchte; aber er hat keine Worte für Gott, er hat auf seinen Lippen überhaupt keine Sprache mehr: so schrecklich wird die Verruchtheit bestraft. So wimmert ihr, so sterbet ihr, so lieget ihr da, die aus dem Nil und aus dem Ebro, aus der Donau und aus der Weichsel getrunken haben, die Roms Kapitol und Numantias Trümmer, die des stolzen Philipps Eskurial und des unsterblichen Friedrichs Sanssouci, die Rudolfs von Habsburg Kaisersitz und Moskwas heilige Tempel entweiht haben, ein nichtiger, schändlicher, verfluchter Staub, worauf keine Träne vergossen ward, worüber kein Gebet gesprochen ward, wobei Wölfe heulten und Raben krächzten und Hunde bellten und Menschen fluchten. – – So hat Gott gerichtet, so wird Gott richten!“

Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen!
Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große, mächt'ge Franzenheer;
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht!

Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen!
Speicher ohne Brot, allerorten Not,
Wagen ohne Rad, alles müd und matt:
Kranke ohne Wagen,
So hat sie Gott geschlagen!

12. Heinrich von Treitschke,

geboren am 15. September 1834 zu Dresden, studierte zu Bonn, Leipzig, Tübingen und Heidelberg die Kameralwissenschaften, habilitierte sich 1858 in Leipzig, wandte sich dem geschichtlichen Fache, besonders dem Studium der deutschen Geschichte, zu, folgte 1863 einem Ruf als außerordentlicher Professor nach Freiburg i. Br., legte 1866 aus politischen Gründen sein Amt nieder, übernahm 1866 eine Professur in Kiel, darauf 1867 in Heidelberg und 1874 in Berlin, war preußischer Historiograph und Reichstagsabgeordneter und starb in Berlin am 28. April 1896. — Er war einer der bedeutendsten deutschen Geschichtschreiber und zeichnete sich in seinen Werken besonders durch einen glühenden Patriotismus aus. Seine Hauptschriften sind: „Zehn Jahre deutscher Kämpfe“ und „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“. Auch als Dichter verdient er Beachtung.

Der Ausbruch der Befreiungskriege.

Aus „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“.

Am [17. März] unterzeichnete Friedrich Wilhelm das Landwehrgesetz und den „Aufruf an Mein Volk“. Es war die Rückkehr zur Wahrheit und zum freien Handeln, wie Schleiermacher in einer freudevollen Predigt sagte. Das treue Volk atmete auf, da nun endlich jeder Zweifel schwand, die allzu harte Prüfung der Geduld und des Gehorsams vorüber war. So hatte noch nie ein unumschränkter Herrscher zu seinem Lande geredet. Ein Hauch der Freiheit, wie er einst die äschyleischen Kriegslieder der Hellenensöhne erfüllte, wehte durch die schlichten, eindringlichen Worte, die der geistvolle Hippel in guter Stunde entworfen hatte. Mit herzlichem Vertrauen rief der König seine Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern und Litauer bei ihren alten Stammesnamen an und entbot sie zum heiligen Kampfe: „Keinen andern Ausweg gibt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag!“ Und nun stand es auf, das alte waffengewaltige Preußen, das Volk der Slawenkämpfe, der Schwedenschlachten und der sieben Jahre, und ihm geschah wie jenem Helden der germanischen Sage, der beim Anblick seiner Fesseln so in heißem Zorn entbrannte, daß die Ketten schmolzen. Kein Zweifel, kein Abwägen der Übermacht des Feindes; alle dachten wie Fichte: „Nicht Siegen oder Sterben soll unsere Losung sein, sondern Siegen schlechtweg!“ „Mag Napoleon noch so oft Schlachten gewinnen,“ schrieb Scharnhorst, „die ganze Anlage des Krieges ist so, daß im Verlaufe dieses Feldzugs uns sowohl die Überlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann.“ Schon der Aufruf vom 3. Februar hatte Erfolge, welche niemand außer Scharnhorst für

möglich gehalten. Es war der stolzeste Augenblick in Scharnhorsts Leben, als er den König einst in Breslau ans Fenster führte und ihm die jubelnden Scharen der Freiwilligen zeigte, wie sie in malerischem Gewimmel, zu Fuß, zu Roß, zu Wagen, ein endloser Zug, sich an den alten Giebelhäusern des Ringes vorüberdrängten. Dem Könige stürzten die Tränen aus den Augen. Treu und gewissenhaft hatte er seines schweren Amtes gewartet in dieser langen Zeit der Leiden und oftmals richtiger gerechnet als die Kriegspartei; was ihm fehlte, war der frohe Glaube an die Hingebung seiner Preußen. Jetzt fand er ihn wieder.

Seit dem 17. März traten auch die breiten Massen des Volkes in das Heer ein. Durch den Wetteifer aller Stände wurde die größte kriegerische Leistung möglich, welche die Geschichte von gesitteten Nationen kennt. Dies verarmte kleine Volk verstärkte die 46,000 Mann der alten Linienarmee durch 95,000 Rekruten und stellte außerdem 10,000 freiwillige Jäger sowie 120,000 Mann Landwehr, zusammen 271,000 Mann, einen Soldaten auf siebenzehn Einwohner, unvergleichlich mehr, als Frankreich einst unter dem Drucke der Schreckensherrschaft aufgeboten hatte — das alles noch im Verlaufe des Sommers, ungerechnet die starken Nachschübe, welche späterhin zum Heere abgingen. Natürlich, daß die entlassenen Offiziere sich sofort herbeidrängten, um die Ehre ihrer alten Fahnen wiederherzustellen. . . .

Neben den alten Soldaten empfand die gebildete Jugend den Ernst der Zeit am lebhaftesten; in ihr glühte die schwärmerische Sehnsucht nach dem freien und einigen deutschen Vaterland. Kein Student, der irgend die Waffen schwingen konnte, blieb daheim; vom Katheder hinweg führte Professor Steffens nach herzlicher Ansprache seine gesamte Hörerschaft zum Werbeplatze der freiwilligen Jäger. Der König rief auch seine verlorenen alten Provinzen zu den Fahnen: „Auch ihr seid von dem Augenblicke, wo mein treues Volk die Waffen ergriff, nicht mehr an den erzwungenen Eid gebunden.“ Da aber eine Massenerhebung in den unglücklichen Landen noch ganz unmöglich war, so eilten mindestens die Ostfriesen und Markaner von der Göttinger Universität zu den preußischen Regimentern, desgleichen die gesamte Studentenschaft aus dem treuen Halle, das unter westfälischer Herrschaft die Erinnerungen an den alten Dessauer und die gute preußische Zeit nicht vergessen hatte. Derselbe Geist lebte in den Schulen. Aus Berlin allein stellten sich 370 Gymnasiasten. Mancher schwächliche Junge irrte betrübt, immer wieder abgewiesen, von einem Regimente zum andern, und glücklich, wer, wie der junge Vogel von Falkenstein, zuletzt doch noch von einem nachsichtigen Kommandeur angenommen wurde. Die Beamten meldeten sich so zahlreich zum Waffendienste, daß der König durch ein Verbot den Gerichten und Regierungen die unentbehrlichen Arbeitskräfte sichern mußte. In Pommern waren die königlichen Behörden während des Sommers nahezu verschwunden, jeder Kreis und jedes Dorf regierte sich selber, wohl oder übel.

Aber auch der geringe Mann hatte in Not und Plagen die Liebe zum Vaterlande wiedergefunden: stürmisch, wie nie mehr seit den Zeiten der Religionskriege, war die Seele des Volkes bewegt von den großen Leidenschaften des öffentlichen Lebens. Der Bauer verließ den Hof, der Handwerker die Werkstatt, rasch entschlossen, als verstünde sich's von selber. Die Zeit war erfüllet, es mußte sein. War doch auch der König mit allen seinen Prinzen ins Feldlager gegangen. In tausend rührenden Zügen bekundete sich die Treue der kleinen Leute. Arme Bergknappen in Schlesien arbeiteten wochenlang unentgeltlich, um mit dem Lohne einige Kameraden für das Heer auszurüsten; ein pommerscher Schäfer verkaufte die kleine Herde, seine einzige Habe, und ging dann wohlbewaffnet zu seinem Regimente. Mit Verwunderung sah das alte Geschlecht alle jene herzerschütternden Auftritte, woran der Ernst der allgemeinen Wehrpflicht uns Nachlebende längst gewöhnt hat: Hunderte von Brautpaaren traten vor den Altar und schlossen den Bund für das

Leben, einen Augenblick bevor der junge Gatte in Kampf und Tod hinauszog. . . . Zugleich wurden überall öffentliche Sammlungen veranstaltet, wie sie bisher nur für wohltätige Zwecke üblich waren: dies arme Viertel der deutschen Nation brachte mit der Blüte seiner männlichen Jugend auch die letzten kargen Reste seines Wohlstandes zum Opfer für die Wiederauferstehung des Vaterlandes. Von barem Gelde war wenig vorhanden, aber was sich noch auftreiben ließ von altem Schmuck und Geschmeide, ging dahin. In manchen Strichen der alten Provinzen galt es nach dem Kriege als eine Schande, wenn ein Haushalt noch Silberzeug besaß. Kleine Leute trugen ihre Trauringe in die Münze, empfingen eiserne zurück mit der Inschrift: „Gold für Eisen"; manches arme Mädchen gab ihr reiches Lockenhaar als Opfer.

Eine wunderbare, andächtige Stille lag über dem in allen seinen Tiefen aufgeregten Volk. Den Lärm der Presse und der Vereine kannte die Zeit noch nicht; aber auch im vertrauten Kreise wurde selten eine prahlerische Rede laut. In den Tagen ihres häuslichen Stillebens hatten die Deutschen gern überschwenglichen Ausdruck an nichtigen Gegenstand verschwendet; jetzt war das Leben selber reich und ernst, jeder empfand die Größe der Tat, die Armut des Wortes. Jeder fühlte, wie Niebuhr gestand, still „die Seligkeit, mit seinem ganzen Volke, den Gelehrten und den Einfältigen, dasselbe Gefühl zu teilen", und allen ward „liebend, friedlich und stark zumute". Recht nach dem Herzen seines Volkes hatte Friedrich Wilhelms frommer Sinn den Wahlspruch: „Mit Gott für König und Vaterland!" der Landwehr gegeben und angeordnet, daß die ausgehobenen Wehrmänner vom Sammelplatze sogleich zu einer kirchlichen Feier geführt wurden. In jeder Kirche des Landes sollte eine Gedächtnistafel die Namen der ruhmvoll gefallenen Söhne der Gemeinde bewahren. . . .

Alsbald ward es auch auf den Höhen des deutschen Parnasses lebendig. . . . Was politisch gereifte Völker in der Presse, in Reden und publizistischen Abhandlungen aussprechen, gewann in diesem Geschlechte, dem die Dichtung noch immer die Krone des Lebens war, sofort poetische Gestalt; und so entstand die schönste politische Poesie, deren irgendein Volk sich rühmen kann — eine Reihe von Gedichten, an denen wir Nachkommen uns versündigen würden, wenn wir dies Vermächtnis einer Heldenzeit jemals bloß mit ästhetischen Blicken betrachteten. An Kleists mächtige Gestaltungskraft reichten die Dichter des Befreiungskrieges nicht heran; wer aber in der Poesie den Herzenskündiger der Nation sieht, wendet sich gleichwohl von jenen dämonischen Klängen des Hasses aufatmend hinweg zu den hellen und frischen Liedern, welche die Freude des offenen Kampfes gebar. Welch ein Segen doch für unser Volk, daß sein gepreßtes Herz wieder froh aufjubeln durfte, daß nach langem, dumpfem Harren und Grollen wieder der Eidschwur freier Männer zum Himmel stieg:

> Und hebt die Herzen himmelan
> Und himmelan die Hände,
> Und schwöret alle, Mann für Mann:
> Die Knechtschaft hat ein Ende!

Freudig wie die Signale der Flügelhörner tönten Fouqués Verse: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen!" — und in Arndts Liede: „Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!" klang das schmetternde Marsch! Marsch! der deutschen Reiter wieder. Keiner hat den Sinn und Ton jener schwärmerischen Jugend glücklicher getroffen als der ritterliche Jüngling mit der Leier und dem Schwerte, Theodor Körner. Jetzt zeigte sich erst ganz, was Schillers Muse den Deutschen war. Ihr hohes, sittliches Pathos setzte sich um in patriotische Leidenschaft, ihre schwungvolle Rhetorik ward das natürliche Vorbild für die Jünglingspoesie dieses Krieges. Der Sohn von Schillers Herzensfreunde erschien dem jungen Geschlechte als der Erbe des großen Dichters — wie er so siegesfroh mit den Lützower Jägern in den Kampf hinausritt, ganz durchglüht von deutschem Freiheitsmute, ganz unberührt von den kleinen Sorgen des Lebens, wie er auf jeder Rast und jeder Beiwacht seine

feurigen Lieder von der Herrlichkeit des Krieges dichtete und endlich, den Sang von der Eisenbraut noch auf den Lippen, durch den tapferen Reitertod den heiligen Ernst seiner Reden bezeugte — in Wort und Tat ein rechter Vertreter jener warmherzigen Männlichkeit, welche die begabten Obersachsen auszeichnet, wenn sie sich nur erst losgerissen haben aus der zahmen Schüchternheit ihres heimatlichen Lebens.

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht —

mit diesen Worten hat Körner selbst den Ursprung und Charakter der großen Bewegung geschildert. Sie blieb durchaus auf den deutschen Norden beschränkt. . . . Nur in den vormals preußischen Provinzen und in einzelnen, unmittelbar von den Napoleoniden beherrschten Strichen des Nordwestens stand das Volk freiwillig auf, sobald die Heersäulen der Befreier nahten; überall sonst erwartete man geduldig den Befehl des Landesherrn und die Macht der vollendeten Tatsachen. . . . Der deutsche Befreiungskrieg war in seiner ersten, schwereren Hälfte ein Kampf Preußens gegen die von Frankreich beherrschten drei Viertel der deutschen Nation. . . .

Es wurde folgenreich für lange Jahrzehnte der deutschen Geschichte, daß doch nur die norddeutschen Stämme wirklichen Anteil hatten an den schönsten Erinnerungen dieses neuen Deutschlands, während der Süden erst zwei Menschenalter später des Glückes teilhaftig ward, für das große Vaterland zu kämpfen und zu siegen.

13. Friedrich Vetter,

geboren im Jahre 1837 als Sohn eines kalvinischen Geistlichen in Morges im Waadtland, erhielt im Institut Salem bei Ludwigsburg eine gediegene deutsche Schulbildung, studierte in der Schweiz Mathematik und Mechanik, in Italien Malerei und in Tübingen Naturwissenschaften, bekleidete Lehrstellen in Schottland und Deutschland, zuletzt an einer Töchterschule in Stuttgart, wo er vom König von Württemberg den Titel eines Professors der Naturwissenschaften erhielt, und lebt gegenwärtig im Ruhestand in Überlingen am Bodensee. — In seinen vielgelesenen, gründliche Kenntnisse mit glanzvoller Darstellung verbindenden Schriften („Das erste Blatt der Bibel“ — „Was dünket dich von Christo?“ — „Naturstudium und Christentum“ — „Symbolik der Schöpfung und ewige Natur“ — „Das Wunder“ — „Das Lied der Schöpfung“ — „Die Bibel Gottes Wort“ — „Glaube und Kritik“ — „Aus Israels Geschichte“ — „Von der Größe des dreieinigen Gottes“ u. a.) tritt er kraftvoll dem Unglauben entgegen, ohne freilich von allerlei Schwärmereien, z. B. hinsichtlich des Alters der Welt, der Astronomie, des Millenniums usw., frei zu sein.

Das Licht.

Aus „Das erste Blatt der Bibel“.

Und Gott sprach: „Es werde Licht!“ Und es ward Licht.

Wie groß und herrlich, wie wunderbar ist doch das Licht, das Kleid des Gottes (Ps. 104, 2), der sich „Vater des Lichts“ nennt und dessen Wohnung das ewige, „unnahbare Licht“ ist! Was wäre die Welt ohne Licht? Wie undenkbar, unerkannt, unbegreiflich und freudenlos! Wie dunkel, ja finster und ohnmächtig auch all unser Denken! — Was ist denn aber das Licht? Ja, genau wissen wir es nicht und werden es auf Erden noch weniger ergründen können als die übrige Natur, denn es ist das erste und höchste Schöpfungswerk Gottes. Aber so viel erkennt davon der menschliche Geist: das Licht ist eine von Gott ausgehende Lebenskraft, die, das ganze Weltall umfassend, die kleinsten Teilchen aller Körper und alles Stoffs in ewiger, heftig zitternder Bewegung erhält; je rascher die Bewegung, desto heller das Licht. Wäre irgendein Körper gänzlich bewegungslos, so wäre er auch gänzlich finster, und insofern kann man mit Wahrheit sagen: Licht ist Leben, Bewegung, und Finsternis ist Tod. Vollständige Finsternis gibt es im Weltall nicht, und selbst da, wo tausend Fuß tief unter der Erde unser vom Tageslicht geblendetes Auge nur dunkelste Nacht zu sehen glaubt, wächst noch der Kristall und manche niedere Pflanze, und in den tiefsten Tiefen des Meeres, wo auch für unser Auge nicht der geringste Lichtstrahl mehr eindringt, bewegen sich lebendige Tiere und haschen nach ihrer Beute, in eignem schwachem Lichte leuchtend. Und wo der Mensch in dunkler Nacht glaubt, die Welt liege in Finsternis, so gilt das von einem Teil der kleinen Erde, während der ganze ungeheure Weltenraum ringsum von

Lichtwellen erfüllt ist, die ewig von Stern zu Stern, von Sonne zu Sonne fliegen. Ob einst die äußerste Finsternis, von der Christus spricht, eine absolute sein wird, oder noch erleuchtet von den roten Blitzen des Zornes Gottes? — Aber nicht nur gibt der Lichtstrahl allen Körpern Form und Gestalt, Farbe und Sichtbarkeit, sondern noch viele wunderbare Eigenschaften besitzt er, und weil er eine Schöpfung unseres Vaters im Himmel ist, und es sich für die Söhne des Hauses wohl ziemt, die Werke ihres Vaters zu erforschen und zu bewundern, wollen wir etwas weiter davon reden.

Laß einmal durch ein Nadelloch so fein, daß du es mit bloßem Auge kaum siehst, den kleinsten Lichtstrahl durchdringen, so hast du hier eine ganze Welt voll von Wundern. Laß zum Beispiel diesen feinsten Lichtstrahl auf ein Tröpfchen Wasser fallen und stelle darauf ein gutes Vergrößerungsglas, das eben diesen im Tropfen spielenden Lichtstrahl zerlegt und verstärkt, was siehst du darin? Eine ganze Welt! Da regt es sich und lebt und webt, gewaltige Tiere, fast unheimlich anzusehen, fahren rasch mit tausend Rudern dahin und verschlingen rechts und links die kleineren Geschöpfe. Langsam wie im Traum schweben vorwärts und rückwärts andere, in zierlich gestreiften kristallenen Gehäusen, und noch andere verändern stets die Gestalt, werden rasch länglich und rund, strecken Arme aus und ziehen sie wieder ein und ruhen und rasten nicht, und alle leben und weben in Gott, wissen von dir nichts und erfüllen Zwecke, die uns unbekannt sind. Das ganze Bild aber, scharf und genau, zart und fein gezeichnet, mit allen seinen Linien und Formen malt der einzige Lichtstrahl in dein Aug' hinein, das, für das Licht geschaffen, ebenfalls eine wunderbare Schöpfung Gottes ist.

Fasse nun aber das Licht, das etwa vom Mond kommt, mit einem großen Fernrohr auf, welcher Unterschied! Vorher erschien dir der Mond nur wie eine kleine Scheibe, und nun? Auf großer Ebene siehst du da droben sich gewaltige Berge viel tausend Fuß hoch, mächtige Felsen emportürmen, kühn, steil, zerrissen, eine andere Welt als die Erde. Dort im Mond herrscht ewige Stille; dort gibt's weder Luft noch Wasser. Nie säuselt dort der Wind durch die Bäume, nie rieselt der Bach und plätschert die Welle, nie ziehen Wolken am schwarzen Himmel hin. Alle diese Dinge zeigt uns der Lichtstrahl, der vom Mond zu uns herniederkommt.

Auf den Lichtstrahlen beruhen ferner die Farben; nicht bloß die sieben Grundfarben des Regenbogens, sondern auch die tausenderlei Schattierungen, die wir unterscheiden. Überdies hat jede dieser Farben verschiedene Wärme, verschiedenen Einfluß auf die irdischen Körper. Unter dem einen Strahl wächst die Pflanze schneller, unter dem andern langsamer; wieder unter einem andern entstehen durch chemische Kräfte Lichtbilder, Photographien. Manche wirken beruhigend auf Tier und Mensch, wovon man schon bei Wahnsinnigen Proben gemacht hat, andere aufregend, wie man selbst an stumpfsinnigen Tieren sieht, wie das Krokodil, das vom roten Licht in wahre Wut versetzt wird. Neuerdings hat man sogar gelernt, in der Beschaffenheit eines Lichtstrahls zu lesen, von was für einem Körper er ausgeht. Hält man nämlich dem kleinsten Lichtstrahl ein entsprechend geschliffenes Glas entgegen, so sieht man einen langen, schönfarbigen Streifen, und in diesem sind Hunderte von feinen schwarzen und auch leuchtenden Farben und Linien eingezeichnet. Diese Linien nun geben Aufschluß darüber, welche Stoffe der Körper enthält, von dem das Licht ausgeht, sei es eine Kerze oder Petroleumlampe, die Sonne oder ein entfernter Fixstern. Und so kann der Sternkundige heute, wenn er den feinsten Lichtstrahl von einem Stern, den du kaum noch am Himmel funkeln siehst, nacheinander durch eine Reihe von prismatisch geschliffenen Gläsern gehen läßt, darin lesen, ob auf diesem Stern Wasser, Eisen, Gold, Kochsalz usw. sich befindet; ferner ob der Stern fest oder flüssig oder gasförmig, ob er von einer großen Luftschicht umgeben sei, und ob dieser Stern, der durch das Weltall mit mehr als Windeseile seine

Bahn verfolgt, ſich der Erde nähert oder entfernt und mit welcher Schnelligkeit! Aber wieviel mag noch in der Lichtſchrift liegen, wovon wir vielleicht hienieden einiges erforſchen werden, das meiſte aber einem andern Leben vorbehalten bleibt, in dem unſere Beſchäftigung ſein wird, Gottes Wunder mit ſchärferen Augen als jetzt zu ſchauen.

Wie wunderbar iſt aber auch die Wirkung dieſes Lichtes! Das Sonnenlicht legt einen Weg von zwanzig Millionen Meilen von der Sonne bis zur Erde zurück und hat doch noch Kraft genug, die ganze Pflanzenwelt zum Grünen und Blühen zu bringen und auch Menſchen und Tieren Kraft zu verleihen, während in Finſternis erzogene Weſen auch bei genügender Wärme ſtets bleich und ſchwach bleiben. Und noch eins. Es ſind kaum ſechzig Jahre, daß in Frankreich ein Mann mit Namen Daguerre von ſeiner Familie gerichtlich für mundtot erklärt werden ſollte, weil er behauptete, nicht ruhen zu wollen, bis es ihm gelänge, die Bilder, die im Lichtſtrahl ſeien, feſtzuhalten und auf einer Glasplatte ſichtbar zu machen. Das kam damals den Leuten wahnſinnig vor. Heutzutage weiß jedes Kind, daß man von allen beleuchteten Gegenſtänden Photographien erzeugen, alſo das Lichtbild, das von ihnen ausgeht, ſichtbar machen kann. Damit iſt bewieſen, daß von ihnen und uns allen ſtets Lichtbilder, uns unſichtbar, durch den Raum fliegen. . . .

Alle dieſe Wunder, und wer weiß wie viele andere, die noch im Lichtſtrahl uns verborgen liegen, hat ein einziges Schöpfungswort bewirkt: „Es werde Licht!“ Wahrlich, ein großer, wunderbarer Gott! Und was das wahre Licht, von dem unſer Licht nur ein kleiner Teil und ſchwaches Abbild iſt, für eine ungeheure Bedeutung hat, davon zeugt auf jeder Seite das Wort Gottes, welches uns ſagt: Gott iſt ein Licht, und in ihm iſt keine Finſternis. Und uns, ſeine Kinder, ruft er zum Licht, denn im Licht iſt alle Erkenntnis, in der Finſternis alle Unwiſſenheit, und wie ſchon das vergängliche Sonnenlicht es uns täglich zeigt in der ganzen Natur, iſt nur im Licht Leben, in der Finſternis iſt der Tod. Uns aber iſt es verheißen, daß wir einſt in dem Lichte wohnen ſollen, da keine Finſternis mehr iſt, ja im auferſtandenen Leibe leuchten wie die Sonne in unſers Vaters Haus. Was werden da für Wunder des Lichts um uns fluten und in uns ſelbſt aufgehen! Welch ein Antrieb muß uns das ſein, ſchon hienieden in dieſer oft ſo finſtern Welt als Kinder des Lichtes zu wandeln!

Anhang I.

Mundartliche Dichtung.

1. Fritz Reuter,

geboren am 7. November 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg, studierte in Jena die Rechte, schloß sich dort der Burschenschaft „Germania“ an, wurde deshalb wegen angeblichen Hochverrats auf sieben Jahre eingekerkert, war eine Zeitlang Landwirt, lebte dann seit dem Erscheinen seiner „Läuschen und Rimels“, die ihn mit einem Schlag zum berühmten Mann machten, seiner schriftstellerischen Neigung, siedelte 1863 in seine am Fuß der Wartburg bei Eisenach gelegene Villa über, wo er am 12. Juli 1874 starb. — Er war eins der größten humoristischen Talente und hat sich wie kaum ein anderer die Herzen des gesamten deutschen Volkes erworben. Er und Klaus Groth erhoben das Niederdeutsche zur Literatursprache.

Fritz Reuter.

1. De Reknung ahn Wirt.

„Gu'n Morgen, Herr Avkat, mi is dor wat passiert,
Mi hett dor up de Strat so'n unverschamtes Dirt
Von Köter in de Beinen beten
Und mi en Stück ut mine Büxen reten.
Dat is 'ne ganze nige Hos',
Und ik wull Sei dat blot mal fragen,
Ob ik den Kirl nich künn verklagen,
De so'n betschen[1]) Hund lett los'
Hir up de Straten 'rümmer gahn?“

„Gewiß, mein lieber Freund, das können Sie!
Der Eigentümer von dem Vieh,
Das Ihnen solches angetan
Und Ihre Hose riß in Fetzen,
Muß Ihnen selbige ersetzen.“
„Süll'k woll drei Daler föddern können?“
„Gewiß, das können Sie! Für diese schönen
Und neuen Hosen ist das nicht zu viel.“
„Na, Herr Avkat,“ seggt Möller Thiel,
„Denn gewen S' man drei Daler her,
Wil't Ehr oll Köter wesen ded.“
„Mein Hund? — mein Pollo biß Sie in die Waden?
Nun gut! Ich glaub's und stehe für den Schaden:
Hier sind drei Taler für die Hosen.
Was Recht ist, muß als Recht bestehn,
Und sollt' die Welt in Stücken gehn!“
De Möller lacht so recht gottlosen
Un denkt: Den hest du richtig namen!
Strikt sik dat lütte Geld tausamen
Un will gehorsamst sik empfehlen.
„Halt, lieber Freund!“ seggt de Avkat,
„Ich kann es Ihnen nicht verhehlen,
Daß in beregter Sach' für Müh' und guten Rat
Drei Taler sechzehn Groschen mir gebühren.
Man wedder rut mit de drei Daler,
Und sösteihn Gröschen bigeleggt!
Denn kümmt de Sak irst richtig t'recht.
Recht, Fründing, möt as Recht bestahn,
Un füll de Welt in Stücken gahn!“

1) bissigen.

2. De sokratische Methodʼ.

De Schaulrat Ix ut Ixenstein,
Dei füll de Schaulen[1] mal nahseihn
Und kamm denn ok nah Ohserin
Tau den Schaulmeister Rosengräun.
Na, nu ward grot Examen sin.
De oll Schaulmeister hett in Nöten
Un sihr in Angst un Bangen seten.
Doch helpt 't em nich, hei möt heran
Und wisen,[2] wat hei lihren kann.
Dat deiht hei nu, un tolle Sweit[3]
Deiht em von dat Gesicht 'raf lecken;
Denn wat hei sünst so prächtig weit,[4]
Dat is hüt allens in de Hecken,[5]
Und de [entfahmten] Jung's, de weiten nicks,
Un unse gaude Schaulrat Ix,
De sitt so vörnehm un so still
In sinen Lehnstaul achteröwer leggt,[6]
Als wenn hei all'ns sik marken will,
Wat hir för dummes Tüg[7] ward seggt.
Doch gung dat beter, as hei dacht,
Denn de Herr Schaulrat hadd vergangen Nacht
Ganz prächtig rauht,[8]
Ok gaud verdaut. . . .
Hei seggt denn also blot: „Mein lieber Freund,
Sie unterrichten noch nach alter Mode;
Warum nicht nach sokratischer Methode?"
— „Ich weiß nicht, woans[9] diese seind,"
Seggt Rosengräun; „wenn Sie's mich weisen wollen,
Denn will ich gerne Schul nah hollen."[10]
— „Nichts leichter ist als das. —
Komm her, mein Sohn, nun sag' mal, was
Ist das wohl für ein kleines Flüßchen,
Das dicht hier fließt am Dorf vorbei?
Nun? Nun? Besinne dich ein bißchen!
Du weißt es nicht? — Nur keine Scheu!
— Nun sag' mal, wenn man Böses hat getan,
Was muß man später dafür leiden?
Du, meine Tochter! Bu— Bu—?
Wer weiß es von euch beiden?" —
„Denn tun wir Buße!" seggt Fik Thran.
„Ganz richtig! Und statt ‚Buße' sagt ihr ‚Busse',
Dann habt den Namen ihr vom Flusse. —
In welchen Fluß fällt nun die Busse?
Nun, Kinder, nun! Besinnt euch wieder!
Was fällt wohl all's vom Himmel nieder?
Nun?" — „Regen." — „Weiter!" — „Snei."[11] — „Was weiter?" — „Dak."[12] —
„Was weiter sonst?" — „Ik weit't," seggt Hanne Knak.
„Nun denn, mein Söhnchen!" — „Hagel." — „Recht!
Und wenn ihr nun statt ‚Hagel' ‚Havel' sprecht,
So habt ihr's ja heraus; ihr findet
Den Fluß, in den die Busse mündet.
Und nun die Havel! Sagt, wie ist ihr Lauf?
Und welcher Fluß nimmt wohl die Havel auf?
Nun? Nun? Ihr werd't ihn sicher kennen.
Wer kann von euch den Fluß mir nennen?
Nicht? — Nun, dann tret' mal einer vor, ihr Lieben,
Damit ich auf den Weg ihm helfe.
Nun zähle mal!" — „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben." —
„Nun weiter!" — „Achte, neune, zehne, elfe." —
„Halt an! Statt ‚elfe' saget ihr nun ‚Elbe';
Ihr seht, es ist beinah dasselbe. —
Nun aber" — „Herr," seggt Rosengräun,
„Dies Stück hätt' ich Sie schon affeihn,[13]
Das könnt' ich auch. Wenn Sie das wollen,
Denn müggt ik woll 'ne Prauw afhollen."[14] —
„Jawohl, jawohl, mein lieber Freund,
Das würd' mich ganz besonders freun."
—„Na, denn man zu!" seggt Rosengräun.
„Da wir nun bei der Elbe seind,
So woll'n wir sehn, wo selbe bleibt.
Ins erst geht sie nach Hamborg 'ran,
Wo sie sehr starke Schiffohrt treibt,
Und wo man wieder sehen kann,
Wie weise Gott es ingerichtet hat,
Daß bei 'ner jeden großen Stadt

1) Schulen. — 2) weisen, zeigen. — 3) kalter Schweiß. — 4) weiß. — 5) verschwunden. — 6) hintenüber gelehnt. — 7) Zeug. — 8) geruht. — 9) wie. — 10) danach halten.

11) Schnee. — 12) Tau. — 13) abgesehen. — 14) Probe abhalten.

Ein großer Fluß fließt auch vorbei,
Damit die Schiffahrt möglich sei.
Nun sag' mich aber, Jochen Plasten,
Wo bleibt nun wohl die Elbe nahsten,[15])
Wo mündet sich die Elbe 'rein? —
Dat weißt du nich? — Na, Körling Heinz,
Komm du mal her und zähl mal eins!" —
„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun,
Zehn elf, zwölf." — „Halt!" seggt Rosengräun,
„Wo mündet nun die Elbe 'rein?
Fällt keinem denn der Name ein? —
Nun, 's ist doch so 'ne leichte Sach'!
Denkt doch bei ‚zwölfe' etwas nach!
‚Zwölfe' — ‚zwölfe' — tut's euch überleggen!
Seid ihr denn alle in den Döf'?[16])
Da stehn sie nu, die Dömelklöf'![17])
Statt ‚zwölfe' müßt ihr ‚Nordsee' seggen."

15) nachher. — 16) etwa = stumpf. — 17) Dummköpfe.

2. Klaus Groth,

geboren am 24. April 1819 zu Heide in Holstein, wurde Volksschullehrer in seiner Heimat, dann Professor der deutschen Sprache und Literatur in Kiel, wo er am 1. Juni 1899 starb. Er dichtete in dithmarsischer Mundart.

Min Moderſprak.

1. Min Moderſprak, wa[1]) klingſt du ſchön!
Wa büſt du mi vertrut!
Weer ok min Hart as Stahl un Steen,
Du drevſt[2]) den Stolt herut.

2. Du bögſt min ſtiwe Nack ſo licht
As Moder mit ern Arm,
Du fichelſt mi umt Angeſicht,
Un ſtill is alle Larm.

3. Ick föhl mi as en lüttjet[3]) Kind,
De ganze Welt is weg.
Du puſt mi as en Vörjahrswind
De kranke Boß[4]) torecht.

4. Min Obbe[5]) folt[6]) mi noch de Hann'
Und ſeggt to mi: Nu be![7])
Un „Vader unſer" fang ick an,
As ick wul früher de.[8])

5. Un föhl ſo deep: dat ward verſtan,
So ſprickt dat Hart ſick ut,
Un Rau[9]) vun Himmel weiht mi an,
Un all'ns is wedder gut!

6. Min Moderſprak, ſo ſlicht un recht,
Du ole, frame Red!
Wenn blot en Mund „min Vader" ſeggt,
So klingt mi't as en Bed.

7. So herrli klingt mi keen Muſik
Un ſingt keen Nachtigall;
Mi lopt je glik in Ogenblick
De hellen Tran[10]) hendal.[11])

1) wie. — 2) treibſt. — 3) kleines. — 4) Bruſt. — 5) Großvater. — 6) faltet. — 7) bete. — 8) tat. — 9) Ruh'. — 10) Träne. — 11) hinunter.

3 Karl von Holtei,

geboren am 24. Januar 1798 zu Breslau, geſtorben daſelbſt am 12. Februar 1880, führte den ſchleſiſchen Dialekt in die deutſche Literatur ein.

1. Alleene.

1. Jedweder Menſch hot ſeine Ohrte,
Wu a im ſtillen flennen kan;
Do macht ma weiter keene Wohrte
Und tutt's irſcht keenem andern ſan:[1])
Ma gieht alleene aus em Haus
Und weent ſich ganz alleene aus.

2. Ihch ha an'n Ohrt, wu hohche Buchen
Beiſammen in a'm Keſſel ſtiehn.
Kee Menſch kümmt durte nei gekruchen,
Ma ſit ooch keene Bliemel bliehn;
's ihs niſchte durt wie Einſamkeet
Und ihch mid meinem Härzeleed.

3. Und gieht dernoch de Sunne under,
Do ſtellt ſich noch a drittes ein.
's kümmt vun a grienen Buchen runder
Und frat: Tar ihch derbeine ſein?
Mit Härzeleed und Einſamkeet
Vermengt ſich de Glickſäligkeet.

1) ſagen.

2. 's Mutterle.

1. A Mutterle ſaß
Uf'm grunen Gras,
Uf'm kleenen Grob
Ei ir'r Hand an'n Stob.

2. Das Mutterle war
Schund achzig Jahr
Und se flennte und krieß,[1])
Daß der Buck se stieß.

3. Wie ich frogen tu:
Warüm flennt se su?
„Über meine Nut:
Mei Suhn is tud!

4. Där dernährte mihch
Und a lits oh nich,
Daß mich Weib aber Man
Turfte schippen und schlan.[2])

5. Und do sitz' ihch hie,
Weene späte und früh,
Was der Härrgoht kümmt
Und mihch ooch wegnimmt."

6. Und do saß se nu,
Flennte immerzu,
Was der Härrgoht kam
Und se ooch wegnahm.

7. Der Paster gob
J'r a kuhles Grob,
Bei Suhnes derbei,
Und se läten se nei.

8. Do gedenkt's mihch schier:
Wäm is wuller denn ihr?
Und niemensch kan
Se nu schippen und schlan.

1) kreischte, schrie. — 2) stoßen und schlagen.

4. Franz von Kobell,

geboren am 19. Juli 1803 in München, gestorben daselbst am 11. November 1882, dichtete in oberbayrischer und pfälzischer Mundart.

1. 's Lichtche.

Es hot e Licht in 're Latern
Erschrecklich räsoniert:
„Is jo e Lebe do herinn,
Als wie's e G'fangner führt,
Do is e Wand un do e Wand,
Do werd mer dumm d'rbei.
Was ploocht mer mich? Es brennt doch aach
E Fackel frank un frei.
Is Licht nit Licht? O falschi Welt,
Gel', 's bangt d'r vor mein'm Schei',
Deswege' Schranke' überall,
Deswege sperrscht mich ei'."
So sächt's, un 's hört's e guter Jung,
Wie's juscht nit wenig git,
Un nemmt 'n Stock un schlacht halt do
Die Gläsſer ei' d'rmit.
Jetz' hot des Lichtche triumphiert,
Daß hi' sei' Marterhaus,
Do kummt e Windstoß uffemol
Un bloost's beim Stumpe aus. —
So Lichter git's erschrecklich viel,
Gar ei'gebildt' un klee',
Un könne', was mer for se sorcht,
Sei' Lebtach nit versteh',
Un sin' se, wie se wolle' sei',
Mer meent, was nocher brennt,
Nee, 's bloost der Wind e bißche' drei',
Un 's hot der Spaß e End.

2. Die drei Dukat'n.

1. An' armer Bua hat Schwammerln brockt,[1])
Hat lusti dabei g'sunga,
Sei' Jodler hat in still'n Wald
Gar weit und fröhli klunga.

2. Auf oamal aber is er staad,[2])
Warum? Was is denn g'scheg'n?
A glanzed's Beuterl an an' Boam,
Dees hat er lieg'n seg'n.

3. Do san g'west drei Dukat'n drin,
Da macht der Bua wohl Aug'n
Und schaugt und draaht s' und zählt s' gar oft,
Dees Beutei tat ihm taug'n.

4. G'schwind laßt er d' Schwammerln sei'
Und geht in oan Studier'n:
„Was fangst mit die Dukat'n o'?
Jetz willst a Leb'n führ'n!"

5. Und was 's um an Dukat'n is,
Dees hat er bald d' erfahr'n.
Es hat den oanzig Hak'n g'habt,
Daß 's halt so weni war'n.

1) gesammelt. — 2) still.

6. Des Geldl hat ſi' g'ſchwind verto!
Hat ſi' gar bald verlor'n,
Und arm, ja ärmer als vorneh'
Is's Buebei wieder wor'n.

7. Da hat 'r halt wieder Schwammerln brockt,
Hat aber koa Jodler klunga;
Sunſt war er nit ſo mäus'lſtaad,
Worum hat er denn nimmer g'junga?

5. Karl Stieler,

geboren am 15. Dezember 1842 zu München, geſtorben daſelbſt am 12. April 1885, dichtete in oberbayriſcher Mundart.

An Anfrag.

1. A Bauer hat drei Buabn im Feld,
Sie laſſen goar nix hörn,
Jetzt is er halt nach Münka[1]) nein
Zum Fragen in d' Kaſern.

2. „Wie geht's mein Toni?" hat er gfragt,
Den mag er halt vor allen.
Da ſchaugens nach und ſagens ihm:
„Der is bei Wörth drin gfallen."

3. „O mein Gott, nei'! — und unſer Hans?" —
„Der is mit ſiebez'g Mann
Bei Sedan gfallen." — „Und der Sepp?"
— „Der liegt bei Orleans!"

4. Der Alte ſagt koa Wort und geht.
Er hebt ſich an am Kaſten,
Am Stuhl, am Türg'ſchloß, an der Stiegn —
Er muaß a weni raſten.

5. Drunt auf der Staffel vorn Haus,
Da is er niederg'ſeſſen,
Er halt ſein Hut no in der Hand,
Er hat auf alls vergeſſen.

6. Es gengant[2]) wohl viel tauſend Leut,
Viel hundert Wagn vorbei.
Der Vader ſitzt no allweil dort —
„Drei Buabn und — alle drei!"

1) München. — 2) gehen.

6. Konrad Grübel,

geboren am 3. Juni 1736 zu Nürnberg, geſtorben daſelbſt am 8. März 1809, dichtete in nürnbergiſcher Mundart.

Der Schloſſer und ſein Geſell.

1. A Schloſſer haut an G'ſell'n g'hat,
Der haut ſu longſam g'feilt,
Und wenn er z' Mittog geſſ'n haut,
Dau ober haut er g'eilt.
Der eierſt' in der Schüſſel drin,
Der letzt' ah widder draus;
Es iß ka Menſch ſu fleißi' g'wöſt
Van Tiſch in ganz'n Haus.

2. Öiz haut amahl der Maſter g'ſagt:
„G'ſell, dös verſteih ih niht;
Es iß doch ſu mei Lebta g'wöſt,
Und wall ih denk, die Rieb:[1])
„Su wöi mer ärbet,[2]) ißt mer ah;
Ba dir geiht's niht a ſu.
Su longſam haut noh kaner g'feilt
Und ißt ſu g'ſchwink wöi du."

3. „Ja," ſagt der G'ſell, „dös waß ih ſcho,
Haut all's ſein gout'n Grund;
Das Eſſ'n werd halt goar niht lang,
Die Ärbet verzi Stund.
Wenn aner möißt an ganz'n Tog
Zu an Stück eſſ'n fort,
Tät's af die Letzt ſu longſam göih,
Als wöi van Feil'n dort."

1) Rede. — 2) arbeitet.

7. (Johann) Peter Hebel,

geboren den 10. Mai 1760 zu Baſel, geſtorben am 22. September 1826 in Schwetzingen, dichtete in allemanniſcher Mundart. Er war auch der Verfaſſer des echt volkstümlichen und mit geſundem Humor gewürzten Werkchens: „Das Schatzkäſtlein des rheiniſchen Hausfreundes".

Der Sommerabend.

1. O, lueg[1]) doch, wie iſch d' Sunn ſo müed,
Lueg, wie ſie d' Heimet abezieht!
O lueg, wie Strahl um Strahl verglimmt,
Und wie ſie 's Fazenetli[2]) nimmt,
E Wülkli, blau mit rot vermüſcht,
Und wie ſie an der Stirne wüſcht.

2. 's iſch wohr, ſie het au übel Zit,
Im Summer gar, der Weg iſch wit,
Und z' ſchaffe findt ſie überall
In Hus und Feld, in Berg und Tal.
's will alles Liecht und Wärmi ha
Und ſpricht ſie um e Segen a.

3. Meng Blümli het ſie usſtaffiert
Und mit ſcharmante Farbe ziert
Und mengem Immli[3]) z' trinke ge
Und g'frogt: „Heſch gnug und witt no meh?"
Und 's Chäferli het hinteno
Doch au ſi Tröpfli übercho.

4. Meng Somechöpfli[4]) het ſie g'ſprengt
Und 's zitig Sömli uſe g'lengt.[5])
Hen d' Vögel nit bis z' allerletzt
E Bettles[6]) gha und d' Schnäbel g'wetzt?
Und kein goht hungerig ins Bett,
Wo nit ſi Teil im Chröpfli het.

5. Und wo am Baum e Chriesi[7]) lacht,
Se het ſie 'm roti Bäckli g'macht;
Und wo im Feld en Ähri ſchwankt,
Und wo am Pfohl e Rebe rankt,
Se het ſie eben abe g'lengt
Und het's mit Laub und Blueſt[8]) umhängt.

6. Und uf der Bleichi hat ſie g'ſchafft
Hütie[9]) und je us aller Chraft.
Der Bleicher het ſie ſelber g'freut,
Doch hätt' er nit „Vergelt's Gott!" g'ſeit.
Und het e Frau ne Wöſchli[10]) gha,
Se het ſie trochnet druf und dra.

7. 's iſch weger[11]) wohr, und überall
Wo d' Sägeſen[12]) im ganze Tal
Dur Gras und Halme gangen iſch,
Se het ſie g'heuet froh und friſch.
Es iſch e Sach, bi miner Treu,
Am Morge Gras und z' Obe[13]) Heu!

8. Drum iſch ſie jez ſo ſölli[14]) müed
Und brucht zum Schlof ke Obelied;
Kei Wunder, wenn ſie ſchnuft und ſchwitzt.
Lueg, wie ſie dört ufs Bergli ſitzt!
Jez lächlet ſie zum letzte Mol;
Jez ſeit ſie: „Schlofet alli wohl!"

9. Und d'unten iſch ſie! B'hüt di Gott!
Der Guhl,[15]) wo uffem Chilchturn[16]) ſtoht,
Het no nit gnug, er b'ſchaut ſie no.
Du Wunderbitz,[17]) was gafſiſch denn ſo?
Was gilt's, ſie tut der bald derfür
Und zieht e roten Umhang für!

10. Sie duuret[18]) ein, die guti Frau,
Sie het ihr redli Huschrütz[19]) au.
Sie lebt g'wiß mittem Ma[20]) nit gut,
Und chunnt[21]) ſie heim, nimmt er ſi Hut;[22])
Und was i ſag, jez chunnt er bald,
Dört ſitzt er ſcho im Fohrewald.

11. Er macht ſo lang, was tribt er echt?[23])
Me meint ſchier gar, er trau' nit recht.
Chumm numme, ſie iſch nümme do,
's wird alles ſy, ſe ſchloft ſie ſcho.
Jez ſtoht er uf und luegt ins Tal,
Und 's Möhnli[24]) grüeßt en überall.

12. Denk' wohl, mer göhn jez au ins Bett,
Und wer kei Dorn im G'wiſſe het,
Der brucht zum Schlofen au kei Lied;
Me wird vom Schaffe ſelber müed;
Und öbbe[25]) hemmer Schöchli[26]) g'macht,
Drum geb is Gott e guti Nacht.

---

1) ſieh. — 2) Taſchentuch, it. fazoletto. — 3) Bienlein. — 4) Samenkäpslein. — 5) herausgeholt. — 6) Gebettel. — 7) Kirſche. — 8) Blüten. — 9) heute den ganzen Tag. — 10) Wäſche.

11) wahrlich. — 12) Senſe. — 13) Abend. — 14) ſehr. — 15) Hahn, lat. gallus. — 16) Kirchturm. — 17) Neugieriger. — 18) dauert. — 19) Hauskreuz. — 20) Mann. — 21) kommt. — 22) ſeinen Hut. — 23) wohl. — 24) Fröſchlein. — 25) etwa. — 26) kleine Heuhaufen auf den Wieſen.

Anhang II.

Das Sprichwort.

Sprichwörter sind im Munde des Volks geläufige Aussprüche, welche die auf die Erfahrung des alltäglichen Lebens sich gründende Lebensweisheit zum Ausdruck bringen, indem sie entweder allgemein anerkannte Wahrheiten als solche aussprechen (z. B.: Ehrlich währt am längsten — Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen — Ohne Fleiß kein Preis), oder indem sie diese Wahrheiten in die Form von Vorschriften kleiden (z. B.: Trau', schau', wem? — Man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist — Erst besinn's, dann beginn's).

Solcher Sprichwörter hat unser deutsches Volk eine große Menge. Ihre Zahl beläuft sich in die Tausende. Meistens sind sie auch sehr alt, und durch den langen Gebrauch haben sie sich in der Form so abgerundet wie die sandgescheuerten Kiesel im Bach. Sie sind kurz und bündig, ohne überflüssigen Schmuck, so daß sie leicht von der Zunge gehen, leicht in die Rede gemischt und von jedermann behalten werden können.

Ihren Ursprung verdanken sie ebenso der schöpferischen Kraft des Volksgeistes wie das Märchen, die Sage, ja die Poesie überhaupt. Freilich, wie, wo, wann die einzelnen Sprichwörter entstanden sind, wer vermöchte das zu sagen? „Einer sah, hörte, urteilte und sprach. Ein anderer sah und hörte dasselbe; er kam bei seiner Beobachtung zu einem ähnlichen Urteil und sprach dasselbe aus. Noch andere stimmten ihm bei. So wurde nach und nach der Erfahrungssatz ein Wort in aller Leute Mund." (Richter.) Sie sind ein Erzeugnis des frisch pulsierenden Lebens im Hause, auf der Straße, in der Gesellschaft, in der Werkstatt, auf dem Markt und werden daher mit Recht eine „Weisheit auf der Gasse" genannt.

Eine eigenartige Kraft wohnt den Sprichwörtern inne. Stets bergen sie einen tiefen Sinn und sagen viel mit wenigen Worten. Mit wunderbarer Klarheit beurteilen sie eine gerade in Rede stehende Sache. Was oft lange Reden nicht vermögen, das vermag ein Sprichwort: mit einem Male ist die Sachlage klar, ist über Tun und Lassen, über die Richtigkeit oder Verwerflichkeit eines Standpunktes das nötige Licht verbreitet. Witzig und spitzig sagen sie, wie die Dinge sind, streng und unumwunden, wie sie sein sollen; und zwar gibt es kein Gebiet, wo sie nicht zu Hause wären, kein Verhältnis, wo sie sich nicht einmischten, überall sehen sie nach dem Rechten. Vor ihnen ist hoch und niedrig gleich, jeder Stand wird von ihnen gleich derb, kurz und gut und rundheraus beurteilt ohne Ansehen der Person. Bald mit erschreckendem Ernst, bald mit heiterer Laune sind sie zur Hand, wo es gilt, das Gute zu loben und dem Laster und der Torheit entgegenzutreten. Kernig und tief, voll Geist und Gemüt, ehrlich und wahr — so erscheinen sie als der Inbegriff aller Lebensweisheit.

Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß man manchen Sprichwörtern nicht unbedingt beipflichten kann. Einige gibt es, die man als halbwahre bezeichnen kann, indem ihre Aussage von der Erfahrung ebenso oft bestätigt wie widerlegt wird, z. B.: Volkes Stimme, Gottes Stimme — Kleider machen Leute. Andere enthalten Grundsätze, die an und für sich durchaus verwerflich sind und nur insofern als wahr gelten können, als sie bloße Sittengemälde sind und eine Gesinnung charakterisieren, z. B.: Einmal ist keinmal — Jeder ist sich selbst der Nächste — Das Hemd ist einem näher

als der Rock. Endlich gibt es auch solche, die sowohl eine gute als auch eine schlechte Deutung zulassen, z. B.: Mit den Wölfen muß man heulen — Man lebt nur einmal in der Welt.

Sieht man von solchen nicht einwandsfreien Beispielen ab, so sind die Sprichwörter ein wahrhaft köstlicher Schatz von Lehren der Lebensklugheit, und ihr Wert und Nutzen ist demzufolge gar nicht hoch genug anzuschlagen. „Ein kurzes Sprichwort verhindert mehr Böses als ein langes Geschwätz," sagt das Sprichwort selbst. Wie ein treuer, aufrichtiger Freund begleiten sie uns durch das Leben, warnen vor dem Bösen, halten zum Guten an und spenden in jeder Lebenslage den trefflichsten Rat, der, auf jahrhundertelange Erfahrung gestützt, wie echtes, im Feuer bewährtes Gold ist.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß von jeher den Sprichwörtern die ernsteste Beachtung geschenkt worden ist. Nicht nur haben gelehrte Leute sich mit emsigem Fleiß und liebevoller Hingabe der Sammlung und Erforschung derselben gewidmet — es sei nur an die neueren Werke von Zarnack, Simrock, Wunderlich und Wander erinnert —, sondern auch unsere Schriftsteller und Dichter haben es nicht verschmäht, von ihnen ausgiebigen Gebrauch zu machen. Liest man z. B. Luthers Schriften, so begegnet man fort und fort solchen kernigen Volksaussprüchen. Und zugestandenermaßen gewinnt eine Rede durch eine weise Anwendung von Sprichwörtern bedeutend an Kraft und Nachdruck. Als unleugbare Zeugnisse für die Wahrheit einer Behauptung, wie schon der Grieche Aristoteles in seiner „Rhetorik" die Sprichwörter seines Volks nennt, sind sie das beste Mittel zu belehren und zu überzeugen, und daher sollte jeder sich einen guten Vorrat von Sprichwörtern aneignen, um sie bei passender Gelegenheit als Würze seiner Rede mit einfließen zu lassen.

Wir lassen nun eine Anzahl von Sprichwörtern folgen, die wir 1. nach ihrer Form, 2. nach ihrem Inhalt einteilen.

1. Einteilung nach ihrer Form.

a. Einige Sprichwörter bestehen nur aus abgerissenen Wörtern, z. B.: Jung gewohnt, alt getan — Ein Mann, ein Wort — Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen — Junger Spieler, alter Bettler — Heute rot, morgen tot — Ohne Fleiß kein Preis.

b. Die meisten jedoch bestehen aus vollständigen Sätzen, z. B.: Unrecht Gut gedeihet nicht — Wer nicht hören will, muß fühlen — Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen — Lügen haben kurze Beine — Frisch gewagt ist halb gewonnen — Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr — Gut Ding will Weile haben — Wer zuletzt lacht, lacht am besten — Böse Gesellschaften verderben gute Sitten — Sage mir, mit wem du umgehst, so sage ich dir, wer du bist — Der Hehler ist so schlimm wie der Stehler.

c. Viele Sprichwörter haben einen gefälligen Reim, indem das unbewußt dichtende Volk gerade darin das Mittel fand, sie dem Gedächtnis am besten einzuprägen, z. B.: Der Mensch denkt, Gott lenkt — An Gottes Segen ist alles gelegen — Je größer die Not, je näher Gott — Versprechen und halten steht fein bei Jungen und Alten — Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er gleich die Wahrheit spricht — Fischefangen, Vogelstellen verderben manchen Junggesellen — Bescheidenheit ein schönes Kleid — Eigenlob stinkt, Freundeslob hinkt, Feindeslob klingt — Zuvor getan, hernach bedacht, hat manchen in groß Leid gebracht — Besser allein als in böser Gemein' — Morgenstund' hat Gold im Mund — Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch ans Licht der Sonnen.

d. Viele Sprichwörter hüllen ihren Sinn in ein Bild, das ihnen Anschaulichkeit und Frische verleiht, z. B.: Wer an den Weg baut, hat viele Meister — Steter Tropfen höhlt den Stein — Keine Rose ohne Dornen — Wer Pech angreift, besudelt sich — Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht — Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer — Rom ist nicht an einem Tag erbaut — Wer den Honig haben will, darf den Stachel nicht scheuen — Jeder kehre vor seiner Tür — Wie man in den Wald schreit, so hallt es heraus — Ein fauler Apfel steckt den andern an — Es ist nicht alles Gold, was glänzt — Wer nicht bestäubt sein will, bleibe aus der Mühle — Mancher

geht nach Wolle aus und kommt geschoren selbst nach Haus — Ein leeres Faß klingt — Die vollsten Ähren neigen sich am meisten — Es fällt keine Eiche vom ersten Streiche — Wie der Hanf, so der Faden — Gebrauchter Pflug blinkt, stehend Wasser stinkt — Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn — Ein schlechter Nagel verdirbt oft ein gutes Pferd — Mit Speck fängt man Mäuse — Man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist.

2. Einteilung nach ihrem Inhalt.

Nach ihrem Inhalt lassen sie sich einteilen a. in solche, die den Menschen auf Gott weisen, z. B.: Wen Gott nicht hält, der fällt — Trink und iß, Gottes nicht vergiß — Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut — Der alte Gott lebt noch — Gott gibt nicht mehr Frost als Kleider — Wider Gott hilft keine Macht;

b. in solche, die von dem Verhältnis des Menschen zu seinen Mitmenschen handeln, z. B.: Was einem recht ist, ist dem andern billig — Je lieber das Kind, desto schärfer die Rute — Wer das Alter nicht ehrt, ist des Alters nicht wert — Jugend, gib dem Alter Ehr', rede wenig, höre mehr — Die uns lehren, müssen wir ehren — Wie der Herr, so der Knecht — Eine Hand wäscht die andere — Eintracht unter Nachbarn ist Vorspann den Berg hinan — Friede ernährt, Unfriede verzehrt — Freunde in der Not gehen hundert auf ein Lot — Almosengeben armet nicht — Geben ist seliger denn Nehmen — Man soll die Perlen nicht vor die Säue werfen — Wer mit Hunden schläft, steht mit Flöhen auf — Ein braver Mann hilft, wo er kann;

c. in solche, die den Menschen seine Pflicht gegen sich selbst lehren, z. B.: Besser ehrlich gestorben als schändlich verdorben — Übermut tut selten gut — Fleiß bringt Brot — Handwerk hat einen goldenen Boden — Lerne was, so kannst du was — Wer etwas kann, den hält man wert, den Ungeschickten niemand begehrt — Spare in der Zeit, so hast du in der Not — Wer viel schwatzt, lügt viel — Die viel anfangen, enden wenig — Wer im Zorn handelt, geht im Sturm unter Segel — Untreue schlägt den eigenen Herrn — Guter Name ist ein reiches Erbteil — Allzu scharf macht schartig — Verzeih dir nichts, andern viel — Scham hindert Schande — Wer da sagt, was ihn gelüstet, der muß hören, was ihn entrüstet — Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

Mit den Sprichwörtern verwandt sind die sprichwörtlichen Redensarten. Sie dienen zur kernigen Veranschaulichung eines Gedankens und fügen sich, da sie unvollständige Sätze sind, der jeweiligen Satzkonstruktion ein.

Beispiele: Den Mund voll nehmen — Luftschlösser bauen — Sich zwischen zwei Stühle setzen — Durch die Finger sehen — Die Katze im Sack kaufen — Das Kind mit dem Bade ausschütten — Ein Auge zudrücken — Sich aufs hohe Roß setzen — Auf den Hund kommen — Mit der Tür ins Haus fallen — Einem ein X für ein U machen (eigentlich: Einem ein X für ein V machen) — Mit einem fremden Kalbe pflügen — Öl ins Feuer gießen — Vom Regen in die Traufe kommen — Sein Schäfchen im Trockenen haben — Aus einer Mücke einen Elefanten machen — Auf dem Holzwege sein — Mit dem Zaunpfahle winken — In einen sauren Apfel beißen — Kein Blatt vor den Mund nehmen — Wasser mit einem Siebe schöpfen — Jemand ein Dorn im Auge sein — Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen — In den Wind reden — Leeres Stroh dreschen — Die Nase hoch tragen — Wie die Katze um den heißen Brei herumgehen — Einem einen Floh ins Ohr setzen — Um des Kaisers Bart streiten — Mit der Wurst nach dem Schinken werfen — Einem die Stange halten — Haare lassen müssen — Das Gras wachsen hören — Wider den Strom schwimmen — Das fünfte Rad am Wagen sein — Etwas aus dem Ärmel schütteln — Etwas ansehen wie die Kuh das neue Tor — Vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen — Haare auf den Zähnen haben — In ein Horn blasen — In ein Wespennest greifen — Weder gehauen noch gestochen sein — Das Hasenpanier ergreifen — Den Mantel nach dem Wind hängen usw.

Anhang III.

Abriß der deutſchen Poetik.

(Nach den Lehrbüchern von Cremer, Sommert, Lange u. a.)

A. Von der Dichtkunſt im allgemeinen.

Die Poetik iſt die Lehre von der Poeſie und behandelt ſie nach Weſen, Form und Inhalt.

Die Poeſie, als eine der ſchönen oder freien Künſte, zu denen auch die Plaſtik, die Malerei und die Muſik gehören,[1]) hat, wie dieſe, die Aufgabe, einen ſchönen Gedanken in ſchöner Form zu verkörpern. Ihr Endzweck iſt, das Menſchenherz zu erfreuen und zu erheben und dadurch das Leben ſelbſt zu verſchönern.

Ihr Darſtellungsmittel iſt die Sprache, welche ſie zur umfaſſendſten und höchſten aller Künſte erhebt, da ſie dadurch das ganze unermeßliche Reich der Gedanken und Gefühle des Menſchen zum Ausdruck bringt, während die andern Künſte trotz der großen Zahl der ihnen eigentümlichen Kunſtwerke doch nur einen beſchränkten Kreis der Vorſtellungswelt beherrſchen.

Auch die Proſa bedient ſich der Sprache. Von ihr unterſcheidet ſich die Poeſie jedoch durch die Auffaſſung ihres Gegenſtandes und durch die Form der Darſtellung. Die Proſa (oratio prorsa = geradeausgehende Rede) erfaßt ihren Gegenſtand lediglich mit dem Verſtande und ſucht ihn wahr, deutlich und angemeſſen, ohne ſich an die Geſetze des Rhythmus und des Reims zu binden, zur Darſtellung zu bringen. Sie nimmt die Dinge, wie ſie in Wirklichkeit ſind, und will belehren. Die Poeſie hingegen, die nicht die Erkenntnis der Dinge zum Zweck hat, ſondern allein die Verſinnlichung des Schönen, iſt ein Erzeugnis der Phantaſie, die den darzuſtellenden Gegenſtand zunächſt als toten und rohen Stoff in ſich aufnimmt und bei tieferregtem Gefühl zur lebendigen Vorſtellung werden läßt, ihn dann ſchöpferiſch nach dem Geſetz des Schönen aufbaut und ihn endlich in idealiſierter Geſtalt als Kunſtwerk wiedergibt. Dieſe ſchöpferiſche Tätigkeit der Phantaſie (vgl. die urſprüngliche Bedeutung des Wortes „Poeſie") iſt ein unmittelbares Geſchenk Gottes. — Wie nicht jedes ſogenannte Gedicht wahre Poeſie iſt, nämlich wenn darin eine platte Nüchternheit zutage tritt, ſo enthält umgekehrt manche Proſa wirklich poetiſche Gedanken in entſprechend ſchöner Darſtellung.

Die ſchöne Form macht kein Gedicht,
Der ſchöne Gedanke tut's auch noch nicht;
Es kommt darauf an, daß Leib und Seele
Zur guten Stunde ſich vermähle. (Geibel.)

Die Mittel, deren ſich die Poeſie bedient, um ein Kunſtwerk zu ſchaffen, ſind eine ſinnlich-anſchauliche, plaſtiſche Darſtellung, eine ſchwung- und ſchmuckvolle Ausdrucksweiſe (Figuren und Tropen) und eine nach metriſchen Geſetzen gebildete ſchöne Form. Dieſe Geſetze betreffen den Rhythmus, den Reim und den Strophenbau.

1) Die Architektur als eine praktiſchen Zwecken dienende Kunſt kann im eigentlichen Sinn nicht zu den freien Künſten gerechnet werden.

B. Die Formen der Dichtkunst.

I. Der Rhythmus.

Unter dem Rhythmus versteht man die durch gesetzmäßig geordnete Aufeinanderfolge von stark betonten und weniger oder gar nicht betonten Silben bewirkte eigentümliche Taktbewegung der Sprache. Die betonten Silben (–) heißen Hebungen oder Arsen, die weniger oder gar nicht betonten (⏑) Senkungen oder Thesen.

Durch die Verbindung von einer Hebung mit einer oder zwei Senkungen entsteht der Versfuß, durch die Verbindung mehrerer Versfüße der Vers.

Bei der Bildung des deutschen Verses kommen hauptsächlich folgende fünf Versfüße in Betracht: 1. der Jambus (⏑ –: Gesáng); 2. der Trochäus (– ⏑: Lében); 3. der Spondeus (– –: Móndschein; – –: blutárm); 4. der Anapäst (⏑ ⏑ –: Elemént); 5. der Daktylus (– ⏑ ⏑: Wánderer). Diese Bezeichnungen stammen aus der antiken Metrik und sind nur uneigentlich auf die deutsche Poesie anwendbar, da die Griechen und Römer ihre Verse nach einem andern Gesetz bauten als wir. Sie maßen ihre Silben nach der zeitlichen Dauer (quantitierender Rhythmus), während bei uns die Tonstärke bestimmend ist (akzentuierender Rhythmus). Doch ist festzuhalten, daß gleichzeitig durch die Tondauer auch die Tonstärke und durch die Tonstärke auch die Tondauer gewinnt. Vor Martin Opitz (vgl. S. 96), der die Gesetze des deutschen Versbaus feststellte, pflegte man die Verse nach der Zahl der Silben zu bilden (numerierender Rhythmus).

Der Verston fällt im Deutschen mit dem Wortton zusammen. Abweichungen von dieser Regel heben die rhythmische Form der Versart teilweise oder ganz auf, und in diesem Fall hat sich der Versakzent dem Wortakzent unterzuordnen.

Vergleiche:

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?
(S. 189.)

Oder:

Über dreihundert hat man gezählt,
Rosse, zu denen der Reiter gefehlt.
(S. 420.)

Oft steht ein sonst unbetontes Wort (Silbe) an rhythmisch bedeutsamer Stelle. Es darf dann nicht so stark gesprochen werden wie eine hochtonige Silbe, weil sonst der Sprache Gewalt angetan würde und ein leierhaftes Wesen entstünde.

Vergleiche:

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza
dumpfe Lieder.
(S. 276.)

Oder:

So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus.
(S. 214.)

Etwas anderes ist das Skandieren, das heißt, die absichtliche Hervorhebung der betonten Silben, um den Rhythmus zu bestimmen.

Zuweilen geht dem eigentlichen Metrum eine Silbe als Auftakt voraus (Anakrusis).

II. Von den Versen.

Man unterscheidet Verse von reinem und solche von gemischtem Versmaß. Jamben verbinden sich oft mit Anapästen, Trochäen mit Daktylen. Auch Spondeen kommen in Verbindung mit Daktylen vor, um den drei Silben des Daktylus die Wage zu halten.

Nach der Zahl der den Vers bildenden Füße unterscheidet man: Monometer, Dimeter, Trimeter, Tetrameter, Pentameter, Hexameter. Jambische, trochäische und anapästische Verse werden dipodisch gemessen, das heißt, je zwei Versfüße sind eine Maßeinheit, daktylische und daktylisch-spondeische hingegen monopodisch, das heißt, jeder einzelne Versfuß gilt als Metrum. Demnach besteht z. B. ein jambischer Dimeter aus vier Jamben, ein daktylischer aus zwei Daktylen.

Oftmals erscheint der letzte Versfuß verstümmelt, oder er erhält eine oder zwei

überzählige Silben. So entstehen vollzählige (akatalektische), überzählige (hyperkatalektische) und unvollzählige (katalektische) Verse.

Zur Vermeidung der Einförmigkeit der regelmäßigen Rhythmen in längeren Versen bildet man Ruhepunkte oder Einschnitte, nämlich die Zäsur und die Diärese oder Inzision. Jene fällt in einen Versfuß, diese zwischen die Versfüße.

Beispiel für die Zäsur:

Auf die Postille gebückt, | zur Seite des wärmenden Ofens. (S. 138.)

Beispiel für die Diärese:

Wüstenkönig ist der Löwe; | will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, | in dem hohen Schilf zu liegen. (S. 375.)

Die Wortstellung im Verse weicht vielfach von der in der Prosa ab, darf jedoch nicht unnatürlich sein.

III. Die wichtigsten Versarten.

1. Der Hexameter, Sechsfuß, der heroische Vers der Griechen, besteht in seiner reinsten Form aus sechs Daktylen. Die Daktylen können, mit Ausnahme des fünften, mit Spondeen oder Trochäen vertauscht werden. Die Zäsur fällt in den dritten oder vierten Versfuß. Beispiel: „Der Messias" (S. 123); „Der siebzigste Geburtstag" (S. 138).

2. Der Pentameter, Fünffuß, ist ein verkürzter Hexameter, indem der dritte und der sechste Versfuß ohne Senkung sind, so daß diese beiden Hebungen für einen Fuß gerechnet werden. Er kommt nur in Verbindung mit dem Hexameter vor. Beispiel: „Die Xenien" (S. 225).

3. Der Alexandriner, der heroische Vers der Franzosen, ist ein sechsfüßiger iambischer Vers mit regelmäßiger Diärese in der Mitte. Er leidet leicht an Eintönigkeit — Herder nennt ihn ein „Hackbrett" —, weshalb er, nachdem Opitz ihn in der deutschen Dichtkunst zur Herrschaft gebracht hatte, in und seit der klassischen Periode nur selten noch angewandt wurde. Beispiele: „Die Alpen" (S. 106); „Die Weisheit des Brahmanen" (S. 284).

Verschieden vom Alexandriner ist der z. B. von Goethe, Schiller, Platen angewandte Senarius nur durch die Zäsur im dritten oder vierten Versfuß.

4. Der neue Nibelungenvers ist ein sechsfüßiger iambischer Vers mit weiblicher Zäsur nach dem dritten Versfuß, wodurch er sich vom Alexandriner unterscheidet. Uhland verlieh ihm durch Gebrauch von Anapästen größere Mannigfaltigkeit. Beispiel: „Des Sängers Fluch" (S. 307).

5. Der reimlose fünffüßige Jambus, Blankvers (Vers ohne Reim) oder Quinar genannt, ist seit Lessing, der ihn statt des Alexandriners anwandte, vorzugsweise der Vers des deutschen Dramas, wird jedoch auch in kleineren Gedichten verwertet. Beispiel: „Arist" (S. 120).

6. Der Akzentvers ist ein freier Vers, der insofern von den strengen Gesetzen der Rhythmik abweicht, als für ihn nur die Hebungen maßgebend sind, während die Zahl der Senkungen dem Belieben des Dichters anheimgestellt ist. Beispiele: „Gesang der Geister über den Wassern" (S. 185); „Abenddämmerung" (S. 368).

In Anlehnung an die volkstümlichen Akzentverse des Mittelalters (Reimpaare der Meistersinger) entstanden später die arg geschmähten Knüttel- oder Knittelverse, die aber durch Goethe im „Faust" und Schiller in „Wallensteins Lager" wieder zu Ehren gebracht wurden. Beispiel: „Legende vom Hufeisen" (S. 190).

IV. Vom Reime.

Der Reim ist ein Gleichklang von Vokalen oder Konsonanten oder beiden zugleich. Er dient zur Bindung der Verse und verleiht ihnen sprachlichen Wohlklang und ist deshalb ein wichtiges Mittel der schönen poetischen Darstellung.

Nach der Beschaffenheit der sich reimenden Laute unterscheidet man 1. den Stabreim (Alliteration), 2. den Vokalreim (Assonanz) und 3. den Vollreim.

1. Der Stabreim (Alliteration) ist die Wiederkehr desselben Anfangsbuch-

stabens in den Hebungen inhaltlich bedeutungsvoller Wörter. In den altdeutschen Dichtungen konnte er sowohl durch Konsonanten als auch durch Vokale, die jedoch nicht gleichlautend zu sein brauchten, gebildet werden (a); in der neueren Literatur ist er fast nur konsonantisch (b). Sehr häufig tritt er in volkstümlichen Redewendungen auf (c) und dient zur Lautmalerei (d).

Beispiele:

(a) „Das Hildebrandslied" (S. 3).
(b) „Roland der Ries'" (S. 279).
(c) Mann und Maus, los und ledig; Ecken und Enden, oben und unten.
(d) „Das Lied von der Glocke", Zeile 163 bis 165 W (S. 203).

2. Der Vokalreim (Assonanz) ist der Gleichklang von Vokalen in betonten Silben. Wie der Stabreim, so erscheint auch er oft in Redensarten (a), dient, wie dieser, zur Lautmalerei (b) und vertritt in Gedichten oft den Vollreim, besonders im Volks- und im Kirchenliede (c).

Beispiele:

(a) Tag und Nacht, sengen und brennen, kurz und gut.
(b) Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt (S. 192).
(c) „Prinz Eugenius, der edle Ritter" (S. 378).

Christ ist erstanden
Von der Marter alle.

3. Der Vollreim besteht in dem Gleichklang der auslautenden Vokale betonter Silben oder der Vokale samt den darauffolgenden Lauten, z. B.: Tau — blau, traue — schaue, Saft — Kraft.

Nach dem Klang unterscheidet man 1. reine Reime, z. B.: Hort — Wort, klein — fein; 2. unreine Reime, z. B.: grünen — dienen, Häß — Mäß, beiden — reiten; 3. gleiche Reime, z. B.: gewendet — gewendet.

Nach dem Umfange unterscheidet man 1. stumpfe (männliche) Reime, z. B.: Gut — Blut; 2. klingende (weibliche) Reime, z. B.: leben — heben; 3. gleitende Reime, z. B.: sonnige — wonnige.

Nach der Stellung unterscheidet man 1. den Anfangsreim (a), 2. den Binnenreim (b), 3. den Endreim (c).

Beispiele:

(a) Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden. (S. 389.)
(b) Sie kommen und zeigen und neigen sich all',
Unzählige, selige Leute. (S. 192.)
(c) Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen. (S. 283.)

Nach der Verknüpfung der Reimzeilen unterscheidet man a. gepaarte Reime (aabb); Beispiel: „Der Erlkönig" (S. 188);

b. gekreuzte Reime (abab); Beispiel: „Freiheit" (S. 304);

c. umklammernde Reime (abba); Beispiel: „Schäfers Sonntagslied" (S. 306);

d. verschränkte Reime, die in großer Mannigfaltigkeit auftreten, z. B.: „Aufruf" (S. 299): abaabcdcd; oder „Der Ring des Polykrates" (S. 212): aabccb;

e. unterbrochene Reime (abcb); Beispiel: „Schloß Boncourt" (S. 263);

f. durchgängige oder Schlagreime; Beispiel: die Silbe all in „Das Glück von Edenhall" (S. 307);

g. Kehrreime (Refrain), die regelmäßige Wiederholung eines Wortes oder Verses am Ende jeder Strophe, z. B. „Andreas Hofer" (S. 375) und „Das ruft so laut!" (S. 280).

V. Von den Strophen.

Die Strophe ist die Verbindung mehrerer Verse zu einer Einheit. Sie ist ein in sich abgeschlossenes Gebäude und muß als solches auch dem Ohre erscheinen. Abweichungen von diesem Gesetz (Enjambement, z. B. „Die Kraniche des Ibykus", Strophe 12, S. 214) beeinträchtigen leicht die künstlerische Wirkung.

Die Strophe kann aus 2 bis 16 Zeilen bestehen. Es herrscht daher in ihrer Bildung die größte Mannigfaltigkeit. Von den feststehenden Strophen sind folgende die wichtigsten:

1. Deutsche Strophen.

1. Die Reimpaare; Beispiel: „Der Reiter und der Bodensee“ (S. 311).

2. Die Nibelungenstrophe. über die alte s. S. 11. Die neue, durch Uhland eingeführt, unterscheidet sich von der alten durch regelmäßige Anwendung von Tonsenkungen in jedem Verstakt. Beispiel: „Des Sängers Fluch“ (S. 307).

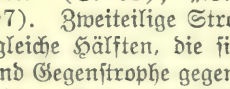
3. Der Hildebrandston, so genannt nach seiner Anwendung im neuen „Hildebrandslied.“ Er besteht aus acht Halbversen der Nibelungenstrophe mit gekreuzten Reimen. Beispiel: „Gudruns Klage“ (S. 391).

4. Die lyrische Strophe. Sie gliedert sich meist in Auf- und Abgesang. Der Aufgesang besteht aus zwei gleichen Hälften (Stollen), die, wie in vielen Kirchenliedern, auch nach derselben Melodie gesungen werden. Beispiel: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ (S. 82); „Das treue Herz“ (S. 97). Zweiteilige Strophen haben zwei gleiche Hälften, die sich dann als Haupt- und Gegenstrophe gegenüberstehen. Beispiel: „Nun ruhen alle Wälder“; „Prinz Eugenius“ (S. 378).

2. Antike Strophen.

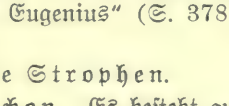
1. Das Distichon. Es besteht aus der Verbindung eines Hexameters mit einem Pentameter. Beispiel: Schillers „Xenien“ (S. 225). Aneinandergereihte Distichen bilden das elegische Versmaß. Beispiel: Goethes „Venetianische Epigramme“ (S. 193).

2. Die sapphische Strophe, nach der griechischen Dichterin Sappho († 550 v. Chr.) genannt. Ihr Bau ist folgender:



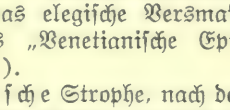
Beispiel: „Los des Lyrikers“ (S. 278).

3. Die alkäische Strophe, von Alkäus, einem Zeitgenossen der Sappho, erfunden. Ihr Bau ist folgender:



Beispiel: „Die beiden Musen“ (S. 126).

4. Die asklepiadische Strophe, nach Asklepiades (300 v. Chr.) benannt. Ihr Bau ist folgender:



Beispiel: „Das Landleben“ (S. 141).

3. Romanische Strophen.

1. Das Sonett (Klanggedicht). Es stammt aus Italien, wo es von Petrarca ausgebildet wurde, und besteht aus vierzehn fünffüßigen, vorwiegend weiblich reimenden Jambusversen, die sich auf vier Strophen verteilen, von denen die beiden ersten je vier, die beiden letzten je drei Verse zählen. Die Reimstellung in den beiden Vierzeilen ist abba. Die Dreizeilen sind an keine bestimmte Reimstellung gebunden, haben aber meist das Schema: cdcdcd. Das Sonett hat seit Opitz in der deutschen Lyrik eine sehr umfassende Anwendung gefunden. Beispiel: „Das Sonett“ (S. 256).

2. Die Terzine. Sie ist gleichfalls italienischen Ursprungs und ist eine dreizeilige fünffüßige Jambenstrophe. Die Reime sind nach dem Schema aba, bcb, cdc ꝛc. kettenartig verschlungen. Die letzte Strophe hat stets eine überzählige Zeile. Beispiel: „Salas y Gomez“ (S. 267). Verwandt mit der Terzine ist das Ritornell, in dem die erste und die dritte Zeile reimen, die der Terzine eigne Reimverschlingung aber fehlt.

3. Die Oktave oder Stanze (ottave rime). Sie stammt auch aus Italien und besteht aus acht fünffüßigen Jamben mit folgender Reimformel: abababcc. Beispiel: Die Monologe in Schillers „Jungfrau von Orleans.“ Die sizilianische Oktave hat den Reimschluß ab statt cc. Beispiel: „Epilog zu Schillers Glocke.“ Die Oktave tritt auch trochäisch auf. Beispiel: „Die Eichen“ (S. 298).

Außer diesen kommen noch vor die Kanzone, die Sestine, die Dezime, das Triolett, das Madrigal und das Rondo. Von den orientalischen Strophen ist die gebräuchlichste

das Gasel (die Gasele), ein vielzeiliges Gedicht mit nur einem Reim in den beiden ersten Zeilen und dann in der vierten, sechsten, achten usw. Das Schema ist also: aabacada usf. Beispiel: „Gaselen" (S. 278). Aus dem Orient stammt auch die Makame, eine aus Versen und Prosa gemischte Dichtungsart.

C. Die Arten der Dichtkunst.

Die dichterische Tätigkeit vollzieht sich in zweifacher Weise. Entweder stellt der Dichter die durch seinen Gegenstand hervorgerufene Empfindung dar, oder er schildert den Gegenstand selbst, der die Empfindung hervorgerufen hat. So entstehen die zwei Hauptgattungen der Dichtkunst, in jenem Fall die lyrische, subjektive, in diesem die epische, objektive Poesie. Von diesen beiden lassen sich noch unterscheiden: 1. die beschreibende, 2. die belehrende und 3. die dramatische Poesie. Die beschreibende Poesie, in der der Dichter ein Bild oder Gemälde vor unsern Augen entstehen läßt, tritt (seit Lessing) nur vereinzelt als selbständige Gattung auf. Um so umfangreicher ist die belehrende (didaktische) Poesie, wobei der Dichter entweder vermittelt oder unvermittelt Wahrheiten in schöner, dichterischer Sprache behandelt, und die dramatische Poesie, wo er Personen redend und handelnd unserm Auge als gegenwärtig vorführt. Endlich unterscheidet man auch noch gemischtartige Dichtungen, wie: episch-lyrische, episch-didaktische, lyrisch-didaktische.

I. Die lyrische Poesie.

Die Lyrik ist, wie oben angedeutet, die poetische Darstellung des Innenlebens des Menschen, seiner Gefühle. (Vgl. S. 396. 278.) Die Griechen pflegten ihre lyrischen Ergüsse unter Begleitung der Lyra vorzutragen — daher der Name —, wie denn überhaupt die Lyrik erst durch Verbindung mit der Musik zu ihrer vollen Geltung kommt.

Man unterscheidet das Lied, die Ode, die Hymne, die Dithyrambe und die Elegie.

1. Das Lied ist der einfache, singbare Ausdruck poetischer Empfindung ohne alle Nebenbedeutung, wie sie den andern Arten der Lyrik zukommt. Man unterscheidet das Volkslied (vgl. S. 58) und das Kunstlied. Beide können geistlich oder weltlich sein. Geistliche Lieder sind z. B. die durch Luther, Paul Gerhardt u. a. geschaffenen herrlichen Kirchenlieder (vgl. S. 82). Weltlich sind die zahllosen Wander-, Liebes-, Jäger-, Natur-, Vaterlandslieder usw. Zahlreiche Beispiele sind zu finden bei Goethe, E. M. Arndt, W. Hauff, H. von Fallersleben, Geibel, Greif und andern.

2. Die Ode ist das erhabene Lied voll hoher Begeisterung mit entsprechender schwungvoller, bilderreicher Sprache. Beispiel: „Die beiden Musen" (S. 126). Ist die Ode religiösen Inhalts, so nennt man sie Hymne, obwohl diese Bezeichnung jedem Lob- und Preislied beigelegt wird. Beispiel: „Die Ehre Gottes aus der Natur" (S. 109). Als stürmischer Lobpreis irdischer Freuden heißt sie Dithyrambe.

3. Die Elegie ist der wehmütige Ausdruck der Sehnsucht nach einem verlornen oder unerreichten Glück, jedoch meist mit versöhnendem, beruhigendem Ausklang. Beispiel: „Schloß Boncourt" (S. 263). Ein Beispiel der in Distichenform, dem elegischen Versmaß der Griechen, abgefaßten Elegie ist „Pompeji und Herkulanum" (S. 200).

II. Die epische oder erzählende Poesie.

Unter der epischen Poesie versteht man die dichterische Gestaltung von Erscheinungen und Begebenheiten der Außenwelt, wobei aber der Dichter mit seiner Persönlichkeit zurücktritt, indem zwar das, was er in dem Gedicht ausspricht, das in seiner Seele Gebildete ist, aber doch des Ausdrucks seiner Empfindungen entbehrt. Die epische Poesie

umfaßt das Märchen, die Sage, die Legende, die Mythe, die poetische Erzählung, die Ballade und Romanze, das Idyll, das Epos und den Roman und die Novelle. Einige dieser Arten treten auch im Gewande der Prosa auf.

1. Das Märchen ist die einer kindlich-naiven Weltanschauung entsprungene gemütvolle Wundererzählung, in der die frei schaltende Phantasie neben Wahrem und Natürlichem die seltsamsten Gebilde hervorzaubert, z. B. Feen, Elfen, Nixen, Kobolde, Riesen und Zwerge, durch die es uns Blicke tun läßt in die Denk- und Vorstellungsweise unsers Volkes, als dasselbe noch in dem Bann des Heidentums lag. So ist das Märchen „der älteste und treueste Spiegel des Volkscharakters". Die Zahl der Märchen ist sehr groß. Treffliche Sammlungen haben die Gebrüder Grimm, L. Bechstein und K. Simrock veranstaltet. Beispiele: „Dornröschen" (S. 286); „Hochzeitslied" (S. 191).

2. Die Sage ist die durch „Sagen", das heißt, mündliche überlieferung, entstandene Erzählung wunderbarer Begebenheiten, die sich an bestimmte — meist historische — Personen (a), Örtlichkeiten (b) oder Begebenheiten (c) anlehnt. Behandelt die Sage Stoffe aus der christlichen Kirche so wird sie zur Legende (d), und zur Mythe (e), wenn sie der Götterlehre oder überhaupt der Vorzeit entnommen ist. Beispiele: (a) „Der alte Barbarossa" (S. 279); (b) „Mummelsees Rache" (S. 349); (c) „Gotentreue" (S. 441); (d) „Der gerettete Jüngling" (S. 171); (e) „Arion" (S. 257).

3. Die poetische Erzählung ist die Darstellung einer wirklich geschehenen (a) oder als wirklich geschehen gedachten Begebenheit (b) in dichterischer Sprachform. Ist sie komischer Art, so wird sie zum Schwank (c). Beispiele: (a) „Die Gottesmauer" (S. 259); (b) „Der Löwenritt" (S. 375); (c) „Sankt Peter und die Geis" (S. 93); „Die Histörchen" (S. 341).

4. Die Ballade und die Romanze unterscheiden sich von der poetischen Erzählung durch das Auftreten eines lyrischen Elementes, indem zuweilen der Dichter seine Anteilnahme an seinem Stoff enthüllt. Die Ballade (a) ist nordischen Ursprungs und stellt mit dem Grundzug des Ernsten und Düsteren das Geheimnisvolle, Tragische dar oder ergreift durch das Großartige, Bedeutende der Tat. Die Romanze (b) hingegen, eigentlich ein in romanischer Sprache abgefaßtes Volkslied, stammt aus dem Süden und hat einen heiteren Charakter und läßt dem Menschen in seinem Handeln mehr Willensfreiheit. In den meisten Fällen jedoch ist eine strenge Unterscheidung zwischen beiden nicht möglich, weshalb Uhland sagt: „Romanze ist die Ballade des Südens, Ballade die Romanze des Nordens." Schiller nannte alle seine erzählenden Gedichte Balladen, nur den „Kampf mit dem Drachen" und „Die Bürgschaft" nannte er Romanzen. Aber sicher ist, daß sie sämtlich klar und scharf weder der einen noch der andern Art zugezählt werden können. Beispiele: (a) „Der Erlkönig" (S. 188); (b) „Der Sänger" (S. 189).

Der Ballade und Romanze verwandt ist die Rhapsodie, ursprünglich ein bruchstückartiges, von einem Rhapsoden vorgetragenes Gedicht, nach der jetzigen Auffassung jedoch die dichterische Darstellung vaterländischer Stoffe, in denen tapfere, kühne Helden verherrlicht und ihre Taten zur Nacheiferung hingestellt werden. Beispiel: „Taillefer" (S. 310).

5. Das Idyll (die Idylle), das ländliche Gedicht, schildert bis zur Kleinmalerei das stille Glück beschränkter Verhältnisse, z. B. des Hirten- oder Landlebens, der ruhigen Häuslichkeit u. a. Beispiel: „Der siebzigste Geburtstag" (S. 138).

6. Das Epos stellt ein bedeutsames Ereignis aus dem Menschen- oder Völkerleben dar, und zwar in der Weise, daß sich um eine bestimmt hervortretende Haupthandlung eine Reihe von Nebenhandlungen oder Episoden gruppiert, die sich mit jener zu einem harmonischen Ganzen zusammenschließen. Die Darstellung schreitet ruhig und in gewisser Breite fort und bietet so durch genaue,

sorgfältige Ausmalung aller einzelnen Züge ein ausführliches Bild des zu behandelnden Gegenstandes. Man unterscheidet das Volksepos und das Kunstepos. (Vgl. S. 10.) Verschiedene Arten des Kunstepos sind: 1. das heroische Epos, das eigentliche Heldengedicht, das seinen Stoff der Sage oder der Geschichte entnimmt, z. B. „Das befreite Jerusalem" von Torquato Tasso (übersetzt z. B. von Streckfuß); 2. das romantische Epos, das Ereignisse aus dem romantischen Sagenkreise behandelt, z. B. „Parzival" (S. 40), oder einen ähnlichen, abenteuerlichen, frei erfundenen Stoff zum Gegenstand hat, z. B. Wielands „Oberon", Schulzes „Bezauberte Rose", Winkels „Otto der Schütz"; 3. das religiöse Epos, das biblische oder überhaupt christliche Personen zu epischen Gestalten macht, z. B. „Der Heliand" (S. 6. 7), Klopstocks „Messias" (S. 123), dem in seiner Bedeutung Dantes „Göttliche Komödie" und Miltons „Verlornes Paradies" entspricht; 4. das idyllische Epos, das seinen Stoff aus der Beschränktheit ländlich-bürgerlicher Zustände nimmt, z. B. Goethes „Hermann und Dorothea"; 5. das komische Epos, das durch Darstellung des Heiteren und Lächerlichen ergötzen will, z. B. „Nibelungen im Frack" von A. Grün. Hierher gehören auch das Tierepos („Reineke Fuchs" von Goethe), ferner die Parodie (a), die durch Übertragung der Form eines ernsten, würdigen Gedichts auf ein anderes, das dem Inhalt nach von jenem durchaus verschieden ist, und die Travestie (b), die durch possenhafte Einkleidung eines erhabenen Gegenstandes eine komische Wirkung erzielt. Beispiele:

(a) **Die Erscheinung im Kaffeesaale.**

1. In einer Stadt bei jungen Frauen
Erscheint nach jedem Mittagsmahl,
Sowie der Kaffee sich läßt schauen,
Ein geistig Wesen in dem Saal.

2. Es ist nicht in dem Saal geboren,
Man fragt es nicht, woher es kam;
Doch schnell ist seine Spur verloren,
Sobald man wieder Abschied nahm.

3. Vereinigend ist seine Nähe,
Und alle Lippen tun sich auf,
Und keine Würde, keine Höhe
Hemmt ihres Wörterstromes Lauf.

4. Es bringet Fehler mit und Namen,
Gemerkt in einem andern Haus,
Bei eingebildeteren Damen,
Auf einem andern Kaffeeschmaus.

5. Und schenket jeder eine Gabe,
Der Witz und jener scharfen Blick;
Der Jüngling wie der Greis am Stabe,
Ein jeder kommt beklatscht zurück.

6. Zum Tadel dienen alle Gäste;
Doch birgt sich wo ein liebend Paar,
Das gibt der Kaffeereden beste,
An dem läßt man kein gutes Haar.

(Köller.)

Vergleiche mit diesem Gedicht „Das Mädchen aus der Fremde" von Schiller, S. 209.

(b) **Virgils Äneis.**

(übersetzt von Schiller.)

6. Mit Staunen weilt der überraschte Blick
Beim Wunderbau des ungeheuren Rosses usw.

Travestie

von J. A. Blumauer.

6. Der Bauch des Rosses schreckte baß
Uns seiner Größe wegen;
Es war das Heidelberger Faß
Ein Fingerhut dagegen usw.

7. Der Roman und die Novelle. Der Roman ist das Epos in Prosaform und entrollt in großen Zügen innerhalb des Rahmens gegenwärtiger oder vergangener Zustände das Bild einer bedeutenden Persönlichkeit mit ihren Bestrebungen, Taten und Schicksalen und läßt die allmähliche Entwickelung von deren Charakter zum Guten oder zum Bösen erkennen. Man unterscheidet historische Romane, z. B. „Die Ahnen" von G. Freytag, „Ekkehard" von J. V. v. Scheffel, Kulturromane, z. B. Goethes „Wilhelm Meister", Freytags „Soll und Haben", humoristische Romane, z. B. „Ut mine Stromtid" von Fr. Reuter, und andere. — Die Novelle ist eine kleinere, künstlerisch ausgestattete Erzählung einer einzelnen Begebenheit, die rasch das Interesse erregt und nach spannender Verwickelung einer baldigen Lösung zu-

strebt. Beispiel: „Im Jahre des Herrn" von Riehl (S. 479 ff.). — Die Roman- und Novellenliteratur ist sehr groß, bietet jedoch nur äußerst selten eine gesunde Lektüre. Sie ist jetzt ein „großer Schmutz- und Kehrichthaufen" geworden, unter dem nur verschwindend wenige „echte Goldkörner" zu finden sind, und richtet daher unermeßlichen Schaden an.

III. Die didaktische Poesie.

Die didaktische Poesie erscheint *vermittelt* und *unvermittelt*. Die Arten der vermittelten didaktischen Poesie sind die Fabel, die Parabel, die Allegorie.

1. Die *Fabel* veranschaulicht eine allgemeine Wahrheit oder Klugheitsregel durch eine frei erfundene, meistens der vernunftlosen Welt entnommene Begebenheit. Beispiele bei Gellert, S. 111, Lichtwer, S. 113, Lessing, S. 167; vgl. auch S. 166.

2. Die *Parabel* oder das *Gleichnis* stellt eine höhere, sittliche oder religiöse, Wahrheit durch eine erdichtete Erzählung aus der Natur oder dem Menschenleben anschaulich dar. Dem Inhalte entsprechend, ist die Darstellung gehobener, die Sprache edler als in der Fabel. Den unvergleichlichen Wert der Parabel lehrt die Heilige Schrift an vielen Beispielen, z. B. im Gleichnis vom Sämann, vom verlorenen Sohn usw. Beispiele aus der weltlichen Literatur sind: „Die ewige Bürde" von Herder (S. 172), „Leben und Tod" von Rückert (S. 281).

Ist der Stoff der Parabel der antiken Mythenwelt entlehnt, oder treten überhaupt höhere Wesen darin auf, so heißt sie *Paramythie*. Beispiel: „Das Kind der Sorge" (S. 173).

3. Die *Allegorie*, als Dichtungsart, ist eine durch ein ganzes Gedicht oder einen Teil desselben durchgeführte Metapher oder *Vergleichung* und stellt einen nichtsinnlichen (abstrakten) Gegenstand in einem ihm in allen seinen Teilen entsprechenden sinnlich wahrnehmbaren (konkreten) Bilde dar. Beispiel: „Das Mädchen aus der Fremde" (S. 209), „Gesang der Geister über den Wassern" (S. 185).

Zur Allegorie gehört auch das *Rätsel*, insofern es den zu erratenden Gegenstand auf eine allegorische Weise umschreibt. Beispiel S. 225. Als Dichtungsart kann jedoch das Rätsel nur dann gelten, wenn es nach Darstellung und Inhalt den dichterischen Anforderungen entspricht. — Neben diesem *Worträtsel* sind als andere Arten zu nennen: 1. die *Scharade* oder das *Silbenrätsel* (a), das ein Wort erst nach seinen Silben und dann als Ganzes erraten läßt, z. B.: Turm-Uhr, Turmuhr; 2. das *Buchstabenrätsel*, nämlich erstlich der *Logogriph* (b), wobei durch Weglassung eines Buchstabens, z. B. Garten — Arten, Essen — Esse, lieben — leben, oder durch Vertauschung von Buchstaben, z. B. Rahm — Ruhm, Leder — Leber, Hund — Mund — kund, neue Wörter entstehen; sodann das *Anagramm*, das durch Versetzung von Buchstaben neue Wörter entstehen läßt, z. B. Donner — Dornen — Norden; endlich das *Akrostichon*, das die Buchstaben des Rätselworts in den Anfang der Verse des Gedichts setzt (vgl. S. 18. 97); 3. das *Palindrom* (c), das ein Wort erraten läßt, das auch rückwärts gelesen werden kann, z. B. Elle, Regen — Neger; 4. das *Homonym* (d), das Wörter erraten läßt, die bei gleicher Form verschiedene Bedeutungen haben, z. B. Erbe, Gericht. Beispiele: (a) S. 302, (b) S. 302 (c) S. 302. 318, (d) S. 285.

Die Arten der *unvermittelten* didaktischen Poesie sind das Lehrgedicht, das Epigramm, die Gnome, die Satire.

1. Das *Lehrgedicht* ist die Darstellung von Gegenständen der Kunst und Wissenschaft, der Theologie und Philosophie in dichterischer Form. Beispiel: „Arist" (S. 120). Besteht das Lehrgedicht aus einzelnen aneinandergereihten Sprüchen, so heißt es *Spruchgedicht*. Beispiel: „Freidanks Bescheidenheit" (S. 54), „Weisheit des Brahmanen" (S. 284).

2. Das *Epigramm* (eigentlich Aufschrift) oder das *Sinngedicht* erregt entweder in knapper Form die Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Sache und knüpft daran in gleicher Kürze einen sinn-

reichen Gedanken (Lessings Definition) oder stellt einen gegenwärtigen oder gegenwärtig gedachten Gegenstand zu irgendeinem genommenen Ziel der Lehre oder Empfindung dar (Herders Definition). Beispiele: S. 98. 121. 167. 193 u. a. Auch die Xenien S. 225 sind hierherzurechnen.

3. Die Gnome oder der Denkspruch spricht in gedrängtester Kürze eine Weisheitslehre, eine bedeutsame Erfahrung, überhaupt einen schönen, inhaltsreichen Gedanken aus. Beispiele: S. 173. 283. 397. Die Sprüche Salomonis sind eine biblische Sammlung von Gnomen. Der Gnome verwandt ist das Sprichwort. (Näheres darüber in Anhang II.) Goethe, Rückert und andere Dichter haben eine Menge Sprüche verfaßt, die den Charakter des Sprichworts an sich tragen und als „geflügelte Worte" weite Verbreitung gefunden haben.

4. Die Satire oder das Spottgedicht legt, oft mit beißendem Sarkasmus, die menschlichen Schwächen, Laster und Torheiten bloß, um Abneigung gegen das Häßliche und Liebe zum Guten und Schönen zu erwecken. Beispiel: „Kleider machen Leute" (S. 115). Die Satire wird zur Karikatur, wenn der Dichter ein Zerrbild seines Gegenstandes entwirft, und zum Pasquill, wenn er eine Person zur Zielscheibe einer Schmähschrift macht. Doch können Karikatur und Pasquill kaum mehr der Poesie beigerechnet werden.

IV. Die dramatische Poesie.

Das Drama, die höchste und schwierigste aller Dichtungsarten, ist eine Dichtung, die — der griechischen Bedeutung des Wortes gemäß — eine Handlung darstellt. Auch das Epos stellt Handlungen dar. Aber während dieses sie als etwas Vergangenes nur erzählt, so führt das Drama sie als etwas Gegenwärtiges, vor unserm Auge sich Vollziehendes vor. (Vgl. S. 397.)

Zur Darbietung des Dramas sind demgemäß redende und handelnde Personen nötig, die die einzelnen Vorgänge durch Reden und Handeln aus der den Personen eigentümlichen Lage sich entwickeln lassen. Indem diese Personen allerdings auch Tatsachen erzählen und durch die Äußerung ihres zum Handeln drängenden Willens auch ihren Gefühlen Ausdruck verleihen, so schließt die dramatische Poesie auch Episches und Lyrisches in sich.

Bedeutsame Ereignisse aus dem Leben, vornehmlich aber aus der Geschichte, sind die für das Drama geeigneten Stoffe. Der Dichter ist jedoch nicht an die geschichtliche Wahrheit gebunden, da seine künstlerischen Zwecke ihm Abweichungen gestatten, ja gebieten. Doch einerlei, welche Ereignisse er zur Darstellung gelangen läßt — dichterisch wahr müssen sie sein, das heißt, sie müssen sich als natürliche Folge aus den gegebenen Verhältnissen ergeben. Mittelpunkt des Dramas ist der Held, dessen Charakter in dem Kampf mit den Verhältnissen sich nach einer bestimmten Richtung entwickelt. Um ihn gruppieren sich Nebenpersonen, die den ihnen gegebenen Charakter bewahren und, wie jener, durch denselben interessieren müssen.

In dem Kampf (Konflikt) zwischen den Helden und der Gegenpartei (Spiel und Gegenspiel), ohne den ein Drama nicht denkbar ist, muß es sich stets um ein bedeutsames Objekt handeln. Gemäß dem Ausgange des Kampfes gibt es drei Arten von Dramen: 1. die Tragödie, das Trauerspiel, wo der Held in dem Zusammenstoß mit feindlichen Gewalten seinen Untergang findet; 2. die Komödie, das Lustspiel, wo mancherlei, oft sehr ernste Verwickelungen eine heitere Lösung finden; 3. das Schauspiel, das Drama im engern Sinn, in dem der Held die sich ihm entgegenstellenden Hindernisse und Schwierigkeiten glücklich überwindet. (Der von Aristoteles angegebene Zweck der Tragödie, nämlich Furcht und Mitleid zu erwecken, erklärt sich so, daß der Zuhörer für den Helden, dessen Gaben und Kräfte ihre Grenzen haben und daher zur Verwirklichung seines Strebens nicht ausreichen, fürchtet und ihn als seinesgleichen, der dem Irrtum und der Schuld

unterworfen ist und vergeblich nach seinem Ziele ringt, bemitleidet.)

Die äußeren Bestandteile des Dramas sind Dialoge und Monologe. Diese bilden Szenen oder Auftritte, die sich zu Akten oder Aufzügen vereinigen, deren das größere Drama fünf zählt. Von dieser äußeren Einteilung in fünf Akte ist bei der Tragödie und dem Schauspiel die gleichfalls fünfteilige innere Gliederung zu unterscheiden, nämlich 1. die Exposition oder Einleitung, die mit allen zum Verständnis der dramatischen Handlung nötigen Voraussetzungen bekannt macht, z. B. dem Ort, der Zeit, den Verhältnissen und Personen; 2. die Kollision oder Verwickelung, wo der Held den Kampf mit der Gegenpartei aufnimmt; 3. die Krisis oder der Höhepunkt, wo der Kampf eine entscheidende Wendung nimmt; 4. die Peripetie oder Umkehr, wo in den Kampfesverhältnissen ein völliger Umschwung eintritt; 5. die Katastrophe, der Ausgang des Kampfes. Die Stelle, wo die Kollision ihren Anfang nimmt, heißt das erregende Moment. Bis zum Höhepunkt ist die Handlung steigend, von da bis zum Schluß fallend; somit läßt sich der Bau des Dramas durch das Bild einer Pyramide veranschaulichen. Doch lassen sich nicht sämtliche Dramen nach diesem Schema beurteilen, da manche dramatische Dichter, namentlich Goethe, ihren eigenen Weg gegangen sind.

Das Drama erfordert, der Natur der Sache entsprechend, einen raschen, lebhaften Gang und eine meist leidenschaftlich bewegte Sprache. Diese kann gebunden oder ungebunden sein.

Zu den größten deutschen Dramatikern gehören Lessing, Goethe, Schiller, Heinrich von Kleist, Grillparzer, Hebbel, Gottschall und andere, die das deutsche Drama dem der andern Völker ebenbürtig gemacht haben. Doch so gewaltige Kunstwerke ihre Dramen auch sind, so gewähren sie einem christlichen Herzen nur selten einen ungetrübten Genuß, da häufig die Sünde verherrlicht und zur Tilgung der Schuld nicht der von Gott selbst vorgezeichnete Weg eingeschlagen wird.

Die obengenannten Arten des Dramas sind die rezitierenden Arten. Musikalische, das heißt, solche, denen sich Instrumentalmusik und Gesang zugesellen, sind die Oper, die Kantate und das Oratorium.

University of California
SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
405 Hilgard Avenue, Los Angeles, CA 90024-1388
Return this material to the library
from which it was borrowed.

Form L-9
25m-2,'43(5205)

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
AT
LOS ANGELES
LIBRARY

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 001 279 091 1

PLEASE DO NOT REMOVE
THIS BOOK CARD

University Research Library

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59
UCLA-L50202

CALL NUMBER
PT1105
.H23H
SER | VOL | PT | COP
AUTHOR